INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT

FÜR WISSENSCHAFT, KUNST UND TECHNIK

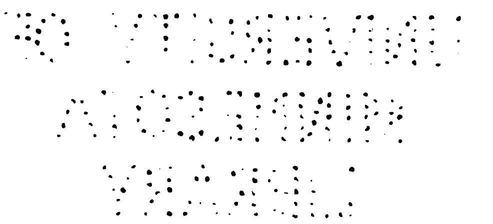
BEGRÜNDET VON FRIEDRICH ALTHOFF
HERAUSGEGEBEN VON MAX CORNICELIUS

BAND XIV · 1920

BG

VERLAG UND DRUCK B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN





INHALTSVERZEICHNIS.

I. Mitarbeiter.

II. Abhandlungen und Mitteilungen.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

14. JAHRGANG | HEFT 1 | OKTOBER 1919

Die Platonbiographie Ulrichs v. Wilamowitz.

Von Hans v. Arnim.

Das Verständnis Platons wie der griechischen Philosophen überhaupt kann nur durch Zusammenwirken philologisch-historischer mit philosophischer Forschung erschlossen werden. Aber schwer ist es, die Aufgabe, die dem Philologen, gegen die, welche dem Philosophen gestellt ist, abzugrenzen. Wilamowitz' „Platon" will nur die philologische Aufgabe lösen, „Platon, den Menschen und seine Werke den Lesern nahezubringen" — nicht den Fachgelehrten, sondern dem weiteren Leserkreise. Er will eine Biographie Platons geben, welche zeigt, „wie dieser Mensch geworden ist, was er gewollt, gedacht, gewirkt hat". Die Einordnung dagegen der Gedanken Platons in die Entwicklung der menschlichen Erkenntnis, die Bloßlegung der Fäden, die sie mit älteren und jüngeren Denkern verbinden, die Prüfung der platonischen Lehre auf ihren Wahrheitsgehalt sieht Wilamowitz als Aufgabe des Philosophen an. Als Philologen interessiert ihn die Lehre Platons nur um des Menschen, nicht der Mensch um seiner Lehre willen. Die Werke Platons, jedes für sich genommen, insofern es dem liebevollen Betrachter etwas Persönliches enthüllt und den Seelenzustand Platons zur Zeit der Abfassung offenbart, sind ihm wichtiger als die Frage, ob sich die in ihnen vorgetragenen Gedanken zu einem System zusammenschließen. Wenn Platons Dialoge philosophische Gedanken in künstlerischer Form darstellen, so ist ihm die Form wichtiger als der Inhalt, und jene Altersschriften Platons, die streng fachwissenschaftlich sind und die dramatische Form kaum noch äußerlich wahren, z. B. „Parmenides" und „Sophistes", werden grundsätzlich nicht so eingehend behandelt wie literarisch eindrucksvollere Werke. Die praktische Seite der platonischen Philosophie, d. h. ihr Streben, den einzelnen sowohl wie Staat und Gesellschaft besser und glückseliger zu machen, ist dem Biographen und Geschichtsforscher naturgemäß wichtiger als die logischen, ontologischen und erkenntnistheoretischen Untersuchungen. Was wir über Platons äußere Erlebnisse wissen, wird nicht, wie in den meisten Büchern über ihn, in einem besonderen biographischen Kapitel von der Behandlung der Schriften abgesondert und zusammengefaßt, weil das ganze Werk Biographie ist und auch in der Besprechung der Schriften und Lehren nur Biographie sein will. Der erste Band ist rein darstellend. Er verzichtet auf Begründung und auf Quellenbelege, so daß nirgends griechische Lettern erscheinen; er setzt sich fast nirgends mit den Ansichten der Mitforscher auseinander; er enthält keine Untersuchungen, sondern nur Ergebnisse. Wo dem Verfasser in einzelnen Fällen Begründung seiner Darstellung



nötig schien, hat er sie in Exkursen gegeben, die in einem zweiten Bande zusammengefaßt sind.

Voraussetzung für die Einbeziehung der Schriften in den Zusammenhang biographischer Darstellung ist die Kenntnis ihrer zeitlichen Folge. Diese hat, wie bekannt, seit Schleiermacher und K. F. Hermann einen Hauptgegenstand der deutschen Platoforschung gebildet. Trotz immer erneuter Versuche wollte es nicht gelingen, eine bestimmte Ansicht über die Zeitfolge zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Ohne diese aber konnte man nicht zum Verständnis der philosophischen Entwicklung Platons, zur Einordnung dieser in die Gesamtentwicklung der griechischen Philosophie und zu einer abschließenden Darstellung und geschichtlichen Würdigung der platonischen Philosophie gelangen. Wilamowitz hält die „platonische Frage", d. h. die Frage nach Echtheit und Reihenfolge der erhaltenen Dialoge für gelöst. „Über die Echtheit ist fast völlige Einhelligkeit erreicht —; die Prüfung von Sprache und Stil hat es in den letzten Jahren auch erreicht, daß die Dialoge gruppenweise in eine ganz feste Ordnung gebracht sind, und diese relative Chronologie wird durch die Verbindung mit den vier Epochenjahren, dem Tode des Sokrates und den drei Reisen, in eine absolute umgesetzt, die nur geringen Verschiebungen Raum läßt." In diesen Worten ist anerkannt, daß die Untersuchung von Sprache und Stil für die Ermittlung der Zeitfolge der Dialoge entscheidende Bedeutung gewonnen und zu endgültigen Ergebnissen geführt hat. Alle Forscher, die sich an diesen sprachlichen Untersuchungen zur Chronologie der platonischen Schriften beteiligt haben, werden dieses Zeugnis eines so angesehenen und unvoreingenommenen Beurteilers mit Genugtuung begrüßen, nicht zum wenigsten der Verfasser dieses Aufsatzes, der auf Grund der Stilbeobachtung die Schriften nicht nur, wie seine Vorgänger, auf drei große Hauptgruppen verteilt, sondern durchweg und bis ins einzelne in eine feste Ordnung gebracht hat, die bis auf wenige, nicht sehr erhebliche Abweichungen auch von Wilamowitz befolgt wird. Ich halte diesen Grundbau der Platonbiographie von Wilamowitz für fest und unerschütterlich, was nicht ausschließt, daß künftig noch manche Versuche, ihn zu erschüttern, unternommen werden.

Aber wichtiger als die äußere Zeitfolge ist ihre Deutung. Der Platz, den jeder einzelne Dialog in dieser Folge einnimmt, ist von der größten Bedeutung für das Verständnis des Dialoges selbst. Erst wenn wir wissen, welche früheren Schriften der Philosoph in jeder einzelnen Schrift als seinen Lesern bekannt voraussetzt, werden wir ihren Sinn und ihre Absicht voll erfassen; und erst wenn wir so jedes einzelne Werk als Glied der ganzen Reihe verstanden haben, werden wir auch umgekehrt das ganze platonische Schrifttum aus den einzelnen Schriften als Gesamtwerk verstehen. Die Deutung der Schriftenfolge in diesem Sinne ist m. E. auch in Wilamowitz' Platonbuch noch nicht in allen Punkten endgültig erreicht. Einige Bedenken, die mir geblieben sind, werden im folgenden besprochen.

In den Schriften der reifen Mannesjahre Platons (im „Menon", „Kratylos", „Symposion", „Phaidon" und in der „Republik") steht im Mittelpunkt die Ideenlehre, die durch die Lehre von der Anamnesis mit der diesen Schriften zugrundeliegenden Auffassung vom We-



sen der Seele verknüpft ist. Die Hauptfrage für die Deutung der ganzen Schriftenreihe ist ohne Zweifel, wie sich zu dieser mittleren Gruppe, die den Höhepunkt der platonischen Schriftstellerei darstellt, die ihr zeitlich voraufgehende Gruppe der frühen Schriften und die ihr nachfolgende der Altersschriften verhält. Von den Altersschriften will ich hier nicht handeln. Ich stimme Wilamowitz zu, wenn er die Ansicht ablehnt, Platon habe in seiner Altersperiode jene Hauptlehren seiner Philosophie stark umgebildet oder gar aufgegeben. Unsere Übereinstimmung in der Datierung des „Phaidros" führt zur gleichen Beurteilung auch dieser Frage. Dagegen hege ich Bedenken gegen seine Auffassung der frühen Schriftenreihe bis zum „Gorgias" und der in ihr ausgedrückten Entwicklung Platons als Mensch, Schriftsteller und Philosoph. Obgleich gerade hier bezüglich der Zeitfolge (von dem späteren Ansatze des „Euthydemos" durch Wilamowitz abgesehen) zwischen uns eine Übereinstimmung besteht, die mir um so erfreulicher ist, als gerade hier die Ansichten anderer Forscher am meisten auseinandergingen, ist doch unsere Deutung dieser Reihe bezüglich ihres Verhältnisses zur Mittelgruppe durchaus verschieden. Während ich in dieser Schriftenreihe eine zielbewußte methodische Vorbereitung auf die Hauptwerke der Mittelgruppe sehe, nimmt Wilamowitz an, daß Platon, als er diese frühen Schriften verfaßte, die Grundlehre seiner späteren Philosophie noch nicht konzipiert hatte, daß sie also ohne Beziehung auf diese Grundlehre geschrieben sind.

Drei Dialoge sind nach Wilamowitz noch bei Lebzeiten des Sokrates geschrieben: „Ion", „Hippias d. kl.", „Protagoras". Er behandelt sie unter der Überschrift „Jugendübermut", weil er in ihnen persönliche Satiren ohne ernsten philosophischen Gehalt sieht, Werke eines „neuen Archilochos", wie Gorgias den Platon genannt haben soll. Sie enthalten, meint er, weder sokratische noch platonische Lehren, sondern geben nur rein künstlerisch die Eindrücke Platons von den Gesprächen wieder, in denen Sokrates hochmütige Scheinwisser blamierte. Daß sie vor dem Tode des Sokrates geschrieben sind, zeigt sich, nach Wilamowitz, vor allem darin, daß Sokrates hier noch nicht den Nimbus des wahren Tugendlehrers hat. Was Sokrates war, ist dem Platon selbst erst durch Sokrates' Märtyrertod bewußt geworden. Daher erscheint der Sokrates dieser frühesten Dialoge als ein bloßer Virtuos des Streitgespräches, dem es nur darauf ankommt, seinen Gesprächsgegner, gleichviel mit welchen Mitteln, zu besiegen, nicht als ein Mann, dem Wahrheit und Tugend über alles geht.

Diese Ansicht von Wilamowitz steht in Zusammenhang mit dem Bilde, das er von Sokrates selbst zeichnet. Denn sie läßt sich nur verteidigen, wenn Platon von Sokrates weder positive Lehrsätze noch eine brauchbare wissenschaftliche Methode übernommen hatte; und so schildert in der Tat Wilamowitz den Sokrates: als einen Mann, der in der Geschichte der Philosophie nicht einmal erwähnt zu werden verdient. „Was die Erkenntnistheorie anlangt, so kann man Platon unmittelbar an Protagoras und Zenon den Dialektiker anschließen; für Sokrates ist zwischen ihnen kein Platz frei. Aristoteles rühmt ihm nach, daß er das Definieren aufgebracht hätte. Von diesem Lobe hat ihn H. Maier siegreich befreit" usw. Sokrates hat auch nicht die falsche Methode der Sophisten bekämpft und



durch diese Polemik indirekt die Wissenschaft gefördert. Auch hat er nicht den Übergang von der Naturphilosophie zur Ethik bewirkt. Die Erfindung der induktiven Methode bildet nicht einen Ruhmestitel des Sokrates; denn er kommt mittels derselben nicht zu dem Allgemeinen, das er sucht. Sein Suchen nach dem die Tugend begründenden Wissen, dem er gemeinsam mit seinen Schülern obliegt, führt niemals zum Ziele. Aber es wirkt trotzdem erziehlich auf den Schüler. Einerlei, ob dieser am Ende zu sagen weiß, was die Tugend ist, von der Sokrates gerade redet, und wie sie sich zu dem Ganzen der Tugend verhält: „er weiß, daß sie ist, und auch, daß sie dem Menschen erreichbar ist, wenn er nur will. Denn vor ihm steht einer, der sie besitzt und übt, Sokrates.“ Diese Schilderung des Sokrates, in der neben lauter Negationen der Hinweis auf seine praktische Tugendübung den einzigen positiven Zug bildet, kann meines Erachtens nicht richtig sein. Denn es ist ein innerer Widerspruch, daß ein Lehrer, der zur Skepsis gegenüber allen herkömmlichen ethischen Maßstäben und zu eigenem Nachdenken über die Pflichten und Aufgaben des Menschen anleitet, schließlich doch nur durch sein praktisches Beispiel erziehlich wirken sollte. Wenn Sokrates seine Schüler überzeugt, daß Tugend Wissen sei, dieses Wissen aber in ihnen nicht zu erwecken und nicht einmal anzugeben wußte, was den Gegenstand dieses Wissens bildet, so hatte er ihnen die Tugend zum Problem gemacht. Unmöglich konnten sie eine Tugend, deren Wesen nicht zu kennen sie sich bewußt geworden waren, an Sokrates entdecken und rein aus der Anschauung seines Wesens die Überzeugung schöpfen, daß sie jeder sich aneignen kann, wenn er nur will. Aber ich will hier nicht diese Auffassung des Sokrates widerlegen, sondern nur darauf hinweisen, daß sie für Wilamowitz' Auffassung der frühesten Schriften Platons (sowohl der drei bei Sokrates' Lebzeiten, wie der nach seinem Tode verfaßten) die notwendige Voraussetzung bildet. Wäre Platon durch Sokrates in seinem Nachdenken über die Grundprinzipien der Ethik gefördert worden, dann hätte er ihn schon vor seinem Märtyrertode als den Mann erkennen müssen, der durch das Wahre zum Guten hinführte; dann hätte er ihn auch nach seinem Tode nicht als einen Mann zu verteidigen gesucht, dessen Untersuchungen über die Tugend zwar unfruchtbar bleiben, der aber dennoch durch seine Person sittlich erziehend wirkt.

Was nun die drei Dialoge, „Ion“, „kl. Hippias“ und „Protagoras“, betrifft, so kann ich nicht glauben, daß sie der Absicht, Personen lächerlich zu machen, ihre Entstehung verdanken, sondern finde in allen sachliche Untersuchungen, die mit den in den folgenden Dialogen geführten in innerem Zusammenhange stehen. Plato sucht in der ganzen Reihe seiner Jugenddialoge das Wesen der Philosophie als einer selbständigen Wissenschaft neben und über den bereits anerkannten Einzelwissenschaften zu bestimmen. Tugend, Erziehung, Reform von Staat und Gesellschaft können, meint er, nur auf dieser Wissenschaft beruhen, deren spezifischer Gegenstand noch der Bestimmung bedarf. Besonders faßt er diese Aufgabe von der Seite des Erziehungsproblems an. Wie ist Erziehung zur Areté möglich? Da muß er zunächst zeigen, daß die bisher aufgetretenen Bildungsapostel und Tugendlehrer diese Wissenschaft nicht besitzen, also auch keine wahren Erzieher

sind. Diesem Zweck dient der „Ion“ nicht minder als der „Protagoras“. Denn die Ansicht, daß das Studium Homers die Hauptquelle allgemein menschlicher Bildung sei, war damals weit verbreitet. Der Rhapsode Ion versteht nicht nur die homerischen Gesänge wirkungsvoll vorzutragen, sondern will auch in allen Gegenständen, die in der alle Seiten des Menschenlebens umfassenden homerischen Dichtung vorkommen, als Sachverständiger gelten. Diese Gegenstände gehören aber teils in die Einzelwissenschaften (τέχναι), so daß deren Vertreter für sie die eigentlichen Sachverständigen sind, teils in die Philosophie, so daß für den Rhapsoden als Homerphilologen und Homerinterpreten kein spezifischer Gegenstand übrig bleibt. Sein Anspruch, eine Lehre zu besitzen, die als unmittelbares Bildungs- und Erziehungsmittel gelten könnte, ist also unberechtigt. Die Art, wie dies von Sokrates bewiesen wird, ist ganz dieselbe, wie im Vorgespräch des „Protagoras“ vom Sophisten, auch einem Vertreter universeller Bildung, nachgewiesen wird, daß er keinen spezifischen Gegenstand seiner Sachkunde namhaft machen kann. Hat dieser Nachweis im „Protagoras“ einen allgemeinen theoretischen Zweck, so kann er im „Ion“ unmöglich nur zur persönlichen Verspottung des Rhapsoden dienen. Die Rhapsodenkunst wird mit denselben Maßstäben gemessen, die Platon auch sonst in seiner Wissenschaftslehre anwendet; gewogen und zu leicht befunden.

Der „kleinere Hippias“, den ich aus stilistischen Gründen nicht in so frühe Zeit, sondern in die des „Gorgias“ und „Menon“ setze, ist m. E. nicht geschrieben, um den Hippias lächerlich zu machen, sondern behandelt ebenfalls ein sachliches Problem, das für Platons Wissenschafts- und Tugendlehre von Bedeutung ist. Gegen den sokratischen Intellektualismus, demzufolge Tugend Wissen ist, wurde von Gegnern natürlich oft eingewendet, auch wer das Gute wisse, könne freiwillig (absichtlich) das Schlechte tun; ein solcher Mensch sei offenbar schlechter, als wer unfreiwillig, ohne es zu wissen, unrecht tue. Gegen diesen Einwand will der „Hippias“ den sokratischen Intellektualismus verteidigen. Im ersten Hauptteil wird gezeigt, daß die Fähigkeit, wann er will, also freiwillig, die Unwahrheit zu sagen, für jede Einzelwissenschaft nur der Sachkundige besitzt, derselbe, der auch, wann er will, die Wahrheit sagen kann, und daß dieser offenbar besser ist als der dieser Einzelwissenschaft Unkundige, der unfreiwillig die Unwahrheit sagt. In diesem ersten Teil handelt sich's nur um intellektuellen Wert oder Unwert, der durch Besitz oder Nichtbesitz der Einzelwissenschaften bedingt ist, nicht um die moralische Frage, ob und wann es gut und berechtigt ist, die Unwahrheit zu sagen. Diese Frage gehört nicht in eine der Einzelwissenschaften, sondern in die Philosophie (die Ethik); nur wer philosophische Erkenntnis besitzt, kann sie entscheiden. Durch den Übergang ins Moralische scheidet sich vom ersten der zweite Teil, in dem bewiesen wird, wer freiwillig sündige und unrecht tue, wenn es einen solchen Menschen überhaupt gebe, könne nur der Gute sein. Der Sinn dieser paradox klingenden, aber von Platon ganz ernst gemeinten These ist, daß es keinen Menschen gibt, der freiwillig (mit vollem Bewußtsein, wider besseres Wissen) sündigt und unrecht tut. Wer als Philosoph das Wissen vom Guten und Bösen, vom Ge-

rechten und Ungerechten besitzt, der ist zwar fähig das Böse und Ungerechte freiwillig zu tun, aber es ist zugleich undenkbar, daß er von dieser Fähigkeit Gebrauch macht. Die Einzelwissenschaft, die nur relative Güter schafft, kann man benützen, um das in ihrem Sinne Schlechtere freiwillig zu tun, wenn ein außer ihr gelegener höherer Gesichtspunkt dies fordert; die Philosophie, die das absolut Gute erkennt, kann man nie benützen, um das in ihrem Sinne Schlechtere freiwillig zu tun, weil es keinen außer ihr gelegenen höheren Gesichtspunkt gibt, der dies rechtfertigen könnte. — So verstanden enthält der „Hippias" eine im Zusammenhang der platonischen Wissenschaftslehre wertvolle Untersuchung, so daß man nicht zu der Annahme seine Zuflucht zu nehmen braucht, Jugendübermut und Spottlust habe dem Verfasser die Feder geführt. Richtig ist, daß der „Hippias" nicht geschrieben sein kann, um Sokrates gegen seine Ankläger zu verteidigen, weil für einen Leser, der das Problem nicht versteht, Sokrates hier als Anwalt der Unsittlichkeit erscheinen kann. Aber daraus kann man nicht schließen, daß der Dialog vor dem Tode des Sokrates erschienen sei.

Auch der „Protagoras" ist nicht nur Komödie und Satire. Anzunehmen, daß es Platon in diesem Dialog nur auf die künstlerische Darstellung und Verspottung des Treibens der sophistischen Tugendlehrer angekommen sei und die Fragen der Erziehungs- und Tugendlehre, die in ihm erörtert werden, für Platon nicht einen Gegenstand ernsten philosophischen Interesses gebildet hätten, hindert mich die Tatsache, daß alle diese Fragen in der folgenden Schriftenreihe wieder aufgenommen und weitergesponnen werden: die Lehrbarkeit der Tugend, ihre Wesensbestimmung als Wissen, das Verhältnis der Einzeltugenden zur Gesamttugend, die Abgrenzung der tugendbegründenden Wissenschaft gegen die anderen durch Bestimmung ihres spezifischen Gegenstandes, die Begriffsbestimmung der Tapferkeit, das Verhältnis des Guten zum Angenehmen. In Wilamowitz' Darstellung sieht es so aus, als ob alle diese Fragen weder vor noch nach dem Tode des Sokrates ernste philosophische Probleme für Platon gebildet hätten. Vor dem Tode des Sokrates spielt er nur mit ihnen und nach Sokrates' Tode benützt er sie nur zur Verteidigung von dessen Person. Diese Sonderung der Dialoge in Gruppen, von denen jede durch einen gemeinsamen Zweck zusammengehalten wird, und das Aufeinanderfolgen dieser Gruppen ergibt dann etwas wie eine Entwicklung, die aber keine philosophische Entwicklung, kein Fortschritt des Erkennens ist. Ich bestreite ebenso entschieden den vorwiegend apologetischen Zwecke der zweiten wie den vorwiegend satirischen der ersten Gruppe und finde in allen Dialogen der Frühzeit bis zum „Gorgias" die Bearbeitung eines in sich zusammenhängenden Komplexes von Problemen, den Problemen der Wissenschaftslehre, zu dem Zwecke, die Philosophie als eine selbständige Wissenschaft neben und über den Einzelwissenschaften zu begründen.

In dem Kapitel „Verteidigung des Sokrates" behandelt Wilamowitz, außer „Apologie" und „Kriton", die vier Dialoge „Laches", „Lysis", „Charmides", „Euthyphron". Diese sechs Schriften hat Platon nach Wilamowitz verfaßt, um das Gedächtnis seines Lehrers zu Ehren zu bringen. In den vier letztgenannten wird Sokrates im Ver-



kehr mit jung und alt vorgeführt, um die Vorwürfe der Anklage zu entkräften und seine Unsträflichkeit nicht nur, sondern auch seinen fördernden Einfluß auf alle anderen ins Licht zu setzen. Es kam Platon hier viel weniger darauf an, was Sokrates sagte, als wie er war. Der Leser sollte die Überzeugung gewinnen, daß er die Jugend nicht verdarb, sondern tauglicher zu dem machte, was man von ihr im praktischen Leben erwartete. Platon schreibt also diese Gespräche nicht als Philosoph aus theoretischem Interesse, nicht um das Wesen der Tugend aufzuklären, sondern um Sokrates als Träger aller Kardinaltugenden zu zeigen.

Ich meine, wenn das Platons Absicht gewesen wäre, so hätte er diese Schriften ganz anders anlegen müssen; mehr nach Art jener Apologie des Sokrates, mit der Xenophon seine „Denkwürdigkeiten" beginnt. Nicht durch erdichtete Gespräche, sondern nur durch Tatsachen, die er selbst als Augenzeuge verbürgte oder durch fremdes Zeugnis erhärtete, konnte er beweisen, daß Sokrates alle Tugenden besessen und betätigt hatte. Auch daß Sokrates die Jugend zu d e m tauglich gemacht hatte, was man von ihr im praktischen Leben erwartete, konnte nur durch Beispiele gezeigt werden. Wenn überhaupt die Frage nach dem Wesen der Tugenden aufgeworfen und erörtert wurde, so durfte, sollte Sokrates als ihr Träger erwiesen werden, die Erörterung n i c h t ergebnislos bleiben. Denn wenn der Leser am Schluß der Untersuchung nicht mehr wußte, was Tapferkeit, was Besonnenheit, was Frömmigkeit i s t, wie konnte er gleichzeitig die begründete Überzeugung hegen, daß Sokrates diese Tugenden besessen habe? Daß alle diese Gespräche mit der Aporie enden und eine befriedigende Definition des gesuchten Begriffs n i c h t gefunden wird, kann und soll ebensowenig die Leser wie die Gesprächspartner des Sokrates veranlassen, sich von dem Logos ab und der Person des Sokrates zuzuwenden, zufrieden, daß man zwar nicht wissen kann, was Tapferkeit ist, jedenfalls aber Sokrates tapfer war, sondern die Aporie soll den Leser von der Person ab und dem Logos zuwenden, als Stachel in seinem Gemüt zurückbleiben und ihm keine Ruhe lassen, bis er den Logos zu Ende gedacht hat. Auch das spricht für meine Ansicht, daß in allen diesen Gesprächen, im „Protagoras", „Laches", „Lysis", „Charmides", die persönlichen Momente, auf die Wilamowitz das Hauptgewicht legt, den Anfang, die sachlichen den Schluß bilden. Wenn Wilamowitz recht hätte, müßte es umgekehrt sein. Denn der Schluß ist entscheidend für die Nachwirkung der Schrift in der Seele des Lesers.

Am schlechtesten ist in Wilamowitz' Darstellung der „Laches" weggekommen, dessen philosophischer Gehalt überhaupt keiner Analyse gewürdigt wird, während „Lysis", „Charmides", „Euthyphron" im ersten Bande zwar auch mehr von der persönlichen Seite aufgefaßt werden, im zweiten Bande aber Exkurse erhalten, die mehr auf den Gedankengehalt eingehen. Es würde zu viel Raum fordern, wenn ich mich mit diesen Exkursen, die z. T. gegen meine Interpretationen geschrieben sind, gründlich auseinandersetzen wollte. Nur das möchte ich betonen, daß sie mit der These von der apologetischen Absicht dieser Dialoge m. E. nicht mehr ganz im Einklange stehen. Daß diese These nicht durchführbar ist, zeigt sich auch schon im ersten Bande, S. 194, wo gesagt wird, das Theoretische hätte im „Lysis" und



„Charmides“ nicht ohne Gewalt Unterkunft gefunden, und S. 200, wo es heißt, Platons Kämpfe um den eigenen Glauben drängten sich in die Schriften, die er zur Verteidigung des Sokrates schreibe. „Wenn sie eine Disharmonie hineintragen, so entspricht es seiner eigenen Stimmung.“ Die Disharmonie besteht m. E. nur zwischen dem von Wilamowitz angenommenen Hauptzweck dieser Gespräche und dem philosophisch wichtigsten Teil ihres Inhalts.

Als Platon den „Lysis“ und „Charmides“ schrieb, war er bereits durch begriffliches Denken (nicht nur Gefühl und Ahnung) zu der Überzeugung gelangt, daß das absolut Gute (die Idee des Guten) den Gegenstand des höchsten Wissens bilden müsse, das allen anderen Künsten und Wissenschaften, die nur relative Güter schaffen wollen, voranzuleuchten und die Wege zu weisen berufen sei. Daß das *πρῶτον φίλον* (das an sich, um seiner selbst willen Liebe) im „Lysis“ das Gute ist (und zwar natürlich das an sich Gute), lese ich nicht nur zwischen den Zeilen; es ist 220 B ausgesprochen. Wir brauchen nicht „Symposion“ und „Staat“, um es zu verstehen. Die Einführung des *πρῶτον φίλον* bildet den Höhepunkt des „Lysis“, dessen ganzer Gedankengang mit großer Kunst auf sie angelegt ist. Die Beweisführung, die darin gipfelt, daß nur das wirklich lieb ist, was um seiner selbst willen geliebt wird, also nicht nur als Mittel zur Aneignung eines Gutes oder zur Abwehr eines Übels, ist nüchtern logisch. Man sieht, daß sie dem Verfasser selbst als stichhaltig gilt. Mit welchem Rechte also sagt Wilamowitz: „Er ist sich im Gefühle bewußt, was das wahre Ziel der Philosophie, des Strebens nach Weisheit, sein muß, aber es ist noch Gefühl, Ahnen, Fragen“ und mit welchem Rechte vergleicht Wilamowitz diese Partie des „Lysis“ mit wallenden Nebeln, durch welche hier und da ein Lichtstrahl zuckt? Mir scheint gerade die schlichte Nüchternheit, das Fehlen wärmeren Gefühlsausdrucks, wo man ihn erwarten sollte, im Gegensatz zu dem hohen Pathos der späteren Schriften für den jungen Platon charakteristisch. — Weil der „Lysis“ diese Hindeutung auf die Idee des Guten enthält, ist seine Datierung entscheidend für die gesamte Auffassung von Platons Jugendschriften. Mit dem frühen Ansatz des „Lysis“ ist die frühe Konzeption wenn nicht der Ideenlehre überhaupt, so doch der Idee des Guten als des spezifischen Gegenstandes der höchsten Wissenschaft gegeben.

Eine ähnliche Bedeutung hat der „Laches“ für die Frage, wann Platon auf den Gedanken kam, die Unterscheidung eines vernünftigen und eines vernunftlosen Seelenteils für den Ausbau seiner Tugendlehre zu verwerten. Nur scheinbar bleibt im „Laches“ das Suchen nach dem Begriff der Tapferkeit ergebnislos. Wer die in den beiden Teilen der Untersuchung über die Tapferkeit (dem „Lachesgespräch“ und dem „Nikiasgespräch“) angesponnenen Fäden nur ein wenig weiterspinnt und miteinander verflicht — wozu der Parallelismus dieser koordinierten Kompositionsglieder auffordert —, der kommt notwendig zu dem Ergebnis, daß Tapferkeit das Ausharrungsvermögen ist, mittels dessen wir gegenüber allen Affekthemmungen an dem von der Vernunft als gut und recht Erkannten festhalten. Das „Lachesgespräch“ ergibt als Wesen der Tapferkeit ein einsichtiges Ausharren (*φρόνιμος καρτερία*), aber welcher Art die Einsicht ist, die durch ihre Verbindung mit dem Ausharren

dieses zur Tapferkeit macht, bleibt zweifelhaft; es zeigt sich nur, daß keinesfalls dem technischen Wissen in den Einzelwissenschaften diese Bedeutung zukommt. Das „Nikiasgespräch" ergibt als Wesen der Tapferkeit das Wissen von dem Furchtbaren und Nichtfurchtbaren. Dies ist aber nur ein von den anderen untrennbarer Teil des Wissens vom Guten und Schlechten, welches das Wesen der Tugend überhaupt ausmacht. Hier bleibt also der artbildende Unterschied der Tapferkeit von den anderen Einzeltugenden noch zu bestimmen. Die Ergebnisse der beiden Teile brauchen nur zusammengefügt zu werden wie die Hälften eines durchgeschnittenen Apfels, um die Definition der Tapferkeit zu gewinnen, die, wie wir aus dem „Staat" wissen, Platon in der Zeit seiner Reife gebilligt hat. Es ist also sicher, daß Platon schon, als er den „Laches" schrieb, diese Definition billigte. Denn ein anderer Zweck der Koordinierung beider Gesprächsteile mit ihren Teilergebnissen als dem Leser Verbindung dieser Teilergebnisse zum Gesamtergebnis nahezulegen ist undenkbar. Wußte aber Platon schon damals, daß bei der Tugend außer dem Wissen ein vernunftloser Faktor mitwirkt, so muß wenigstens der Keim seiner späteren Lehre von den Seelenteilen schon damals in ihm gewesen sein. Ich meine, dieses Ergebnis aus der Interpretation des „Laches" ist geeignet, den entsprechenden Befund im „Lysis" zu bestätigen.

Nach Wilamowitz trat die entscheidende Wendung in Platons philosophischer Entwicklung erst ein, als er den „Gorgias" schrieb. Die seit Sokrates' Tod vor dem „Gorgias" verfaßten Gespräche hatte der Zweck, den Sokrates zu verteidigen, erzeugt. Zu diesem Zweck hatte Platon den Sokrates sich über Gegenstände verbreiten lassen, die ihm wirklich vertraut gewesen waren. „Mit diesen ethischen Problemen beschäftigte sich daher Platons Denken. Es regte sich in ihm der Logiker. Wie Sokrates freute er sich am Suchen, am Disputieren; aber immer weniger genügte es ihm. Er fragte nach dem Inhalte, dem Ziele des Lebens. Das Ziel hatte ihm der sterbende Sokrates gezeigt, aber leidend. Er war jung, er fühlte die Kraft und Lust zu handeln. Dazu mußte er mit sich selbst ins reine kommen, wissen, was er wollte, auch was er im Leben werden wollte; stand er doch in den Dreißigern. Solange er schwankte und suchte, konnte er nur Kleinigkeiten hervorbringen. Endlich hatte er gefunden, sich entschieden. — Er schrieb den ‚Gorgias'." — Dies ist mit Wilamowitz' eigenen Worten die Entwicklung Platons, die zum „Gorgias" hinüberführt. Wir sollen also glauben, daß Platon nicht deswegen den Menschen Sokrates verehrte, weil er für sein eigenes sachliches Streben nach Erkenntnis an ihm einen Führer gefunden hatte, sondern umgekehrt erst infolge seiner Verehrung für den Menschen, weil er den toten Meister verteidigen wollte, nach dessen Tode zur Beschäftigung mit ethischen Problemen gelangte. Das Suchen und Disputieren, an dem sich Platon im „Laches", „Lysis", „Charmides" erfreut, soll zu dem Ziel und Inhalt seines Lebens noch gar keine Beziehung gehabt und ihm ebendeshalb immer weniger genügt haben. Erst aus diesem Nichtgenügen soll bei ihm, der schon in den Dreißigern stand, die Frage nach dem Ziel und Inhalt des Lebens entstanden sein. Nun erst soll, weil er die Kraft und Lust zu handeln in sich fühlte, in ihm das Bedürfnis entstanden sein, über die

Wahl eines praktischen Lebensberufs mit sich selbst ins reine zu kommen. Dialoge wie „Laches", „Lysis", „Charmides", „Euthyphron" sollen für Kleinigkeiten gelten; es soll der Entschuldigung bedürfen, daß Platon bisher nur solche Kleinigkeiten schuf, und die Entschuldigung soll darin gefunden werden, daß er bisher schwankte und vergeblich suchte. Die Aporie, mit der diese Schriften regelmäßig schließen, soll also Platons eigene Verlegenheit sein und die Vergeblichkeit seines Suchens, sein zielloses Schwanken beweisen. Die eigentliche philosophische Entwicklung Platons soll erst in der Zwischenzeit zwischen dem „Euthyphron" und dem „Gorgias" sowohl begonnen wie sich vollendet haben, ohne sich in irgendeinem Werke niederzuschlagen; und dann soll Platon plötzlich im „Gorgias" mit einer fertigen Lebensanschauung auf den Plan getreten sein und im Kampf für diese der Heimat abgesagt und die ganze Welt in die Schranken gefordert haben.

Auch Wilamowitz nimmt an, daß der Tod des Sokrates das für Platons ganzes Leben entscheidende Erlebnis war und daß die Knospe des Glaubens, zu dem er sich im „Gorgias" bekennt, schon als Sokrates starb, sich in ihm gebildet habe. „Dann erschloß sich die Blüte langsam unter der Sonne seines Sinnens. — Bis zum äußersten hatte er gesonnen, bis er den Sinn der Welt, der er absagte, in seiner Einheit erfaßt hatte." Ist es wohl, wenn dies richtig ist, wahrscheinlich, daß von all diesem Sinnen und von all diesem „Ringen um eine Weltanschauung" in den zahlreichen Schriften Platons aus den zehn auf Sokrates' Tod folgenden Jahren nichts sollte zu finden sein? Ist es glaublich, daß der Inhalt dieser Schriften zu der neuen „Weltanschauung", die im „Gorgias" verkündet wird, gar keine Beziehung haben sollte? So stellt es Wilamowitz dar, wenn er sagt: Sokrates hatte ihm den Mut gegeben, in guten Stunden die Spottlust und das dramatische Talent zu üben. Dem Toten zu Ehren hatte er dieses schriftstellerische Spiel fortgesetzt. Die Kunstform — beherrscht er mit Meisterschaft. Aber er hatte noch kaum einen Gedanken bis zu Ende gedacht." Ich sehe in den Dialogen vor dem „Gorgias" mehr als ein schriftstellerisches Spiel. Wenn Sokrates, wie Wilamowitz sagt, dem Platon durch seinen Tod das sittliche Ziel gezeigt, aber das Wissen nicht verliehen hatte, das er verlangte, so kann sich dieser, wenn er eine philosophische Natur war, nach Sokrates' Tode nicht mit schriftstellerischen Spielen begnügt und zehn Jahre lang darauf verzichtet haben, seine Gedanken zu Ende zu denken.

Ich freue mich, daß die Reihenfolge dieser Dialoge bei Wilamowitz dieselbe ist, die sich auch mir aus stilistischen und sachlichen Gründen als die richtige ergeben hat, und daß wir auch darin zusammentreffen, den Dialog über die Gerechtigkeit, der jetzt das erste Buch des „Staates" bildet, für eine vor dem „Gorgias" verfaßte Jugendschrift Platons zu halten. Nur insofern besteht noch eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns, als Wilamowitz sich diesen Dialog, den „Thrasymachos", als letzten der Reihe, unmittelbar vor dem „Gorgias" geschrieben denkt, während ich ihn viel früher, zwischen „Laches" und „Lysis", ansetze. Außerdem hat mich die Ansetzung des „Euthydemos" nach dem „Menon" nicht überzeugt. Ich halte ihn für den letzten der Dialoge vor dem „Gorgias" und finde in ihm (in dem Gespräch des Sokrates mit Kleinias) die



Behandlung der Einsicht (φρόνησις), die, nachdem Tapferkeit, Gerechtigkeit, Besonnenheit, Frömmigkeit in vier Dialogen behandelt waren, nicht fehlen durfte, um die Reihe der Kardinaltugenden abzuschließen. Daß im „Euthydemos“ die Frage nach der Lehrbarkeit der Tugend, die das Thema des „Menon“ bildet, beiseitegeschoben wird, indem Kleinias auch ohne Beweis von ihrer Lehrbarkeit überzeugt zu sein erklärt, beweist nicht die Priorität des „Menon“. Denn da im „Euthydem“ das tugendbegründende Wissen trotz alles Suchens nicht gefunden wird, so bleibt dieses Zugeständnis des Kleinias ohne Bedeutung für den Gedankengang. Die Priorität des „Euthydem“ wird m. E. erwiesen durch Vergleichung der Güterlehre im Protreptikos des „Euthydem“ S. 279 ff. mit der ganz ähnlichen Partie im „Menon“ S. 87 f., die sich als eine schon Bekanntes kürzende, zugleich aber weiterführende und vertiefende Rekapitulation der Euthydemstelle erweisen läßt.

Auf den „Gorgias“ folgte bald die große Reise Platons nach Ägypten und Kyrene, nach Italien zu den Pythagoreern und nach Sizilien an den Hof Dionysios' I. von Syrakus. Spätestens im Frühjahr 390 habe Platon sie angetreten, 388 sei er heimgekehrt und habe nun seine Schule, die Akademie, begründet. Die ersten Schriften nach der Heimkehr seien „Menexenos“, „Menon“, „Euthydemos“ und „Kratylos“. Im „Menexenos“ und „Menon“ bekunde sich das Streben des nun in Athen als Schulhaupt wirkenden Philosophen, die schroffe Absage des „Gorgias“ zu mildern und wieder Sympathien für sich zu gewinnen. Im „Menon“ und im „Kratylos“ bekenne sich Platon zum ersten Male zu der neuen Philosophie, die erst während der Reise, unter dem Einfluß seiner pythagoreischen Freunde, zur Reife gekommen war: Unsterblichkeit der Seele, Anamnēsis, Ideenlehre. Der „Menon“ sei gewissermaßen das Antrittsprogramm seiner Lehrtätigkeit in der Akademie, „Euthydem“ und „Kratylos“ Abrechnung mit falschen Forschungsmethoden, an deren Stelle er seine Dialektik setzen will.

Platon ging nun an die Ausarbeitung seines großen Hauptwerkes über den Staat, in dem er durch seine Philosophie die Erziehung und durch die Erziehung Staat und Gesellschaft zu reformieren unternimmt. In diesem Werke wurde zwar Sokrates als Gesprächsleiter beibehalten, aber es verschwand hier notwendig jede Ähnlichkeit mit den wirklichen Zügen des Sokrates, der nun die Lehren Platons vortrug. Darum wollte Platon zuvor noch, gewissermaßen zum Abschied, ein verklärendes Vollbild seines Lehrers geben, das wahrste und treueste Porträt des Sokrates schaffen und daneben doch diesem selben Sokrates seine eigensten Gedanken in den Mund legen. Dies geschieht in zwei dem „Staat“ vorausgeschickten Dialogen, „Phaidon“ und „Symposion“, die sich zueinander verhalten wie Tragödie und Komödie und, auf gegenseitige Ergänzung angelegt, ein Vollbild des Sokrates zustande bringen. „Ecce quomodo moritur iustus“ zeigt der „Phaidon“. Im „Symposion“ sehen wir, wie der Weise als Mensch unter Menschen zu leben versteht. So findet Wilamowitz den hauptsächlichen Daseinsgrund auch noch dieser Hauptwerke der Reifezeit in der persönlichen und künstlerischen, nicht in der philosophischen Absicht. Daß der „Phaidon“ auch geschrieben ist, um die Unsterblichkeit der Seele wissenschaftlich zu beweisen, will er natürlich nicht

bestreiten. Aber er betont mehr, daß durch die Unsterblichkeitsbeweise der „Phaidon" ein Buch der Erbauung und des Trostes auch für Leser, die eine andere Religion oder Philosophie bekannten, geworden ist, als daß hier ein Grundpfeiler der platonischen Lehre errichtet wird. Vom „Symposion" sagt er: „Philosophie ist nicht wesentlich anders darin als in Schillers oder Hölderlins Gedichten." Platon macht von der Freiheit Gebrauch, in dieser Dichtung Gefühle und Ahnungen laut werden zu lassen, für die in den wissenschaftlichen Debatten kein Raum ist; aber Spiel bleibt auch dies, denn es fehlt die ernste Wissenschaft mit ihrer Dialektik. Wichtig ist namentlich, daß Wilamowitz auch in den Lehren, die Sokrates von Diotima gehört haben will, nur ein Spiel mit Ahnungen und Gefühlen findet, hinter dem keine ernsthafte wissenschaftliche Überzeugung Platons steckt. In dem Exkurs „Diotima" im zweiten Bande wird dies genauer ausgeführt. Es ist unbestreitbar, daß Diotimas Vortrag über den philosophischen Eros nicht die Form dialektischer Überführung hat, die dem Platon als die allein streng wissenschaftliche gilt, ferner daß Diotima, indem sie den Eros als geistigen Zeugungstrieb darstellt, sich einer Bildersprache bedient, die seelische Erlebnisse durch Analogien aus dem physischen Leben veranschaulicht und daß man sich dieser Bildlichkeit immer bewußt bleiben muß. Dennoch bildet m. E. die Erotik einen unentbehrlichen Bestandteil der platonischen Philosophie. Es ist ein Beweis der philosophischen Größe Platons, daß er, obgleich vom sokratischen Intellektualismus ausgegangen, bei der Bestimmung des Wesens und der Weltstellung der Seele nicht nur ihre Erkenntnistätigkeit, sondern auch ihr Begehren und Wollen berücksichtigt. Der Eros im weitesten Sinne ist nichts anderes als die Seele selbst als begehrendes und wollendes Wesen. Wie der Dämon Eros zwischen Menschen und Göttern, zwischen der vergänglichen und der ewigen Welt, aus jener zu dieser emporstrebend die Brücke schlägt, so hat auch die Seele selbst in der platonischen Philosophie eine Mittelstellung zwischen beiden Welten. Mit ihren Wurzeln tief eingesenkt in die Sinnlichkeit des leiblichen Lebens, reckt sie ihren Wipfel empor in die Sphäre des Geistes und der Vernunft. Der Stufenleiter Wahrnehmung, Vorstellung, Wissen, die sie im Erkennen durchläuft, entspricht eine ähnliche Stufenleiter des Begehrens. In seinen niedrigsten wie in seinen höchsten Formen ist der Eros immer ein und derselbe, denn er kann nie etwas anderes als das Gute und Schöne wollen. Aber dieses stellt sich je nach der Entwicklungsstufe der Seele und des Eros in trüberen oder reineren Formen dar. Unmöglich kann sich der Eros der Seele mit einer niederen Erscheinungsform des Guten und Schönen dauernd zufriedengeben. Er treibt die Seele zu immer höheren Stufen desselben empor, indem sie sich immer vollständiger und deutlicher der einst geschauten Idee erinnert. Diese auf Beobachtung eigenen und fremden Seelenlebens, nicht auf bloßem Ahnen und Fühlen beruhende Schilderung des menschlichen Begehrens und Wollens hat, obgleich in dichterischer Form vorgetragen, einen großen wissenschaftlichen Wahrheitsgehalt und eine große Bedeutung für die platonische Philosophie. Es würde zu viel Raum beanspruchen, wenn ich durch Vergleichung mit anderen Schriften herausschälen wollte, was in dieser Darstellung als Platons

ernsthafte wissenschaftliche Überzeugung gelten muß. Ich kann hier nur andeuten, daß Wilamowitz der philosophischen Bedeutung dieser Stelle m. E. nicht ganz gerecht wird. Im besonderen möchte ich seiner Ansicht entgegentreten, die er nicht nur hier, sondern auch in der Erklärung des sechsten und siebenten Buches der „Republik" verficht: nach Platons eigener Auffassung könne man auf dem Wege der Wissenschaft hoch und immer höher steigen, aber niemals bis zu ihrem Ziele, der Anschauung der Idee des Guten und Schönen, und wenn wir an der Grenze der Wissenschaft angelangt sind, könne uns zu diesem jenseits ihrer Grenze gelegenen Ziele nur der Fittich der Poesie und musischer Wahnsinn emportragen. Ich finde weder in der eben besprochenen Stelle des „Symposion" noch in der Partie des „Staates", die von der Idee des Guten handelt, einen Beweis dafür, daß der letzte Schritt zu ihr auf andere Weise getan werde als die früheren; vielmehr besteht er, ebenso wie jene, in dem dialektischen Zusammenschauen des Einen im Vielen, welches Wiedererinnerung ist. Wenn Platon sagt, daß das Gute noch jenseits des Wissens und der Wahrheit, des Denkens und des Seins liegt, so will er es damit nur als eine Wesenheit von noch höherer Dignität und noch größerer Ursprünglichkeit als Wissen und Wahrheit bezeichnen, nicht aber als etwas, das niemals G e g e n s t a n d eines Denkens und Wissens werden kann. Hätte er gemeint, daß es nur im „göttlichen Wahnsinn" erfaßt werden könnte, dann hätte er nicht die Aneignung dieses Lehrgegenstandes als unentbehrlich für die Staatslenker und als höchstes Ziel ihrer gesamten Erziehung hinstellen können. Denn es ist kein ursächlicher Zusammenhang denkbar zwischen der durch den ganzen Bildungsgang erworbenen dialektischen Fähigkeit und einer göttlichen Inspiration, die etwas ganz anderes ist als dialektische Synopsis.

Der „Phaidros" ist, nach Wilamowitz, unmittelbar nach dem „Staat" geschrieben, nicht als philosophische Lehrschrift, sondern aus reiner Freude am künstlerischen Schaffen, aus einer besonderen Stimmung heraus, die Wilamowitz durch die Kapitelüberschrift „Ein glücklicher Sommertag" andeutet und aus der Nachempfindung des so mannigfaltige Bestandteile enthaltenden und in der Stimmung doch einheitlichen Werkes zu schildern sucht. Selbstbeobachtung des eigenen dichterischen Schaffenstriebes, der im Widerspruch mit seiner Verwerfung aller mimetischen Poesie in seinem Seelenleben und sogar in seiner Philosophie von jeher eine so große Rolle gespielt hatte, Naturstimmung und erotische Stimmungen im Verkehr mit seinen Schülern — „all dies, was in seiner Seele vorhanden war, schoß in einem glücklichen Moment in eins zusammen, in ein Gefühl zugleich und ein Wissen. Das mußte er sich von der Seele schreiben, und so entstand das neue Werk." Diese Ansicht über die Entstehung des „Phaidros", die ihn u n g e w o l l t der Seele des Verfassers entströmen läßt und ihn selbst zu einem Exempel der in ihm gegebenen Schilderung dichterischen Schaffens macht, stimmt, ich muß es bekennen, nicht zu dem Eindruck, den mir dieses Werk macht. Ich glaube eher bewußten Kunstverstand und kluge Berechnung in seiner Anlage zu entdecken. Die Lobrede auf den Eros, die zu den im „Symposion" enthaltenen eine weitere nachträgt und die Rede der Diotima dort an Glanz der Darstellung und an



Reichtum und Tiefe der Gedanken noch überbietet, wird im Dialog als Paradigma einer höchsten Rhetorik benützt, die dem Philosophen vorbehalten ist, und in den Zusammenhang einer Erörterung des Verhältnisses zwischen Philosophie einerseits, Redekunst und Schriftstellerei andererseits hineingestellt. Aber es ist sehr unwahrscheinlich, daß sie zu diesem Zweck ursprünglich verfaßt ist. Sie dürfte aus dem Bedürfnis Platons entstanden sein, was er in der Diotimarede versucht hatte, nunmehr auf Grund der im „Phaidon" und „Staat" erreichten weiteren Ausgestaltung seiner Seelen- und Ideenlehre vollkommener zu leisten. Die Palinodie ist m. E. der älteste Bestandteil des „Phaidros" und war ursprünglich um ihrer selbst willen da. Da sich aber Platon auch diesmal, wie beim Epitaphios, nicht entschließen konnte, auf die Kunstform des sokratischen Dialogs zu verzichten und die Rede ohne Umschweife als Rede zu veröffentlichen, so hat er eine dramatische Handlung und Situation erfunden, die es ermöglichte, dem Sokrates diese seinem Wesen fremde Rede in den Mund zu legen und daneben noch auszudrücken, in welchem Gegensatz zugleich und inneren Zusammenhang eine solche mythische und rhetorische Darstellung mit seiner, Platons, Philosophie stünde. Er suchte sich als Gegenstück zu seiner Rede eine denselben Gegenstand behandelnde eines angesehenen Vertreters der reinen, von Philosophie ganz unberührten Redekunst, den Erotikos des Lysias. Da er sowohl die formal-logische wie die inhaltliche Überlegenheit der philosophischen über die unphilosophische Rhetorik veranschaulichen wollte, schob er zwischen beide Reden noch eine dritte (die erste des Sokrates) ein, die mit der lysianischen zwar den Grundgedanken teilt, diesen Grundgedanken aber, statt wie Lysias in beliebiger Folge Enthymeme aneinanderzureihen, nach einer streng logischen Disposition entwickelt. Um die Palinodie halten zu können, mußte Sokrates seiner Nüchternheit entrückt und von den Nymphen begeistert werden. Daraus ergab sich die Szenerie, der Spaziergang in die Landschaft. Daß Platon selbst durch Naturstimmung oder auch durch erotische Stimmungen in den Seelenzustand versetzt wurde, in dem ihm solche Reden gelangen, liegt darin nicht. Der Eros als ein unbewußter Faktor der philosophischen Erkenntnis hat auch in Platons Seele gewirkt, aber daß auch der von den M u s e n stammende Wahnsinn, von dem er 245a spricht und der von dem erotischen ganz verschieden ist, ihn beim Schaffen eines Werkes wie des „Phaidros" beseelt habe, hat er m. E. nicht sagen wollen.

Der „Phaidros" ist das letzte Werk Platons, das sich der vorwiegend persönlichen und literarisch-ästhetischen Betrachtungsweise des Biographen fügt. „Parmenides" und „Theaetet", die dem „Phaidros" zeitlich nahestehen, behandelt Wilamowitz in dem Kapitel „Nur noch Lehrer", obgleich er wenigstens im ersten Teil des „Theaetet" noch einen letzten Anlauf zu künstlerischer Gestaltung findet, der freilich im zweiten Teil versage, weil Platon das Werk wegen der bevorstehenden zweiten sizilischen Reise (Frühjahr 366) eilfertig zu Ende geführt habe. Unter den Alterswerken, „Sophistes", „Politikos", „Timaios", „Philebos", „Gesetzen", kann keines, so groß auch hier die auf den Stil verwendete Sorgfalt sein mag, hauptsächlich und in erster Linie aus dichterischem Schaffensbedürfnis und persön-



lichem Erleben des Verfassers abgeleitet werden. Der „Theaetet“ enthält eine Episode, in der uns der Philosoph, mehr als an irgendeiner anderen Stelle seiner Werke, einen Einblick in sein eigenes Innere verstattet. Der „Politikos“ enthält einen Mythos, und mythisch in gewissem Sinne ist der ganze „Timaios“. Trotzdem sind alle diese Schriften zweifellos Lehrschriften eines Philosophen, auch für Wilamowitz. —

Die Absicht dieser Zeilen konnte nur sein, die Grundauffassung zu kennzeichnen, von der Wilamowitz' Platonbuch getragen ist, und zu dieser Stellung zu nehmen, nicht aber das Werk als Ganzes zu würdigen und alles Neue, Wertvolle und Schöne, das es enthält, anzuführen. Einer solchen Anpreisung bedarf ein Werk nicht, dem schon der Name seines Verfassers den Weg in die weitesten Leserkreise bahnt und das schon vor seinem Erscheinen mit Spannung erwartet wurde. Noch nie hat diesen herrlichen Stoff ein Gelehrter bearbeitet, der dazu eine größere Kenntnis des gesamten griechischen Altertums und vollkommenere Beherrschung der Methoden geschichtlicher und philologischer Kritik mitbrachte und besser für die Aufgabe gerüstet war, den Menschen und Schriftsteller Platon im Zusammenhang seiner Zeit und seines Volkes lebensvoll zu schildern. Auch wer vom rein philosophiegeschichtlichen Standpunkt aus Platon betrachtet, kann die Kenntnis der Umwelt, in der er gelebt hat, nicht entbehren. Von der sprachlichen, schriftstellerischen und dramatischen Kunst Platons wird der des Griechischen unkundige Leser aus den eingelegten Übersetzungsproben einen Eindruck gewinnen. Der strenge Philolog wird die reichlichen Beiträge zur Kritik des Textes im zweiten Bande willkommen heißen, und fast alle Zweige der Platonforschung werden aus der Nötigung, sich mit diesem fertigen Gesamtbild Platons irgendwie auseinanderzusetzen, frische Anregungen schöpfen.

George Meredith in seinen Briefen.

Von Philipp Aronstein.

Der englische Kritiker Matthew Arnold sagt in einem seiner Essays, daß die große Blüte der englischen Poesie am Anfange des 19. Jahrhunderts, die Dichtung von Byron, Wordsworth, Shelley und Keats, deshalb nicht eine genügende Deutung des Lebens gebe, weil sie nicht genug gewußt habe, weil es ihr und ihren Vertretern an umfassender Bildung gefehlt habe. Dieser Mangel haftet der ganzen englischen Literatur von Shakespeare bis auf unsere Zeit an. Sie hat die Fehler ihrer Vorzüge. Ist sie, mit der deutschen Literatur verglichen, auf der einen Seite ursprünglicher, unmittelbarer, den Quellen des Lebens näher, so ist sie andrerseits in ihrem Ausblick beschränkter, diesseitiger, weniger nachdenklich. Es fehlt den englischen Dichtern an Weltanschauung, ein Wort, für das ja auch die englische Sprache keinen entsprechenden Ausdruck hat. Deshalb enttäuschen auch die Briefsammlungen der meisten englischen Schriftsteller. Das gilt z. B. von den Briefen Byrons wie denen von Keats, von denen Macaulays wie von Dickens. Sie sind unschätzbar als autobiographische Dokumente, aber hierüber geht ihre Bedeutung nicht hin-



aus. Ein ästhetisches Erbauungsbuch wie etwa den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller oder die Briefe Wilhelm von Humboldts wird man in der englischen Literatur vergeblich suchen.

Eine Ausnahme hiervon bilden die Briefe von George Meredith, die im Jahre 1912, also drei Jahre nach dem Tode des Dichters, von seinem Sohne herausgegeben worden sind. Die Sammlung umfaßt zwei Bände, ist aber nach dem Eingeständnisse des Herausgebers nichts weniger als vollständig. Meredith besaß einen sehr großen Freundeskreis, mit dem er, da er einsam auf dem Lande lebte, brieflichen Verkehr unterhielt. Derselbe umfaßt eine ganze Reihe bedeutender Personen, Dichter und Schriftsteller, wie Dante Gabriel Rossetti, Algernon Swinburne, Robert Louis Stevenson, Thomas Hardy, W. E. Henley, James Thomson u. a., Staatsmänner und Politiker wie John Morley und Lord Haldane, Gelehrte wie Leslie Stephen und Sir Frederick Pollock, Journalisten wie Frederick Greenwood, Fr. C. Burnand, Militärs wie den Admiral Maxse und den General Brackenbury u. v. a. Manche von diesen Männern wie Rossetti und Lord Haldane erscheinen überhaupt nicht in dieser Sammlung, manche wie Swinburne nur selten, und von späteren Veröffentlichungen dürfen wir wohl noch manchen wertvollen Nachtrag erwarten. Aber so, wie sie sind, geben uns die Briefe ein Bild von dem Leben und den Anschauungen eines Mannes, mit dem sich zu beschäftigen eine Erbauung und eine Erhöhung ist; eines wahrhaften Weisen, dessen Leben, Schaffen und Denken eine harmonische, in sich geschlossene Einheit bilden.

Merediths Leben war das eines Schriftstellers. Seine Erfahrungen und Erlebnisse waren innerlicher, geistiger Art. Aber er hat doch in seinem langen Leben Leid und Freude reichlich erfahren. Als die Briefe regelmäßig beginnen, etwa im Jahre 1861 — einige wenige gehen ihnen voran —, lebte Meredith mit seinem kleinen Sohne in einem Landhäuschen bei dem Dorfe Esher in Surrey, seit 1858 getrennt von seiner Frau, mit der er seit 1849 verheiratet gewesen war. Er war damals 33 Jahre alt und stand auf der Höhe seiner Kraft. Aber sein Name war noch sehr wenig bekannt. Er hatte einen Band Gedichte, mehrere kleine Prosaerzählungen und zwei große Romane veröffentlicht, aber der Erfolg kam noch nicht. Die Kritik zeigte sich im allgemeinen abweisend und spröde, und auch das Publikum fand lange keinen Geschmack an seinen Schriften. Es gab Ausnahmen, und diese Ausnahmen sowohl unter den Kritikern als den Lesern gehörten den urteilsfähigsten Kreisen, denen der Schriftsteller, Dichter und Gelehrten und sonst durch Geist und Stellung hervorragenden Männern an. Das hinderte aber nicht, daß Meredith gezwungen war, neben der künstlerischen Tätigkeit für den Unterhalt zu arbeiten. Er schrieb für Zeitungen und war literarischer Berater, sog. „Leser" der großen Verlagsfirma Chapman & Hall, als welcher er mehrere Tage in der Woche in London arbeiten mußte. Es war und blieb noch jahrzehntelang sein Schicksal, zu sehen, wie Zeitgenossen, denen er sich mehr als gewachsen fühlte, sich im Ruhme sonnten, während er im Schatten blieb, wie jüngere Leute, die er selbst gefördert hatte, und die zu ihm als Meister emporschauten, Swinburne, Hardy, Stevenson, Henley u. a., im Triumph die Straße des Ruhmes zogen, während er selbst „über harte, gefrorene, steinige Wege mühsam vorwärts ging".

Nie aber verlor er deshalb den Mut.



Wohl schreibt er einmal an eine Freundin (1. Dezember 1863): „Der Kampf ist hart, wenn man ihn ganz allein kämpft. Und nur von Zeit zu Zeit wache ich aus einer dunkleren Welt auf." Aber er kämpft ihn tapfer für sich und seinen Sohn Arthur, an dem er mit innigster Liebe hängt und für den er mit rührender Hingebung sorgt. Neuer Sonnenschein kommt in sein Leben durch eine starke Liebe, die die Grundlage einer zweiten und diesmal sehr glücklichen Verbindung wird, seiner im Jahre 1864 geschlossenen Ehe mit Marie Vulliamy, einer jungen Dame französischer Herkunft. Mächtig ergreift die Leidenschaft den 36jährigen Mann. „Wenn ihre Hand in der meinigen ruht, so scheint die Welt den Atem zu halten und die Sonne still zu stehen. Ich glaube die Ewigkeit zu fassen. Ich liebe sie", schreibt er an seinen Freund Maxse (8. Juni 1864). Bis zum September 1885, wo der Tod ihm die Gattin entriß, lebte Meredith in glücklicher Ehe, der zwei Kinder entsprossen. Zwar blieb er auch jetzt nicht von Leid verschont. Sein ältester Sohn Arthur, der sich nach seiner neuen Ehe ihm entfremdet hatte, starb im Jahre 1890, aber an seinen beiden Kindern aus zweiter Ehe, einem Sohn, dem Herausgeber dieser Briefe, und einer Tochter, hatte er alle Freude und genoß als heiterer Großvater noch ihr Familienglück in vollem Maße mit.

Seinen dauernden Wohnsitz hatte er nach einigen Hin- und Herwanderungen in einem Häuschen, das er Flint Cottage nannte, in Boxhill bei Dorking in Surrey genommen, etwa 23 engl. Meilen südwestlich von London in hügeliger, bewaldeter Landschaft, die reich an Naturschönheiten ist. Hier lebte er, abgesehen von seinen beruflichen Reisen nach London, im Kreise der Familie dem Genusse der Natur, dem stillen Denken und Schaffen und der Pflege der Freundschaft mit Gleichgesinnten, für die sein gastfreies Haus ein Mittelpunkt war. In seinen früheren Jahren, etwa bis 1866, unterbrach er die Arbeit durch große Reisen in den Alpen, die er zu Fuß durchwanderte, oft 50 km täglich zurücklegend. Später durchwanderte er die Heimat und erhielt sich in beständigem innigen Verkehr mit der Mutter Erde und durch athletische Übungen, besonders das Schwingen, Werfen und Auffangen eines schweren Hammers, die Kraft und Frische des Schaffens. Etwa von 1879 an war sein Haus der Treffpunkt der Gesellschaft der „Sonntags-Landstreicher", einer Gesellschaft von hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern, die am Sonntag lange Fußtouren machten, um so der Öde des puritanischen Londoner „Sabbats" zu entgehen und zugleich gegen den konventionellen Zwang dieser Einrichtung zu protestieren. Der Präsident dieser Vereinigung war einer der intimsten Freunde Merediths, Leslie Stephen, ein freidenkender philosophischer Schriftsteller und tüchtiger Alpinist, der Nachwelt hauptsächlich bekannt als Begründer und Herausgeber des Dictionary of National Biography. Bei uns würde man so etwas einen „Wanderklub" nennen, aber im Englischen existiert der Begriff des „Wanderns" mit all den reichen poetischen Assoziationen, die sich daran knüpfen, nicht, weil der Engländer eben nicht „wandert". Das entsprechende Wort *„to wander"* hat bei dem praktischen Volke immer die Nebenbedeutung des Ziel- und Zwecklosen. Meredith war aber ein Wanderfreund im deutschen Sinne und hierin, wie in anderen Dingen, namentlich in seinem Verhältnis zum englischen Kirchentum, das er sehr entschieden ablehnte, durchaus unkonventionell, ein stiller und einsamer Durchdenker,





der sich sein eigenes Verhältnis zur Welt, seine eigene Weltanschauung schuf, nach dieser lebte und die Welt in seinen Dichtungen darstellte. Um noch ungestörter zu sein, erbaute er sich in späteren Jahren oberhalb seines Hauses am Waldesrande ein kleines, aus zwei Zimmern bestehendes Schweizerhäuschen, sein *„chalet"*, wie er es nannte, und liebte es, sich als den „Einsiedler des chalet" zu bezeichnen. Da klopften die Zweige ihm ans Fenster, und die Drossel sang ihm fröhlichen Glauben ins Herz. Meredith hat ein hohes Alter erreicht. Er starb im 82. Jahre, frisch an Geist, wenn auch im letzten Jahrzehnt gelähmt und seit 1902, wo seine letzte Gedichtsammlung erschien, außer kurzen Gelegenheitsversen nichts mehr produzierend. Aber seine Briefe führen uns bis an die Schwelle des Todes, den er, wie es das Schicksal des Alters ist, an vielen Freunden und Lieben durchgekostet und innerlich erlebt hatte. Ein schönes Abendrot liegt über diesen letzten Äußerungen eines alten Weisen, dessen Philosophie heitere und mutige Hinnahme des Lebens und der Wirklichkeit, fröhlicher Mut und Optimismus und Abweisung aller Askese, aller Weltverneinung ist. Er ist ein echter gläubiger Naturfrommer, für den der Tod nur ein Eingehen in das Ganze ist. Unsere Lieben leben weiter mit uns, noch enger als damals, als wir ihre Stimmen hörten und sie sahen. Wir selbst leben fort in ihrer Erinnerung und in dem, was wir geschaffen haben. Der Tod ist daher kein Sieg über uns. „Ich werde dem Tod ins Ohr lachen, denn das ist, was unser Schöpfer an uns schätzt" (9. November 1905). Bis zuletzt bewahrte er seine Heiterkeit. „Ich muß mich auf einen Arm stützen, wenn ich gehen will, und bin gezwungen, mir Sätze mehrmals wiederholen zu lassen. So ist mein Zustand im hohen Alter. Aber meine Lebensreligion heißt noch immer heiter sein. Wenn ich auch wenig von meinen Freunden sehe, so lebe ich doch mit ihnen", schreibt er wenige Monate vor seinem Tode. Sein letzter Brief galt dem Tode eines seiner frühesten und liebsten Freunde, des Dichters Algernon Charles Swinburne, der ihm etwa einen Monat im Tode voranging. Am 16. Mai 1909 entschlief er selbst und wurde neben seiner Gattin in Dorking beigesetzt. —

Merediths Briefe umfassen einen großen Reichtum an Tönen. Harmloser Scherz und fröhlicher Humor ist darin, der sich am Kleinsten freut und mit den Freunden und über sie lacht und plaudert, die eigene Person am wenigsten schonend; und dann kommen Betrachtungen über die letzten und tiefsten Fragen des Daseins, Bekenntnisse aus den Tiefen einer starken Seele, die sich „durch Blut und Tränen" zur Klarheit durchgerungen hat. Und hier wie dort, im Scherz wie im tiefsten Ernst, ist er ganz ohne Pose, natürlich, aufrichtig gegen sich und andere. Niemals finden wir Affektation bei ihm, vielmehr eine gewisse Scheu zu posieren, eine übertriebene Bescheidenheit und Selbstverkleinerung, die zum Teil wohl einem Aufbäumen seines Stolzes gegen zu lange Vernachlässigung durch das englische Publikum entspringen. So spricht er namentlich in seinen jüngeren Jahren gern scherzweise von seinen Gedichten, in die er doch sein Tiefstes und Bestes hineingelegt hat, und rät später begeisterten Jüngern und Verehrern immer ab, sich literarisch mit ihm zu beschäftigen, so sehr er sich auch über jede echte Anerkennung freut. In dieser inneren Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit gegen sich selbst liegt der große Reiz der Briefe, die uns nie durch einen falschen Ton abstoßen; sie ist der Grund jenes Ge-

fühls des Behagens, das sie auslösen, weil sie frei geben, was sie geben, das Größte wie das Kleinste. Denn wir befinden uns hier nicht bloß in der Gesellschaft eines aufrichtigen und durchaus wahrhaftigen, sondern besonders eines außerordentlich freien Geistes, dessen Freiheit doch niemals zur Frechheit, zur Zügellosigkeit wird. Frei steht er besonders dem mächtigen religiösen Konventionalismus seines Landes gegenüber. „Unser Puritanismus", schreibt er einmal, „beginnt sogar die englische Welt zu ermüden" (März 1864). Gern spottet er über die Beschränktheit der Geistlichkeit. Ein Geistlicher der Nachbarschaft fragt ihn gelegentlich, ob er glaube, daß es wahr sei, daß ein Porträt von Jesus Christus existiere. Er verneint dies, meint aber, man sage, es gebe ein authentisches Porträt der Jungfrau Maria, dem man allerdings wohl auch keinen vollen Glauben schenken könne. „Er war," so fügt er hinzu, ‚um mich eines ihrer Unterschiede zu bedienen, hochkirchlich. Man kann sehr hoch sein und doch nicht weit sehen." Ein anderes Mal macht er sich über einen Bischof lustig, der einen Brief in der „Times" veröffentlicht hat, in dem er versichert, Gott erhöre unser Gebet wie der Arzt unsere Bitte um Hilfe. „Der Beweis einer geistigen Erwiderung durch das Beispiel einer materiellen ist prächtig bischöflich" fügt er hinzu. Über Geistlichkeit, Kirche und kirchlichen Betrieb findet sich noch mancherlei Ähnliches in seinen Briefen. Der Puritanismus, der in England noch immer die gesamte Lebensauffassung beherrscht, ist deshalb auch für alle freien Geister Englands von Shelley bis zu Meredith und Swinburne der Feind gewesen. Andererseits ist doch Meredith von jedem negativen Radikalismus weit entfernt. Er verteidigt die zivilisatorische Bedeutung des Christentums in einem Briefe an seinen radikalen Freund Maxse. Auch seinen Sohn Arthur ermahnt er, an der christlichen Lehre festzuhalten, wenn er auch im christlichen Dogma nur „ein Beispiel der noch herrschenden Armut des menschlichen Geistes" sieht, und er empfiehlt ihm das Gebet zu der unsichtbaren Gottheit, nicht das Gebet um weltliche Güter, das schlimmer als nutzlos sei, sondern das Gebet um Seelenstärke (25. April 1872).

Dieselbe Freiheit gegenüber der herrschenden Meinung bewahrt er auch in seinem dichterischen Schaffen. Er paßt sich nicht „dem Geiste der britischen Matrone und des näselnden Moralisten, der in England so mächtig ist", an, wenn er auch literarisch in den Bann getan wird als schlimmer als ein Freigeist und die Lesegesellschaften ihn ausschließen. „In der Kunst", sagt er, „nehme ich nie Rücksicht auf das, was dem engen Geiste des Salons zulässig erscheint" (20. Dezember 1861). So veröffentlicht er eine Gedichtsammlung nach der anderen, obgleich er sehr wohl weiß, daß Poesie, wie er sie schreibt, keine Marktware ist. „Die Bedingungen des Handels sind Verssammlungen ungünstig," schreibt er (19. August 1878), „die sich nicht zu Hochzeitsgeschenken für die zahllosen jungen Geistlichen und ihre Bräute eignen." „Ein Mann muß bei dem Lichte seines Gewissens arbeiten, wenn er etwas Lesenswertes hervorbringen will", schreibt er an John Morley (22. Januar 1870), und hiernach hat er gehandelt und schließlich doch, wenn auch erst nach 50 Jahren, auch als Dichter den Widerstand der stumpfen Welt besiegt.

So frei von seiner Umgebung, so unabhängig gegenüber Konvention und öffentlicher Meinung konnte nur ein Mann sein, der auf dem festen Boden und der hohen Warte einer festen Welt-



anschauung stand. Meredith bezeichnet sich wohl einmal im Gespräch mit einem Geistlichen — er zieht die Geistlichen gern ein wenig auf — als einen „Agnostiker" (19. März 1882). Aber das ist nur die negative Seite seiner Überzeugungen. Positiv ist er ein gläubiger, ja ein begeisterter Spiritualist. „Der Geist", so schreibt er in der Neujahrsnacht 1878 an John Morley, „umgibt uns überall, wie, wo und auf welche Weise, das weiß niemand. Aber in diesem Leben gibt es kein Leben außer im Geiste. Was wir sonst Leben nennen, ist nur ein Quälen und Verfallen *(an aching and a rotting).*" Dieser Gedanke findet sich in mannigfachen Formen in seinen Briefen. „Es gibt kein Leben als das des Geistes", schreibt er ein andermal. „Das Konkrete ist eigentlich das Schattenhafte, doch liegt der Weg zum geistigen Leben in der vollständigen Entfaltung des Geschöpfes, nicht in der Ertötung seiner Leidenschaften. Eine Verletzung der Natur trägt nur dazu bei, sein Licht auszulöschen. Also zur Blüte des Geistes durch die gesunde Übung der Sinne! Das sind bloße Trivialitäten. Aber sie leiten zum Pfade der Weisheit" (16. März 1888). Und an seinen intimsten Freund, den Admiral Maxse, schreibt er einmal (3. August 1884): „Wir leben in dem, was wir getan haben, in der Idee: sie scheint mir der Urquell des Lebens im Gegensatz zu dem des vergänglichen Blutes. Überall um mich her sehe ich, wie sehr die Idee herrscht, und darin schaue ich den Schöpfer, jenes ewige Leben, zu dem wir hinstreben, das nicht bewußt ist, wie unsere sinnlichen Empfindungen es begehren, aber möglicherweise erkennend... Das bewußte Streben erregt das Glückseligkeitsgefühl nur, um es zu töten. Jenseits des Bewußtseins gibt es vielleicht eine ewige Glückseligkeit. Das sind keine bloßen Worte, sondern meine in Qualen erlebten Gedanken, geboren aus blutigem Schweiße des Geistes, und jetzt von mächtigem inneren Leben, das alles Wirkliche hinnimmt." Und so erfüllt ihn schließlich eine tiefe Frömmigkeit, ein lebendiges Gottvertrauen. „Seien Sie sicher," schreibt er am 16. Juli 1906, also in seinem 79. Jahre, an eine Freundin, „daß der Gott des Geistes zu jeder Zeit der Seele zugänglich ist, die nach ihm begehrt, und in uns sein würde, wenn wir unser Herz rein halten wollten. Nur dürfen wir ihn nicht bitten, zwischen uns und seine Gesetze zu treten. Die Bitte und ihr Fehlschlag, indem keinerlei Antwort erfolgt, ist die Hauptquelle des allgemeinen Unglaubens."

Unter den Gegenständen, die die Briefe behandeln, steht die Literatur und besonders die englische Literatur obenan. Meredith beschäftigt sich zum Unterschied von den meisten englischen Dichtern viel mit literarischen Fragen und Problemen. Er ist ein scharfer Kritiker seiner eigenen Kunst sowohl, zu der die Briefe eine Art laufenden Kommentar bilden, als auch der Kunst seiner Zeitgenossen. Unter ihnen stand Tennyson damals an erster Stelle. Er war seit dem Erscheinen seiner Gedichtsammlung von 1842 der Liebling des englischen Publikums, der dichterische Vertreter der herrschenden Klasse, wurde nach Wordsworths Tode sein Nachfolger als *Poeta laureatus* und starb an Ehren reich im Jahre 1892 als Lord Tennyson. Er verdankt seinen Ruhm einesteils seiner wunderbaren Herrschaft über Sprache und Metrik, der einschmeichelnden Melodie seiner Verse und seiner echten Sangesgabe, andererseits aber auch seiner Fähigkeit und Neigung, sich den Ideen und dem Geschmack des Publikums anzupassen. Der große Erfolg seiner Dichtungen beruht

zu nicht geringem Teile auch darauf, daß er die maßgebenden Kreise nicht vor den Kopf stößt, daß er seine Gedanken nicht durchdenkt, sondern, man möchte sagen, umdenkt, umbiegt, Kompromisse schließt mit den Vorurteilen und Ideen der Masse. Von seinen Werken, die in ihrer Zeit als dichterische Offenbarungen begrüßt wurden, wird wohl außer einigen lieblichen und tief empfundenen lyrischen Gedichten nur wenig bleiben. Merediths Urteil über Tennyson ist außerordentlich scharf, aber nicht ungerecht. Er erkennt an, daß in ihm das Zeug zu einem großen Dichter steckt, bedauert aber, daß das Publikum ihn verdorben habe. Er spricht von seinen „schlappen, schmachtenden Fischern" in Enoch Arden und wirft ihm vor, daß er „der verderbten Sentimentalität der Salons schmeichle", er schreibt mit Bezug auf die „Königsidyllen" von seinen „Porzellanfigürchen", die „nicht einen Hauch lebendigen Menschentums in sich haben", von seiner gezierten Schreibart, seiner Affektiertheit und den moralischen Gesinnungen der Geistlichen, der Moral der britischen Matrone und ihrer Tochter. „So redet er, so geht er einher, so näselt er, so erscheint er göttlich." „Das Zeug ist nicht Dichtung, sondern Dichterei... Der Mann hat die Waschleine der Musen erfaßt und sie mit Juwelen behängt. — Dieser erste Dichter Englands ist 20 Jahre hinter seiner Zeit zurück... Ist nicht ein Duft verfluchter Heuchelei in all der lispelnden und wohlklingenden Reinheit der Idyllen?.. Aber es ist die Mode. Es gefällt den parfümierten Damen, es wird gekauft." Ein andermal spricht er von seinem „dandyartigen Geflöte" usf. Und er trifft wohl den Kern des Mangels Tennysons, wenn er sagt: „Er hat viele geistige Anwandlungen, aber keine Philosophie." In der Tat hat Tennysons philosophische Dichtung, seine Versuche, das historische Christentum mit den Ergebnissen der Wissenschaft, namentlich mit der damals in England aufblühenden Entwicklungslehre in Einklang zu bringen, etwas Dilettantisches, Schwächliches; es ist im Grunde eine verdünnte Kompromißphilosophie zum Gebrauche der schöngeistigen Salons und mußte einen Durchdenker und rücksichtslosen Wahrheitskämpfer wie Meredith abstoßen.

Wie er in seinem Urteil über Tennyson allein stand, so war er auch in der Minorität in seinem Eintreten für seinen Freund, den Dichter Algernon Swinburne, als dieser im Jahre 1866 durch seine „Gedichte und Balladen" mit ihrem trotzigen Heidentum und der Herausforderung englischer Prüderie die moralische Entrüstung des herrschenden Philistertums erregte. Swinburne war ein vornehmer und reicher Mann und lebte den Sturm nieder; er starb im Glanze dichterischen Ruhmes. Anders war es bei dem unglücklichen Dichter der „Stadt der furchtbaren Nacht", James Thomson, in dessen traurigem, an eigenen Leidenschaften, namentlich der des Trunkes, gescheitertem Leben die Freundschaft und warme Anerkennung Merediths einen der wenigen Lichtblicke bildet. — Von den übrigen seiner schriftstellernden Zeitgenossen schätzte Meredith Carlyle am höchsten. Von ihm sagt er, daß er von allen seinen Zeitgenossen am meisten den Namen eines gottbegeisterten Schriftstellers verdiene: „er verkündet unverletzliches Gesetz, spricht aus den tiefen Quellen des Lebens" (2. Januar 1870). „Er stand immer in Gegenwart der ewigen Wahrheiten, von denen er spricht. Für die Flachheit bloßer literarischer Fähigkeit hatte er tiefe Verachtung. Der Geist des Propheten war in ihm" (23. Februar 1882). Diese Bewunderung paart er allerdings mit



scharfer ablehnender Kritik Carlyles als eines praktischen Politikers. „Wenn er zu unserer Alltäglichkeit herabsteigt und seine große geistige Weisheit auf die Gesetzgebung anwenden will, so ist er nicht scharfsinniger, nützlicher noch maßvoller als ein Blitz, der in einen Krämerladen einschlägt." Mit Stolz erzählt er, daß Frau Carlyle ihrem Manne aus seinen Schriften vorgelesen habe und er darauf gesagt habe, der Verfasser wäre kein Narr, hohes Lob für diesen."

Auch politische Verhältnisse werden in den Briefen oft gestreift. Standen doch die besten Freunde Merediths, Frederik Maxse, ein streitbarer Radikaler, John Morley, eins der Häupter des Liberalismus, der Journalist Fred. Greenwood u.a. mitten im politischen Kampfe. Aber er ist fast nie politisch hervorgetreten. Die einzige Ausnahme gereicht ihm zu besonderer Ehre. Im Jahre 1902 trat er in einem Briefe an die „Daily News" für Barmherzigkeit und Milde gegenüber den besiegten Buren ein. In seinen Ansichten war er entschieden liberal, ja radikal, ein Anhänger von Home Rule für Irland, und in seinen letzten Jahren besonders der Frauenemanzipation und des Frauenstimmrechts. Gleichzeitig war er für Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England, die er für eine nationale Notwendigkeit hielt. In Deutschland sieht er den mächtigen und überlegenen Nebenbuhler Englands.

Seine patriotische Furcht vor Deutschland entsprang seiner Hochachtung vor deutschen Methoden und deutscher Gründlichkeit. Er gehört zu den wenigen Engländern, die Deutschland und deutsche Literatur kannten. Auf einer deutschen Schule, der der mährischen Brüder in Neuwied, ist er erzogen worden; die deutsche Dichtung, namentlich Goethe, war ihm vertraut; seinen ältesten Sohn schickte er als 17 jährigen jungen Mann zu seiner weiteren Ausbildung nach Stuttgart, und er selbst reiste häufiger nach Deutschland. Als im Jahre 1870 der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, schwankte er zuerst in seinen Ansichten. Es war das wohl verständlich. Seine Frau war französischen Ursprungs, seine Schwäger fochten als Offiziere im französischen Heere, er selbst war ein Kenner und Bewunderer der französischen Literatur. Molière namentlich hat ihn bedeutend beeinflußt. Aber schon kurz vor Ausbruch des Krieges, am 14. Juli 1870, schreibt er an seinen Sohn: „Wenn der Krieg ausbrechen sollte, so bedauere ich es sehr, denn ich schätze Frankreich; dennoch aber sehe ich, wie gut es für Europa wäre, einen starken zentralen Staat, der aus soliden Leuten besteht, zu haben." Während des Kampfes waren seine Sympathien auf seiten Frankreichs, aber er war gewohnt, sich in seinem Urteil nicht von Sympathien, sondern allein von Vernunftgründen leiten zu lassen. So schreibt er am 25. Oktober an seinen Sohn: „Dieser Krieg fällt Frankreich zur Last, und der Kaiser ist der Schurke unter der Bande. Zwei Generationen von Franzosen sind in den Traditionen des Napoleonismus erzogen worden, und diese bedeuten die Bedrükkung und Beschimpfung anderer Nationen zum Ruhme und Wachstum der eigenen. Sie haben Napoleon zum Führer gewählt wegen seines Namens und trotz seines wohlbekannten Charakters. Man sagt, die Bauern hätten den Krieg nicht gewollt, sie hätten in Unwissenheit gesündigt, indem sie den Mann wählten: aber wer kann leugnen, daß es das napoleonische Prestige war, das ihm mit überwältigender Mehrheit den ersten Schritt zum Throne erleichterte? Dieser Mann war der Ausdruck ihrer

Unwissenheit, Torheit oder Eitelkeit. Die Deutschen dagegen ernten die Belohnung einer durchweg ehrenvollen Laufbahn in der Bürgertugend. — Ich bewundere und achte daher die Deutschen, wenn auch mein Herz für die Franzosen blutet. Aber mein Grundsatz ist immer, mich nicht von meinen Gefühlen, sondern von meinem Verstande leiten zu lassen..." Und wieder am 23. Dezember 1870 an denselben: „Ich achte die Deutschen sehr wegen ihrer hohen moralischen Eigenschaften. Jetzt gerade schimpfen sie auf uns, aber das wird vergehen. Ich weiß, sie sind der Freundschaft fähig, und daß englische Freundschaften in der Regel nicht so dauerhaft sind." Er lobt die deutsche Gründlichkeit. „Sie machen ihre Lehre gründlich durch; und da sie nicht vor der Zeit kritisieren, sind sie kompetente Kritiker, wenn die Zeit kommt." Merediths Freund Maxse stand wie die meisten Engländer auf seiten der Franzosen. In einem Briefe an diesen vom 27. Februar 1871 sagt er, daß Frankreich die Lektion verdient habe, denn es sei immer der Störenfried Europas gewesen. Ob die Deutschen es sein würden, müsse sich erst zeigen. „Ich ziehe vor," fährt er fort, „zu warten, ohne zu prophezeien. Möge Frankreich eine tugendhafte Demokratie heranziehen, dann wird es Gelegenheit zur vollen Rache an den Hohenzollern finden.... Ich bin weder deutsch noch französisch gesinnt und auch nicht englisch, es sei denn, daß die Nation angegriffen wird. Ich bin ein Europäer und Weltbürger — für die Menschheit. Die Nation, die sich am würdigsten erweist, ist die, die ich liebe und verehre. Du mußt zugeben, daß die Franzosen sich durchweg wie Kinder benommen haben. Vielleicht wird die schwere Prüfung ihr Wachstum beschleunigen und ihr Handeln mit dem, was sie zu sein vorgeben, in Einklang bringen. Die Deutschen haben sich als unerbittlich strenge Männer gezeigt, denen mehr an ihrem Vaterlande liegt als an dem Wohlergehen der Menschheit im allgemeinen.... Ich denke mit Schmerzen daran, daß sie gerade heute in Paris einziehen. Aber die Stadt ist keine ‚heilige Stadt' für mich. Die erstaunliche Selbsttäuschung der Franzosen hierüber ist ein Beweis unter vielen, daß ihr Geist die Haltung verloren hat." Noch eine besonders interessante Äußerung in einem Briefe an Morley (24. Juni 1877) sei hier erwähnt. Er spricht hier von seinen gemischten Gefühlen gegenüber den Deutschen, sagt, wie sehr er ihre intellektuelle Tüchtigkeit anerkenne, von ihren Manieren sich abgestoßen fühle, ihre Stärke bewundere und ihren Mangel an seelischem Schwung empfinde; er habe große Achtung vor ihnen und zögere zu entscheiden, ob sie jetzt voll ausgewachsen seien, oder ob ein Licht über ihnen leuchte, das sie immer höher führen werde. „Wenn das letztere der Fall ist, so sind sie die Herren der Welt." Wie unsagbar traurig stimmen uns diese Worte gerade in diesem Augenblicke so vieler zu Grabe getragener Hoffnungen.

Die letzten Äußerungen Merediths über Deutschland stehen unter dem Einflusse des Mißtrauens und der Feindschaft, die etwa von der Wende des Jahrhunderts an die Beziehungen zwischen England und Deutschland getrübt und vergiftet haben. „Wir sollten den Deutschen dankbar sein", schreibt er am 17. Februar 1903 an den „Daily Telegraph", „für die rauhe Aufrichtigkeit, mit der sie uns sagen, was sie gegen uns planen. Sie rütteln ein schläfriges Volk auf und, ohne daß wir sie deshalb gerade als Feinde zu betrachten brauchen, können wir sie doch als heftig drängende Nebenbuhler hinnehmen, de-



ren Ziel es ist, die erste unter den Mächten der Welt zu sein, und zwar hauptsächlich auf unsere Kosten. Deutschland, das einst das erste unter den Völkern Europas war, was geistige Errungenschaften angeht, predigt jetzt laut Alldeutschtum in ganz Europa und will Herr der Nordsee sein. Wir brauchen nur auf die Warnung zu hören, die es uns gibt, und bewaffnet, bereit und auf unserer Hut sein." Und am 7. April 1908, also in seinem letzten Lebensjahre, warnt er in einem Briefe an Frederick Greenwood noch einmal vor der „deutschen Gefahr". „Wer die Gesinnung der Deutschen kennt, ist der Meinung, daß sie die Absicht haben, sich mit England zu messen, sobald ihre Flotte groß genug ist, um eine Landung zu schützen (die für durchaus möglich gehalten wird), und solange das gewaltige Heer noch nicht durch einen langen Frieden verderbt ist. Nicht umsonst forderten die Deutschen im Haag das Recht, die See mit Minen zu belegen. Wenn sie Minen anwendet, kann auch eine kleinere Flotte einem Riesen zeitweise mit Erfolg entgegentreten." So sehen wir am Ende auch diesen „guten Europäer" und Kosmopoliten, der so merkwürdig frei war von den konventionellen Bindungen seiner Landsleute, namentlich von ihrer Selbstüberhebung, und der Deutschland kannte und hochschätzte, in die Gegnerschaft zu unserem Lande hineingetrieben. Er sieht den kommenden Kampf voraus. Aber auch seine Gegnerschaft gegen Deutschland, die etwas ihm Aufgezwungenes war, bleibt frei von der Bitterkeit des Hasses und der nationalen Feindschaft, die den Gegner verunglimpft und moralisch herabsetzt, um sich selbst zu begründen und zu entschuldigen, jenem Cant der moralischen Phrase, in dem die Engländer solche unübertroffenen Meister sind. Hätte er die Katastrophe der letzten Jahre erlebt, er würde schwerlich in den Chor derer eingestimmt haben, die in dem Volke des von ihm so hoch verehrten Goethe Hunnen und Barbaren sehen.[1]) Und wenn dereinst — wir müssen es hoffen — aus dem Schlammeere von Haß und Gemeinheit der rettende Gedanke an die Kulturgemeinschaft der modernen Völker wieder hervortaucht, so wird Meredith zu den wenigen Männern gehören, an denen er zu neuer Kraft sich emporranken kann.

1) Der frühere Lektor des Englischen an der Universität Berlin, Prof. F. S. Delmer, berichtet in seinem Leitfaden der englischen Literaturgeschichte (*English Literature from Beowulf to Bernhard Shaw*, Berlin, Weidmann), was Meredith zu ihm bei einem Besuch noch im Jahre 1907 über Deutschland geäußert hat: „Tell them over there, if they care to hear it, how I admire Germany's march sunwards. I hope our two countries will always be found striding shoulder to shoulder towards the ideals of culture and civilization." C.

Das französische Universitätswesen.

Von Victor Klemperer.

1.

Die Franzosen besitzen ein Spottlied auf den Bureaukratismus.[1]) Ein Mann findet einen Selbstmörder im Walde, und der Hängende gibt noch Lebenszeichen. Er will ihn retten und läuft zur Polizei. Bis nun die Rettungsaktion durch alle Instanzen gegangen und die Kommission mit dem Staatsanwalt an der Spitze an der Unglücks-

1) Dem Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, den der Verfasser vor dem Aktionsausschuß zur Neugestaltung der Universität München gehalten hat. Die Red.

stelle angekommen ist, hat der Gehängte natürlich ausgelitten. Le cadavre était déjà bleu, berichtet das Lied. — Wir haben manchen Anlaß, das französische Universitätswesen unter den Staatseinrichtungen mitzubegreifen, denen diese Verspottung gilt. In ihrem eigentlichen Kern nämlich, in ihrem Verwaltungsapparat, und soweit sie auf Staatsexamina vorbereitet, ist die französische Universität arg bureaukratisch und verknöchert. Es legen sich aber täuschend und verhüllend zwei geschmeidige Kreise um diesen knöcherigen Kern: das sind die Einrichtungen einmal für solche Studierende, die kein Amt und kein Privileg [wie die Ausübung der ärztlichen Praxis] in Frankreich anstreben, sodann für Bildungsbeflissene, die überhaupt kein Examen ablegen, die nur lernen — oder sich unterhalten wollen.

Ich möchte hier von diesem komplexen Institut nur das skizzieren, was uns nachahmenswert erscheinen könnte, zugleich aber auch das, was uns vielleicht die eigenen Einrichtungen wieder zufriedeneren Blickes betrachten läßt. Ich werde deshalb mein Thema zwei- bis dreifach einengen. Zeitlich beschränke ich mich auf die Gegenwart. Das alte französische Universitätswesen wurde von der Französischen Revolution beseitigt; Napoleon schuf eine große militärisch-absolutistische Organisation des ganzen Hoch- und Mittelschulwesens, eine Zusammenfassung, die er Université de France nannte. Auflösungen, Änderungen, Verknüpfungen folgten mit jeder neuen Regierung, der jetzige Zustand gründet sich auf Gesetze, die in Abständen seit der Mitte der siebziger Jahre bis in den Anfang dieses Jahrhunderts votiert wurden, Napoleonisches aber schimmert noch immer sehr stark durch. Sodann werde ich mich räumlich auf Paris beschränken. Ich darf das aus dem doppelten Grunde, weil ja die staatliche Ordnung der 15 französischen Universitäten (die nicht durchweg im Besitz sämtlicher Fakultäten sind) überall die gleiche ist, und weil Paris in ganz anderem Maße die Provinzuniversitäten überragt, als unsere größten deutschen Universitäten den kleineren vorangehen. Man nennt unter den französischen Provinzuniversitäten Lyon, Bordeaux und Toulouse an erster Stelle: ich habe 1913 von Paris kommend in Bordeaux gearbeitet und war förmlich betroffen über den kleinen, fast jämmerlichen Eindruck, den mir die dortigen Anstalten im Vergleich zu Paris machten. Wie muß es da erst in den unvollständigen Provinzuniversitäten aussehen, deren kleinste, Besançon, nur zwei Fakultäten besitzt, die der Lettres und der Sciences, was im wesentlichen der Sektion I und II unserer philosophischen Fakultät entspricht. Endlich noch diese Einschränkung: Die französische Universität ist kein so in sich abgeschlossenes Ganzes wie eine deutsche Universität. Sie erfährt teils Unterstützung, teils Konkurrenz von einer Reihe bald freier, bald staatlicher Hochschulinstitute, die nicht alle dem gleichen Ministerium des Unterrichts unterstellt sind, die von den Studierenden der Universitäten mitbesucht werden können, die ihre eigenen Schüler Examina ablegen lassen oder zu Universitätsprüfungen vorbereiten dürfen, und die vielfach auch jene eigentümliche Dreiteilung aufweisen in Studiengänge für Leute, die staatlichen Berechtigungen zustreben, die nur ein Diplom erlangen wollen, und die gar nichts wollen als hören oder sich vergnügen. Ich werde einige Pariser Institute dieser Art erwähnen und etwas

länger nur bei dem schönen Collège de France verweilen, das gewiß in vielen Dingen vorbildlich, gewiß aber auch nicht in allen übertragbar erscheinen wird.

2.

Ich beginne mit der Verwaltung. Die französische Universität hat keinen Rektor für sich wie die deutsche, worin allein schon ihre größere Unselbständigkeit oder staatliche Gebundenheit sich ausprägt. Vielmehr führt den Vorsitz des Universitätsrates der Rektor der zuständigen Akademie. Um hier einer Wortverwechslung vorzubeugen, so hat dies nichts mit dem Prunkinstitut der Richelieuschen Académie Française zu schaffen. Napoléon I. zerlegte das ganze Land in 27 Bezirke für den gesamten Unterricht, die er Akademien nannte. Den Namen hat die dritte Republik wieder aufgenommen und hat nach dem Frankfurter Frieden 17 Akademien gehabt. Der Rektor solcher Akademie steht dem Universitäts- und Mittelschulbetrieb, auch den Lehrerbildungsseminaren, ganz vor, er kontrolliert auch das Volksschulwesen. Er muß Doktor sein, was in Frankreich mehr besagt als bei uns, ist im übrigen aber vor allem Staatsbeamter. Die neueste offizielle Veröffentlichung über französisches Universitätswesen: La vie universitaire à Paris, 1918, als eine Art Propaganda- und Aufmunterungsschrift von verschiedenen Pariser Professoren herausgegeben, betont sehr stark die staatliche Stellung des Rektors: „Le Recteur représente l'Etat auprès de l'Université; il a pour mission de veiller à l'application des lois et des réglements généraux. Voilà pourquoi il est nommé par le gouvernement et préside de droit le Conseil de l'Université." (S. 23).[1]) Man beachte die Ernennung durch die Regierung!

Ebenso verschieden wie die Stellung des französischen Rektors von der des deutschen ist die Art des Universitätsrates von der des deutschen Universitätssenates. Dem Universitätsrat gehören an die Dekane und zwei Abgeordnete jeder Fakultät, erwählt durch ihre ordentlichen Professoren auf drei Jahre, außerdem der Direktor der pharmazeutischen Hochschule. Sind sonst in dem Bezirk der Akademie Hochschulen vorhanden, so werden diese im Universitätsrate durch ihren Direktor und einen gewählten Deputierten vertreten und nehmen an Unterrichts- und Disziplinarberatungen (nicht an finanziellen) teil. Der Rektor bereitet unter der Autorität des Ministers die Geschäfte vor und sorgt für die Ausführung der Ratsbeschlüsse; er vertritt die Universität vor Gericht und in allen bürgerlichen Rechtsgeschäften. Der Universitätsrat entscheidet über die Vermögensverwaltung der Universität, er stellt den Lehrplan der Vorlesungen und Übungen auf, die nach Schuljahren eingeteilt zu halten sind, er verfügt über Gebührenerlaß, über Einrichtungen im Interesse der Studierenden, über die Ferienordnung. Bei einer Reihe finanziell schwerwiegender Fragen, so besonders auch wo es sich um die Errichtung, Umgestaltung oder Aufhebung staatlich besoldeter Professuren handelt — es gibt auch Lehrstühle, die aus privaten Stiftungen erhalten werden —, bedarf der Beschluß des Universitätsrates der ministeriellen Zustimmung, oder es tritt an Stelle des Beschlusses nur ein vorzulegendes Gut-

1) In Pairs heißt er Vice-Recteur, da hier der Titel des Rektors dem Unterrichtsminister vorbehalten ist. Das ist aber nur eine alte Formalität. En fait le ministre n'exerce jamais la fonction rectorale (S. 25 Anm.).

achten. Jedes Mitglied des Rates darf schriftlich Fragen und Wünsche an den Rektor richten, die in der nächsten Sitzung zu beantworten sind. Einen stellvertretenden Rektor wählt der Universitätsrat aus seinen eigenen Mitgliedern. Der Universitätsrat ist endlich auch Disziplinarbehörde sowohl für Lehrer wie für Studenten. Gegen Studenten kann er bis zu zweijährigem Ausschluß vom Studium oder zweijähriger Zurückstellung vom Examen beschließen, gegen Professoren Versetzung, Verbot der Lehrtätigkeit auf bestimmte Zeit mit oder ohne Gehaltsperre, Absetzung. Die Instanz über ihm (außerhalb der Universität) ist der Oberunterrichtsrat beim Ministerium.

Inner- und unterhalb dieser finanziellen und juristischen Zusammenfassung haben die Fakultäten ihre Selbständigkeit. Bis 1896 waren sie völlig selbständig und gegeneinander abgeschlossen, und auch heute noch sind sie in Verwaltungsdingen selbständiger als die deutschen Fakultäten. Die staatliche französische Universität besitzt in der Gegenwart noch vier Fakultäten, die wie gesagt nicht überall vollzählig sind, und denen andererseits Ergänzungsinstitute sich angliedern. Es sind dies: La faculté de Droit, de Médecine, des Sciences, des Lettres. Eine Fakultät der katholischen Theologie hat Frankreich seit 1885 nicht mehr. Bischöfliche Seminare und freie katholische Hochschulen, die nicht nur das theologische Wissen übermitteln, haben die Priesterausbildung übernommen. Fakultäten der protestantischen Theologie gab es noch bis Ende 1905 (Gesetz der Trennung von Staat und Kirche!) in Montauban für Calvinisten, in Paris für Calvinisten und Lutheraner. Die Pariser protestantische Fakultät besteht jetzt als Etablissement libre; innerhalb der staatlichen Universität hat man die religionswissenschaftlichen Fächer der Faculté des Lettres ausgebaut. An der Spitze der Fakultät steht der Doyen, von den Professoren gewählt, vom Minister auf drei Jahre bestätigt. Eigentliche Verwaltungsbehörde ist der Fakultätsrat, dem nur die Professoren angehören. Er wählt zwei Kandidaten zum Dekanat, zwei andere wählt der Universitätsrat, und unter diesen vier Kandidaten trifft dann der Minister die Auswahl. Mit Lehr- und Unterrichtsfragen (nicht mit denen der Verwaltung) befaßt sich die Fakultätsversammlung, der auch die Nichtprofessoren, aber nur mit beratender Stimme, angehören.

Unseren ordentlichen und außerordentlichen Professoren entsprechen die Professeurs titulaires und adjoints. Den Professeur titulaire ernennt der Präsident der Republik; vorgeschlagen werden zwei Kandidaten von der Fakultät, in der der Posten vakant ist, und zwei vom Oberunterrichtsrat beim Ministerium. Neugegründete Professuren werden auf Bericht des Ministers besetzt. Pensionierung erfolgt mit 70 Jahren (für Mitglieder des Instituts mit 75), vorher nur auf eigenen Antrag oder im Falle der Dienstunfähigkeit. Der Pensionierte kann auf das Gutachten des Oberunterrichtsrates hin außer der Reihe im Amt bleiben, ganz besoldet, wenn er an den Prüfungen teilnimmt, mit $^3/_4$-Gehalt, wenn er nur noch doziert. Gleichzeitig kann sein Lehrstuhl als vakant erklärt werden. Zum Professeur adjoint wird ein maître de conférences oder chargé de cours auszeichnungshalber durch Dekret ernannt. Er hat geringeres Gehalt als der Titulaire und darf sich nicht an den Vorschlägen für die Besetzung vakanter Stellen beteiligen; im übrigen hat er gleiche



Rechte wie der Ordinarius. Die Zahl der adjoints ist beschränkt, sie darf etwa für die Fakultäten der Lettres und der Sciences nicht mehr als ein Drittel der Titulaires betragen. Am wesentlichsten unterscheidet sich der französische Lehrkörper vom deutschen durch die Maîtres de Conférences und Chargés de Cours, die ihrer Stellung nach unseren Privatdozenten entsprechen. Aber während nun unsere Privatdozenten unbesoldet sind und ihre venia legendi auf unbegrenzte Dauer empfangen, ist der französische Konferenzleiter oder beauftragte Dozent besoldet und auf begrenzte Zeit angestellt. Bei den Juristen und Medizinern und in den pharmazeutischen Hochschulen sind diese Dozenten Agrégés. Agrégé ist ein Titel, der durch Prüfungskonkurs vor einer Kommission erworben wird (nicht zu verwechseln mit dem Agrégéexamen und -titel der Kandidaten des höheren Lehramts). Diese Agrégés werden bei den Medizinern auf 10, bei den Juristen und Pharmazeuten auf 9 Jahre angestellt und dann ohne Gehalt entlassen. Sie können in ihren früheren Beruf zurücktauchen, sie können auch an der Universität reaktiviert werden. Vielfach gilt der Agrégéposten als Durchgang zur Professur. In den philosophischen Fakultäten besteht der Universitätsagrégé nicht mehr. Die Kursleiter und Dozenten sind aber z. T. Agrégés des höheren Lehramts. Sie halten ihre Universitätsvorlesungen gegen Besoldung; der Rektor ernennt sie auf ein Jahr, kann aber ihren Lehrauftrag von Jahr zu Jahr erneuern. Vor- und Nachteile der deutschen und der französischen Einrichtung lassen sich vielleicht am knappsten so fassen: Der deutsche Privatdozent, ganz auf seine Wissenschaft und sein Fortkommen gestellt, wird das Äußerste zu leisten suchen und der Wissenschaft wahrscheinlich mehr nützen als der minder gepeitschte und besser gesättigte und gesicherte französische Dozent. Aber wenn sich die Wissenschaft bei der deutschen Dozentur besser steht, so ist der Dozent gewiß bei der französischen Dozentur in minder peinvoller Lage. —

Es gibt also im französischen Lehrkörper keinen unbesoldeten Unterrichtenden. Es gibt dort aber auch keinerlei Nebeneinkommen für Lehrtätigkeit und Examina. Kolleggelder im deutschen Sinne fehlen; ein früher bezogener Anteil an Prüfungs- und Inskriptionsgebühren, das „éventuel“, wurde 1876 abgeschafft und durch Gehaltserhöhung ersetzt.

Endlich hat die französische Universität noch die sehr beachtenswerte Einrichtung der freien Kurse. Wer sich, ohne in der Universitätslaufbahn zu stehen, auf irgendeinem wissenschaftlichen Gebiet ausgezeichnet hat, kann durch den Universitätsrat mit der Abhaltung von Vorlesungen auf seinem Gebiet beauftragt werden. Ein solcher Lehrauftrag läuft auf ein Jahr. Verlängerung ist vorgesehen. —

3.

Für die wichtigsten Angaben über die Studenten, ihren Studiengang, ihre Examina werde ich mich nun ganz an Paris halten. Es hatte im Januar 1914 17308 Studenten, darunter 2200 Frauen, wovon fast genau die Hälfte Französinnen waren.[2]) In jener Propagandaschrift von 1918: „La vie universitaire à Paris“, heißt es mit Nachdruck: „Le principe de la liberté académique n'est pas moins cher aux Universités françaises qu'aux Universités allemandes.“

2) Was die weibliche Dozentur anlangt, so wird Mme Curie noch ganz und gar als Ausnahme hingestellt.

Das zeigt, was der französische Student anstrebt, aber nicht, was er besitzt. Man kennt die unsere Studenten geradezu komisch anmutende Bestimmung, wonach der Dekan mindestens einmal im Jahr an den Vater oder Vormund jedes Studierenden ein bulletin scolaire über Fleiß und Studienergebnisse zu senden hat. Aber ganz abgesehen von dieser pennalmäßigen Bestimmung, ist der französische Student (soweit er der Staatsprüfung zustrebt) auf Schritt und Tritt gebunden. Ihm sind von Jahr zu Jahr bestimmte Vorlesungen vorgeschrieben (so haben denn auch die Professoren den Berufsstudenten gegenüber keine freie Themenwahl in unserem Sinn), er muß Zwischenprüfungen ablegen, er hat sich in Abschlußprüfungen mit Formelwesen und Bureaukratismus um kein Haar weniger herumzuschlagen als der deutsche Student, der während des Studienganges selber ungleich freier ist. Der Beamtenstudent muß das Bakkalaureat besitzen, das unserem Abiturientenexamen entspricht. Die Mittelschulen (lycées: staatliche, collèges: munizipale) enthalten seit 1902 auf gemeinsamer Basis Gabelungen, die teils zum humanistischen, teils zum neusprachlichen, teils zum naturwissenschaftlichen Studium besonders vorbereiten. Sie legen also den Betrieb unserer Mittelschulen enger zusammen. Das Bakkalaureat jeder Abteilung gibt das gleiche Recht zum Universitätsstudium. Auch mit einigen anderen Vorbildungen, z.B. für Lehrerinnen, ist das Universitätsstudium erlaubt (aber nicht in der Medizin und Pharmazeutik). Wer ein Staatsexamen ablegen will, das durchweg ein Universitätsexamen ist, hat sich nicht nur zu immatrikulieren, sondern auch zu inskribieren. Die Inskription, unserem Belegen der Vorlesungen zu vergleichen, aber doch wesentlich anders, ist während des Schuljahres, November bis Ende Juni, viermal mit je 32.50 Frcs. zu leisten, und für jedes Examen ist eine genaue Anzahl solcher Inskriptionen vorgeschrieben. Einen Wechsel der Universität darf der Student nur auf Antrag und mit Erlaubnis vornehmen, üblich ist solcher Wechsel nicht. Der Besuch der Vorlesungen und Übungen wird kontrolliert, bei mangelndem Fleiß kann der Fakultätsrat eine neue Inskription verweigern. Jeder Student ist von Anfang an Kandidat bestimmter Examina und darf vom vorgeschriebenen Examenspfad nicht abweichen. (Daß Nebenkollegien erlaubt sind, daß es ein Stipendienwesen, „bourses“, und Gebührenerlaß gibt, versteht sich.)

Ich skizziere einige Hauptstudiengänge schematisch. Ein Jurist erwirbt nach dem ersten Studienjahr (immer mit vorgeschriebenen Kursen) durch eine erste Prüfung einen Befähigungsnachweis. Nach dem zweiten Jahr legt er das juristische Bakkalaureatsexamen ab. Nach dem dritten Jahr die Licenceprüfung. Die Licence entspricht im allgemeinen unserem Doktorexamen, ist aber Staatsprüfung. Will der Studierende zur rein wissenschaftlichen Laufbahn, zur Professur, so hat er noch zwei weitere Jahre zu studieren und dann zu promovieren. Man wird in Frankreich sehr viel seltener Doktor als in Deutschland, und die Doktordissertationen sind weit umfang- und meist auch inhaltreicher als bei uns, sind eher unseren Habilitationsschriften zu vergleichen. Der Doktorand hat außer der schriftlichen Arbeit eine These vorzulegen, hat sie zu verteidigen und ein Examen zu bestehen. Die juristische Fakultät verleiht zwei Doktordiplome, eines für die Rechtswissenschaft und

eines für die politischen und ökonomischen Wissenschaften.

Die Mediziner studieren ein vorbereitendes Jahr an der Faculté des Sciences und erlangen hier durch Examen ein Certificat d'études physiques, chimiques et naturelles, dann sind vier Jahre — es werden aber mehr — und vier Examina an der medizinischen Fakultät vorgeschrieben. Das Doktorexamen mit Dissertation und zu verteidigender These ist das eigentliche Staatsexamen.

Die Faculté des Sciences übernimmt einmal jene Vorbereitung der Mediziner. Sie bereitet außerdem zur Licence ès Sciences vor, die die Lehrbefähigung für naturwissenschaftlichen Unterricht gibt. Hier sind drei Studienjahre und drei Zwischenprüfungen vorgeschrieben. Der Kandidat darf sich aus (in Paris) 18 verschiedenen Fächern drei Spezialfächer zusammenstellen. Er wird mündlich, schriftlich und praktisch geprüft. Den Docteur ès Sciences kann man ebenfalls in verschiedenen Gruppierungen erwerben; er bedarf längeren Studiums und wird, wie bei den Juristen und Philosophen, nur von denen angestrebt, die zur eigentlichen Gelehrtenlaufbahn wollen.

Die Faculté des Lettres endlich führt den Studenten durch vorgezeichnete Kurse zur Licence ès Lettres. Es werden nur vier Inskriptionen gefordert, aber das Studium dauert bedeutend länger. Vorgesehen sind die Examensgruppen 1. Philosophie, 2. Geschichte und Geographie, 3. klassische Sprachen, 4. lebende Sprachen. Wie lange der Kandidat weiterstudieren muß, um ein Doktorexamen abzulegen, ist nicht vorgeschrieben, er bedarf auch keiner weiteren Inskriptionen. Ebenso gibt es hier kein mündliches Doktorexamen. Zwei gedruckte Abhandlungen, eine französische und eine meist lateinische sind zu liefern und danach vor der Fakultät zu verteidigen. Einen höheren Grad der Lehrbefähigung erwirbt man durch den erwähnten staatlichen Konkurs der Agrégation, woran sich meist mehr Kandidaten beteiligen, als Plätze zu vergeben sind. — —

Man sieht: Vorschriften bis ins Einzelne, Examen überall, festes Gängelband bis ans Ende der Studien und vor allem Zertifikate und Diplome in Mengen. Übrigens werden die Schlußdiplome durchweg vom Minister ausgestellt. In den Anstalten, die der Universität angegliedert oder mehr oder minder fest verknüpft sind, herrschen ganz ähnliche, allenfalls noch engere Vorschriften. Ich nenne die École normale supérieure, eine Schule für höhere Lehrer beider Sektionen, früher selbständig, jetzt unmittelbar zur Universität gezogen, die pharmazeutische Hochschule, die École pratique des Hautes Études mit ihren historischen, philologischen, religionswissenschaftlichen Abteilungen, die École nationale des langues orientales vivantes, die École des Chartes (für Historiker), die École du Louvre für Kunsthistoriker und Museumsbeamte.

4.

Nun wohnt diesem ganzen bureaukratischen Bau, den ich hier nur flüchtig und beispielsweise skizziert habe, an sich noch keine entscheidende Beweiskraft für die Verknöcherung des französischen Universitätswesens inne. Vielmehr kommt alles darauf an, welcher Geist in dem umständlichen Hause herrscht. Und wiederum haben wir nun sehr bezeichnende und sehr gut fundierte Äußerungen zweier Franzosen. Unter dem Pseudonym Agathon ließen Henri Massis und Alfred de Tarde 1910 gemeinsam eine Reihe von Studien erscheinen, die großes Aufsehen



erregten und unter dem Titel „L'Esprit de la Nouvelle Sorbonne" ein Jahr später als Buch herauskamen.[3]) Das Buch befaßt sich nur mit den literarisch-philosophischen und pädagogisch-soziologischen Fächern, Naturwissenschaften und Recht nur streifend; aber gerade aus jenen Disziplinen ersehen wir ja am ehesten den allgemeinen Geist der französischen Hochschule. Agathon erhebt im wesentlichen drei Vorwürfe gegen die Sorbonne, die eng miteinander zusammenhängen, die in der gleichen Zeitströmung begründet sind, und die auch uns im höchsten Grade angehen. Einmal: man hatte in Frankreich wie bei uns die realistische Schulvorbildung für alle Universitätsdisziplinen zugelassen, man nannte das, wie bei uns, demokratischer und praktischer. Agathon predigt die immer und immer wieder von der Zeitströmung überrauschte Selbstverständlichkeit, daß man sich so weder demokratisch noch praktisch verhalte; daß Wissenschaft, die sich zum Volke herablasse, das Volk nicht ehre und nicht fördere, und daß nichts unpraktischer sei im Wissenschaftlichen als mangelhafte Vorbildungen und Niveausenkungen. Sodann wendet er sich gegen das Vorherrschen des naturwissenschaftlichen und historischen Prinzips in allem Philosophischen. Daß es in der Psychologie nur noch experimentelle Psychologie gebe, in der Philosophie an der Sorbonne nur noch Geschichte der Philosophie, auf dem Gebiet der Pädagogik und Moral nur noch soziologische Fakta — und daß alles Individuelle, daß alles eigentlich Geistige ausgeschaltet sei als unsachlich, undemokratisch, unsozial. Und endlich bekämpft Agathon auf literarisch-philologischem Gebiet das, was er die deutsche Methode nennt, was an den anderen Verirrungen mitschuldig, und was ja auch nur eine andere Erscheinungsweise des gleichen Geisteszustandes ist. Er bekämpft auch hier ein zu naturwissenschaftliches, zu rein historisches Vorgehen. Das Kunstwerk als solches werde nicht mehr aufgenommen, man analysiere es zu Tode, suche nach Einflüssen, nach Quellen, nach Ideenverbindungen von Autor zu Autor. Man spezialisiere sich mit Pedanterie, über winzige Einzelfragen würden lange Vorlesungen gehalten, lange Arbeiten geschrieben, der Student werde in solchen Seminarien, die sich ihrer selber spottend bisweilen „Laboratorien" betitelten, von Anfang an um jede Allseitigkeit, um jede Aufnahmefähigkeit eines ganzen Kunstwerkes gebracht, er werde gewaltsam zum gelehrten Facharbeiter herabgedrückt, der seine ganze Zeit einem Einzelmechanismus der Sprache oder eines literarischen Werkes widmen müsse, und als unwissenschaftlich getadelt werde und durchs Examen falle, wenn er sein Augenmerk auf ein Ganzes richte. Worunter denn der französische Geist und die französische Form leide. Die Sorbonne überschwemme Frankreich immer mehr mit Lehrern, die wohl eine pedantische Einzeluntersuchung anstellen, aber keinen klaren und schönen Aufsatz mehr schreiben, keiner Dichtung als Dichtung mehr gerecht werden könnten. Und daran sei Deutschland schuld, der Sieger von 1870. Es habe eben nicht nur mit den Waffen gesiegt, sondern den Unterlegenen auch seine geistigen Methoden als ein fremdes Joch aufgezwungen. Übrigens ist Agathon unparteiisch genug zu der Erklärung, daß man an der Sorbonne die deutschen Methoden sklavisch nach-

3) Auch sonst fehlte es der Sorbonne nicht an Angreifern der gleichen Sinnesart.

ahme, daß man sie plumper, lebloser befolge als in Deutschland selber, daß man sich bei uns doch nicht auf rein naturwissenschaftliches Analysieren in den Geisteswissenschaften beschränke, auf bloße Pedanterie, auf die ihm ganz besonders verhaßte Zettelsammlerei, die zur Veröffentlichung geist- und formloser Materialkompendien führe. Man habe sich in Deutschland trotz der fatalen Methoden zu Synthesen aufgerafft, man habe bei uns auch Hochachtung vor der Form. Dagegen laute der Grundsatz der Sorbonne: „Nous n'avons pas besoin de talents ici ni d'esprits ingénieux: nous n'avons besoin que de travailleurs... Le travail de l'esprit s'achemine de plus en plus vers l'automatisme du travail manuel. Encore le talent est-il moins prisé, en Sorbonne, que l'habileté d'un ouvrier, à l'usine." (S. 77.)

Diese Neigung nun zu verzopfter Pedanterie und geistaustreibendem Spezialwissen ist dem modernen Sorbonnebetrieb offenbar eigentümlich; wir finden sie keineswegs nur durch den feindseligen Kritiker Agathon unterstrichen, wir finden sie auch durch die Themen der Vorlesungen und der gelieferten Arbeiten und die Examensaufgaben bestätigt, und diese Neigung ergänzt freilich böse das Bild des knöchernen Bureaukratismus, das sich aus dem Aufbau des Universitätswesens ergab.

5.

Aber in einem Punkt hat Agathon doch wohl nicht ganz recht. Es ist sicherlich nicht bloß der naturwissenschaftliche, mechanistische, sozialistische Geist des neueren Frankreich, der Einfluß Deutschlands und seine übertrieben nachgeahmte Methode, was diese Verknöcherung hervorruft, sondern die Verknöcherung des Universitätskernes scheint mir eine menschlich mehr als begreifliche Reaktion gegen andere allzusehr ins Oberflächliche, ja oft ins Verlogene geratende Teile des Universitätsbetriebes. Erinnern wir uns des zu Anfang dieser Ausführungen Bemerkten: Um den Kern der Universität legen sich zwei geschmeidige Kreise. Man kann alle französischen Vorlesungen billiger und bequemer haben, sobald man auf die Staatsprüfungen verzichtet. Dann läßt man sich nur immatrikulieren, wozu an Vorbildung keine Ansprüche gestellt werden. Ja, man kann (nicht gerade die Übungen und auch nicht alle, aber) sehr viele Vorlesungen ganz umsonst haben, indem ein Kolleg, bei dem von Dekanats wegen nichts anderes bemerkt wird, jedem von der Straße Hereinkommenden zugänglich ist. Nun bedenke man, wieviel bei einem redefreudigen und doch ganz anders noch als wir auf die Öffentlichkeit eingestellten und reagierenden Volk solche Publizität, solch ein fluktuierendes und zu einem Teil mehr unterhaltungs- als belehrungsbedürftiges Publikum wirken muß! Ich will ein Beispiel aus eigener Erfahrung geben. In der Geschichte des französischen Theaters spielt die Hernanischlacht von 1830 eine große Rolle. Damals siegte die neue romantische Richtung über den Klassizismus. Nun erzählte Théophile Gautier, Viktor Hugos begeisterter Anhänger, wie er an jenem Tage, um das Philisterpublikum zu ärgern, die malerischste, auffallendste, romantischste Weste getragen habe. Über diese rote Weste, ihren Zuschnitt, ihren Glanz, ihre Knöpfe, habe ich einen Ordinarius der Sorbonne im Jahre 1903 geschlagene 30 Minuten reden hören. Das Wesen des umkämpften Stückes, das eigentlich Literarische und Wissenschaftliche an der ganzen Hernanian-

gelegenheit, dies alles mußte sich mit dem Rest der Stunde begnügen. Ich will nicht übertreibend verallgemeinern; aber ich habe doch bei noch manchem Anlaß an die rote Weste denken müssen, sie ist mir ein Symbol geblieben, nicht so sehr für die Romantik von 1830 als für die allgemein zugänglichen Vorlesungen der Sorbonne. — Wir beschäftigen uns in Deutschland heute lebhaft mit der Frage, wie man dem Arbeiter Universitätsbelehrung unmittelbar zugänglich machen könne, und die Bestimmung, daß jeder von der Straße aus in den Hörsaal treten dürfe, mag manchem lockend erscheinen. Was nun das Publikum dieser Vorlesungen anlangt, so habe ich Arbeiter ganz gewiß nicht unter ihnen gesehen, und für sie wären solche witzelnden Spielereien auch wenig angebracht gewesen; auch die junge wildgewachsene Intelligenz fehlte, sozusagen unser Schwabing, wie es in München während der Räterepublik im Auditorium maximum den Abendunterhaltungen der kommunisierten Wissenschaft (übrigens auch unter freiwilligem Ausschluß der Arbeiter!) lauschte. Sondern was den Saal füllte, war doch zum sehr großen Teil der Schwarm der jungen Damen, die in Konzerten und gesellschaftlichen Veranstaltungen zu sitzen pflegen. —

Viel belastender aber als diese völlige Öffentlichkeit erscheint mir eine mittlere Einrichtung der Universität. Seit 1897 hält sie außer den Staatsprüfungen auch akademische ab, wo man alle Titel ebenfalls und billiger (im geistigen Sinne vor allem) haben kann. Gewiß, wir in Deutschland haben auch staatliche und akademische Prüfungen. Aber sie werden doch von ganz verschiedenen Kommissionen nach ganz verschiedenen Gesichtspunkten abgehalten, es ist doch nicht so, daß die deutsche Universität einem Teil ihrer Studenten sagt: Ihr könnt unsere Prüfungen bequemer bestehen, unsere Titel bequemer haben, wenn ihr auf staatliche Anstellungen verzichtet. Sondern die deutsche Universität als solche fordert von jedem Examinanden die gleiche Vorbildung und die gleichen Kenntnisse und kümmert sich als Universität nicht um seine Staatsexamina. Das scheint mir unverquickter und reinlicher. Die französischen Universitäten dagegen kennen durchweg neben den „Examens" und „Diplômes" schlechthin noch die „Diplômes d'Université". Gewiß ist das oberste, das Doctorat d'Université, überall noch an ernstliche Bedingungen geknüpft, wenn auch durchweg an leichtere als das Doktordiplom schlechthin. Aber unterhalb des Doktorats gibt es eine ganze Reihe von Universitätsdiplomen, bis hinab zur bloßen Bescheinigung, daß man einem Kurse beigewohnt habe, und auch diese Bescheinigungen sind doch schließlich gestempeltes Papier, worauf es ankommt, und in solchen niedrigeren Diplomen steckt nun viel Schein und wenig Wahrheit. So kennt die Pariser juristische Fakultät neben dem Doctorat de l'Université de Paris ein Certificat de science pénale und ein Certificat d'Études administratives et financières, so geben die vorhin erwähnten Hochschulen allerhand Diplome, so hat die medizinische Fakultät einen besonderen Universitätsdoktortitel für den Fremden, und, wohlgemerkt!, dieser Titel ne confère pas le droit d'exercer la médecine en France. Und dies ist nun der springende Punkt, und das macht diese ganze Angelegenheit so peinlich und anrüchig und erniedrigt die französische Universität mit Notwendigkeit: Diese ganzen Dinge sind gar



nicht, oder doch keineswegs in erster Linie, für die Franzosen da. Vielmehr sind sie auf den Ausländer berechnet; ihn lockt man, ihm vermittelt man auf bequeme Weise französische Kultur, d. h. den Geschmack, den Schein, die Oberfläche davon, ihm bescheinigt man die Halbbildung (um dem Ding einen großen Namen zu geben, in Wahrheit ist es oft keine Viertelsbildung!) als ganze und läßt ihn dann mit seinem französischen Diplom aufs Ausland, zumeist das halb- oder ganz asiatische, los. Da wird er mit seinem Pariser Zeugnis Geld verdienen und in majorem gloriam der französischen Kultur und der französischen Politik wirken. Ich habe die Bemühungen der französischen Regierung um die studierenden Ausländer und ihre leichten und fabelhaften Erfolge oft und nicht ohne Neid beobachtet, und heute wissen wir ja alle, was für Stimmungserfolge erzielt wurden, und wie sie politisch ausgemünzt worden sind. Dennoch: dieser Neid war töricht, und der Himmel möge uns in Deutschland vor ähnlichen Einrichtungen bewahren! Denn es wimmelt von Ausländern an den französischen Universitätsinstituten, und indem man ihnen nicht etwa die ganze und reine Wissenschaft zugänglich macht, sondern sie nur eben obenhin kosten läßt, und indem man für solches Scheinwesen einen besonderen Examens- und Diplomapparat ins Werk gesetzt hat, hat man den eigentlichen Wissenschaftsbetrieb erniedrigt. Noch einmal: ich glaube, daß die Starrheit des Universitätskernes eine Reaktion auf diesen schleimigen Außenbetrieb ist.

6.

Dennoch darf man natürlich nicht verkennen, daß (abgesehen von der schlauen politischen Kulturpropaganda) sehr reine und hohe Absichten hinter dieser Dreiteilung stehen: ernsteste Kontrolle des für den Staatsdienst Vorzubereitenden, reiche Studienmöglichkeit für den Gebildeten, allgemeine Belehrung für absolut jeden. Und es gibt nun zum mindesten ein Hochschulinstitut in Paris, wo man dem ersehnten Ideal ohne viel schädliche Nebenwirkungen ziemlich nahe kommt. Das ist das Collège de France. Von Franz I. gegründet, um die Ideen der Renaissance dem Mittelalter entgegenzustellen, hat es die Jahrhunderte hindurch (auch von der Revolution kaum angefochten) immer mehr oder weniger seinen eigenen fortschrittlichen Charakter bewahrt. Für neue Zweige der Wissenschaft, damals für Griechisch und Hebräisch, ausdrücklich gegründet, hat es immer nach Ernest Renans Wort — Renan war sein Administrateur von 1884—92 — vor allem à la science en voie de se faire gedient, dabei aber doch natürlich die sozusagen fertige oder offizielle Wissenschaft nicht vernachlässigt. So hebt auch Agathon hervor, daß Bergson am Collège de France seine Philosophie vortragen durfte, während die Sorbonne ihn mehrfach refüsierte. Maurice Croiset, der gegenwärtige Leiter des Collège, führt in „La vie Universitaire à Paris“ die freie Sonderstellung des Instituts auf zwei Punkte zurück. Einmal ist für die Dozenten kein besonderer Grad oder Bildungsgang vorgeschrieben; jeder Gelehrte oder Erfinder, der sich durch irgendwelche Arbeit ausgezeichnet hat, kann berufen werden. Und zweitens: das Collège de France bereitet zu gar keinem Examen vor. So hat denn Forschung und Lehre hier freieste Möglichkeiten. Die gegenwärtige Organisation ist derart gestaltet: Das Staatsbudget enthält die Be-

soldungen für die 40 Lehrstühle. Sobald eines dieser Katheder vakant ist, hat die Gesamtheit der Professoren dem Minister vorzuschlagen, entweder es neu zu besetzen, oder an seiner Stelle einen Lehrstuhl für eine andere Disziplin einzurichten. Weiter schlägt dann die Versammlung der Professoren zwei Kandidaten vor, die also nicht einen bestimmten Grad zu haben brauchen; zwei andere Kandidaten präsentiert die Akademie. Der Minister trifft die Auswahl, der Präsident der Republik vollzieht die Ernennung. Neben den staatlich vorgesehenen Lehrstühlen gibt es (wie auch an der Sorbonne) noch einige aus privaten Stiftungen; sie werden ebenso besetzt. Das Collège de France lehrt im wesentlichen das, was die Sektionen I und II unserer philosophischen Fakultät umfassen. Es hat Seminarien und Laboratorien. Prinzipiell ist jede Vorlesung und Übung jedem kostenlos zugänglich. In Wahrheit besteht diese absolute Publizität natürlich nur für die Vorlesungen; für die Übungen, Seminare und Laboratorien bedarf es der besonderen Erlaubnis des Professors, der sich sein Arbeitsgebiet frei wählt, und der selbstverständlich nur den vorgebildeten Studierenden zur Übung oder gar zur Mitarbeit zuläßt. Es versteht sich, daß hier freie und ernste Arbeit geliefert wird, es gibt hier auch gelegentlich ehrenvolle Erwähnungen und Preise, aber keine Examina und keine Grade. Nur die Certificats d'assiduité mit der Unterschrift des Professors und des Administrateur (Rektors) kann man auch im Collège de France haben, für die Teilnahme an den Übungen sowohl wie an den Vorlesungen. Diese Vorlesungen, die also ohne jede Formalität jedem zugänglich sind — ihr Programm erscheint im Oktober, und sie dauern vom 1. Dezember bis zum 30. Juni —, geben dem Collège de France sein eigentliches öffentliches Gepräge. Und hier steht es nun nach meinen eigenen Erfahrungen und nach dem, was ich sonst darüber an Verbürgtem weiß, auf sehr hohem Niveau. Von verflachenden Vorträgen, von Popularisierung im üblen Sinn ist wohl durchweg keine Rede. Ich habe z.B. am Collège de France Joseph Bédier über französische Volksdichtung reden hören. Das war wirkliche Wissenschaft, wirklich neues Forschungsergebnis, keineswegs allzu einfach und voraussetzungslos verständlich, aber in der anziehendsten, gepflegtesten, in geradezu künstlerischer Form vorgetragen. Natürlich richten sich nun solche Vorträge nicht an ein Publikum, wie es uns Deutschen bei dem Namen Volkshochschule vorschwebt. Sie sind nicht für Akademiker allein berechnet, das gewiß nicht, aber doch für eine sehr gebildete Gesellschaft, für das gleiche Publikum, das in die besten literarischen Theater geht, das in den besten Salons zu finden ist, sie sind bei allem Ernst doch ein feinstes gesellschaftliches Ereignis, sie haben ihren typisch französischen unübertragbaren Einschlag, sind 18. Jahrhundert besten Stils vor 1789, sind Rokoko. Ich weiß eine Anekdote, die die Sache ein wenig ins Simplizissimuslicht stellt, aber doch mehr scharf als gehässig beleuchtet. Wenn Bergson sprach, so war das eine solche gesellschaftliche Begebenheit, daß die Damen der obersten Schicht lange vor Beginn Plätze durch ihre Lakaien belegen ließen, um dann im letzten Augenblick vor Beginn der Konferenz selber zu erscheinen. Eine dieser Damen stürzt nach dem Vortrag auf Bergson zu, ergreift seine Hände und ruft: „O Meister, Sie haben mir eine solche Sympathie für die Philosophie



eingeflößt, mais un tel goût pour la philosophie, wie ich das vordem nie für möglich gehalten hätte!" Worauf Bergson ihr die Hand schüttelt und erwidert: O pardon, Madame, pardon!" — So wird man in diesem freiesten französischen Hochschulinstitute, dem andere mehr oder minder in ihrer Art nacheifern — die École du Louvre bietet allgemeine Belehrung in der Kunstgeschichte, die École pratique des hautes études nimmt auch den kostenlos in ihre historisch-philologischen und religionswissenschaftlichen Seminare auf, der kein Abiturientenzeugnis besitzt — so wird man hier Anregung finden, aber kaum sehr vieles, was sich unmittelbar auf Deutschland übertragen ließe.

Und eines wird man überall im französischen Hochschulwesen vermissen, wenn es sich auch noch so frei an jedermann wendet: der Jedermann ist doch immer nur der Vorgebildete, und das Proletariat, der Arbeiter schlechthin, fehlt dabei, an ihn hat man ganz offenbar nicht gedacht. Im Jahre 1913 bin ich in Paris einer Einrichtung begegnet, die noch im Keime steckte, und für die man viel Reklame machte. Sie nannte sich Université populaire, wandte sich betont an das eigentlich proletarische Volk, an den Arbeiter, war betont sozialistisch. Das Lokal, eine große aber sehr erbärmliche und kahle Spelunke, lag weit draußen im Faubourg St. Antoine, das etwa dem Münchener Giesing oder dem Berliner Wedding entspricht. Das Publikum bestand aus wirklichen Arbeitern und ihren Angehörigen. Die Leute waren rührend dankbar für alles Gebotene und von musterhafter Aufmerksamkeit. Aber was wurde ihnen geboten! Freilich, an Namen fehlte es den Vortragenden nicht: Professoren, Schauspieler, Deputierte behandelten dort die verschiedensten Dinge. Aber im günstigsten Fall gab es sehr oberflächliche Belehrungen und Belustigungen: so wurden Bilder aus Alt-Paris vorgeführt oder Weihnachtslieder und -bräuche. Für den ungünstigeren Fall möchte ich ein Beispiel anführen, das sich mir so fest eingeprägt hat wie Gautiers rote Weste. Ein Redner sprach über Polen. Er sagte, es gehe den Polen in Rußland ganz gut, in Österreich schlecht, aber immerhin noch erträglich, dagegen in Preußen! Hier zwinge man die unschuldigen Kleinen, ihr Vaterunser in der Schule deutsch statt polnisch zu beten, und wenn sie stockten, werfe man ihre Eltern ins Gefängnis, und manches schwangere Polenweib habe in Posenschen Kerkern unter den Fußtritten preußischer Kürassierstiefel abortiert. Das wurde in einer „Volksuniversität" vor sozialistischen Arbeitern doziert, und die betrogenen Leute lauschten gläubig und empört. Wie oft habe ich hieran denken müssen, wenn von deutscher Kriegsschuld und französischer Unschuld die Rede war!

Aber ich bin mit dieser Université populaire über mein Thema hinausgeraten oder habe es doch nur negativ ergänzt. Wir selber würden uns hüten, eine so traurige Einrichtung mit dem Ehrentitel Volkshochschule zu belegen. Daß das in Paris möglich war, ist wohl ein indirekter Beweis dafür, daß eine wirkliche Volksuniversität (von Fach- und Fortbildungsschulen natürlich abgesehen) dort nicht besteht. In der Sorbonne selber jedenfalls mit all ihren Nebeninstituten haben wir sie nicht zu suchen.

Die französische Universität hat drei Funktionen: sie erzieht, recht bureaukratisch, den Staatsbeamten; sie ver-



schenkt in oberflächlicher und eigennütziger Weise französische Kultur oder den Schein davon an tieferstehende Ausländer; sie verbreitet allgemeine Bildung in der guten Gesellschaft (das Wort im vorrevolutionären Sinne genommen). Mit dem Volk, mit dem Arbeiter hat sie nichts zu schaffen — auch wenn einmal eine biedere Frau während einer öffentlichen Vorlesung in der Sorbonne ihren Strumpf strickt oder ihr Schläfchen hält.

Eine hebräische Meistererzählung.

Von Hermann Gunkel.

Die folgenden Zeilen haben den Zweck, dem Leser von der Eigenart und der besonderen Schönheit der israelitischen Erzählungskunst einen Eindruck zu geben. Zur Lösung dieser Aufgabe aber würde es nicht dienlich sein, eine allgemeine Schilderung zu bieten, die doch in Ermangelung des Anschauungsstoffes unlebendig bleiben müßte. Vielmehr erschien es dem Verfasser richtiger, eine einzelne, aber besonders ausgezeichnete Erzählung herauszugreifen, an die sich allerlei weiterführende Beobachtungen anschließen lassen. Nun ist es freilich unmöglich, über irgend eine ästhetische Form zu sprechen, wenn der Stoff nicht vorher klargelegt worden ist, zumal mit diesem in vielen Fällen zugleich auch die Stimmung gegeben ist, die ja — wie man weiß — für jede ästhetische Auffassung grundlegend ist. Dieser alttestamentliche Stoff aber, der aus einer anderen Rasse, einer anderen Kultur und einem anderen Klima stammt und der von uns um so manche Jahrtausende getrennt ist, kann uns Gegenwärtigen nicht ohne weiteres verständlich sein und bedarf häufig erst einer besonderen Erklärung. Solche Fremdartigkeit der alttestamentlichen Welt hat es bisher verhindert, daß die hebräischen Kunstwerke unter uns nach ihrer Bedeutung recht gewürdigt worden sind, und daß das Testament des großen Herder, der die Schönheit der Bibel zuerst entdeckt hat, von uns vollzogen worden ist. Die ästhetische Erörterung muß also mit einer Erklärung des Sachlichen zusammengehen, das auch seinerseits — wie der Verfasser denkt — des Bemerkenswerten und Fesselnden genug enthält.

Demnach gibt das Folgende eine sachliche und ästhetische Erklärung der Geschichte von der Belagerung und plötzlichen Errettung Samariens II. Könige 6, 24—7, 20.

Benhadad, König von Aram, brachte sein ganzes Heer zusammen, zog herauf und belagerte Samarien. Die Aramäer sind die nordöstlichen Nachbarn Israels, etwa mit diesen zugleich in Syrien und Mesopotamien eingewandert und naheverwandten Stammes; sie haben in der Zeit von etwa 900—770 v. Chr. erbitterte Kriege gegen Israel geführt und dies zuzeiten an den Rand des Abgrunds gebracht. Eine deutliche Einsicht in die Reihenfolge der einzelnen Begebenheiten dieser Kämpfe besitzen wir nicht, da uns nur zerstreute Einzelheiten daraus überliefert sind. Doch können wir den Gesamtverlauf überschauen und seine inneren Gründe erkennen. An sich war Israel seinen Feinden, besonders an Volkszahl, durchaus unterlegen und wäre ihnen trotz tapferster Gegenwehr anheimgefallen, wenn es nicht mehrere Male durch die gewaltigen Vorstöße des ungeheuren assyrischen Militärstaates,



der Aram von der anderen Seite her von Zeit zu Zeit angriff und schließlich überwältigte, Luft bekommen hätte. Darum begegnen uns in diesen aramäischen Feldzügen eine Reihe von überraschenden Wendungen; eine solche wird uns im folgenden erzählt. — Eine schwierige Frage besonderer Art enthält der Name des aramäischen Königs, hebräisch Benhadad, in der griechischen Übersetzung „Sohn Ader", keilinschriftlich Adad-idri oder Bir-idri [1]). Es muß mehrere Könige dieses Namens gegeben haben; hier ist Benhadad II. gemeint. Für die Beurteilung der Art des folgenden Berichtes ist von Bedeutung, daß darin der Name des aramäischen Herrschers genannt, der des israelitischen dagegen verschwiegen wird. Der fremde König, der so viel Zerstörung und Elend über die Israeliten gebracht hat, hat sich dem Gedächtnis der Menschen, die sich von ihm voller Grausen erzählten, unauslöschlich eingeprägt, während sie den unbedeutenderen einheimischen vergessen haben. Der Zusammenordner der Königsbücher hat die Geschichte unter Joram, Ahabs Sohn, gestellt und scheint damit, wie das Folgende zeigen wird, das Richtige getroffen zu haben. Das Ereignis wird, unter der Voraussetzung, daß Israel damals durch Eingreifen der Assyrer gerettet worden ist, in Jorams letzte Jahre fallen; am Schluß seiner Regierung kann er dann die Grenze Israels gegen Aram wieder verteidigen [2]); die Zeit ist also etwa 850.

Benhadad versammelte sein ganzes Heer: den Königen von Damaskus gehorchte damals ganz Aram [3]); in dem Ausdruck liegt zugleich, daß es eine ungeheure, bei weitem überlegene Masse war, die so gegen Israel aufgeboten wurde. *Er zog hinauf,* vom Jordan in das mittelpalästinensische Bergland, *und belagerte* (blockierte) *Samarien.* Bei diesen Worten wird vorausgesetzt, daß vorher die israelitische Grenzwehr überwältigt und das Heer geschlagen war, so daß sich die Aramäer jetzt anschicken konnten, sich gegen die Hauptstadt selber zu wenden, um dem unglücklichen Volke den Todesstoß zu versetzen. Merkwürdig also, wie kurz dieser Bericht erzählt, daß er so wichtige Dinge völlig ausläßt. Der Leser erkennt an solchem seltsamen Verschweigen den Stil der Einführung einer hebräischen Erzählung: der Künstler drängt dabei mit ungemeiner Kraft auf die Hauptsache und läßt alles, nicht durchaus Notwendige aus. Der eigentliche Inhalt der Geschichte aber soll im folgenden die Belagerung und nur diese sein. *Da entstand eine große Hungersnot in Samarien.* Dieser Hunger hat den Erklärern große Schwierigkeiten bereitet: man hat etwa angenommen, daß die Belagerung der Stadt gerade in die Zeit einer großen Dürre gefallen sei [4]), oder man hat sogar die Einheitlichkeit der Geschichte bezweifelt und hier die Mischung zweier verschiedener Motive, einer Belagerung und einer durch Mißwachs entstandenen Hungersnot, angenommen [5]): letzteres war freilich eine arge Versündigung an der Schönheit der Erzählung, die in Wirklichkeit von straffster Geschlossenheit ist. Merkwürdig, daß es noch immer Forscher gibt, die bei aller Gelehrsamkeit von einer sonderbaren Unerfahrenheit in den Dingen dieser Welt sind, oder die eine auffallende Unempfindlichkeit in ästhetischen Dingen zeigen! In Wirklichkeit aber ist die Sache ganz ein-

1) Vgl. darüber zuletzt R. Kittel, Geschichte des Volkes Israel Bd. II, 3. Aufl. S. 395 A. 3.
2) Vgl. I. Könige 8, 29.
3) Vgl. I. Könige 20, 1. 24.

4) Kautzsch, Kittel.
5) Winckler, Benzinger.



fach: infolge der Belagerung entstand in der eingeschlossenen Stadt eine furchtbare Teuerung, wie in dem belagerten Paris 1870/71 oder in dem blockierten Deutschland unserer traurigen Tage. *Und 'sie' bedrängten es, bis daß ein Eselskopf 80 Sekel galt und 1/4 Kab Taubenmist 5 Sekel.* Auch hier ist die Art hebräischen Erzählungsstils zu erkennen: allgemeine Erörterungen kann und will diese Kunst nicht geben, aber sie handhabt ein Mittel, das dichterisch wirksamer ist: sie entnimmt einem ganzen Zusammenhange einen Einzelzug, aus dem alles andere deutlich wird. Hier gibt sie aus der ganzen Belagerung zwei Preisangaben, um zu zeigen, daß die Teuerung dabei auf einen nicht mehr überbietbaren Punkt gestiegen war. Im Hintergrunde bleibt dabei das Folgende. Zunächst, daß Samarien eine starke Festung und mit stürmender Hand nicht leicht zu nehmen war: auch den Assyrern hat es jahrelang getrotzt; ferner, daß man den Belagerern einen unerhört leidenschaftlichen Widerstand entgegengesetzt hat: mit der Eroberung der Hauptstadt wäre Israels Selbständigkeit verloren gewesen und hätte sich ein unermeßliches Meer von Elend über das unglückselige Volk ergossen. So hat man damals für die Freiheit das grausamste Leiden erduldet; wir dürfen uns in dem Samarien jener Zeit Zustände fanatischer Wut und entsetzlicher Drangsal vorstellen, wie sie Josephus aus dem von Titus belagerten Jerusalem schildert. — Auch die mitgeteilten Preisangaben sind den Erklärern schwierig gewesen. Man hat dergleichen Bemerkungen womöglich aus Gegenstücken anderer Überlieferungen zu deuten; aber an dem Sammeln solchen Stoffes hat es in den letzten Jahrzehnten, von dem assyrisch-babylonischen Gebiete abgesehen, im ganzen sehr gefehlt, und mancherlei, was unsern klassisch gebildeten Vorfahren noch bekannt gewesen ist, ist dem gegenwärtigen Gelehrtengeschlechte nicht mehr vertraut. Bei Plutarch, Artaxerxes 24 lesen wir, daß das persische Heer einmal im Kriege gegen die Kadusier in solche Not geriet, daß man die Lasttiere schlachten mußte, „und es kam so weit, daß man einen Eselskopf kaum für 60 Drachmen kaufen konnte". Danach ist auch der biblische Zug zu verstehen: bei der äußersten Hungersnot sind das Schlachtvieh, Schafe und Rinder, längst aufgezehrt; auch von den Pferden ist, wie im folgenden erzählt wird, der größte Teil dahin; da wirft sich der Hunger selbst auf die Esel, deren Fleisch sonst in Israel nicht genossen wird, bis schließlich selbst ein sonst so gut wie wertloser Eselskopf 80 Silbersekel, d. h. etwa 200 Mark, kostet. Um einen Maßstab zu geben, sei hinzugefügt, daß ein Sklave in Friedenszeiten 30 Sekel wert ist.[6]) Daß sich gerade der Preis des Eselskopfes auf so verschiedenen Gebieten gleichermaßen findet, ist so zu erklären, daß dergleichen im alten Morgenlande zur Bezeichnung schlimmster Teuerung üblich war, uns aber durch den Zufall nur an zwei Stellen überliefert ist. Ähnliche Hungerpreise sind folgende: bei der Belagerung Jerusalems durch Titus galt ein Maß Weizen ein Talent[7]); in dem von Hannibal belagerten Casilinum in Campanien soll eine Maus zu 200 Denaren verkauft worden sein[8]). Und weiter heißt es: 1/4 *Kab* (d. h. 1/2 l.) *Taubenmist galt 5 Sekel,* d. h. 12 Mk. Wozu mag man Taubenmist verwandt haben? Zum

6) II. Mose 21, 32.
7) Josephus, Jüdischer Krieg V 13, 7.
8) Plinius, Hist. nat. VII 57, Valerius Max. VII 6.

Düngen, wozu er im gegenwärtigen Ägypten[9]) und auch sonst im Orient, bei Franzosen, Italienern und unter uns dient, wie er dazu auch bei den Griechen und Römern verwandt worden ist?[10]) Aber wird man in der Stunde dringendster Gefahr an das Bestellen der Gärten der Stadt gedacht haben? So wird doch Josephus[11]) recht haben, wenn er behauptet, man habe ihn an Stelle des Salzes verwandt[12]); das Ausgehen des Salzes war gewiß ein höchst empfindlicher Übelstand, und Taubenmist enthält wirklich neben organischen Nährbestandteilen auch unorganische Salze[13]); man wird ihn unter das Brot gebacken haben. Seltsam zusammengesetztes „Kriegsbrot" aus der Belagerung Jerusalems durch Nebukadnezar erwähnt auch Hesekiel[14]). Daß solche Kost ekelhaft genug ist, ist kein Gegengrund; bei der Belagerung Jerusalems durch Titus hat man selbst die Kloaken und alten Rindermist nach Eßbarem durchstöbert[15]), und die fürchterlichste Not greift gar, wie ein assyrischer Gesandter einmal behauptet[16]), nach dem eigenen Kote und dem eigenen Urin. Jedenfalls sollen die Angaben unserer Stelle den wahnsinnigsten Hunger veranschaulichen. Gleich hier lernen wir also die Stimmung kennen, die das Zunächstfolgende beherrscht: eine siedende Leidenschaft. Nun sind diese Preisangaben von so schwindelnder Höhe, daß sie gewiß auf starken Übertreibungen beruhen. Derartige, alles Maß übersteigende Bemerkungen finden sich in der alttestamentlichen Erzählung verhältnismäßig selten, die sich im allgemeinen streng an die Wirklichkeit hält, und werden dem Verfasser aus der mündlichen Überlieferung zugekommen sein.

Nun der erste Auftritt: *der König geht gerade auf der Mauer entlang;* genauer ist an den hinter der Brüstungsmauer liegenden „Wallgang" gedacht, auf dem sich die Besatzung zum Schutze der Mauer versammelt; von da begibt sie sich dann im Falle der Gefahr auf die „Auftritte" (Banketts), von wo die Schützen und Schleuderer das Vorfeld übersehen und beschießen können[17]). Hier, bei der Truppe, ist der Platz des Kriegsherrn, der die Verteidigung überwacht; und von hier, aus der Höhe herab, übersieht er zugleich das Innere der Stadt und wird von den umliegenden Häusern und Höfen aus gesehen. *Da schrie ihn ein Weib an und sprach: Um Hilfe, Herr König!* „Anschreien" ist der Ausdruck für den Hilferuf des Unterdrückten, Bedrängten an die höhere Gewalt. „Um Hilfe" (hilf doch) ist der gewöhnliche Ruf an den König[18]), dem Bibelleser in der Form „Hosianna" aus der Erzählung vom Einzug Jesu in Jerusalem bekannt[19]): der Herrscher ist nach israelitischer Staatsauffassung der gewiesene „Helfer" für sein Volk im Kriege und vor Gericht. Aber der König erwidert: *Wenn dir nicht*[20]) *Jahve hilft, womit soll ich dir helfen? Von der Tenne oder der Kelter?* Der König lehnt es ab, der Helfer zu sein! Er kann in dieser Not sein heiliges Amt nicht mehr verwalten! Wie kann er anderen helfen, da doch Tenne und Kelter leer sind! So

9) Thomsen, Kompendium der palästinischen Altertumskunde S. 43.
10) Vgl. Olck, Art. Düngung bei Pauly-Wissowa.
11) Josephus, Altertümer IX 4.
12) Hierauf macht mich Dietrich Herzog, Sohn des Professors Herzog in Gießen, aufmerksam.
13) Dies nach gütiger Mitteilung des Professors Bürker in Gießen.
14) Hesekiel 4, 9.
15) Josephus, Jüdischer Krieg V 13, 7.
16) II. Könige 18, 27.

17) A. Billerbeck, Festungsbau im alten Orient S. 8.
18) II. Sam. 14, 4.
19) Matthäus 21, 9.
20) 'im lo'.

redet er, in der Meinung, das Weib begehre von ihm Speise[21]), auch er voller Verzweiflung, in leidenschaftlich hervorgestoßenen Worten[22]). Aber das Weib läßt sich nicht abweisen und erzählt nunmehr, wie die Bittflehenden vor dem Könige zu tun pflegen[23]), ihre Geschichte. *Dies Weib hier* — sie weist auf eine andere, neben ihr stehende Frau hin; beide, wie das in der urtümlichen Erzählung gewöhnlich ist, bleiben namenlos — *sprach zu mir: Gib deinen Sohn her, daß wir ihn heute essen; morgen wollen wir dann meinen Sohn essen. So haben wir meinen Sohn gekocht und gegessen. Als ich aber am folgenden Tage zu ihr sprach: Nun gib deinen Sohn her, daß wir ihn essen, versteckte sie ihren Sohn.* In dieser Erzählung wird der Stoff abgewandelt, daß sich Frauen bei der furchtbarsten Hungersnot der Belagerung sogar an ihren eigenen Kindern vergreifen[24]). Sonst gilt, auch im Alten Testamente, Mutterliebe als das festeste Band, das es unter den Menschen gibt; alle anderen Bande können zerreißen, Mutterliebe vergeht nie: „kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen?“ Davon hier die furchtbarste Ausnahme, die freilich in Wirklichkeit niemals geschehen sein wird, sondern nur von männlicher Phantasie erfunden sein kann. Dieser Stoff hat, eben als schaudervolle Besonderheit, die für das Leidenschaftliche, Entsetzliche empfängliche hebräische Dichtung lebhaft beschäftigt, so daß er uns in mancherlei Abwandelungen erhalten ist. Josephus erzählt ihn „nach unzähligen Zeugen“ aus der Titus-Belagerung, indem er den Namen des Weibes und die näheren Umstände angibt[25]). Dasselbe wird von der Belagerung Jerusalems durch die Chaldäer in den „Klageliedern“ vorausgesetzt:

„Sollen Weiber ihre Leibesfrucht essen,
die Kinder ihrer Pflege“?[26])
„Die Hände weichherziger Weiber
kochten ihre Kinder“![27])

Das gleiche droht der Prophet seinen Zeitgenossen in Jahves Namen: „ich will ihnen das Fleisch ihrer Söhne und Töchter zu essen geben — — — bei der Drangsal und Bedrängnis, mit der ihre Feinde sie bedrängen werden“[28]), und die Gesetzgeber verfluchen so ihr Volk für den Fall, daß es abtrünnig werde[29]). Zugleich hat man den Stoff mannigfach weitergeführt: die unnatürliche Mutter wird im Wahnsinn ihres Hungers nicht einmal ihrem Manne oder den eigenen Kindern etwas von dem Fleische gönnen[30]), oder die Frauen werden in ihrem Leidtragen um das verstorbene Zion die eigenen Kinder als „Trostbrot“ essen[31]): es war Brauch, am Schluß der Leichenklage Speise zu genießen und so Trost zu finden. Hier ist der Zug, grausig genug, so gewandelt, daß die Mütter in einem entsetzlichen Streit über ihre Kinder begriffen sind und die Sache in wütender Schamlosigkeit gar vor das höchste Gericht bringen. Welche Stimmung den Erzähler dabei erfüllt, gibt er nach der

21) Josephus, Altertümer IX 4, 4.

22) V. 28a ist Zusatz, da zwei Reden aus demselben Munde nach hebräischem Stilgefühl nicht nebeneinander stehen können.

23) Beispiele II. Sam. 14, 5ff., I. Könige 3, 17ff.

24) Von Menschenfresserei bei der Belagerung von Numantia berichtet Appian, Iberika 96. Daß die Menschen das Fleisch ihrer Söhne und Töchter aßen, erzählt Assurbanipal von dem durch die Assyrer hart bedrängten Akkad, Keilinschriftliche Bibliothek Bd. II S. 190f.

25) Josephus, Jüdischer Krieg VI 3, 4.

26) Klagelieder 2, 20.

27) Klagelieder 4, 10.

28) Jeremia 19, 9.

29) V. Mose 28, 52ff., III. 26, 29.

30) V. Mose 28, 56f.

31) Klagelieder 4, 10; l^ebāruth.

Art des hebräischen Stils nicht ausdrücklich an; aber er spricht es mittelbar aus, indem er die Empfindungen des Herrschers schildert. *Sobald der König die Rede der Frau vernahm, zerriß er seine Kleider.* Der urtümliche Stil pflegt das innere Leben durch die Worte und Taten der Handelnden deutlich zu machen. Das Zerreißen der (lose gewebten) Kleider ist der übliche Ausdruck plötzlich aufflammender Leidenschaft, hier des Entsetzens und Grauens. So weit ist es in Israel gekommen! Furchtbareres kann unmöglich geschehen! Und geistreich benutzt die Erzählung diesen Zug, um daran noch etwas anderes darzustellen; die hebräischen Erzähler sind als weise Künstler mit ihren Mitteln sehr sparsam und bieten die ganze Beweglichkeit ihrer Phantasie auf, um zwei verschiedene Zwecke mit demselben Zuge zu erreichen. Als der König sein Gewand zerriß, *sah das Volk, daß er darunter den Sack auf bloßem Leibe trug.* Der Sack, ein grobes, härenes Zeug, ist das Kleid des Büßers, der schwere Not abzuwenden sucht. Auch der Herrscher, der in Friedenszeiten in Herrlichkeit und Freuden lebt, trägt auf seiner sonst so verzärtelten Haut in der Stille den Sack! So schlimm ist die Drangsal, so bitter wird sie auch von ihm empfunden! Alles Volk schaut es — *er 'stand'*[32]) *ja gerade auf der Mauer* —, und sieht es mit Erschütterung.

Nun aber braust der König auf: *So tue mir Gott jetzt und fürderhin, wenn das Haupt Elisas, des Sohnes Saphats, heute auf ihm* (d. h. auf seinen Schultern) *bleiben wird!* Die Worte sind ein Schwur. Ein Schwur ist eine bedingte Selbstverfluchung. Der Hauptsatz sollte eigentlich das Furchtbare aussprechen, was man von der Gottheit auf sich selber herabwünscht. Aber solche Worte würden so entsetzlich sein, daß man sich scheut, sie in den Mund zu nehmen, sondern sich lieber dafür mit mehr oder weniger entfernten Andeutungen begnügt: man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Man schwört in starker Leidenschaft. Hier ist der König über das, was er soeben gehört hat, so erbittert, daß er — Elisa den Tod droht. Warum gerade dieser deshalb sterben soll, verrät uns die Geschichte nicht. Hebräische Erzählung ist oft sehr knapp und wortkarg und setzt vieles als selbstverständlich voraus. Daß der Herrscher in seiner Wut nach einem Schuldigen sucht, bedarf keiner Erklärung; haben doch auch wir in dieser Zeit gesehen, wie ein Volk in seinem Unglück nach den dafür Verantwortlichen fragt und sie zu bestrafen wünscht. Aber warum soll gerade Elisa büßen? Hier wird vorausgesetzt, der Hörer wisse, wer Elisa war, und inwiefern ihm der König die Schuld an diesen entsetzlichen Zuständen der Belagerung zuschreiben konnte. Eine Lücke im Text ist gewiß nicht vorhanden[33]), wohl aber eine Lücke in der Erzählung, die der gegenwärtige Erklärer zunächst genau erkennen und dann mit Benutzung anderer Angaben aufs vorsichtigste zu schließen versuchen soll. Begreiflich, daß frühere Forscher, die mit den Stilgesetzen hebräischer Erzählungsweise nicht vertraut waren, hier unsicher hin und her geraten, zuweilen freilich auch das Richtige getroffen haben. Im folgenden sagt der König zu Elisa: *Was soll ich noch auf Jahve warten?* Elisa hat also die göttliche Hilfe in Aussicht gestellt und geraten, darauf zu harren. Wir dürfen uns also ein Ringen zweier Parteien in Samarien vorstellen, von denen die eine

32) Griechische Übersetzung nach Lucian, Klostermann.

33) Gegen Klostermann.



für die rechtzeitige Ergebung war, während die andere, von Elisa geführte, den Widerstand anriet. Dieser Rat Elisas, so ist der König überzeugt, ist an allem Unheil schuld! Noch heute muß er dafür sterben! Damit hat sich die Geschichte zu gewaltiger Spannung erhoben: die Stadt in schaudervoller Bedrängnis: alle Hoffnung verloren; der König, voller Verzweiflung, schäumt vor Wut; noch an diesem Tage muß Elisas Haupt fallen!

Damit hat der Erzähler einen Übergang zum zweiten Auftritt gefunden und zeigt jetzt Elisa und den König zusammen.

Elisa sitzt gerade in seinem Hause: sonst wird er im Lande umherwandernd, gelegentlich aber auch in Samarien wohnend gedacht[34]). *Die Ältesten* — das ist die aus den Vornehmsten bestehende Ortsbehörde der Hauptstadt[35]) — *vor ihm,* um sich Rat und Zuspruch zu holen[36]). Der Erzähler setzt also voraus, daß der Prophet unter den angesehensten Bürgern Anhänger hat, wie sich ja auch der König bisher von ihm hat leiten lassen: eine allgemeine Lage, die wir für geschichtlich halten dürfen. *Nun sandte der König einen Mann vor sich her zu* Elisa, zur Anmeldung; er will mit dem Propheten, ehe er sterben muß, noch ein Wort reden. '*Aber*'[37]) *bevor der Bote zu ihm kam, sprach er* (Elisa) *zu den Ältesten: Habt ihr's gesehen, daß dieser Mördersohn*[38]) *gesandt hat, mir den Kopf abzuschlagen? Achtet auf; sobald der Bote kommt, so schließt die Türe und drängt ihn mit der Türe zurück! Doch schon höre ich die Schritte seines Herrn hinter ihm her!* Die Worte sind bisher von den Erklärern nicht verstanden und sogar kritisch verdächtigt worden[39]). Man muß sich, um sie zu verstehen, die Erfahrungen und die Ausdrucksweise eines Propheten vor Augen stellen. Während der Gottesmann mit den Ältesten im Hause zusammensitzt, ist sein Geist draußen bei dem Könige gewesen[40]) und hat ihn belauscht, wie er den Boten entsendet. Und plötzlich schreit er auf: Habt ihr's gesehen, was ich sehe, wie er den Henker sendet? Also jähe Worte wilder Erregung, in der er für einen Augenblick den Boten für den Henker hält! Er nennt den König mit stärkster Achtungsverletzung einen Mördersohn, der, wenn er jetzt selber mordet, nur das Handwerk seines Vaters fortsetzt. Gemeint ist wohl Joram, dessen Vater Ahab von Elia, Elisas Meister, des Mordes an Naboth beschuldigt wurde[41]). Und Elisa bittet die Ältesten im voraus, ihm zu Hilfe zu kommen: wenn der Henker erscheint, sollen sie ihn mit der Tür zurückhalten. Doch während er noch redet, kommt eine weitere Erleuchtung über ihn: sich selbst unterbrechend und verbessernd schreit er aufs neue auf: Doch schon höre ich die Schritte seines Herrn hinter ihm her. Jetzt also merkt er, daß der Herrscher selber hinter ihm herkommt. Und er hat recht gesehen; der Erzähler fährt fort: *da er noch mit ihnen redete, kam* '*der König*'[42]) *schon zu ihm hinab.*

34) II. Könige 5, 9; 13, 17.
35) Vgl. I. Könige 20, 7; 21, 8. 11; II. 10, 1.
36) Eine ähnliche Situation Hesekiel 20, 1; 8, 1; 14, 1.
37) Vgl. die griechische Übersetzung nach Lucian.
38) Nicht „Mordbube" zu übersetzen. Das im Morgenlande übliche sinnlose Beschimpfen des Vaters ist im Alten Testamente nicht bezeugt.

39) Von Wellhausen u. a.
40) Ähnliche Fälle I. Könige 14, 6; II. 5, 26; Apostelgeschichte 5, 9.
41) I. Könige 21.
42) hammelech nach vielen Neueren Textänderungen in 'Häkchen'.

Auch hier kann man die eigentümliche Knappheit des hebräischen Erzählungsstils beobachten: daß der König sich inzwischen selber aufgemacht hat, um seinem Boten zu folgen, wird nicht eigentlich berichtet, sondern in Elisas Rede nur vorausgesetzt. Durch eine solche Erzählungsart werden wir mit unerhörter Lebendigkeit in die Dinge selber hineingerissen und gezwungen, den Vorgang im Geiste des Elisa mitzuerleben. In diesem kleinen Zwischenspiel erhält der Hörer eine Probe, wie der unheimliche Mann die Ereignisse in der Ferne sieht und hört, und wird so vorbereitet, das große Wort, das er im folgenden sprechen wird, zu vernehmen. Für uns Nachgeborene aber ist dieser Auftritt ein wichtiger Beitrag dazu, wie man sich in Israel den Propheten mit höheren Kräften begabt vorgestellt hat.

Jetzt tritt der König selber vor Elisa hin. Von dessen Bitte, die Türe zu verrammeln, ist jetzt keine Rede mehr; wir selber ergänzen: dem Henker würde sie verschlossen geblieben sein, dem Herrscher wird sie geöffnet. Und nun fährt er den Propheten voller Zorn an: *Das ist nun das Unheil von Jahve! Was soll ich fürder auf Jahve harren!* So weit, daß Frauen um den Leib ihrer Kinder rechten, ist es mit uns gekommen! Dies Unglück hat uns Jahve gesandt! Wie können wir weiter auf seine Hilfe hoffen! Bei seiner wütenden Hast überstürzen sich die Worte, die das furchtbare Geschehen nur andeuten. Aber Elisa erwidert: *Höret Jahves Wort! So hat Jahve gesprochen.* Mit solcher Einführung pflegen Propheten ihre Orakel zu beginnen; hier wird die Formel besonders ausführlich, also in feierlichem Tone verkündet. Eine Auseinandersetzung mit dem Könige lehnt der Prophet ab; dessen Verzweiflung stellt er gewaltig die eigene Sicherheit gegenüber; hoheitsvoll hält er ihm das Gotteswort entgegen, das er soeben empfangen hat: *Morgen um diese Zeit sollen '100 Maß' Grieß einen Sekel gelten und '200 Maß' Gerstenmehl einen Sekel im Tore von Samarien.* Das Tor ist die übliche Verkaufsstelle, der Markt. Daß das Orakel den Marktpreis kundgibt, hat in einer Stelle der Offenbarung Johannes[43]) ein Gegenstück und ist verständlich genug: aus solchem Preise ergibt sich die ganze übrige Lage der Stadt. Wer uns doch heutzutage den Normalpreis des Weizens etwa in einem halben Jahre angeben könnte! Nach dem Zusammenhange der Geschichte muß der so geweissagte Preis zu demjenigen, von dem der Anfang erzählt, den äußersten Gegensatz bilden: bisher schaurigste Teuerung, nun plötzlich herrlichster Überfluß, unglaubliche Billigkeit! Und das morgen! Der Prophet verheißt also den wunderbarsten Umschwung von heute bis morgen! Der Text entspricht dem, was wir so dem Zusammenhange mit Sicherheit entnehmen, nicht; er lautet: ein Sea (12 l) Grieß soll einen Sekel (2,50 M.) gelten und 2 Sea Gerste einen Sekel; aber das wäre nach israelitischen Begriffen kein Schleuderpreis: Klostermann hat durch eine gute Textverbesserung geholfen[44]).

Aber wer kann an einen so wunderbaren Wechsel glauben? Der Erzähler hat ein Mittel gefunden, um die völlige Unwahrscheinlichkeit einer so großen Wandelung auszusprechen; er legt den Zweifel daran einem Herrn aus dem Gefolge des Königs in den Mund. *Der Ritter* (d. h. der dritte Mann, der neben dem Wagenlenker auf des Königs Wa-

43) Offenbarung Johannes 6, 6.
44) mē'ā und mā'thaim.



gen steht), *auf dessen Arm sich 'der König' zu stützen pflegte*[45]), d. h. den er mit seiner besonderen Gnade beehrte und der ihn überallhin begleiten mußte, antwortet dem Gottesmann: *Und selbst wenn Jahve Fenster am Himmel machte* — was er doch nicht tun wird —, *wie möchte solches geschehen?* Gemeint ist natürlich nicht, daß Gott Regen vom Himmel herniedersenden könnte, denn das würde den Kaufpreis nicht von heute auf morgen ändern; sondern es handelt sich um einen höhnischen Spott: so viel Getreide habe nicht einmal Jahve im Himmel, um es auf die Erde hinabzuschütten. Elisa aber erwidert schlagfertig mit einer neuen Weissagung: *Du selbst wirst es nur mit Augen sehen dürfen*[46]), *aber nicht davon essen!* Er selber wird Zeuge des Wunders sein müssen, denn Gott nimmt sein Wort nicht zurück. Aber er bestraft den Ungläubigen dadurch, daß er ihm nur erlaubt, es anzusehen, und ihm keinen Anteil an seinem Gnadengut verstattet. Auf welche Weise Gott ihm das Essen versagen wird, spricht der Prophet nicht aus: Dunkelheit gehört zum Stil der Orakelrede. Das wird er, ist erst die Zeit gekommen, schon selber sehen! — Damit bricht der Auftritt plötzlich ab. Ein derartiges gewaltsames Herumfahren entspricht der Kraft der Erzählungskunst. Auf das soeben verkündete Gotteswort kommt alles an; jede Hinzufügung würde es abschwächen. Wir aber dürfen ergänzen, daß der König sich noch einmal umstimmen läßt und dem Gottesmanne einen Tag Aufschub bewilligt.

Damit ist nun die Höhe der Erzählung erreicht. Eine Weissagung ist ausgesprochen: bis morgen soll der jähe Umschwung geschehen! Daß er kommen wird, muß jeder Fromme glauben. Der Prophet, der den König in der Ferne seinen Boten aussenden sah und der ihn im voraus kommen hörte, der kann auch sagen, was am andern Tage sein wird. Freilich, hat er sich geirrt, so ist die Stadt verloren, und er selber muß sterben. Aber wie soll eine solche Wendung vor sich gehen? Unsere Spannung ist jetzt aufs höchste gestiegen. Alles steht nun auf des Messers Schneide. (Schluß folgt.)

45) II. Könige 5, 18.

46) Zum Ausdruck V. Mose 3, 27, vgl Ehrlich.

Nachrichten und Mitteilungen.

Joseph Mausbach, Professor a. d. Universität Münster i. W. **Naturrecht und Völkerrecht.** Das Völkerrecht. Beiträge zum Wiederaufbau der Rechts- und Friedensordnung der Völker, herausgegeben von Dr. G. J. Ebers, Professor der Rechte a. d. Universität Münster i. W. Heft 1 u. 2.

Seit Bergbohm mit dem Fanatismus eines Inquisitors auch die letzte Spur naturrechtlichen Irrglaubens hinweggefegt, herrscht in der Rechtswissenschaft schrankenlos der Positivismus. Aber der Positivismus vermag das Naturrecht nicht zu ersetzen; er ist unfruchtbar; sein Prinzip fesselt ihn an den Wortlaut des Gesetzes, dessen totem Buchstaben er alles Lebendige unterwirft. Ungerechtigkeiten, zu denen das Gesetz führt, vermag er nicht zu beseitigen, Lücken, die es hat, nicht auszufüllen. So bleibt der Wunsch, sich von der Herrschaft des Unzulänglichen zu befreien. Aber die Begründer des Positivismus haben ihn mit solchem Scharfsinn begründet, seine Verteidiger ihn mit solcher Wachsamkeit verteidigt, daß sich trotz aller Versuche kein Weg zeigen will, ihn theoretisch zu überwinden.

Zu den unerträglichsten Konsequenzen des Positivismus gehört die Leugnung des Rechtscharakters des Völkerrechts. Seine Normen verbinden uns nicht, da es an dem organisierten Zwang mangelt, der ihre Erfüllung garantiert. Es ist ohne rechtlichen



Inhalt, da der Gesetzgeber fehlt, die leere Norm mit positivem Gesetzesinhalt zu füllen.

Im Weltkrieg haben unsere Feinde diese Theorie sogar agitatorisch verwertet. „Wenn sogar die deutsche Wissenschaft das Völkerrecht leugnet, so kann es nicht wundernehmen, wenn auch die deutschen Soldaten es mißachten."

An diesem schwächsten Punkte des Positivismus setzt der Verfasser ein; das Naturrecht soll wieder erwachen. Freilich nicht das Naturrecht der Aufklärung, des alleinseligmachenden Verstandes, des Atheismus, sondern das altehrwürdige Naturrecht der katholischen Doktrin, das christliche Jus naturae. Neu ist also lediglich die Hinwendung dieses geistlichen Naturrechts auf das Völkerrecht. Da dies der Grundgedanke der ganzen Sammlung ist, so ist dies Heft als grundlegend mit Recht an die Spitze gestellt.

„Wir fassen", sagt Mausbach (S. 67), „das rechtliche Naturgesetz formell genau so wie das allgemein sittliche Naturgesetz als einen Inbegriff derjenigen Normen, die sich für die Vernunft aus dem geistig erfaßten Wesen des Menschen und der ihn umgebenden Welt mit Notwendigkeit ergeben, ... mit dem Unterschied, daß wir es jetzt nur mit dem Rechtsgebiet, nicht mit dem der Sittlichkeit im weitesten Sinne zu tun haben". Zu dieser Definition ergänze ich aus einer andern Stelle (S. 89): „Innerhalb der Sittlichkeit unterscheiden wir die Tugenden der Frömmigkeit, Demut, Keuschheit usw. scharf von der Tugend der Gerechtigkeit ..... Diese ... ist nichts anderes als Rechtsgesinnung". Der „natürlichen Rechtsgesinnung" entspricht als „Beziehungspunkt und Willensinhalt" ein natürliches Recht (S. 90).

So verstanden bedarf das Recht zu seiner Geltung nicht des organisierten Zwanges; dessen Fehlen steht daher der Rechtsnatur des Völkerrechts nicht im Wege.

So verstanden hat das Völkerrecht, wie alles Recht, auch ohne Gesetzgeber, seinen natürlichen Inhalt, der sich aus den allgemeinsten Rechtsgrundsätzen ableiten läßt. Dahin gehören das Recht der Selbstbehauptung der Staaten (S. 181), der Notwehr und des Notstandes (S. 120), das Recht nationaler Selbstbestimmung in den Grenzen der Vernunft (S. 119) und vieles andere mehr.

Letzten Endes aber — und dies ist dem Verfasser das Wichtigste, wenn es hier auch am Schlusse steht — ist das Völkerrecht nicht ein starres Schema von Begriffen jenseits von Gut und Böse, sondern, wie alles Recht, ist es beherrscht von den Prinzipien der Sittlichkeit. Das Völkerrecht ist richtig verstanden ein christliches Völkerrecht oder sollte es doch sein, denn „das ersehnte ‚Überrecht' über den trennenden Rechten, Interessen und Kulturen der Völker, so innig es mit der wahren Natur des Menschen und der Dinge verwachsen ist, es hat doch seinen letzten Ursprung und Lebensgrund nur im lebendigen Gott der ‚Überwelt'" (S. 136).

Sind die Voraussetzungen des Verfassers — seine Auffassung vom Wesen des Rechts — richtig, so ist gegen deren Anwendung auf das Völkerrecht natürlich kein Bedenken zu erheben. Gerade diese Voraussetzungen aber sind nicht neu, sondern das Jus naturae der katholischen Kirche existiert in dieser Form mindestens schon seit den Scholastikern. Die weltliche Rechtswissenschaft hat dies Jus naturae, wie eben alles Naturrecht, in Acht und Bann getan, aber praktisch Brauchbareres hat sie nicht an seine Stelle setzen können. Darum ist das letzte Wort wohl noch nicht gesprochen.

Es wäre vermessen, im Rahmen eines kurzen Referats über solch tausendjähriges Problem urteilen zu wollen. Es muß die Feststellung genügen, daß es sich um eine sorgfältige, musterhaft klare Darstellung der überkommenen Lehre handelt, die sich mit allen dagegen erhobenen Einwänden eingehend und mit scharfer Dialektik auseinandersetzt. Auch wer nicht überzeugt wurde, wird das hohe Ziel nicht verkennen, das der Verfasser, wie die Beitragsreihe, die er eröffnet, sich gesteckt hat: „Heraus aus der Fron eines öden, sittlich blinden Posivitismus! Hin zu einem wahren, richtigen, sittlichen Recht!" Nicht nur die Segenswünsche des Papstes, dessen sich das Unternehmen rühmt, sondern auch der Beifall der ganzen gesitteten Menschheit ist ihm dabei sicher. In magnis et voluisse sat est.

......s.



Zeitschriftenschau.

Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft.

Die „Zeitschrift für Ästhetik und allgem. Kunstwissenschaft“[1]) ist das wichtigste und in mancher Hinsicht das einzige wissenschaftliche Organ ihres Gebiets. Zwar erscheinen auch in philosophischen, psychologischen und historischen Blättern gelegentlich Abhandlungen kunsttheoretischen Inhalts, doch muß man diese oft weither zusammensuchen. Die obengenannte, von Dessoir trefflich geleitete Zeitschrift bringt in ihren letzten Nummern eine Arbeit Schmarsows, die ein weitgestecktes Ziel verfolgt: zwei verschiedene Wissenschaften zur Verständigung über ihre geistigen Werkzeuge zu führen. Die Abhandlung heißt: Kunstwissenschaft und Kulturphilosophie mit gemeinsamen Grundbegriffen. Sie beginnt mit einer ziemlich eingehenden Auseinandersetzung mit Wölfflins „Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen“, vor allem mit dessen Begriffspaar „Linear“ und „Malerisch“, das Schm. anders faßt als Wölfflin. Als vornehmsten Grundbegriff, der sich als der Kunst- und der Kulturwissenschaft gemeinsam heraussteIlt, hebt Schm. den des „Individuums“ hervor. Als Aufgabe der Plastik wird unter diesem Gesichtspunkt hingestellt, das menschliche Individuum aus dem Strom des Werdens herauszuheben und in voller Selbständigkeit und Geschlossenheit zu verewigen. Demgegenüber faßt die Mimik (ein Begriff, den Schmarsow bedeutend weiter nimmt, als es gewöhnlich geschieht) den Menschen nicht in seiner Isolation, sondern in Gemeinschaft. Die Körperbewegungen und das Gebaren werden als Ausdruckswerte begriffen. Die leitende Idee der Malerei dagegen ist die Darstellung des sichtbaren Zusammenhangs zwischen Personen und ihrem Schauplatz. Was sie zu bieten hat, ist das „Bild“, die höhere Einheit zwischen Körpern und Raum. Die Poesie bietet als spezifischen Wert den motivierten Zusammenhang, den wir als Täter unsres Willens überall erwarten und suchen. Die Musik endlich sucht als Wert zu erfassen das Gefühl, das als „Gemütsbewegung“ in uns zittert und wogt. Auf diesen Aufstellungen fußend, faßt Schm. in einem Schlußkapitel je zwei Künste zusammen, von denen die eine der räumlichen, die andre der zeitlichen Hemisphäre angehört: Mimik und Plastik, Poesie und Architektur, Musik und Malerei. Durch diese Zusammenfassung hofft Schm. zu einer lehrreichen und fruchtbaren Reihe von höheren Idealtypen zu gelangen, die die letzten Grundbegriffe sind, die die Kunstwissenschaft jetzt zu bieten hat.

Noch eine zweite Abhandlung des gleichen Hefts behandelt dasselbe Thema. In seinem Aufsatz über „die Begriffe des Plastischen und Malerischen als Grundformen der Anschauung“ geht Bernhard Schweitzer von folgender Grundthese aus: „Das Bestreben der vollkörperlichen Bildwerdung geht auf allseitige Begrenzung im unbegrenzten dreidimensionalen Raum, die malerische Wiedergabe will Darstellung einer unbegrenzten Vielheit in der begrenzten, zweidimensionalen Fläche.“ Diese Gedanken werden in Untersuchungen über antike Kunst vor allem weiter ausgeführt. — Käte Friedemann revidiert die Anschauungen über die romantische Ironie. Sie sucht zu zeigen, daß die romantische Ironie die Tragik überwindet, die der Seele aus dem Zusammenstoß ihrer eignen Forderungen mit denen der Außenwelt erwächst, und zwar geschieht diese Überwindung durch volle Preisgabe des begrenzten Selbst an die Realität des Ganzen. Daraus wird jene Stimmung heitrer Ironie geboren, die sich gegen das Ich selbst kehrt, weil der einzelne Mensch als solcher mit allem, was ihm das eigne Leben zu bringen vermag, nicht wichtig genug ist, als daß man ihn ernst nehme.

Zum Problem des Expressionismus nimmt der Schellingianer Otto Braun Stellung. Er will der neuen Kunstrichtung, die er auf ihren philosophischen Gehalt prüft,

1) Heft XIII. E. Cassirer: Goethes Pandora. Paul Klopfer: Das räumliche Sehen. P. F. Schmidt: Klassizismus. A. Schmarsow: Kunstwissenschaft u. Kulturphilosophie mit gemeinsamen Grundbegriffen I.

Heft XIV. A. Schmarsow: Kunstwissenschaft u. Kulturphilosophie mit gemeinsamen Grundbegriffen II. Bernhard Schweitzer: Die Begriffe des Plastischen und Malerischen als Grundformen der Anschauung. L. Friedemann: Die romantische Ironie. O. Braun: Studien zum Expressionismus.



noch keinen Idealismus der Auffassung zusprechen, sondern einen „anthropozentrischen Psychismus". Dabei ist jedoch bei Braun der Begriff des Expressionismus nicht sehr scharf umrissen, was freilich etwas im Wesen der Sache liegt. Er will eine demokratische und eine aristokratische Linie unterscheiden, wobei man freilich die Zugehörigkeit der letzteren Art, zu der u. a. Stefan George und Th. Mann gerechnet werden, zum Expressionismus bestreiten kann. Die Frage, ob der Expressionismus wirklich der Ausdruck des jungen Geschlechts ist, gibt Braun nur zum Teil zu, wie mir scheint, mit Recht!

Die andern philosophischen und psychologischen Zeitschriften, die sonst für ästhetische Dinge Raum hatten, sind teils eingegangen, teils sind sie heuer gerade auf unserm Gebiete unergiebig. Eine Ausnahme macht nur die „Zeitschrift für angewandte Psychologie", die einen Aufsatz von K. H. Bouman bringt, der von einem interessanten Problem ausgeht.[1]) Er handelt über „Das biogenetische Grundgesetz und die Psychologie der primitiven Kunst." Es besteht nämlich die Tatsache, daß das Kind wie der primitive Kulturmensch in gewisser Analogie ganz unrealistisch, stark symbolisch zeichnen, daß jedoch daneben, nach Ausweis der frühesten Höhlenfunde aus der paläolithischen Zeit, viel früher als jene symbolische, eine rein naturalistische Kunst bestanden hat. Verworn hat diesen Gegensatz so formuliert, daß er die Kunst des Kindes ideoplastisch, die Kunst jener vergessenen Jägervölker dagegen „physioplastisch" genannt hat. Es scheint also das biogenetische Grundgesetz auf diese Tatsachen nicht anwendbar zu sein. Bouman bringt zur Erklärung jenes Problems nun einen interessanten pathologischen Fall heran, den eines schwachsinnigen Mädchens, die eine hervorragende Künstlerin ist, mit einem überraschenden Formgedächtnis und guter Beobachtung bildnerische Darstellungen zu liefern vermag. Anknüpfend an diesen Fall stellt nun der Verfasser die Hypothese auf, daß jene Urmenschen noch auf so niederer Entwicklungsstufe gestanden hätten, daß ein komplizierteres Geistesleben ihre Zeichenkunst noch nicht habe beeinflussen können, daß vor allem die sprachliche Entwicklung ihnen ganz gefehlt habe, so daß die symbolische Darstellung ihnen noch unzugänglich gewesen sei. Ihre Kunst konnte daher noch keine „Ideogramme" liefern wie die höherentwickelter Völker auf der Frühstufe.

1) Z. für angew. Psychologie XIV, Heft 3 u. 4.

Für mehrere eingegangene philosophische Zeitschriften tritt sofort in stattlichem Jahresband eine neue auf den Plan in den von H. Vaihinger unter Mitwirkung zahlreicher namhafter Gelehrter begründeten „Annalen der Philosophie." („Mit besonderer Rücksicht auf die Probleme der Als-Ob-Betrachtung").[1]) Diese Zeitschrift scheint bestimmt, weit über die Philosophie hinaus reichste Anregung auszustreuen. Auch für die Ästhetik ist hier neben ziemlich allen anderen Wissenszweigen ein stattlicher Raum zur Verfügung gestellt. Mit Recht, denn der so überaus fruchtbare „Fiktionsbegriff", den Vaihinger als Ferment in die moderne Wissenschaft getragen hat, verspricht auch in der Ästhetik vielerlei Anregung. Im vorliegenden Bande der neuen Zeitschrift, die laut Ankündigung von nun an auch in einzelnen Heften erscheinen soll, setzt sich der „Illusionsästhetiker" Konrad Lange mit einigen Gegnern, vor allem Meumann und Streiter sehr energisch auseinander (in dem Aufsatz „Die ästhetische Illusion und ihre Kritiker"). — Zwei weitere Aufsätze der gleichen Zeitschrift über den „Begriff der Individualität als fiktive Konstruktion" und „Grundzüge einer neuen Wertlehre" von Richard Müller-Freienfels widmen, obwohl in der Hauptsache allgemein philosophischen Inhalts, der Ästhetik je ein besonderes Kapitel, in dem ebenfalls der Als-Ob-Gedanke Vaihingers praktisch fruchtbar zu machen versucht wird. Näher darauf einzugehen, ist an dieser Stelle unmöglich, da im vorliegenden Fall der Referent zugleich als Verfasser verantwortlich zeichnet. M.-F.

1) I. Band, erschienen im Verlag von F. Meiner, Leipzig.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

14. JAHRGANG HEFT 2 NOVEMBER 1919

Lloyd George vor 1914.

Von Felix Salomon.

Es ist kennzeichnend für das Wesen der Revolution, die wir durchmachen, daß die Urteilskraft weiter Volkskreise Schaden gelitten hat. Unser stolzes Heer ist zertrümmert; da gibt es nicht wenige unter uns, denen es schon nicht mehr deutlich bewußt ist, was eigentlich dieses Heer vollbracht hat. Die Geschichte wird es eines Tages verkünden: Das deutsche Heer hat die auf sein Können gesetzten Erwartungen nicht nur erfüllt, es hat sie durch märchenhafte Leistungen übertroffen und Taten vollbracht, wie sie noch nie in der Heeresgeschichte irgendeines Volkes gemeldet worden sind. Ebenso sicher wird aber die Geschichte bestätigen, daß unsere Gegner auf politischem Gebiete überlegen gewesen sind. Man pflegt hierbei zumeist an das Bereich der auswärtigen Politik zu denken, auf dem die Überlegenheit unserer Feinde, auf jahrhundertalte Schulung und Traditionen gestützt, am augenfälligsten ist; ob sie auch dort in Erscheinung getreten ist, wo es galt die innere Politik auf die Bedürfnisse der auswärtigen einzustellen? Hier eröffnet sich ein verantwortungsvolles Gebiet für geschichtliche Forschung; bei dem bedeutendsten unter den feindlichen Staatsmännern, Lloyd George, lehrt bereits ein vorläufiges Studium, daß die von ihm im Kriege gespielte Rolle, daß seine Erfolge in hohem Maße durch seine Tätigkeit vor dem Kriege vorbereitet worden sind. Es ist unter diesem Gesichtspunkte von Interesse, „Lloyd George vor 1914“ kurz zu betrachten.

Es fällt uns heute immer noch schwer, das Grundthema der englischen Politik vor dem Kriege zu begreifen, weil wir selbst eines, das mit Bewußtsein alle Schichten unseres Volkes geeint hätte, nicht besessen haben. Das Grundthema in England lautete: Sicherung des britischen Reiches. Diese Losung kennzeichnete den Entwicklungsgang, den die englische Geschichte seit 1870 durchgemacht hatte; Englands eigenes, engeres Dasein war seitdem mit den Reichsinteressen nach und nach in dem Maße verwachsen, daß es gar nicht isoliert mehr zu denken war; alles, was der Engländer als Erbe der Vergangenheit herrschsüchtig und stolz sein eigen nannte, nicht zum mindesten seine vorherrschende Stellung in Handel und Industrie, stand in Wechselwirkung mit der politischen Sicherung des über die Welt sich erstreckenden ungeheuren britischen Besitzstandes. Der englischen Staatsleitung lag es ob, diese Tatsache zum Bewußtsein aller Volkskreise zu bringen und die gesamte Politik danach einzurichten; in verschiedener Weise und auf den verschiedensten Gebieten ist dies geschehen. Der Wirkungskreis von Lloyd George hebt sich — wenn wir den Grundströmungen des politischen Lebens folgen — ab



von den Maßnahmen, welche Joseph Chamberlain ergriffen hatte, um die Interessengemeinschaft zwischen England und dem Reiche zum Ausdruck zu bringen. Sein Programm war als das eines sozialen Imperialismus gedacht; von sozialen Reformen ging er über zur Organisation des Reiches, welche Mutterland und Dominions in einem geschlossenen Macht- und Wirtschaftsbereiche zusammenfassen sollte, nicht zum mindesten auch im Interesse der breiten Massen, deren Lebenshaltung gehoben und für die Zukunft sichergestellt werden sollte. Bei Ausführung des Planes erwies es sich aber, daß der koloniale Nationalismus Gegenforderungen erhob, welche zum mindesten für die Gegenwart die Sachlage recht sehr änderten: Es wurde die Abkehr vom überkommenen Wirtschaftssystem zur Bedingung gemacht, womit den Arbeitern zunächst einmal Opfer in Gestalt der Verteuerung wichtiger Lebensmittel zugemutet wurden. Der Widerstand, der sich hiergegen erhob, war um so heftiger, als der ebenfalls zum imperialistischen Schema Chamberlains gehörige südafrikanische Krieg den Arbeitern ebensowenig einleuchtete; unter denen, welche damals die schärfsten Worte gegen die ministerielle Politik und den Krieg fanden, machte sich Lloyd George zuerst im öffentlichen Leben bemerkbar. Nicht zufälligerweise wird er die Persönlichkeit Chamberlains vom Beginn seiner parlamentarischen Tätigkeit an zur Zielscheibe seiner Angriffe gemacht haben, damals ein kühnes Unternehmen in Anbetracht des Ansehens, dessen Chamberlain sich erfreute. Als dann die konservative Herrschaft 1905 zu Fall kam und die Liberalen ans Ruder gelangten, war der Zeitpunkt gekommen, wo Lloyd George beweisen konnte, wie er das Staatsschiff anders gesteuert zu sehen wünschte; er trat als Handelsminister ins Kabinett und wurde bald darauf als Kanzler des Schatzamtes zu führender Stellung berufen.

Den nächsten Maßstab für die Beurteilung des Schaffens von Lloyd George bietet der Wirkungskreis, den sich die Liberalen als Partei abgesteckt hatten; er unterschied sich von dem der Konservativen grundsätzlich. Allerdings die Sicherung des Reiches blieb das Kernanliegen, aber das Schwergewicht hinsichtlich der hierzu zu ergreifenden Maßnahmen wurde anderswohin verlegt. Die Reichsbildung war von England ausgegangen, England trug noch immer die Hauptlasten, die Liberalen meinten, die festeste Grundlage schaffe diejenige Politik, welche die breiten Massen in England befriedige und für sie die Gegenwart erst glücklicher gestalte, bevor für das Reich Opfer verlangt würden. Die Sicherung des Reiches draußen fiel Sir Edward Grey zu, das Verhältnis zu den Dominions suchte Asquith, soweit es die Umstände gestatteten, zu regeln; Lloyd George erhielt die Führerschaft auf dem Gebiete, wo es galt, Fühlung mit dem Volke zu gewinnen. Eben auf diesem waren von der Partei aus neue Richtlinien gegeben; der Liberalismus war gewillt, ungehemmt durch Theorien und Dogmen irgendwelcher Art, den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen. Dahin wirkte eigene Einsicht; der Druck der Arbeiterschaft tat das übrige. Das Ziel des alten Führers Gladstone war zuletzt gewesen, ein sittlich erzogenes Volk auf sich selbst zu stellen; das war damals gewesen, wo der Liberalismus vorzüglich noch eine Partei des Bürgertums war. Jetzt schickte er sich an die breiten Massen zu gewinnen, und so ver-

breiteten liberale Programmschriften die Erkenntnis, daß Freiheit und Recht, die liberalen Kernforderungen, als wirtschaftliche Probleme zu behandeln seien; es wurde darauf hingewiesen, daß die wahre Freiheit der Persönlichkeit deren wirtschaftliche Hebung bedinge, und daß das Recht auf Existenz abhängig geworden sei von der Beseitigung der Hemmnisse, um ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Demgemäß stellte das liberale Ministerium ein soziales Reformprogramm großen Stiles in den Mittelpunkt seines Wirkens; dort, wo Chamberlain stehen geblieben war, sollte eingesetzt werden, um die Konservativen tüchtig zu übertrumpfen. Dieser Rahmen bot sich für die Tätigkeit von Lloyd George.

Zur Beurteilung seines engeren Wirkungsgebietes gilt es nun zu wissen, welches überhaupt der Stand der sozialen Gesetzgebung zu seiner Zeit war; Lloyd George selbst sah sich in allen Ländern um und bekannte freimütig, was er anderen schuldete, wobei wir vernehmen, daß er sich keinem Lande zu größerem Danke verpflichtet fühlte als Deutschland. Er lernte ebenso wie Chamberlain vor ihm, nur eingehender und eindringlicher, aus dem Vorbilde der Bismarckschen Arbeiterschutzgesetzgebung, die ja nach allgemeinem Urteile epochemachend gewesen war. So ist es überhaupt nicht das Schöpferische, was Lloyd Georges Werk kennzeichnete; das was seiner Führung und Leitung den Stempel gibt, ist die Verbindung der Maßnahmen, die er anregte und durchführte, mit den Äußerungen und dem Gewicht einer Persönlichkeit von ganz eigenem Gepräge.

Man wird es keinem Deutschen zumuten, sich in der liebevollen Art deutscher biographischer Forschung in den Lebensgang dieses Feindes zu versenken, indessen bleibt es Pflicht des Historikers, den Wurzeln nachzugehen, aus denen er die Eigenart einer geschichtlich bedeutsamen Erscheinung sich erklären zu können meint. Und da bieten sich folgende Beobachtungen: Lloyd George ist der erste Kelte auf hohem staatsmännischen Posten, in einem kleinen Waliser Dorf ist er geboren. Sein erstes politisches Anliegen war, die Interessen dieser, seiner engeren Heimat zu verfechten; als Waliser Nationalist ist er ins öffentliche Leben getreten. Seinem religiösen Bekenntnisse nach zählte er zu den Nonkonformisten schärfster Richtung: derart verband er mit der dem Kelten eigentümlichen Kampfesfreudigkeit den Fanatismus des Puritaners. Er trägt Glut und Leidenschaft in das kalte Gebiet der Politik hinein, als sei er ein Geistesverwandter Cromwells; unterschiedlich von diesem ist es offensichtlich kein einheitliches, großes, aus der Tiefe kommendes Interesse, das ihn erfaßt, die Gegenstände seines Eifers wechseln mit den Aufgaben, die sich ihm stellen und mit den Zeitströmungen, denen er sich anzupassen versteht. Der feste Pol bleibt sein Herrscherwille, sein Machtstreben, sein Drang zu führen, zu leiten, drängend und ringend sich durchzusetzen. In den Dienst dieses Strebens und Wollens stellt er zweifellos hohe geistige Fähigkeiten und wohl auch eine unverwüstliche körperliche Kraft. Früh schafft er sich Gehör als Meister der Beredsamkeit, einer Beredsamkeit, die mit neuen Mitteln arbeitet; er regt nicht wie die Meisterredner in der Blütezeit des Parlamentarismus die geistige Spannkraft einer aristokratischen Zuhörerschaft an, er übt eine suggestive Wirkung auf die Massen aus, er zieht sie



zu sich heran durch das sich Einfühlen in ihre Bedürfnisse und die anschauliche Art, diese darzulegen. Hier macht sich die Gesellschaftsschicht geltend, aus der Lloyd George hervorgegangen ist; als Sohn eines armen Volksschullehrers lernte er die Not des Lebens am eigenen Leibe kennen, erfuhr, wie wenig das bisher zur Hebung alles Elends Gebotene genügte, und sah die Hemmnisse, die es zu beseitigen galt, mit eigenen Augen. Alles in allem erscheint Lloyd George von ferne, mit den Augen des Historikers gesehen, als Vertreter einer neuen Staatskunst, einer demokratischen, und mit seinen Künsten und Hilfsmitteln, seinen Machthebeln, um sich durchzusetzen, als der größte Demagoge, der bisher in England gelebt hat.

Das sozialpolitische Gesetzgebungswerk des liberalen Kabinetts, an dem Lloyd George den Hauptanteil hatte, ist noch kurz vor dem Kriege in einer deutschen Darstellung sachkundig beschrieben worden[1]); Lloyd George hat diesem Buche nach englischer Sitte ein lesenswertes Geleitwort beigefügt. Er kennzeichnet die Methode, durch welche seine Sozialpolitik sich von der früheren unterscheidet, und hebt die Maßnahmen hervor, auf die es ihm am meisten angekommen sei. Das Gesetzgebungswerk besteht: 1. aus dem im Jahre 1909 in Kraft getretenen Alterspensionsgesetz, das allen über 70 Jahre alten Arbeitern ohne Leistung irgendwelcher Beiträge eine Beihilfe von fünf Schilling pro Woche gewährt; 2. aus der am 15. Juli 1912 in Kraft getretenen staatlichen Zwangsversicherung gegen Krankheit und Invalidität, zu deren Kosten nach deutschem Vorbild Arbeiter, Unternehmer und Staat gemeinsam beitragen; 3. wurde ein Gesetz gegen Arbeitslosigkeit erlassen, das zunächst allerdings nur den Maschinenbau, den Schiffbau, das Baugewerbe einbezog. Neben dieser Versicherungsgesetzgebung wurde die Frage der schiedsgerichtlichen Einigung im Streikfalle ins Auge gefaßt und sind staatliche Arbeitsvermittelungsbureaus geschaffen worden. Die vollkommenste Abkehr von dem alten liberalen Leitsatze der Selbsthilfe bedeutete jedoch eine dritte Reihenfolge von gesetzgeberischen Maßregeln; hier ist die staatliche Lohnerhöhung zu nennen, auf die Lloyd George ein besonderes Gewicht gelegt hat. Die Trade Boards Act brachte für die schwache und organisationsunfähige Arbeiterschaft einer Reihe von Hausindustrien obligatorische Lohnämter mit Mindestlohnfestsetzungen. Dieses Gesetz erstreckte sich zunächst auf vereinzelte Industrien, sollte aber auf andere Gewerbe ausgedehnt werden. Es ist das Gesetz im Interesse der Kohlenbergbauarbeiter gefolgt, das einen Minimallohn zur Einführung brachte. Ein ganz persönliches Anliegen von Lloyd George war die Nutzbarmachung von Grund und Boden für die Allgemeinheit; er wünschte das Bodenmonopol des Großgrundbesitzes zu beseitigen. Die Developments Act von 1909 diente der Erschließung des Landes und der inneren Kolonisation; die Maßnahmen gegen den Großgrundbesitz waren noch nicht abgeschlossen, als der Krieg ausbrach.

Das Werk von Lloyd George ist rhetorisch und publizistisch von ihm vorbereitet und begleitet worden; eine Auswahl seiner Reden ist in deutscher Sprache unter einem Titel, der als Losung gelten soll, erschienen: „Bessere

1) H. A. Walter, Die neuere englische Sozialpolitik. (Die Kultur des modernen England, herausgegeben von E. Sieper, Band 6.) 1914.

Zeiten."[2]) Formell und sachlich bieten diese und andere Reden von ihm viel; im Mittelpunkt der deutschen Sammlung steht die große Budgetrede, die Rede für „das Budget des Volkes", wie Lloyd George sie nannte, und die er hielt, um die enormen Geldmittel für seine Reformen verfügbar zu erhalten. Ein Zuhörer aus dem Arbeiterstande pries sie als die fähigste und erschöpfendste, die er je im Unterhaus gehört habe; es kann kein Zweifel, sagte er, über „die magische Gewalt des Redners" bestehen. Die Rede klang in folgenden Worten aus: „Dies ist ein Kriegsbudget. Es will Geld aufbringen zum Feldzug wider Armut und Erniedrigung." In allen Reden geißelt Lloyd George die Schäden der Zeit; man kann als Deutscher trotz ihrer Eindringlichkeit nicht sagen, daß sie auf das Gemüt wirkten. Sie wenden sich englischer Art gemäß mehr an das Rechtsgefühl, ohne daß eine Reizung der schlechten Instinkte immer vermieden worden wäre. Ein Beispiel von stärkster suggestiver Kraft und echtem Pathos bieten folgende Sätze: „Wenn am Ende einer Durchschnittsperiode unseres Amtes die Nation finden wird, daß die gegenwärtige Regierung sich nicht ernstlich mit den sozialen Bedingungen des Volkes beschäftigt hat, nicht versucht hat, die nationale Erniedrigung des Slums, der weitverbreiteten Armut und Verwahrlosung in einem Lande zu entfernen, das von Reichtum funkelt, wenn das Parlament zurückschreckt, die Hauptursachen dieses Elends, nämlich die Trunksucht und das System des Grund und Bodens, unerschrocken anzugreifen, wenn es die Verschwendung nationaler Güter in Rüstungen nicht aufhält und nicht spart, damit eine ehrenhafte Unterstützung für verdienstvolles Alter vorgesorgt werden könne, dann soll ein lebendiger Schrei in diesem Lande nach einer neuen Partei erstehen und viele von uns würden diesem Schrei folgen.... Ich möchte die Parlamente zu so vielen Leuchtturmfeuern machen, um in all die dunklen Stellen hinabzuleuchten, um jede Unterdrückung, jedes Elend und jedes Unrecht aus seinen Stellungen zu drängen. Denn der gegenwärtige Stand der Dinge kann nicht lange mehr ertragen werden! Der Gegensatz zwischen Reichtum und Luxus der einen Klasse, Verwahrlosung und Herabsinken der anderen ist zu groß. Der eine arbeitet zu viel und muß dennoch hungern, der andere bummelt durchs Leben und feiert dennoch Feste. Das kann nicht so weiter gehen! So sicher Gerechtigkeit und Barmherzigkeit die ewigen Elemente in der Regierung der Welt sind, so sicher ist ein System, das die Straße des Luxus für die wenigen mit den Herzen der Massen pflastert, dem Untergang geweiht!" Wiederholt begegnen stimmungsvolle Bilder, stets aus dem Leben und der Natur geschöpft. Seltener finden sich Früchte politischer Weisheit und Erfahrung; einen tiefen Sinn birgt ein Satz wie dieser: „Die Aufgabe des Staatsmannes ist schließlich nichts anderes als Landbewirtung in großem Stile." Gern nimmt Lloyd George Bezug auf seine Heimat, das Waliser Land, die Waliser Bevölkerung und zitiert aus Waliser Dichtern; der Waliser Arbeiter wird als glühender Patriot gepriesen. Dort, wo die Liberalen für die Sozialreformen geworben werden sollen, heißt es: „Der britische Liberalismus wiederholt hoffentlich nicht die Irrungen des Liberalismus auf

2) Lloyd George, Bessere Zeiten. Jena 1911. Mit Vorwort des Herausgebers Eduard Bernstein.

dem Kontinent; dessen Schicksal sollte uns eine Warnung sein. Er ward an die Wand gedrückt, noch ehe sein Wirken begann, weil er sich der Anpassung an neue Verhältnisse versagte. Der Liberalismus des Kontinents beschränkte sich ausschließlich auf die Ausbesserung und Vervollkommnung des Mechanismus, der das Korn des Volkes dereinst mahlen soll; er vergaß aber, daß das Volk leben muß, während dieser Prozeß seinen Verlauf nimmt, und das Volk sah seine Kräfte schwinden, ohne daß etwas zu ihrer Erhaltung geschah. Der britische Liberalismus ist indes besser beraten; er blieb dem traditionellen Ehrgeiz der liberalen Partei: Freiheit und Gleichheit eine Stätte zu sichern, treu; aber Hand in Hand mit diesem Ziel verfolgt er unmittelbare Maßnahmen zur Hebung der Lebenslage der Massen." Auf die Frage, ob dem Liberalismus eine Gefahr seitens der Arbeiterpartei drohe, lautet der Bescheid: „Offen gesagt, glaube ich nicht, daß auch nur der geringste Anlaß zu Besorgnissen vorliegt. Dem Liberalismus wird seine Vorherrschaft im Reiche politischen Fortschritts nie genommen werden, es sei denn durch Vernachlässigung oder Verrat der Prinzipien, zu denen er sich bekennt. Solange die Liberalen, wie in dieser Session, zeigen, daß sie vor der Übertragung ihrer Bekenntnisse in die Praxis nicht zurückscheuen, wird das ihnen anvertraute Pfand nie auf eine neue Partei übergehen." Einschränkend fügt dann allerdings der Redner hinzu: „Freilich, könnten die Arbeiterführer jemals hoffen, alle Arbeiter des Königreichs von beiden politischen Parteien loszulösen, und sie als einheitliche Verbindung der Arbeit zu organisieren, so würde, das gebe ich zu, eine solche Partei allmächtig sein. Allein wer die politische Geschichte einigermaßen kennt, wird Ihnen sagen, daß solch ein Kunststück unmöglich ist." Eine nahe Zukunft wird lehren, ob diese Prophezeiung zutrifft. Die Kampfader schwillt, wo es an die Auseinandersetzung mit den Peers geht; er will ihnen von Haus aus nicht wohl, als Waliser Demokrat, der als Vorzug seines Heimatlandes den Mangel jeglicher Klassenunterschiede preist; als dann gar die Peers sein Budget ablehnen, kennt sein Zorn keine Grenzen. Er scheut kein Mittel, um den Gegner zu schmähen und herabzusetzen. „Haben die Lords", fragt er, „jemals ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts gegessen? Niemals! Von der Wiege bis zum Grabe haben sie nur die Mühe gehabt zu nehmen." Ein anderes Mal vergleicht er den Adel mit dem Käse und höhnt, auch er sei um so besser, je älter er würde; oder er rühmt die Australier, die sehr gut ohne Oberhaus auskämen und lieber ein Haus von Känguruhs haben würden als eines von solchen Leuten. Im Feldzuge gegen die Peers bei den Neuwahlen fallen diese Worte: „Ich bin froh, daß diese Peers auf uns losgelassen wurden. Sie haben durch ganz Britannien Reden gehalten; hätten sie es nicht getan, so würde kein Mensch wissen, wie die Peers sind. Mit dem Hause der Peers verknüpfte sich die Vorstellung von Haltung, Würde, Reserve, fast von Majestät, bis die Peers den Mund auftaten. Was geschah seitdem? Sie haben eine Sprache geführt, zu der sich kein Mitglied des Unterhauses, gleichviel welcher Partei, erniedrigen würde. (Ein Zwischenruf: „Was konnte man anderes erwarten?") — Ich hatte nichts Besseres erwartet, aber ich hatte sie ja schon früher gehört. Jetzt aber durchwandern sie das Land, und das ganze Volk bekommt



sie zu hören. Betrachten sie einige dieser Reden, die, ich zögere nicht es zu sagen, unverkennbaren Stallgeruch atmen." Die Demagogie wird zur Klassenverhetzung in seiner Rede in Woodford im Juni 1912, wo man vernahm: „Die goldenen Gefäße, die für die Altäre bestimmt gewesen sind und der Kirche gehört haben, stehen noch heute auf den Büfetten der Barone in deren Speisesälen, und das Fleisch, das für den Altar bestimmt gewesen ist, hängt in deren Speisekammern. So haben die Reichen genommen, was Gott und den Armen gehört." Lloyd George ist nach alledem von den Gegnern als „Sozialist" bezeichnet worden; so wollte er nicht verstanden sein. In einer Unterredung mit dem Korrespondenten der „Neuen Freien Presse" über die Pflichten der Demokratie[3]) führte er vielmehr aus: „Die Demokratie greift weder das Kapital noch das Eigentum überhaupt an. Nur wo die Massen unterdrückt waren, wo sie an der Regierung keinen Anteil haben, wo ihnen zur Abhilfe ihrer Beschwerden nur der Weg der Gewalt offen ist, nur dort haben sie das Eigentum angegriffen. Die herrschende Demokratie ist keine Bedrohung des Besitzes. Rechtssicherheit ist das größte Interesse gerade der Kleinen und Besitzlosen. Ich setze meine Hoffnung nicht auf phantastische sozialistische Pläne, auf den Umsturz unserer auf dem Privateigentum aufgebauten Ordnung. Aber es gilt, diese Ordnung auszubauen und zu erweitern. Leben und Gesundheit des Volkes muß auch zu einem Rechtsgut gemacht werden. Der Besitz wird in England aufs alleraufmerksamste beschützt. Die Hüter des Besitzes patrouillieren alle Straßen und wenn ihnen ein Gesetzesverbrecher doch entschlüpft, wird er bis ans Ende der Welt verfolgt. Ich verlange, daß Leben und Gesundheit des Volkes ebenso eifersüchtig geschützt werde wie Eigentum oder Wild. Die Menschen sind das größte Aktivum des Staates, und doch wird mit Menschen viel größere Verschwendung getrieben als etwa mit Pferden oder Maschinen. Diesem Raubbau muß ein Ende gemacht werden. Unsere sanitären, unsere Wohnungsgesetze müssen ebenso strenge gehandhabt werden wie unsere Gesetze zum Schutze des Privateigentums. Diese Gesetze müssen auch ausgedehnt werden."

Lloyd George hat die Unzufriedenheit nicht zu bannen vermocht, obwohl er manchem Liberalen schon viel zu weit gegangen war; die letzten Jahre vor dem Kriege waren trotz alledem von Gärung und Streiks erfüllt. Er hat sich allerdings auch im Privatleben Blößen gegeben, die nicht dazu beitrugen, seine Beliebtheit zu steigern. Immerhin: Fühlung mit den breiten Massen war gewonnen und ein innerer Zusammenschluß war angebahnt, der sich im Kriegsfalle auf den eingeschlagenen Wegen weiterfördern ließ. Insofern bedeutete das Werk von Lloyd George die wertvolle Ergänzung der von Anfang an mit dem Risiko des Krieges rechnenden auswärtigen Politik Greys. Es versteht sich, daß Lloyd George aus dem Bereiche seiner Amtsstellung heraus stets für die Aufrechterhaltung des Friedens eingetreten ist, wie er auch die Handelseifersucht als Kriegsgrund nicht gelten lassen wollte. „Deutschland ist unser bester Kunde," sagte er, „wer wird so wahnsinnig sein, seinen besten Kunden umzubringen?" Durch seine herausfordernde Drohung bei dem Erscheinen des Panther vor Agadir gab er aber deutlich genug zu verstehen,

3) Neue Freie Presse 26. Mai 1912.

wie auch er die „Pax britannica" auslegte; da war kein Raum für eine gleichberechtigte deutsche Weltmacht vorhanden. Fest steht allerdings, daß seine Gefolgschaft keinen Krieg wollte; deshalb gehörte Lloyd George zu denen, die höchst geschickt lavierten, um den Fluch des Friedensstörers uns aufzulasten. Seine versöhnliche Rede vom 24. Juli 1914, die bei uns trügerische Hoffnungen hervorrief, ist höchstwahrscheinlich nur einer seiner diplomatischen Kniffe gewesen, um „die Friedfertigkeit Englands" darzutun. Unser Geschick wollte es, daß mit unserem Einmarsch in Belgien der bei den breiten Massen volkstümlichste Kriegsgrund gegeben wurde; von da an ist Lloyd George auf das Gebiet gelenkt worden, auf dem er all seine Kraft, sein Temperament, seine Fähigkeiten, aber auch seinen Haß, seine Leidenschaften, sein gefährliches Demagogentum, seine Bereitschaft zu hetzen und zu entstellen im Ringen gegen uns auszunutzen berufen wurde.

Philipp II. und Alexander der Große.

Von Ernst Kornemann.

Einer weltgeschichtlichen Auffassung des Altertums, die in größeren Gebiets- und Zeiträumen, sozusagen in Kontinenten und Jahrhunderten, zu denken sich gewöhnt hat, erscheint immer mehr als die letzte große Epoche antiker Geschichte die Zeit, die mit der Regierung Philipps II. und Alexanders des Gr. anhebt und bis zu Justinian und seinen Nachfolgern herabführt, ein tausendjähriger Weltentag, rund die Zeit von 350 v. Chr. bis 650 n. Chr., die Epoche des Hellenismus im weitesten Sinne des Wortes. Politisch hat in dieser Zeit des Hellenismus der große Flächenstaat des Orients gesiegt, wie ihn zuletzt Darius' I. Verwaltungstalent im Perserreich ausgestaltet hatte, über den kleinen hellenischen Stadtstaat, das bedeutendste Erzeugnis der vorhergehenden Epoche auf griechischer Erde, kulturell aber ist damals das Griechentum, um mit Jacob Burckhardt zu reden, der Sauerteig geworden, der alles geistige Leben in den Mittelmeerländern durchsäuert hat. Von Babylon, das Alexander wieder, wie einst in den alten Zeiten des Orients, zur Welthauptstadt machen wollte, verläuft die Entwicklung über Alexandria und Rom nach Konstantinopel, von da nach dem Sieg des Islam nach Bagdad, also in die Nähe des Ausgangspunktes Babylon zurück. Damit sind die Hauptetappen der Entwicklung dieser Weltepoche gekennzeichnet, die man als die Zeiten des alexandrinischen, des römischen und des christlich-byzantinischen Hellenismus bezeichnen kann, und zugleich ist damit angedeutet, daß im Rahmen dieser letzten Epoche des Altertums der Kreislauf antiker Geschichte sich wiederholt: nämlich vom Orient zum Okzident, von diesem dann zum Ausgangspunkt, zum Orient, zurück.

Es ist nun ein eigentümliches Spiel des Schicksals, daß diese Weltepoche nach jeweils 300 Jahren einen neuen Impuls erfahren hat durch das Eingreifen von je zwei Herrschern, die, in der Regierung einander folgend, die neuen Ideen und Zeitströmungen am reinsten in sich verkörpern und der niedergehenden Welt zu neuem Aufstieg verhelfen: Philipp und Alexander



am Anfang, Cäsar und Augustus nach Abschluß der ersten, Diokletian und Konstantin am Ende der zweiten Etappe. Jedesmal geht diesen Herrscherpaaren ein Jahrhundert oder ein Halbjahrhundert schwerster Kämpfe voraus: Philipp und Alexander der grauenvolle Selbstzerfleischungsprozeß des vierten Jahrhunderts nicht nur in Griechenland, sondern auch in Makedonien und im Perserreich, Cäsar und Augustus die Epoche der römischen Bürgerkriege, in der Lukrez und andere Dichter der Zeit schon das Ende der Welt voraussagten, Diokletian und Konstantin jenes entsetzliche bellum omnium contra omnes im dritten nachchristlichen Jahrhundert, durch das veranlaßt die Christen wieder wie einst Lukrez vom Ende aller Dinge zu träumen begannen. Das ist die eine Parallele. Eine zweite beruht darauf, daß innerhalb der genannten Herrscherpaare jedesmal der zweite die weitere historische Entwicklung der Dinge nachhaltiger beeinflußt hat als sein Vorgänger. Wie Alexander der Idee des orientalischen Großstaats den definitiven Sieg über die politisch unfruchtbar gewordenen Kleinstaatbildungen der Griechen am Mittelmeer verschafft hat, so hat nicht Cäsar, sondern Augustus im Römerreich das große Problem der inneren Politik gelöst und dem neuen Weltreich, der bedeutendsten Staatenschöpfung seit Alexander am Mittelmeer, eine originelle, dem okzidentalischen Empfinden angepaßte Verfassung gegeben, und Konstantin endlich ist es gewesen, der durch die Verlegung der Reichshauptstadt nach Konstantinopel und durch die Anerkennung des Christentums Schritte getan hat, die die Folgezeit weit über das Ende des Altertums hinaus beeinflußt haben. So erscheinen Philipp, Cäsar und Diokletian jeweils als die Vorbereiter, Alexander, Augustus und Konstantin als die Vollender einer neuen Ordnung.

So etwa hatte ich meine Auffassung dieser Weltepoche in einer kurzen zusammenfassenden Darstellung vor Jahren schon formuliert.[1])

Seitdem ist die Forschung weiter fortgeschritten und hat den Anteil der beiden in Betracht kommenden Fürsten innerhalb der drei Herrscherpaare schärfer zu erfassen gesucht, so z. B. Ed. Meyer, in seinem kürzlich erschienenen Buch über Cäsars Monarchie, das Verhältnis von Cäsar und Augustus.[2]) Anziehender noch als das Problem Cäsar—Augustus ist aber das Problem Philipp—Alexander, weil hier allein Vater und Sohn und außerdem zwei gleich große Persönlichkeiten aufeinander gefolgt sind.[3])

---

1) Die römische Kaiserzeit, in der Einleitung in die Altertumswissenschaft, herausgegeb. von A. Gercke und E. Norden, 2. Aufl. 1914, S. 210.

2) Ed. Meyer, Cäsars Monarchie und das Principat des Pompejus, Stuttgart und Berlin 1918, S. 457f., 462, 505, 536ff.

3) Die Darstellung der Persönlichkeit Philipps und seines Lebenswerkes ist bei Julius Kaerst (Geschichte des Hellenismus I 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1917 S. 192ff.) im Gegensatz zum Alexanderporträt viel besser gelungen. Eine wissenschaftliche Biographie Philipps ist eines der größten Desiderien der Geschichte des Altertums. Zu dem sehr schwierigen Alexanderproblem hat sich 1905 in einem Vortrag auf der Hamburger Philologenversammlung Eduard Meyer geäußert: Alexander der Gr. und die absolute Monarchie, Kleine Schriften, Halle 1910, Niemeyer, S. 283ff., leider unter Beibehaltung vieler Züge des von Julius Kaerst in seiner Geschichte des Hellenismus verzeichneten Alexanderbildes. Der Weltkrieg hat dann eine große Vermehrung der Literatur in Gestalt von Kriegsvorträgen und Kriegsabhandlungen gebracht. Ich erwähne hier nur Walter Otto, Alexander der Gr.,

Um von dem letzteren Gedanken auszugehen: es ist ein höchst seltener Fall in der Weltgeschichte, daß auf einem Throne zwei geniale Menschen als Vater und Sohn einander ablösen.[4]) Was in solchem Falle leicht eintreten kann, geschah auch diesmal: der geniale Sohn geriet, kaum erwachsen, in Gegensatz zu dem Vater, allerdings durch dessen Schuld [5]), und ging mit der Mutter außer Landes. So beginnt die Geschichte des Nachfolgers auch hier mit dem frondierenden Kronprinzen, und es wird psychologisch verständlich, weshalb Alexander von nun an alles daransetzt, den Vater mit seinen Taten zu übertrumpfen, was ihm in solchem Umfange gelungen ist, daß der Vater in der historischen Bewertung zugunsten des Sohnes unstreitig zu kurz gekommen ist.

Der Konflikt zwischen Vater und Sohn wäre wohl auch ohne die verletzende Tat des Vaters über kurz oder lang ausgebrochen, schon deshalb, weil sie in einem Punkte einander täuschend ähnlich waren. Beide waren nämlich Tatmenschen, von einem geradezu dämonischen Tätigkeitsdrang beseelt wie wenige Sterbliche vor und nach ihnen. Sowohl bei Philipp wie bei Alexander wird diese Arbeitsfreudigkeit und diese großartige Arbeitsbewältigung als der am meisten hervorstechende Charakterzug hervorgehoben, ein Tatendrang, wie er gerade bei Angehörigen junger Völker sich findet. Der zeitgenössische Geschichtschreiber Theopompos hat seine Bewunderung für Philipp in diesem Punkte in die Worte zusammengefaßt, daß Europa überhaupt noch keinen solchen Mann hervorgebracht habe wie Philipp, den Sohn des Amyntas.[6]) Er ist auch vom Standpunkt des Adels der Arbeit betrachtet der erste „wahrhaft königliche Mann" in Europa gewesen. Bei Alexander haben wir den besten Beweis für seinen riesigen Arbeitsdrang in den erhaltenen Auszügen aus seinem Amts- und Hofjournal, den sogenannten Ephemeriden, für die letzten Tage seines arbeitsreichen Lebens in Babylon.[7]) Es ist ein furchtbares Erkranken und Sterben bei ihm schon deshalb, weil der Gewaltige vor Arbeit eigentlich nicht krank sein will und nicht sterben kann. Niemals ist der Tod brutaler gewesen als damals, da er diesen tatenfrohen und arbeitslustigen jungen Mann im Alter von 33 Jahren durch das Sumpffieber von Babylon

---

Marburger ak. Kriegsreden Nr. 34, Marburg, Elwert 1916; Ulrich von Wilamowitz, Alexander der Gr., Reden aus der Kriegszeit V 1916; Walter Kolbe, Das Weltreich Alexanders des Gr., Sonderabdruck aus der Weihnachtsgabe Rostocker Universitätslehrer 1916. Der geistvolle Entwurf „Zur Geschichte der Monarchie", den uns Wilhelm Weber in seiner Tübinger Antrittsvorlesung geschenkt hat (Tübingen, Kloeres 1919), berührt an mehreren Stellen das Problem Philipp-Alexander, allerdings unter starker Vordrängung der religiösen Momente. Das letzte zu dem Thema ist mein Aufsatz „Die letzten Ziele der Politik Alexanders des Großen" in Klio XVI (1919) S. 209 ff.

4) Einmal ist in der Weltgeschichte der Fall eingetreten, daß sogar drei hochbegabte Herrscher als Vater, Sohn und Enkel einander gefolgt sind: ich meine die Karolinger Karl-Martell, Pippin und Karl der Gr.

5) Philipp vermählte sich nach der Heimkehr vom griechischen Feldzug neben Olympias mit Kleopatra, die aus vornehmem makedonischem Hause stammte. Nicht die Doppelehe an und für sich, sondern das Eingehen einer zweiten Ehe in vorgerücktem Alter der beiden Ehegatten und das taktlose Auftreten der Verwandten der zweiten Frau führten den Bruch herbei.

6) Polyb. VIII 11, 1; J. Kaerst, Geschichte des Hellenismus I² S. 203.

7) Arrian VII 25 ff.



hinwegraffte. Bei beiden Männern ist der Arbeitshunger höchstens noch übertroffen worden durch die Leistungsfähigkeit im Genießen, sowohl auf dem Gebiete des Geschlechtslebens wie was Essen und was die altmakedonische Sitte des Trinkens betrifft, etwas, was bei Kraftnaturen, zumal aus so jungem Volkstum, auch sonst vorkommt. Durch ihren Schaffensdrang ohnegleichen aber sind beide Herrscher Staatsmänner ersten Ranges geworden, und der nachfolgende Vergleich soll sich daher in erster Linie auf ihr politisches Wollen und Können erstrecken.

Philipps staatsmännische Großtat ist die Einigung der größten Teile der Balkanhalbinsel unter einem Willen, eine Tat von ungeheurer Größe, wenn man bedenkt, daß auch schon im Altertum diese Halbinsel ein vielfaches Durcheinander von Völkern und Rassen beherbergt hat, wie kaum eine zweite damals. Das Zentrum des ersten Balkangroßstaates, den Philipps Organisationskraft geschaffen hat, war und blieb Makedonien. Das Zentralland aber bekam durch seine Eroberungen das, was eine Großmacht vor allem nötig hat, nämlich Küste. In dieser Beziehung ist Philipp für Makedonien, was Peter der Große für Rußland wurde: der Gewinner von Küste für ein bis dahin meerabgewandtes und meerfremdes Volk und der Schöpfer einer Flotte, ohne die aller Küstenbesitz totes Gut ist. In der inneren Politik aber ruht die Größe Philipps auf der engen Verbindung von Königstum und Volkstum, zunächst von Königstum und Volksoberschicht, wie sie durch den ritterlichen Adel vertreten war, dann aber auch von Königstum und Volksganzem.[8] Ein mittelalterlicher Feudalstaat wird durch den starken organisatorischen Willen des Königs in kurzer Zeit zu einem Beamtenstaat mit einer ganz modernen Heeresorganisation umgeformt. Diese ruht nicht mehr wie seither auf dem Reiterheer des Adels, sondern gleichzeitig auf der geschlossenen Infanteriemasse in Gestalt der bekannten, unüberwindlichen Phalanx. Sie wird aus der Masse der Gemeinfreien gebildet, die dadurch neben den „Kameraden" aus dem Adel, den *ἑταῖροι*, zu „Kameraden zu Fuß" (*πεζέταιροι*) erhoben wird.[9] In den Mittelpunkt der Volkserziehung wird dadurch das Heer gestellt, und das Volk, bis dahin in der Hauptsache Hirten, Jäger und Bauern in weit auseinanderliegenden Dörfern und Gehöften wohnend, ohne National- und überhaupt ohne Gemeinsinn, wird allmählich politisch reif gemacht. Heeresverfassung und Staatsverfassung stehen im Altertum sehr oft in engster Wechselwirkung, nirgends jedoch so sehr wie in Makedonien seit den Tagen Philipps II. Neben dem Landheer wurde das eigentliche Schoßkind Philipps aber die Flotte, bei deren Bemannung der König stark auf das griechische Element, die Küstenbevölkerung seines Staates, zurückgreifen mußte.

Die Krone hat Philipp seinem staats-

8) Zum Folgenden vgl. die vortrefflichen Ausführungen von J. Kaerst, Geschichte des Hellenismus I² S. 192ff.

9) Ihren Ausgang nimmt die Bezeichnung *ἑταῖροι* von einer engeren Gemeinschaft um den König, *ἑταῖροι τοῦ βασιλέως*, einer ständigen persönlichen Umgebung des Herrschers aus den Reihen des hohen makedonischen Adels. Ihre Anzahl beträgt unter Alexander etwa 100. Von hier aus hat der Begriff allmählich eine Erweiterung erfahren, zuerst (unter Archelaos oder Philipp?) auf die alte Nationalwaffe der Reiterei, später dann auf das Fußvolk, vgl. Plaumann bei Pauly-Wissowa-Kroll, R.-E. VIII Sp. 374ff., Kaerst a. a. O. I² S. 183ff. und S. 194 Anm. 3.

männischen Wirken dann aufgesetzt durch die Angliederung Griechenlands an diesen neuen großmakedonischen Staat nach der Schlacht von Chaeronea. Griechenland wurde im Frühjahr 337 von dem nordischen König zu Korinth in einem allgemeinen griechischen Landfriedensbund, abgesehen von Sparta, das sich schmollend beiseite hielt, geeinigt und als Ganzes an Makedonien angeschlossen.[10]) Zweierlei ist das eigentlich Neue an dieser korinthischen Bundesschöpfung Philipps, einmal die Tatsache der erstmaligen Organisation der gesamten hellenischen Staatenwelt des Mutterlandes und dann die Betonung der *κοινὴ εἰρήνη*, des allgemeinen Landfriedens in diesem von Kämpfen und Fehden so zerrissenen, unglücklichen Land. Jetzt findet durch die neue Präsidialmacht eine gegenseitige Bindung der Hellenen statt, untereinander Frieden zu halten zu Wasser und zu Lande und gleichzeitig die Herstellung eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen dem so geeinigten Hellas und Makedonien. Beseitigung aller inneren Kriege und Fehden, das war jetzt die Parole. Im übrigen sollten die Einzelstaaten, die zum Bunde gehören, frei und autonom sein, d. h. sie sollten nach ihren sich selbst gegebenen Verfassungen leben können, ja diese Verfassungen wurden ihnen von Bundes wegen gewissermaßen garantiert. Gewaltsame Umwälzungen im Innern der Einzelstaaten sollten nicht mehr geduldet werden, das Privateigentum sollte unverletzlich sein. Es war also eine ganz konservativ gerichtete Politik, die neben den Interessen des Friedens den Interessen der Besitzenden diente[11]), und die dem nordischen König den Weg nicht nur in die Staatenwelt Griechenlands, sondern auch zu den Herzen vieler Griechen bahnte, da sie der großen Vergangenheit der Besiegten, soweit irgend möglich, Rechnung trug. Man hat mit Recht betont, daß der Makedonierkönig als Garant des Friedens in Hellas an Stelle des Perserkönigs trat, der seit dem Antalkidas-Frieden (386) diese Rolle innegehabt hatte, und daß Philipp so die makedonische Hegemonie über Griechenland an Stelle der persischen gesetzt hat.[12]) Nur war die Bindung von Hellas an Makedonien eine festere als diejenige an Persien. Denn es mußte jetzt alle selbständige Politik nach außen aufgeben und wurde in diesem Punkte ein Anhängsel von Makedonien. Vor allem wurde das offene und geheime Paktieren mit den Barbaren, worunter natürlich in erster Linie die Perser zu verstehen waren, ein für allemal abgestellt.

Ungemein klein war, offenbar mit Bewußtsein, der äußere Apparat des neu geschaffenen Bundes. Nur ein Bundesrat wurde geschaffen, in welchen jeder einzelne Staat eine seiner Bevölkerungszahl proportionale Zahl von Vertretern sandte. Dieser Bundesrat war die höchste beratende und beschließende Behörde und zugleich der oberste Gerichtshof in Bundessachen. Die Exekutive aber lag in den Händen des makedonischen Königs, der zum „Herzog"[13]) (*ἡγεμών*) der Hellenen ge-

10) Zum korinth. Bund vgl. U. Köhler, S.-Ber. Berl. Ak. 1892 S. 510ff., 1898 S. 120; J. Kaerst, Rhein. Mus. 52, 1897, S. 519ff., Geschichte des Hellenismus I² S. 268ff. u. S. 526ff.; A. Wilhelm, S.-Ber. der Wien. Akad. 1911 Abhandl. 6; U. Wilcken, S.-Ber. der Münch. Akad. 1917 11. Abhandlung.

11) So richtig J. Kaerst, Hellenismus I² S. 276.

12) Kaerst a. a. O. I² S. 271; U. Wilcken a. a. O. S. 34f.

13) Die Übersetzung „Präsident" genügt nicht, weil das Amt vornehmlich einen

wählt wurde, eine Würde, die mit der makedonischen Königswürde offenbar ständig verbunden sein sollte. Als Bundesvorstand oder Präsidialmacht verfügte Makedonien seitdem sowohl in einem Angriffskrieg, der vom Bundesrat beschlossen werden mußte, über die Streitkräfte des Bundes, als auch war Makedonien, wenn der Friede in Griechenland von äußeren oder inneren Feinden bedroht war, der oberste Hüter des Landfriedens. Die Richtung gegen den Perserkönig erhielt die ganze Schöpfung sehr bald dadurch, daß Philipp die alte Forderung der Hellenen nach Befreiung der kleinasiatischen Griechen vom Perserjoch im Rahmen der territorialen Erweiterung Makedoniens als sein Kriegsziel proklamierte und auf der ersten Tagsatzung des Bundes zu Korinth den Nationalkrieg gegen Persien beschließen ließ, und zwar auf Grund eines außerordentlichen Spezialkommandos mit unumschränkter Vollmacht, was für die Zeit der militärischen Operationen in dem Titel *στρατηγὸς αὐτοκράτωρ* seinen Ausdruck fand.[14]) Es ist eine der größten Feinheiten der philippischen Politik, daß sie so für den Neuaufbau von Hellas sich des gemeinsamen Gegensatzes gegen Persien bediente, etwa wie Bismarck nach 1866 den gemeinsamen Gegensatz der Nord- und Südstaaten gegen Frankreich benutzte, um die deutsche Einigung zunächst in Gestalt eines Schutz- und Trutzbündnisses Preußens mit Süddeutschland zustande zu bringen.

Alles, was hier aus dem Kapitel der Staatsschöpfung Philipps andeutend vorgeführt worden ist, verrät einen staatsmännisch ganz hervorragend begabten Herrscher, der in Makedonien sowohl wie in Griechenland das historisch Gewordene mit den Bedürfnissen der Gegenwart, die bei dem allgemeinen rapiden Verfall der Kräfte nach einem starken Staatswesen verlangte, in Einklang zu setzen verstand. Mit diesem Staatsgebilde, das die Balkanhalbinsel mit einem Schlag zu einem Machtfaktor ersten Ranges in der Mittelmeerpolitik machte, wäre auch die letzte Aufgabe, die Philipp sich gestellt hatte, restlos zu lösen gewesen, nämlich die Befreiung des kleinasiatischen Griechentums von der Perserherrschaft und die Besetzung des Hinterlandes — mehr hat Philipp nicht im Auge gehabt —, wenn den tatenlustigen König nicht im Jahre 336 vorzeitig, im Alter von 47 Jahren bereits, der Stahl des Mörders getroffen hätte. —

Jedem Laien muß die Ähnlichkeit der Situation mit derjenigen im Römerreich im Jahre 44 v. Chr. nach Cäsars Ermordung in die Augen fallen. Ein glänzender, schöpferischer Herrscher in beiden Fällen beseitigt nach Erfolgen sondergleichen auf dem Schlachtfeld und im Staatsleben, beseitigt in dem Augenblick, da er sich anschicken wollte, seinem politischen Leben den großen Abschluß zu geben, Philipp durch den kleinasiatischen Feldzug gegen die Perser, Cäsar durch den Krieg gegen die Parther. Aber die Parallele geht noch weiter. Wie später Octavianus, der Adoptivsohn, wird diesmal Alexander, der leibliche Sohn, in außergewöhnlich jungen Jahren und nach einem politischen Morde, dem der Vater zum Opfer gefallen war, zur Regierung berufen. In beiden Fällen geht der neue Herrscher, so jung er auch ist, sehr bald andere Bahnen.

militärischen Charakter trug, U. Köhler, S.-Ber. Berl. Ak. 1892 S. 511; U. Wilcken a. a. O. S. 27.

14) Diodor XVI 89, 3, dazu Wilcken a. a. O. S. 27.

Bei Alexander zeigt sich dies in seinem Auftreten gegenüber den beiden größten Schöpfungen, man möchte sagen, den Lieblingsschöpfungen seines Vaters, gegenüber dem neuen Griechenbund und der makedonischen Flotte.

Es ist keine Frage: Alexander hat nach dem Abfalle Thebens, das schwer bestraft werden mußte, den Griechen gegenüber die Autorität des makedonischen Königtums schärfer betont. Die Kluft zwischen Makedoniertum und Griechentum hat sich dadurch unter ihm nicht verschmälert, sondern verbreitert. Statt ἡγεμών, „Herzog", wird der ursprünglich nur für den Perserkrieg verliehene Titel στρατηγὸς αὐτοκράτωρ zur offiziellen Bezeichnung des makedonischen Königs in seiner Eigenschaft als Führer der Hellenen. Es begegnet weiter eine schiedsrichterliche Stellung des neuen makedonischen Königs in Bundesangelegenheiten, die immer mehr an Stelle und auf Kosten des Bundesrates sich ausbreitet, der so seiner Bedeutung als eines obersten Gerichtshofes allmählich entkleidet wird. Die Hauptsache aber ist: das griechische Kontingent in Alexanders Heer, die sog. σύμμαχοι, spielt keine große Rolle sowohl wegen der geringen Anzahl (7000 Mann zu Fuß und 600 Reiter bei einem Gesamtaufgebot von 30000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern) als auch infolge des Umstandes, daß das Oberkommando selbst über dieses kleine griechische Hilfskorps in makedonischen Händen ruht, endlich aber aus folgendem Grunde: seit der Einäscherung von Persepolis im Jahre 331 wird dieses Hilfskorps heimgesandt, und militärisch stützt sich von da ab Alexander nicht mehr zugleich auf den korinthischen Bund; von da ab gibt es im makedonischen Heer nur noch griechische Söldner, die durch Privatvertrag mit dem König Teile des makedonischen Heeres selbst geworden sind.

Der Flotte gegenüber verhält sich Alexander noch ablehnender. Wir empfangen den Eindruck, als ob der junge König hier zunächst das gerade Gegenteil seines Vaters war, meerabgewandt und daher flottenfeindlich, sicher nicht zum wenigsten deshalb, weil das Meer das Element der Griechen und die Flotte ihr Werkzeug war. In diesem Punkt empfand Alexander noch makedonischer als sein Vater. Wir schauen tief in die Seele des jungen Herrschers hinein gelegentlich der Erzählung von dem Kriegsrat, den er unmittelbar vor der Eroberung von Milet im Jahre 334 abgehalten hat.[15]) Dort erhebt sich wie vor der Schlacht am Granikos die Stimme seines Generalstabschefs Parmenion, des größten Generals aus Philipps Schule, und führt zu Auseinandersetzungen, vergleichbar denen des jungen Friedrich mit dem alten Dessauer und Schwerin oder denen Napoleons im Jahre 1796 mit seinem Generalstabschef Berthier.[16]) Parmenion will den weiteren Feldzug zur See geführt wissen, obwohl die persische Flotte der makedonischen stark überlegen ist. Wie er einige Zeit vorher der Granikos-Schlacht sich widersetzt hatte, so befürwortet er jetzt eine Schlacht, allerdings eine Seeschlacht. Zum zweitenmal aber geht der junge Fürst seinen eigenen Weg und verhält sich gegenüber dem Rate des alten Chefs ablehnend: er fühlt, daß das Makedoniertum seine Stärke im Landheer hat, und daß die Flotte, die dann in den Vordergrund geschoben worden wäre, im Grunde etwas Griechi-

15) Vgl. hierzu Gustav Scholz, Klio XV (1917) S. 207.

16) Joh. Kromayer, Hist. Zeitschr. 1 (3. Folge 4) S. 18.



sches ist. Er hat das instinktive Gefühl, eine Niederlage zur See in diesem Augenblick kann alles verderben. Er steht mit seinem Makedonierhäuflein zwischen zwei Feuern: drüben die Griechen, die durch die harte Behandlung der Thebaner sehr makedonierfeindlich geworden sind, hüben die Perser mit ihren gewaltigen Machtmitteln aller Art zu Land und zu Wasser. Am Granikos war Alexander ein verwegener Spieler gewesen, der alles auf eine Karte gesetzt hatte, allerdings auf die Karte, auf die er alles setzen konnte, auf seine makedonische Soldateska. Jetzt sind die Rollen plötzlich vertauscht. Parmenion will schlagen, allerdings auf dem Meere, Alexander aber ist der Vorsichtige, der Zurückhaltende. Die Erklärung ist leicht: Parmenion ist nur Soldat, in Alexander aber erscheint jetzt zum erstenmal vor unseren Augen der große Staatsmann, als den wir ihn auch fernerhin kennen lernen werden. Was durch den Seesieg militärisch gewonnen würde, ist — darin hat Parmenion recht — sehr viel. Man bekommt den Rücken frei (die persische Flotte stand damals bekanntlich im Ägäischen Meer), und die Verbindung zwischen Persien und Griechenland würde ein für allemal unmöglich gemacht. Aber Alexander sieht diesmal auch die Möglichkeit einer Niederlage und aus diesem Grunde ist ihm das Risiko zu groß. Wer recht hatte, ist nicht zu sagen, da die Seeschlacht nicht gewagt worden ist. Aber Alexander hat sicher doch insofern recht behalten, als die Eroberung des Perserreiches auch ohne Flotte — er hat nach der Eroberung Milets seine Flotte bis auf einen kleinen Rest, darunter die zwanzig von Athen gestellten Schiffe, aufgelöst — und ohne Seeschlacht möglich gewesen ist. Es war nur nötig, möglichst mit dem Landheer an der Küste sich zu halten und der persischen Flotte nach und nach alle Stützpunkte wegzunehmen. So schwebte sie eines Tages ohne Hafen in der Luft und mußte von selbst verschwinden. Alexander hat „das Meer vom Lande aus erobert“[17]), hat wirklich das große Kunststück fertig gebracht, ein Weltreich, das ausgestattet war mit einer der größten Flotten jener Zeiten, ohne Ruderschlag zu erobern. Sein Vater Philipp hätte dies sicher ganz anders gemacht.

Aber nicht nur in diesem Punkt, sondern auch noch in einem weiteren, zu dem wir uns jetzt wenden, wäre Philipp ganz anders verfahren, nämlich in der Lösung des gewaltigen Problems des Staatsneubaus, das nunmehr an Alexander herantrat. Nach der Schlacht bei Issus wird zum erstenmal in einem Briefe an den geschlagenen Gegner die neue Staatsform berührt, die Alexander zu begründen gedachte, und nach dem Siege bei Arbela ist dann die definitive Entscheidung gefallen. *Βασιλεὺς τῆς Ἀσίας*, König von Asien nennt sich seitdem der Makedonier. Großkönigtum über Asien aber heißt Herrschaft über alle Lande, die die Perser jemals innegehabt hatten, Ablösung des letzten Achämeniden im ganzen Umfang seines Reiches. Alexander hätte nun in ganz verschiedener Weise die Königsherrschaft über Asien aufrichten können, entweder indem er auch fernerhin der makedonische König blieb und Asien als unterworfenes Land behandelte: das war der Weg, den wahrscheinlich Philipp gegangen wäre, und den später Augustus bei dem Neubau des Römerreiches, wenigstens in der Heeresverfassung, einschlug, indem

17) Ed. Meyer, Kl. Schriften S. 287.



er einseitig auf Italien und dem italischen Bürgerelement das Legionsheer aufbaute. Alexander ist aber offenbar das kleine Makedonien als zu schmale Basis für die Beherrschung des Weltreiches erschienen, und Griechenland kam zur Erweiterung dieser Basis seit Thebens Abfall nicht mehr in Betracht, obwohl die meisten Neueren, auch Ed. Meyer[18]), dies behaupten. Denn gerade nach der Einäscherung von Persepolis, also noch im Jahre 331, hat Alexander, wie wir sahen, das kleine griechische Bundesheer nach Hause geschickt, sich also jeder ferneren Mitwirkung der Griechen entäußert. Der Weg, den Alexander gegangen ist, war ein ganz neuer und den Ideen Philipps diametral entgegengesetzter, es war kurz gesagt die Politik der Angleichung und Ausgleichung, ja schließlich der Verschmelzung, aber nicht der Verschmelzung etwa aller Völker und Rassen im neuen Reiche, sondern nur der beiden Herrenvölker von hüben und drüben, der Makedonier und der Perser, ein Gedanke, der in Alexander aufgetaucht ist offenbar unter dem Einfluß des Achämenidenreiches selber, wie er es antraf. Denn auch dieses war immer ein zweigeteiltes gewesen, ein medisch-persisches Reich, aufgebaut auf Medern und Persern, die in dem Reiche und im Heere vor allem sich die Wage hielten. Es ist höchst interessant zu sehen, wie Alexander der persischen Nation, die er eben erst unterworfen hatte, ein größeres Vertrauen entgegengebracht hat als der griechischen, so sehr er auch einzelne Griechen in seine Dienste gezogen hat. Doch das kommt uns heute nur deshalb seltsam vor, weil wir alles Persische nur durch die griechische Brille zu schauen gewohnt sind und infolgedessen an einer höchst auffälligen Unterschätzung des persischen Staates und der persischen Kultur leiden. Erst Ed. Meyer hat durch die Darstellung der Riesenleistungen des Cyrus und Darius im Anfang des dritten Bandes seiner Geschichte des Altertums einer gerechteren Bewertung des Persertums die Wege geebnet. Um so auffälliger ist es, daß derselbe Gelehrte in den Chor derjenigen eingestimmt hat, die Alexanders Versuch, einen makedonisch-persischen Staat an die Stelle des seitherigen medisch-persischen Staates zu setzen, glattweg verurteilen.[19]) Diese alexandrische Politik der Verschmelzung endete allerdings schließlich in dem Gedanken der Züchtung einer neuen Rasse, einer makedonisch-persischen Mischrasse; der Makedonier hat schließlich Menschenrassen züchten zu können geglaubt, wie man etwa Tierrassen züchtet. Nach dieser Überspannung des Bogens kam naturgemäß der Rückschlag. Die eigne Soldateska reagierte in dem Aufstand von Opis im Jahre 324 gegen die anationale Politik ihres Königs. Da zudem das persische Beamtentum sich nicht so bewährte, wie der König erwartet hatte, ist Alexander ganz am Ende seines Lebens nach der Rückkehr aus Indien etwas zurückgewichen und hat, wenn wir vom Heer auf den Staat schließen dürfen, den älteren Gedanken der vollen Gleichberechtigung von Makedoniern und Persern aufgegeben und an die Stelle gesetzt ein System der Abstufung zwischen den beiden Herrenvölkern, insofern jetzt der Primat den Makedoniern

18) A. a. O. S. 297. Nach Ed. Meyer fühlte sich Alexander in noch ganz anderer Weise als sein Vater Philipp als Hellene. Das gerade Gegenteil ist der Fall.

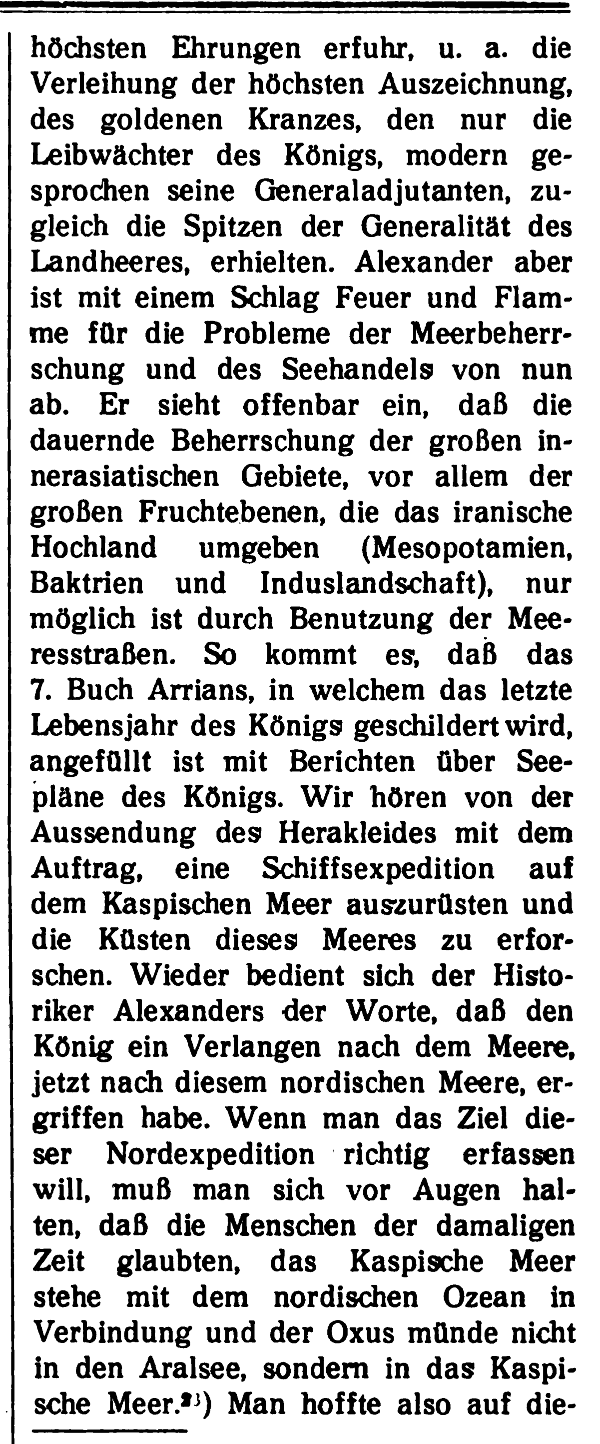
19) A. a. O. S. 301f. Etwas vorsichtiger urteilt Walter Otto, Alexander der Gr., Marburger ak. Kriegsreden Nr. 34, 1916, S. 15.



zuerkannt wurde und die Perser in jeder Beziehung an die zweite Stelle rücken mußten. Aber auch so bleibt der Unterschied von Philipps nationalistischer Politik und Alexanders Universalismus sehr groß[20]): der neue Großkönig von Asien, der sich auf Makedonier und Perser stützt[21]), tritt an die Stelle des alten makedonischen Volkskönigs und Hellenenherzogs.

Es ist aber von den Neueren nicht genügend beachtet worden, daß Alexander ganz zum Schluß noch einmal eine große Schwenkung seiner Politik in e i n e m Punkte vollzogen hat, die ihn wieder näher an die Politik seines Vaters herangeführt hat.[22]) Arrian, des Königs Biograph, beginnt das letzte Buch seiner Darstellung mit folgenden Worten: Als Alexander vom großen innerasiatischen Feldzug im Anfang des Jahres 324 nach Persepolis, also an den Ausgangspunkt, zurückkehrte, „da ergriff den König das Verlangen, den Euphrat und Tigris zum Persischen Meer hinabzufahren, die Mündungen dieser Flüsse und das Meer dortselbst zu schauen, wie er es beim Indus schon getan hatte".

Mit diesen Worten deutet Arrian eine große Wandlung in Alexanders Seele an, die hervorgerufen ist durch den schweren Mißerfolg des Königs beim Rückmarsch durch die Wüsten von Gedrosien und andererseits durch den großartigen Erfolg der Seeexpedition Nearchs, wofür er vom König die



höchsten Ehrungen erfuhr, u. a. die Verleihung der höchsten Auszeichnung, des goldenen Kranzes, den nur die Leibwächter des Königs, modern gesprochen seine Generaladjutanten, zugleich die Spitzen der Generalität des Landheeres, erhielten. Alexander aber ist mit einem Schlag Feuer und Flamme für die Probleme der Meerbeherrschung und des Seehandels von nun ab. Er sieht offenbar ein, daß die dauernde Beherrschung der großen innerasiatischen Gebiete, vor allem der großen Fruchtebenen, die das iranische Hochland umgeben (Mesopotamien, Baktrien und Induslandschaft), nur möglich ist durch Benutzung der Meeresstraßen. So kommt es, daß das 7. Buch Arrians, in welchem das letzte Lebensjahr des Königs geschildert wird, angefüllt ist mit Berichten über Seepläne des Königs. Wir hören von der Aussendung des Herakleides mit dem Auftrag, eine Schiffsexpedition auf dem Kaspischen Meer auszurüsten und die Küsten dieses Meeres zu erforschen. Wieder bedient sich der Historiker Alexanders der Worte, daß den König ein Verlangen nach dem Meere, jetzt nach diesem nordischen Meere, ergriffen habe. Wenn man das Ziel dieser Nordexpedition richtig erfassen will, muß man sich vor Augen halten, daß die Menschen der damaligen Zeit glaubten, das Kaspische Meer stehe mit dem nordischen Ozean in Verbindung und der Oxus münde nicht in den Aralsee, sondern in das Kaspische Meer.[23]) Man hoffte also auf die-

20) W. Weber, Zur Geschichte der Monarchie, Tübingen 1919, S. 18.

21) Alexanders Trinkspruch bei dem großen Versöhnungsfest von Opis gipfelt in den Worten: Die Götter möchten vor allem Eintracht und gemeinsames Regiment Makedoniern und Persern gewähren. Dazu W. Otto a. a. O. S. 16.

22) Zum folgenden vgl. meinen Aufsatz „Die letzten Ziele der Politik Alexanders des Gr." in Klio XVI (1919) S. 209 ff.

23) A. Hermann, Alte Geographie des unteren Oxusgebietes, Abh. der Gött. Ges. der Wiss. N. F. XV Nr. 4, Berlin 1914, hat sogar nachzuweisen gesucht, daß tatsächlich im Altertum eine Verbindung zwischen dem Oxus und dem Kaspischen Meer durch das Trockenbett des Usboi bestanden hat.

sem Wege eine Verbindung zu Wasser nach Baktrien zu bekommen, wie sie Nearch eben nach Indien hergestellt hatte. In Babylon angekommen aber hat der König selber sofort den weiteren Plan einer Umschiffung Arabiens in die Wirklichkeit umzusetzen gesucht. Drei Expeditionen sind nacheinander ausgeschickt worden, von denen die dritte den ausdrücklichen Befehl hatte, ganz Arabien bis nach Ägypten hin zu umfahren. Gleichzeitig wurde die Reichshauptstadt Babylon zu einem Reichskriegshafen ausgebaut, und eine gewaltige Kriegsflotte von tausend Schiffen in Arbeit gegeben, zum Teil wegen des vorzüglichen Bauholzes an der Küste von Phönizien und Cypern, die dann, wenn nötig, sieben Tagereisen weit über Land bis zum Euphrat transportiert wurden: ein hervorragendes Beispiel antiker Technik! Zu einer Flotte braucht man aber auch Mannschaften, und zu deren Ausbildung werden in Babylon große Flottenmanöver und sportliche Wettkämpfe zu Wasser veranstaltet, um das höchste Maß der Ausbildung zu erreichen. Hier tritt uns auf einmal ein ganz neuer Alexander entgegen, der an diesen Wassersportkämpfen selber teilnimmt und der bei einer neuen Schiffsexpedition um Arabien herum nicht mehr wie seither das Landheer führen, sondern selber die Flotte besteigen will, allerdings unter Nearchs kundiger Führung.

Wenn man dies alles ins Auge faßt, so sieht man auch deutlich, was es mit den letzten Plänen Alexanders auf sich hat, die in nachgelassenen Papieren vorgefunden worden sind[24]), vor allem mit dem Plane, auch noch Karthago zu erobern und eine Verbindungsstraße an der nordafrikanischen Küste entlang zwischen Alexandria und dieser Handelsmetropole des fernen Westens zu bauen.[25]) Alle diese Pläne dienen einem und demselben Endziel, der Gewinnung der Herrschaft über die an das neue Weltreich angrenzenden Meere. Die große Landherrschaft von der Adria bis zum Indusstromland soll jetzt ergänzt werden durch die Seeherrschaft über die angrenzenden Meere und die vorgelagerten Inseln. Vor allem mit Babylon und Alexandria in Ägypten hatte der König Großes vor. Wie Babylon die Reichshauptstadt und der Reichskriegshafen, so sollte Alexandria der Haupthandelshafen des Reiches werden. Wenn die Unternehmung gegen Arabien gelang, war die ägyptische Alexanderstadt auf dem Seewege an Babylon, die Reichshauptstadt und den Reichskriegshafen, und weiter an Indien angeschlossen. Wenn dann noch Karthago niedergerungen und die afrikanische Küstenstraße von Ägypten westwärts über Kyrene, das Alexanders Oberhoheit bereits anerkannte, gebaut war, dann war Alexandria in den Mittelpunkt des damaligen Weltverkehrs zu Wasser und zu Lande gerückt. Es wurde dank dem antiken Suezkanal durch das Wadi Tumîlât der Mittelpunkt des Transithandels vom Indischen Ozean nach dem Mittelmeer und umgekehrt, ähnlich wie Ägypten heute nach unserer Niederlage der Eckpfeiler des in der Entstehung begriffenen britischen Weltreiches um diesen Ozean werden wird.

24) Diodor XVIII 4. Über diese wichtige Stelle vgl. meine Ausführungen Klio XVI S. 218ff. und H. Endres, Rhein. Mus. 72, 1918, S. 437ff.

25) Offenbar wegen der an dieser Küste vorhandenen Schwierigkeit, westwärts zu fahren, da die Meeresströmung hier ostwärts gerichtet ist, darüber A. Philippson, Das Mittelmeergebiet S. 58.



Babylon und Alexandria sind die beiden Augen des neuen Weltreiches Alexanders, und das Meer ist die große Verkehrsstraße zwischen den verschiedenen Fruchtländern und den Ausfuhrgebieten der Monarchie.

Dieser Alexander des letzten Lebensjahres aber ist, das braucht wohl kaum nach allem Gesagten ausgesprochen zu werden, zu Philipp zurückgekehrt, dem großen Flottenschöpfer von ehedem, dem Eroberer von möglichst viel Küste für sein Reich, dem Beherrscher der großen Meer- und Handelsstraße durch die Dardanellen und den Bosporus. Wir haben einen direkten Beweis dafür, daß Alexander selber, wenn auch spät, die Einsicht in die wahre Größe seines Vaters gekommen ist. Denn in den schon einmal zitierten nachgelassenen Papieren des großen Königs ist auch die Absicht verzeichnet, seinem Vater Philipp ein Grabmal zu errichten, so groß wie die größte der Pyramiden von Ägypten.

Der Historiker aber, der heute rückschauend die Dinge sub specie aeternitatis überblickt, muß sagen: Der große tausendjährige Weltentag, der damals anzubrechen begann, hat sein erstes Licht nicht nur von dem Feuergeiste Alexanders empfangen, sondern in gleichem Umfange auch, wie der geniale Sohn schließlich selber hat anerkennen müssen, von der feinen staatsmännischen Klugheit Philipps, der geradeso wie sein Sohn unter die Großen auf den Thronen dieser Welt gerechnet werden muß. Ohne Philipp kein Alexander, ohne Alexander keine Welt des Hellenismus, in der die erste Weltkultur Europas entstanden ist, und in der den christlichen Lehren von der Menschengleichheit der Weg geebnet, ja später die schnelle Ausbreitung des neuen Glaubens erst ermöglicht worden ist.

Charles de Villers.

Von Paul Michaelis.

In unseren Tagen, die wieder eine tiefe Kluft zwischen dem deutschen und dem französischen Volke gerissen haben, ist es wohl angezeigt, an einen Franzosen zu erinnern, der einst als Mittler zwischen Deutschland und Frankreich von vielen der Besten unseres Volkes hochgeachtet war, heute aber bei uns wie in Frankreich vergessen ist. Zur Zeit als Napoleon I. siegreich durch Europa zog und Preußen unterwarf, hat er treu zum deutschen Volke gehalten, ununterbrochen an der von ihm übernommenen Lebensaufgabe, Frankreich und Deutschland einander näher zu bringen, weitergearbeitet. Darum soll er in unserer Gegenwart, die solcher Mittler noch viel dringender bedarf, von neuem zu Worte kommen.

1.

Charles de Villers, der 1815 in Göttingen starb, wo er in den letzten Jahren seines Lebens Professor gewesen war, wurde 1765 in Boulay (Lothringen) geboren. Über seine erste Jugend ist nicht viel zu sagen. Nach dem Besuch der Benediktinerschule in Metz trat er 1780 als Zögling in die Metzer Artillerieschule ein, wurde 1782 Artillerieleutnant in Toul, später in Straßburg. Die französische Revolution, die ihn bei friedlichen Arbeiten (dramatischen Entwürfen, Übersetzung Senecas)



überraschte, ließ ihn zum ersten Male an die Öffentlichkeit treten. Zuerst begeisterter Anhänger der Freiheitsidee, wandte er sich, als die Revolution aus dem Maßvollen ins Maßlose hinauswuchs, von ihr ab und verkündete seine eigenen Gedanken über Freiheit und Gleichheit in der 1791 erschienenen Schrift: De la Liberté.

Freiheit, sagt er, könnte nur bestehen, wenn man in einer Gesellschaft von Philosophen lebte. Man hüte sich, dem Volke von Freiheit zu sprechen; denn Freiheit ist ihm weiter nichts als das Aufhören aller gesetzlichen Ordnung. „Renoncez donc", so ruft er aus, „à la liberté; obéissez aux lois; ayez des rois, aimez-les et respectez-les. Méfiez-vous de ceux qui vous exaltent au nom de la liberté!"

Es ist merkwürdig, daß Villers trotz der Offenheit, mit der er sich in dieser Schrift gegen die Pariser Gewalthaber aussprach, bis zum April 1792 in Frankreich bleiben konnte. Als aber die Zeit der Adelsverfolgungen gekommen war, mußte er sein Vaterland verlassen. Nach mannigfachen Irrfahrten trieb ihn das Schicksal nach Holzminden an der Weser. Mehr als zwei Jahre schweifte er in Westfalen umher, um das Land, das ihn aufgenommen hatte, und seine Bewohner kennen zu lernen. Als Einunddreißigjähriger läßt er sich, im Herbst 1796 in Göttingen immatrikulieren und tritt mit den bedeutendsten Professoren, vor allem mit Schlözer, in Verbindung. Ein Jahr später veröffentlichte er als Ergebnis seines zweijährigen Aufenthaltes in Westfalen die: „Lettres westphaliennes sur plusieurs sujets de philosophie, de littérature et d'histoire, contenant la description pittoresque d'une partie de la Westphalie." Die Schrift enthält anziehende Plaudereien über Westfalen und seine Bewohner, über Corvey und seine Geschichte, über Klopstocks Hermannsschlacht und den Kampf der Sachsen gegen den großen Frankenkönig. Was dem Buche aber ein besonderes Interesse verleiht, sind einzelne Bemerkungen über Kant und seine Philosophie. Villers wagt damit den ersten Versuch, die deutsche kritische Philosophie seinen Landsleuten vorzuführen. Im 8. Briefe — die Briefe sind an eine Dame gerichtet — tritt zum ersten Male der Name Kants auf. Villers plaudert über Descartes, Spinoza, Malebranche, Locke und ihre Philosophie; dann leitet er über zu Kant: „Enfin Kant est venu. ..... C'est un terrible homme, madame, que ce philosophe de Koenigsberg, et avec lequel il est bien difficile d'avoir raison. C'est un raisonneur désespérant pour les gens qui se payent de phrases et de rhétorique. Gare avec lui les faux monnayeurs!" Er nennt Kant einen „sage universel" und spricht über seine „Critique de la saine raison": „Son livre n'est pas consolant, il n'est pas riant, il n'est pas flatteur pour le pauvre esprit humain qui aime tant à être bercé; mais du moins c'est le bilan de nos connaissances.... Peut-être, madame, regretterez-vous, comme mille autres, les romans que détruit Mr. Kant, car l'erreur est si douce." —

Daß Villers bald noch inniger mit der deutschen Philosophie und Literatur verwachsen sollte, das verdankt Deutschland einer seiner edelsten Frauen, Dorothea Rodde-Schlözer. Villers hatte beschlossen, nach Rußland zu reisen, um dort, unter dem Beistand seines in Petersburg lebenden Bruders, eine gesicherte Lebensstellung zu suchen. Er begab sich im Jahre 1797 nach Lübeck, wo er sich nach Rußland einschiffen wollte.

In Lübeck lebte, als Gattin des Sena-



tors Rodde, die Tochter des von Villers hochverehrten Göttinger Professors Schlözer, Dorothea, die als erste deutsche Frau den Grad eines Dr. phil. erlangt hatte. Trotz aller Gelehrsamkeit — sie hatte außer sechs neueren Sprachen das Lateinische, Griechische, Hebräische erlernt und las Cicero und Homer ohne Schwierigkeit — war sie durchaus kein Blaustrumpf.[1]) Villers wollte auf der Durchreise durch Lübeck Frau Rodde und den Ihrigen Grüße der Eltern in Göttingen überbringen. Schon das erste Gespräch mit Dorothea fesselte ihn so, daß er bald auf seine Reise nach Rußland verzichtete. Er hatte ihr erzählt, sein ausschließliches Lieblingsstudium sei die deutsche Philosophie; in Kant verehre er den größten Denker Deutschlands, ja Europas; sein lebhafter Wunsch sei, Kants Schriften seinem Volke zugänglich zu machen, das sich noch in völliger Unkenntnis über sie befinde. Dorothea hatte ihm erwidert: Auch von den großen deutschen Dichtern wüßten die Franzosen so wenig; Villers solle es sich doch zur Aufgabe machen, auch ihre Werke in Frankreich einzuführen. Wenn sein Herz schon so warm für Kant schlüge, wieviel feuriger würde es sich für Goethe und Schiller begeistern. Auf Veranlassung Dorotheas las Villers nun „Hermann und Dorothea", „Werthers Leiden", „Iphigenie", „die Räuber", „Fiesco", „Götz", „Nathan den Weisen". Dorothea ihrerseits las Frau von Staëls Schriften, die Villers ihr empfohlen hatte, besonders die „Über die Literatur in ihren Beziehungen zu den sozialen Einrichtungen". Nach der Lektüre sagte sie zu ihm: „Nachdem ich Frau von Staël gelesen, kann ich an einen unversöhnlichen, feindlichen Gegensatz der deutschen und der französischen Stämme nicht glauben und denke, der Tag muß einmal kommen, da man in Frankreich erkennen wird, daß diese beiden Völker, statt sich abzustoßen, dazu berufen sind, sich in wunderbarer Weise zu ergänzen und zu einer Einigkeit durchzudringen, die sie in der Völkerfamilie dastehen läßt, wie das herrliche Brüderpaar der Dioskuren."

„Frankreichs Abneigung gegen Deutschland ist groß und tiefgewurzelt", antwortete Villers; Dorothea aber drang in ihn, der Mann zu werden, der die schroffen Gegensätze zwischen Frankreich und Deutschland mildere, der die Franzosen lehre, das Gute, das im deutschen Volke lebe, zu verstehen und zu lieben.

Dorotheas Gatte, der Senator Rodde, bot schließlich sein Haus Villers zu freiem Aufenthalte an, und als auch von Frau Prof. Schlözer aus Göttingen ein Brief ankam, der ihn aufforderte, in Lübeck zu bleiben: „Ich bestürme Sie, nicht von Lübeck fortzugehen. Bleiben Sie um meiner Tochter willen! Diese betrachtet schon den Umgang mit Ihnen als ein seltenes Glück und als eine Förderung, wie sie noch keine ähnliche genossen", — da verzichtete Villers auf seine russischen Pläne.

2.

Es begann jetzt für ihn eine Reihe glücklicher Jahre, von 1797 bis 1806, während welcher er teils in Lübeck, teils in dem nahen Eutin mit Voß oder in Hamburg mit Klopstock u. a. sich zu dem Manne bildete, den Deutschland und Europa gekannt und gerühmt ha-

1) In das literarische Leben Lübecks und in die Familie Rodde führt die historische Erzählung aus Lübecks Vergangenheit: „Auch ein Franzose" von A. Evers (Verlag Schottländer, Breslau). Im Mittelpunkte dieser Erzählung steht Charles de Villers.

ben. Seine geistreiche Freundin, „mon docteur“, wie er sie gern nannte — „le docteur aux belles mains blanches“, hieß sie in ihrer Umgebung —, übernahm liebevoll die Erleichterung seiner kleinen Lebenssorgen. Er konnte sich ganz seiner literarischen Tätigkeit hingeben, indem er in großer Anzahl Beiträge zu französischen, später auch zu deutschen Zeitschriften lieferte, die als Vorarbeiten zu einem umfassenden Werke über die deutsche Literatur angesehen werden können, das ihm als Ziel seiner schriftstellerischen Tätigkeit vorschwebte. Er war Mitarbeiter am „Spectateur du Nord“, einer in Hamburg erscheinenden Zeitschrift, die unter den französischen Flüchtlingen weit verbreitet war. Für diese lieferte er besonders Übersetzungen und Besprechungen deutscher Dichtungen, sowie Beiträge zur Kenntnis der deutschen Wissenschaft und Sprache. So übersetzte er Goethes „Wanderer“, einen Abschnitt von Klopstocks „Messias“ und berichtete in einer ausführlichen Abhandlung über Goethes „Iphigenie“.

In einem anderen Aufsatz: „Idées sur la destination des hommes de lettres sortis de France, et qui séjournent en Allemagne“, wendet er sich an die aus ihrer Heimat vertriebenen Franzosen, an denen er Mitarbeiter für seine Lebensarbeit zu finden hofft. Ihnen weist er die Aufgabe zu, zwischen Deutschen und Franzosen zu vermitteln. Vor allem aber richtete Villers seine Aufmerksamkeit auf die deutsche Philosophie. Er trat für den des Atheismus angeklagten Fichte ein und versuchte, die Grundlagen der Kantischen Philosophie seinen Landsleuten darzustellen. Diese Abhandlung über die „Critique de la raison pure“ schickte er an Kant und hatte die große Freude, daß Kant sie in deutscher Übersetzung durch Rinck als Zeugnis ausländischer Würdigung herausgeben ließ.[2]) Rinck schrieb an Villers aus Königsberg unter dem 17. Juli 1800: „... Daß Kant Ihr Schreiben nicht beantwortet hat, nehmen Sie doch ja seinem Alter und seiner Schwäche nicht übel. Er beantwortet fast keinen Brief mehr, von so vielen trefflichen Gelehrten er auch Zuschriften erhält, und beinahe möchte ich sagen: er ist nicht mehr imstande, sie zu beantworten. Indessen schätzt er Sie sehr und läßt sich Ihnen bestens empfehlen.“ Durch diese Anerkennung ermutigt, fuhr Villers in seiner Arbeit fort und veröffentlichte im Jahre 1801 die „Philosophie de Kant, ou Principes fondamentaux de la philosophie transcendentale“. Diese Arbeit sollte den Franzosen den Zugang zu der neuen Gedankenwelt erschließen. Sie berichtet über Kants Leben und Schriften, über seine Gegner und über die Vorbedingungen seiner großen Wirkung in Deutschland; sie behandelt sodann die Kritik der reinen Vernunft ausführlich, und die der praktischen Vernunft in den Hauptzügen. Die der Urteilskraft ließ Villers unbesprochen.

Die Franzosen verhielten sich zunächst der Philosophie Kants gegenüber ablehnend; sie sträubten sich gegen diese ihnen nur vom Hörensagen bekannte kritische Philosophie, die man wegen ihres streng methodischen Aufbaues und ihrer unverständlichen Terminologie für eine Erneuerung der Scholastik hielt. Daher konnte Rinck auch an Villers schreiben: „Ganz Feuer

2) Einige hierauf bezügliche Briefe von Rinck an Villers sind in den „Altpreußischen Monatsheften“ (1880, Bd. 17) unter dem Titel: „Briefe aus dem Kantkreise“ publiziert. Rinck besorgte den nötigen Briefwechsel für den alternden Kant.



und Geist, voll Kenntnis und Vorliebe für die Sache, sind Sie so ganz eigentlich der Mann, dem philosophischen Gözzen in Frankreich den Kopf zu zertreten, und auf seinen Trümmern dem Critizism einen dauernden Sitz zu errichten." — Während der Arbeit zweifelte Villers wohl einmal daran, ob er sein Ziel erreichen würde. „Hätte ich doch nur", so schreibt er an den in Eutin lebenden Jacobi, „zehn Leser; unter diesen zehn drei, die mich verstehen, unter diesen dreien einen, der es besser machte als ich — und ich bin zufrieden." Er führte aber sein Werk zu Ende; denn er hoffte, es würde die Franzosen zu jenem hohen und reinen Streben emporheben, das den Menschen aus den Banden der Sinnlichkeit befreit. Doch die kriegserfüllten Zeiten zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren der friedlichen Vermittlerarbeit Villers' feindlich; die geistigen Kämpfe wurden in den Hintergrund gedrängt. Der deutsch-dänische Dichter Jens Baggesen machte gegen das Buch über Kant das Epigramm:

„Denken willst du es lehren, das Volk der Franzosen, o Villers,
Wie der erhabenste Geist aller Teutonen gedacht?
Soll das Unmögliche glücken, Unmögliches muß dann vorangeh'n:
Lehr' es empfinden zuerst wie der gemeinste Teuton!"

Trotzdem hatte Villers' Arbeit den Erfolg, daß seit jener Zeit die deutsche Philosophie in französischen Zeitschriften vielfach besprochen wurde. Erst eine spätere Epoche sollte die Lehre Kants für die philosophische Entwicklung Frankreichs fruchtbar machen.

Zu Anfang des Jahres 1801 war es Villers gelungen, von der Proskriptionsliste gestrichen zu werden und die Erlaubnis zur Rückkehr in sein Vaterland zu erhalten. Im Sommer, kurz nach Vollendung der „Philosophie de Kant", reiste er in Begleitung seiner Freundin Dorothea Rodde und ihres Mannes nach Paris. Auf der Reise schreibt er an seinen Freund, Dr. Karl Schütz in Jena: „Souhaitez-moi force et fortune pour la grande entreprise que je vais tenter de germaniser les Parisiens."

Er verlebte den Sommer in Paris in anregendem Verkehr. Auch Bonaparte war auf ihn aufmerksam geworden und hatte ihn aufgefordert, binnen vier Stunden einen Auszug aus der Kantischen Philosophie herzustellen; mehr als vier Seiten dürfe aber die Abhandlung nicht betragen. Nur die Grundlagen und die Richtung von Kants Philosophie konnte Villers bei solcher Beschränkung aufzeichnen: „Philosophie de Kant. Aperçu rapide des bases et de la direction de cette philosophie." Wiederum hebt er die Überlegenheit der deutschen Bildung über die französische hervor und spricht die Überzeugung aus, daß die deutsche Philosophie trotz aller Hindernisse über den französischen Materialismus den Sieg davontragen werde.

Dieses Schriftchen hatte ein merkwürdiges Schicksal. Es ist nicht im Buchhandel erschienen, und wir hätten keine Kenntnis davon, wenn der Philosoph Vorländer es nicht in Goethes Bibliothek in Weimar gefunden hätte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Villers das Exemplar selbst an Goethe gesandt hat, und zwar im Jahre 1803. Er wandte sich an ihn zuerst am 10. August 1803 von Lübeck aus; in seinem Briefe sagt er, daß „une craintive déférence" ihn bis jetzt abgehalten habe zu schreiben, daß er oft auf einen Augenblick der Inspiration gewartet habe. Er schildert dann in seiner enthusiastischen Weise seine Lebensaufgabe, „le noble esprit de la sagesse et de poésie germanique"



seinen Landsleuten bekannt zu machen. Und dann heißt es: „Recevez avec bonté le petit écrit ci-joint que le même prosélytisme, dont j'ai touché l'objet ci-dessus, m'a fait publier." Indem Villers eine nur als Manuskript erschienene Schrift an Goethe sandte, erwies er ihm eine ganz besondere Ehrung. Goethe, der Vielbeschäftigte, aber beantwortete jenen ersten Brief Villers' zunächst nicht.[3])

In Paris fühlte sich Villers auf die Dauer nicht wohl; er konnte unter den neuen Verhältnissen dort nicht heimisch werden und kehrte im Dezember 1801 aus dem „pays du charlatanisme et de la forfanterie" in seine Adoptivheimat Deutschland zurück. —

In Lübeck wandte er sich jetzt einer neuen Aufgabe zu. Das Institut national hatte im April 1802 eine Preisaufgabe gestellt: „Quelle a été l'influence de la Réformation de Luther sur la situation politique des différens Etats de l'Europe et sur le progrès des lumières?" Seine Arbeit, betitelt: „Essai sur l'esprit et l'influence de la Réformation de Luther", erhielt den ersten Preis. Auch diese Arbeit faßt er auf „als eine Gelegenheit, einige Quellen der deutschen Kultur darzulegen und den Franzosen ihren Geist und ihre allgemeine Tendenz bekannt zu machen". Im ersten Hauptteil beschäftigt er sich mit den politischen Folgen der Reformation. Er vergleicht die Entwicklung der Staaten, welche die Reformation angenommen haben, mit denen, die dem katholischen Glauben treu geblieben sind. Als protestantische Züge im preußischen Staatsleben erscheinen ihm: „un esprit public très prononcé, un patriotisme fervent, beaucoup d'attachement entre le prince et les sujets, un esprit de liberté et de républicanisme qui s'étend du trône jusqu' au peuple." Im 2. Hauptteile: „Sur le Progrès des Lumières" betrachtet Villers die umfassenden Gebiete des Geisteslebens, auch die schönen Künste. Auf der drittletzten Seite des Buches steht der denkwürdige Satz: „Ce que Dante et Pétrarque furent pour la poésie, Michel-Ange et Raphaël pour les arts du dessin, Bacon et Descartes pour la philosophie, Copernic et Galilée pour l'astronomie, Colomb et Gama pour la science de la terre, Luther le fut pour la religion."

Das Buch erregte lebhaftes Interesse in Europa; sein Erfolg war größer als der irgendeiner anderen Schrift Villers'. In Deutschland hielten die Vertreter der Wissenschaft nicht mit ihrer Anerkennung zurück. Nachdem die Göttinger Akademie der Wissenschaften ihn bereits nach seiner Rückkehr aus Frankreich zum korrespondierenden Mitgliede ernannt hatte, verlieh die Universität ihm am 27. September 1805 die Doktorwürde, wie es im Diplome heißt, wegen der unbestechlichen Wahrheitsliebe, mit der er Luthers Verdienste dargestellt habe. Eine Lebensbeschreibung Luthers, die für seine Landsleute bestimmt sein sollte, ist leider nicht vollendet worden. Eine Vorarbeit dazu, die Übersetzung der Lebensbeschreibung Luthers von Melanchthon, veröffentlichte er im Jahre 1810 im „Almanach des réformés et protestans".

Im Herbst des Jahres 1803 trat Villers seine zweite Pariser Reise an. Er gedachte diesmal länger in Frankreich, wohin ihn wieder Dorothea und ihr Gatte begleiteten, zu verweilen. In Metz traf er Frau von Staël, die gerade mit Benjamin Constant auf dem Wege nach

3) Das Manuskript ist von Karl Vorländer, nach dem Exemplar aus Goethes Bibliothek, in den „Kantstudien" (Bd. 3, Heft 1) herausgegeben worden.

Deutschland war. Ihr Zusammensein mit Villers währte vom 26. Oktober bis zum 8. November. In den ersten Tagen verlief es harmonisch; denn Frau von Staël verehrte in ihrem Landsmann „einen der liebenswürdigsten Menschen, die Frankreich und Deutschland in ihrer Vereinigung hervorbringen können." Bald aber traten Mißstimmungen ein. Gewiß waren es auch Fragen wissenschaftlicher Natur, die diese Verstimmung hervorriefen. So bedauert Frau von Staël, daß Villers nicht für immer nach Frankreich übersiedeln wolle, da er so der geistigen Vertretung Deutschlands und der Mittlerarbeit zwischen beiden Völkern besser dienen könne. Aber vor allem: sie war eifersüchtig. Dies beweist ein Brief aus Metz an ihren Freund Mathieu de Montmorency: „Hier fand ich den interessanten und geistreichen Kantschen Villers mit einer dicken Deutschen, Frau Rodde, zu deren geheimen Anziehungskraft ich noch nicht durchgedrungen bin." — Der Briefwechsel zwischen Frau von Staël und Villers ist uns fast vollständig erhalten, bei weitem der interessanteste Abschnitt der aus seinem Nachlaß veröffentlichten Briefsammlung.[4]) Nach dem Tode ihres Mannes hatte die Französin gehofft, Villers nähertreten zu können. In ihm glaubte sie ihr Idealbild gefunden zu haben; einer ehelichen Verbindung mit Constant war sie abgeneigt. Mit ihrer feurigen Beredsamkeit versuchte sie, Villers zu veranlassen, auf seine Pariser Reise zu verzichten und mit ihr nach Deutschland zurückzukehren. Es gelang ihr nicht, und blutenden Herzens trennte sie sich von ihm; er verhielt sich ihr gegenüber kühl und ablehnend. „Mais encore une fois, pourquoi me détestez-vous? Parce que je vous regrette? Villers, vos écrits ne ressemblent guères à vos paroles", so schreibt sie am 28. Dezember 1803 aus Weimar an den verehrten Freund.[5]) —

Frau v. Staël hat nie den tiefen Eindruck vergessen, den Villers auf sie in Metz gemacht hat. Zwar wurden ihre Briefe, die sie in späteren Jahren an ihn richtete, nicht beantwortet; als aber 1813 ihr Buch: „De l'Allemagne" erschien, veröffentlichte Villers eine ausführliche Besprechung in deutscher Sprache. Sie schrieb ihm aus London am 16. April 1814: „Ecrivez-moi, et sachez que je n'ai jamais cessé de vous aimer et de vous admirer. Si je puis vous être bonne à quoi que ce soit, disposez de moi comme d'une sœur, si j'ai l'honneur de l'être par ma sympathie avec vous."[6]) In ihrem Buche erwähnt Frau v. Staël merkwürdigerweise ihren Landsmann nur beiläufig in einer Anmerkung zum 18. Kapitel des 1. Buches.[7]) —

In Paris, wo Villers sich 2 Jahre aufhielt, arbeitete er an der Gründung einer Zeitschrift großen Stils, der „Bibliothèque germanique", um die Franzosen über ihr Nachbarland Deutschland aufzuklären. „Imprimer une direction plus noble au travail des esprits, introduire plus de spiritualité dans le mode de culture adopté par les Français, voilà ce que je me suis prescrit comme tâche et comme devoir", das war der Sinn des Unternehmens, für das er eine

4) Briefe. Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de Villers, herausgegeben von M. Isler. (Hamburg 1879.) Diese Sammlung enthält 22 Briefe.

5) Isler a. a. O. S. 297.

6) Isler a. a. O. S. 302.

7) „On trouve toujours M. de Villers à la tête de toutes les opinions nobles et généreuses, et il semble appelé, par la grâce de son esprit et la profondeur de ses études, à représenter la France en Allemagne et l'Allemagne en France."

große Anzahl Gelehrter warb. Trotz seiner eifrigen Bemühungen scheiterte der Plan; er hatte jedoch die Genugtuung, daß, noch während seiner Anwesenheit in Paris, eine Zeitschrift gegründet wurde, die sich ein ähnliches Ziel gesteckt hatte, die „Archives littéraires de l'Europe“; an ihr arbeitete er eifrig mit. Die Zeitschrift, die ihr Erscheinen bereits 1807 einstellen mußte, enthielt Übersetzungen und Besprechungen von Klopstock, Wieland, Herder, Kant, Fichte, Goethe, Schiller, Lavater.

Obwohl Villers in Paris hoch geehrt und geachtet wurde, fühlte er sich dort wiederum nicht wohl. Er schrieb an Görres, daß er „parmi la foule des castrats intellectuels“ einsam dastehe, „plein de vie intérieure, plein d'agitation et de douleur“. Daher kehrte er nach zweijähriger Abwesenheit nach Deutschland zurück.

3.

In den nun folgenden Kriegszeiten hielt Villers treu zu Deutschland; ja, es gelang ihm, infolge seiner weitverzweigten Verbindungen, die sich bis in die nächste Umgebung des Kaisers Napoleon erstreckten, manchen schweren Druck von seinem hart geprüften Adoptivvaterland zu nehmen. Was er damals für die Hansestadt Lübeck getan hat, sollte ihm nie vergessen werden. Blücher hatte, von drei französischen Armeekorps verfolgt, am 5. November 1806 Lübeck besetzt; die Franzosen drängten nach und machten sich bald zu Herren der Stadt, für die eine fürchterliche, drei Tage währende Leidenszeit begann. Die französische Soldateska hauste mit einer Roheit, die an die schlimmsten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges erinnerte. Villers hatte sich in das Roddesche Haus begeben; er wollte seinen Freunden in der drohenden Gefahr zur Seite stehen. Er holte seine Uniform hervor, um als französischer Offizier seine Landsleute in Schach zu halten. Es gelang ihm mit vieler Mühe, Ordnung zu schaffen und zwischen den feindlichen Gewalthabern und der Stadt zu vermitteln. Höher aber als die Aufopferung, die er in jenen Tagen der Plünderung bewies, steht der Mut, mit dem er auch als Publizist für die Unterdrückten eintrat. Unmittelbar nach den traurigen und blutigen Ereignissen sandte er einen langen Bericht, in der Form eines offenen Briefes, an die Tante der Kaiserin, die Gräfin Fanny de Beauharnais. In dieser „Lettre à Madame la Comtesse Fanny de Beauharnais contenant un récit des événemens qui se sont passés à Lubeck dans la journeé du Jeudi 6 Novembre 1806, et les suivantes“ bittet er sie um ihre Verwendung für die unglückliche Stadt beim Kaiser und schildert ausführlich die Lübecker Greueltaten. Der Brief, bald in Tausenden von Exemplaren in Paris verbreitet, wurde auch ins Deutsche übersetzt.[8])

In diesen trüben Tagen traf bei Villers ein Schreiben Goethes ein. Auch Weimar hatte unter den Schrecken des Krieges zu leiden; in Goethes Hause wollten verschiedene französische Offiziere Quartier machen. Sie treten in sein Zimmer und sehen auf seinem Tische einen Brief von Villers. Er hatte an den deutschen Dichter gerade einen Aufsatz gesandt: „Essai sur la manière essentiellement différente, dont les poètes français et allemands traitent l'amour“, nebst einem Begleit-

8) Villers' Brief an die Gräfin F... de B.... Aus dem Französischen übersetzt. Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir 1807.

schreiben, das die Franzosen jetzt auf dem Tische fanden. Villers war ihnen nicht unbekannt, und so blieb das Haus von einer Einquartierung verschont. Nun endlich schrieb Goethe am 11. November 1806, zum ersten Male, eigenhändig an Villers: „Ihr freundlicher Brief, mein werthgeschätzter Herr, lag auf meinem Tische, als die Adjutantur der Französischen Generäle bey mir eintrat, um Quartier zu machen. Durch die Adresse wurde ich diesen Männern bekannt, die sich sehr freundlich gegen mich bezeigten und mir in diesen bösen Tagen manches Gute erwiesen. Ihnen also, mein werthester Herr Villers, bin ich außerdem, daß Sie mich im aesthetischen Sinne bey Ihren Landsleuten eingeführt haben, auch noch eine Einführung ganz anderer Art schuldig, von der ich Sie zu benachrichtigen, wofür ich zu danken nicht unterlassen wollte..."[9])

Die so geknüpften Beziehungen setzten sich noch einige Jahre weiter fort. Als Goethe wieder an der Farbenlehre arbeitete, ließ er bei Villers anfragen, ob er die Arbeit ins Französische übersetzen und für sie in Frankreich wirken wolle. Die Übersetzung kam nicht zustande, so sehr Goethe es auch wünschte; denn Villers war in den letzten Jahren seines Lebens durch Berufsgeschäfte stark in Anspruch genommen. In zwei Briefen an Reinhard, den französischen Staatsmann deutscher Herkunft, äußerte sich Goethe über den für Deutschland wirkenden Franzosen. In dem einen nennt er Villers „eine wichtige Person durch seinen Standpunkt zwischen den Franzosen und Deutschen, da er wie eine Art von Janus bifrons herüber und hinüber sieht"; in dem andern lehnt er seine feurige Natur ab: „Er ist sehr brav, scheint mir aber doch etwas leidenschaftlich verworren. Es ist eine gutmütige, kindliche, etwas Don Quixotische Leidenschaft für das von ihm anerkannte Bessere in der deutschen Nation und Literatur..."

Immer schwerer wurde der Druck, der nach der Schlacht bei Jena auf Norddeutschland lastete, und immer mehr wurde daher die Tätigkeit des stets hilfsbereiten Villers in Anspruch genommen. Im Jahre 1808 trat er als Verteidiger der in ihrer Existenz bedrohten Göttinger Universität auf. Das neue Königreich Westfalen war durch die von Napoleon geforderten Aufwendungen für militärische Zwecke so schwer belastet, daß die Regierung daran dachte, von den fünf Hochschulen des Staates drei oder vier aufzuheben, darunter Göttingen. Angesehene deutsche Männer wandten sich an Villers und baten ihn, etwas zu schreiben, wodurch die Bedeutung der westfälischen Hochschulen „so ins Licht gesetzt werde, daß mit dem Gedanken von irgendeinem Abbruch eine Art Schande verbunden scheine". Mit Begeisterung trat Villers für seine geliebte Georgia Augusta ein und verfaßte den „Coup d'œil sur les universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante, en particulier du royaume de Westphalie". Die Schrift fand in Cassel vollen Beifall; gelang es auch nicht, alle fünf Universitäten Westfalens zu erhalten, so blieben doch Göttingen und Marburg in ihrer alten Form bestehen. Durch den Erfolg angeregt, ließ Villers im selben Jahre noch ein zweites Werk erscheinen, den „Coup d'œil sur l'état actuel de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne", eine von kurzen kritischen Bemerkungen begleitete Übersicht über

9) Isler, a. a. O. S. 98f.

sämtliche in den letzten drei Jahren in Deutschland erschienenen Werke von wissenschaftlichem Werte. Als Dank für sein mannhaftes Eintreten wurde Villers am 17. Juli 1808 zum Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften ernannt. —

Im Jahre 1810 brach, unter dem Drucke der Kontinentalsperre, das Roddesche Handelshaus in Lübeck zusammen. Villers konnte die Gastfreundschaft seiner Freunde nicht länger in Anspruch nehmen und sah sich nach einer sicheren Lebensstellung um. Er fand sie in Göttingen, wo er im Januar 1811 zum Professor der französischen Literatur ernannt wurde. Seine Lehrtätigkeit begann er mit einer Vorlesung über die wissenschaftliche Kultur der Deutschen; später las er regelmäßig zwei- oder dreistündig über die Geschichte der französischen Literatur. Mit deutschen Gelehrten stand er in lebhaftem geistigen und geselligen Verkehr. Heyne, Eichhorn, Jacob Grimm gehörten zu seinen Freunden. Villers war häufig in Cassel; er schätzte den König Jerome und hatte manche Freunde dort, besonders Jacob Grimm, der ihn bei seiner Arbeit über die Liebespoesie der Franzosen und Deutschen unterstützte, während Villers dem Freunde bei seinen Studien über altfranzösische Poesie behilflich war. Als Universitätsprofessor hat Villers kein größeres Werk veröffentlicht; die geplante Schrift: „Sur le développement de l'esprit français" ist nicht zustande gekommen.

4.

Den Beginn der Freiheitskriege begrüßte er freudig; über den Zusammenbruch des Königreiches Westfalen empfand er keinen Schmerz. Mit Begeisterung verfolgte er die Erhebung und den Befreiungskrieg Deutschlands, der ihm die größte Enttäuschung seines Lebens bringen sollte. Die nach der Wiedereroberung Hannovers zunächst gebildete preußische Verwaltung entfernte zwar alle Personen und Einrichtungen, die mit dem früheren Königreich Westfalen in irgendeiner Beziehung gestanden hatten; allein Villers erhielt die Mitteilung, daß er selbstverständlich auf seinem Platze belassen würde, nicht nur wegen seiner literarischen Verdienste um Deutschland, sondern besonders, weil man ihn als eine Zierde der Georgia Augusta betrachtete. Nachdem aber die Universität wieder in den Besitz des Königreichs Hannover gekommen war, wurde ihm durch Ministerialschreiben vom 27. März 1814: „An den vormaligen Königlichen französischen Capitain von Villers" eröffnet, daß er seiner Stelle entsetzt sei. Einige Tage später erschien die amtliche Liste der Göttinger Universitätsprofessoren; sein Name war darin ausgelassen. Zwar wurde Villers eine jährliche Pension von 3000 Francs ausgesetzt; zugleich aber wurde ihm geraten, in sein Vaterland zurückzukehren.

Es ist nicht aufgeklärt worden, aus welchem Grunde sich die hannoversche Regierung zu diesem Schritte schnödesten Undanks entschlossen hat. Villers' freundschaftliche Beziehungen zum Hofe Jeromes scheinen nicht die Veranlassung dazu gewesen zu sein; wenigstens hat die Regierung selbst das abgeleugnet. Sie scheint unter dem Einfluß zunftmäßiger Professoren der Universität gehandelt zu haben, die in dem Franzosen einen Eindringling sahen, dessen sie sich entledigen wollten. Immerhin bleibt es eine Schmach für die Regierung, daß sie einen Mann, der sich durch sein mannhaftes Eintreten für Deutschland

den Haß der französischen Gewalthaber zugezogen hatte, in so kränkender Weise von einer deutschen Universität ausschloß. Villers aber ließ sich nicht so ohne weiteres von der Stelle verjagen, die er ehrenvoll ausgefüllt hatte. Gleich nach Empfang der Verfügung machte er eine Eingabe an das Ministerium mit der Bitte, ihm die Gründe anzugeben, die seine Absetzung veranlaßt hätten, damit er sich gegen seine Ankläger verteidigen könne. Seine Schrift zeugt von der tiefen Erregung, in der er sich befand: „Dieses consilium abeundi hat mich mit zerreißendem Schmerze durchbohrt, hat einige bittere Tränen meinen Augen entlockt. Ich fortgejagt von diesem Göttingen, das ich mir zum letzten Asyl gewählt hatte, das meine Schriften, meine Stimme, meine Bemühungen so oft gegen die Feinde der geistigen Kultur Deutschlands (de la culture intellectuelle des Allemans) verteidigt hatten! Was soll ich in Frankreich tun? Meine Eltern sind tot, meine Verbindungen sind unterbrochen, und die deutsche Kultur, mit der ich getränkt bin, macht mich dort noch fremder als 22 Jahre der Abwesenheit. Soll ich mich dem Gelächter derer aussetzen, die dann nur mit zu gutem Grunde meine Vorliebe für die Deutschen, meinen Eifer sie zu rühmen, auszischen würden? Denn durch die ungerechte Behandlung bereitet man der grausamen Ironie der Franzosen eine süße Rache und ein schönes Feld, sich darin zu üben." Die ganze Summe seiner Lebenserfahrungen und Empfindungen faßt er in diesem Briefe in die bezeichnenden Worte zusammen: „Mon cœur est tout allemand, et il paraît qu'un Français qui devient Allemand dans son cœur, est à tout prendre préférable à un Allemand qui devient Français."

Dieses Gesuch um Angabe der Gründe seiner Absetzung wurde abschlägig beschieden. Inzwischen hatte sich der Freiherr vom Stein des Gemaßregelten angenommen; er stellte dem König von Preußen vor, das Verfahren der hannoverschen Regierung gegen Villers sei eine Schmach für das deutsche Volk. Villers blieb in Göttingen, entschlossen, das Äußerste zu wagen, als er unerwartet, am 29. August, die Nachricht erhielt, daß seine Pension auf 4000 Francs erhöht, die Verbannung aufgehoben sei, und daß er sich an jedem hannöverschen Orte aufhalten dürfe. Aber in seine Stelle wurde er nicht wieder eingesetzt.

Unter diesen Aufregungen der letzten Monate hatte seine Gesundheit gelitten; in einem Briefe an Görres (September 1814) spricht er von seinem zerrissenen, zerrütteten Gemüt. Er zeigt in seinen Äußerungen jetzt oft eine Schärfe und Bitterkeit, die ihm früher fremd gewesen war. Einen Ruf nach Halle als Universitätsprofessor schlug er aus; dem Drängen von Frau von Staël, nach Paris zu kommen, wo er auf eine glänzende Stellung rechnen könnte, gab er nicht nach. Trotz der bitteren Erfahrungen wollte er in Göttingen bleiben. Mit reger Anteilnahme verfolgte er den Gang der Kriegsereignisse, immer hoffend, daß die Zeit kommen müßte, wo das Volk der Dichter und Denker eine seiner Geistesbildung würdige staatliche Gestaltung erringen würde.

Zu Beginn des Jahres 1815 nahm er seine alten Studien wieder auf; aber schon ging es mit seinen Kräften zu Ende; am Abend des 11. Februar wurde er vom Schlage gerührt. Während seines Krankenlagers langte ein Ruf von Heidelberg an, und am 19. Februar 1815 schrieb ein Freund aus Halle:



„Wir Deutsche sind ja längst gewohnt, Sie als unsern Landsmann zu verehren, als einen eingebürgerten Gelehrten, der sich in kritischen Zeiten deutscher benahm als mancher geborene Deutsche.“ Aber schon waren seine Geisteskräfte geschwunden, und am 26. Februar 1815 machte ein neuer Schlaganfall seinem Leben ein Ende. Seine treue Freundin war um ihn. Am 2. März wurde er zur Ruhe bestattet. In der Grabrede, die ihm der Theologe Lücke hielt, heißt es zum Schluß: „Germanien beweint in ihm den seltenen Freund, der sich so gern den Unsrigen nannte, der voll Gerechtigkeitsliebe das Höhere und Bessere in unserem Volke erkannte und also festhielt, daß er verwandten Geistes bei den Fremden uns vertrat, mit Liebe für uns redend, und, ein deutscher Mann an Geist und Herz, auch fernhin verkündete, was der Deutsche vermag, wenn er deutsch zu sein die Kraft hat und den ernsten Willen.“

Villers' Beispiel vor allem hat Frau von Staël zu ihren gleichartigen Bestrebungen ermuntert, in ihr zuerst das Verlangen erregt, deutsche Wissenschaft und Kultur kennen zu lernen. Von ihm mit günstigem Vorurteil für die Deutschen erfüllt, betrat sie den deutschen Boden. Aus ihren Briefen an ihn erkennt man, daß Villers die erste und wichtigste Quelle ist, aus der sie ihre Kenntnis der deutschen Philosophie schöpfte.

Eine hebräische Meistererzählung.

Von Hermann Gunkel.*)

So hat der Erzähler seine Zuhörer jetzt da, wo er sie haben wollte, und kann ihrer gespannten Aufmerksamkeit sicher sein, wenn er nunmehr, vielleicht nach einer Pause, an einer ganz anderen und für den Zusammenhang scheinbar gleichgültigen Stelle wieder einsetzt. *Es waren vier Männer als Aussätzige im Eingang des Tors.* Der Leser weiß, welches furchtbare Schicksal die Aussätzigen im alten und neuen Morgenlande haben. Nicht sowohl die Angst vor der Ansteckung, von der man in ältesten Zeiten noch nichts wissen konnte, vielmehr das unmittelbare Grauen vor schwerer Krankheit, in der man eine dämonische Wirkung sah, bewirkte, daß man solche Leidende von sich stieß. Auch können wir aus dem Buche Hiob und den Klageliedern des Psalters erkennen, daß sich solche Mißhandlung der Allerelendsten nicht allein auf die Aussätzigen beschränkte, wenn sich auch die Angst vor ihnen und vor dem grausigen Anblick, den sie darbieten, am stärksten gezeigt haben wird. Kranke dieser Art, von Haus und Hof vertrieben, sitzen etwa wie der arme Lazarus an den Türen der Paläste oder des Tempels[47]) oder wie hier am Stadttor und betteln die Vorübergehenden um ein Almosen an. Noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts wohnten Aussätzige im Innern an der Seite des Ziontors von Jerusalem. Nach unserer Geschichte hat sie nicht einmal der Krieg von ihrer Stätte vertrieben; ein Angriff auf das Tor hat also noch nicht stattgefunden: der Aramäer will die Festung durch Hunger bezwingen. Der Erzähler benutzt die Gelegenheit, um die allgemeine Ver-

*) Siehe Heft 1.

47) Apostelgeschichte 3, 2.

zweiflung auch an diesen Ärmsten darzustellen. *Sie sprachen einer zum andern: Was wollen wir hier bleiben, bis wir sterben? Würden wir sagen, wir wollten in die Stadt, so ist die Hungersnot in der Stadt, und wir müßten dort sterben! Und blieben wir hier, so müßten wir* (auch) *sterben!* Also der Tod ist ihnen sicher, hier wie dort. So fassen sie einen verzweifelten Entschluß. *Kommt, wir wollen in das Lager der Aramäer überlaufen! Lassen sie uns leben, so bleiben wir am Leben; töten sie uns, so sterben wir.* Möglich, daß die Feinde sie als Israeliten totschlagen; möglich, daß sie sie als Aussätzige begnadigen. Schlimmer kann es ihnen also nicht ergehen, aber vielleicht besser. *So machten sie sich in der Dämmerung* (wo sie niemand sah) *auf, ins aramäische Lager zu gehen und kamen an 'sein' eines Ende, aber* — und nun kommt die Überraschung — *da war kein Mann!* Welches Staunen mag sie erfaßt haben! Was ist denn das? Hier sind keine Soldaten! Von der Verwunderung über dies plötzliche Verschwinden ist die ganze folgende Geschichte voll. Der Erzähler aber, der in echt künstlerischer Bescheidenheit keinen allzu starken Effekt liebt, klärt seine Hörer gleich an diesem Punkte darüber auf, was inzwischen geschehen war. *'Jahve' hatte das Lager der Aramäer das Geräusch von Wagen und Rossen, das Geräusch einer großen Heeresmacht hören lassen; da sprachen sie untereinander: sicherlich hat der König von Israel die Könige der Hethiter und die Könige von Ägypten gegen uns gedingt, wider uns zu ziehen. So machten sie sich auf*[48]) *in der Dämmerung und ließen*[49]) *das Lager zurück, wie es stand, und flohen, als gälte es ihr Leben.* In dieser äußersten Not ist Jahve selber eingeschritten, der das Vertrauen seines Propheten nicht beschämt und sein Wort erfüllt: dies der Hauptgedanke der ganzen Erzählung. Absichtlich ist dieser Zug nicht an den Anfang des Teiles gestellt, damit der Hörer die Verwunderung der Aussätzigen mitempfinde. Äußerer Mittel hat Gott sich dazu nicht bedient, sondern er hat nur dem Ohre der Aramäer ein Geräusch eingegeben, ein Geräusch wie von einer großen heranrückenden Heeresmacht, ein Getrappel und Gerassel wie von unzähligen Rossen und Wagen. Das haben sie auf das Herannahen hethitischer und ägyptischer Könige gedeutet, die jetzt Israel zu Hilfe heranziehen. Und da ist der „Gottesschrecken" auf sie gefallen. Noch in der Dämmerung, d. h. in derselben Zeit, da die Aussätzigen die Stelle betreten, haben sie sich mit höchster Eile aufgemacht und dabei alles stehen und liegen lassen. Von solchem wunderbaren Schrecken hören wir im Alten Testament bei Erzählern[50]) und besonders bei den Propheten[51]) auch sonst. Auch daß die Gottheit wunderbar eine falsche Kunde eingibt und den Feind so zum plötzlichen Rückzuge bewegt, wiederholt sich[52]. Vielleicht, daß die hier gebrauchte Wendung, wonach die Feinde durch das scheinbare Geräusch eines Kriegsheeres erschreckt worden sind, die Abblassung eines älteren, besonders bei den Griechen oft wiederkehrenden Motivs ist, wonach die Gottheit selbst mit ihrem himmlischen Heere erscheint und so einen wahnsinnigen Schrecken

48) „und flohen", das im folgenden noch einmal kommt, ist wohl Zusatz.

49) „ihre Zelte und ihre Pferde und ihre Esel" ist Auffüllung nach V. 10. Klostermann.

50) II. Könige 3, 27.

51) Vgl. besonders Amos 2, 14ff.; Jeremia 46, 5f. u. a.

52) II. Könige 19, 7.



eingibt. Jedenfalls aber ist dieser Zug unserer Erzählung durchaus sagenhaft. Eben darauf führt auch die Erwähnung der „Hethiter und Ägypter". Diese Völker haben allerdings einmal eine herrschende Stellung in Kanaan eingenommen; aber das war in einer Vorzeit, ehe Israel im Lande weilte, und zur Zeit, da diese Geschichte spielt, etwa ein halbes Jahrtausend her. Hier liegt also nicht eine zuverlässige geschichtliche Erinnerung vor, sondern eine volkstümliche Verwechslung der Zeiten: es würde so sein, wie wenn man den gegenwärtigen Zusammenbruch des zarischen Rußlands von dem Mongolensturm ableiten würde. In Wirklichkeit aber wird der eilige Rückzug der Aramäer durch die Kunde von einem Einfall der Assyrer bewirkt worden sein.

Doch nun zu den vier Männern zurück! *Als nun die Aussätzigen an das Ende des Lagers kamen, gingen sie in eines der Zelte, aßen und tranken; dann nahmen sie Silber, Gold und Kleider daraus, gingen hin und verbargen es. Dann kamen sie zurück, gingen in ein anderes Zelt, nahmen daraus, gingen fort und verbargen es.* Das kleine Stück, mit starken, dem Leben entnommenen Zügen ausgemalt und einem Auftritt im „Faust"[53]) zu vergleichen, stellt dar, wie sich solche Allerärmsten bei einem großen staatlichen Umschwung benehmen. Der politische Vorgang als solcher geht sie sehr wenig an. Wo die Aramäer geblieben sind, darüber zerbrechen sie sich wahrlich nicht den Kopf. An ihr Volk denken sie nicht, sondern nur an sich selber. Zuerst stürzen sie sich auf die Vorräte, denn wie lange mögen sie gedarbt haben! Und da der Magen befriedigt ist, meldet sich die Begehrlichkeit: sie schaffen für die Zukunft Kostbarkeiten, Beutestücke des aramäischen Heeres, heimlich beiseite und vergraben sie. Nun endlich erwacht das böse Gewissen. *Sie sprachen einer zum andern: Wir handeln nicht recht! Der heutige Tag ist ein Tag guter Botschaft. Schweigen wir aber und warten bis zum lichten Morgen, so trifft uns Schuld* (Strafe). Gute Botschaft rechnet man in urtümlicher Kultur dem Überbringer wie ein persönliches Verdienst an und belohnt sie ihm reich. Melden sie aber eine so wichtige Nachricht nicht zur rechten Zeit und warten so lange, bis es die Männer bei Tageslicht von der Mauer herab selber sehen können, so können sie strenger Ahndung gewiß sein. *Wohlauf, wir wollen hingehen und es dem Hause des Königs melden.*

Durch diesen Entschluß der Aussätzigen aber hat der Erzähler den Übergang zum Folgenden gefunden; denn nun soll ein letzter Auftritt zeigen, was geschah, als man im Hause des Königs die Kunde erfuhr.

So kamen sie hin und riefen 'den Torwächtern' der Stadt (von draußen) *zu* — in der Nacht werden sie natürlich nicht eingelassen — *und meldeten ihnen: Wir sind in das aramäische Lager gekommen, aber da war kein Mann und kein Geräusch von einem Menschen, sondern nur*[54]) *die Esel angebunden und 'die' Zelte, wie sie standen.* Die Leute melden das, was sie gesehen und gehört haben, ohne irgend eine Vermutung über das Verbleiben des Heeres daran zu knüpfen: also das Vorbild genauer Berichterstattung. Die Schilderung, über der wiederum das Staunen liegt, weicht im Wortlaut von der vor-

53) Faust II. Teil, 4. Akt.

54) „Die Pferde angebunden" ist Zusatz, vgl. oben.

hergehenden ab: in solchen Fällen liebt der rege Geist des Hebräers die Abwechslung, nicht, wie eine noch ältere Kunstübung und dann wieder Homer, die Wiederholung. Im vorhergehenden war berichtet worden, was die Männer im Lager getrieben haben; in ihren eigenen Worten wird das jetzt wohlweislich verschwiegen. Das ganze Lager — so melden sie — ist ohne Menschen und liegt totenstill da! Selbst die Esel, d. h. die Lasttiere, stehen noch angebunden da! Ein Späterer hat noch die Pferde hinzugefügt, aber diese dienen zum Reiten und zum Fahren der Kriegswagen und würden sicherlich mitgenommen worden sein.

Von nun an werden die Aussätzigen fallen gelassen; das sind ja auch nur Nebenpersonen und keiner weiteren Erwähnung würdig. Jetzt geht die überraschende Kunde ordnungsmäßig weiter. *Die Torwächter 'riefen' und meldeten es nach drinnen ins Haus des Königs.* Es ist noch mitten in der Nacht; aber bei so wichtiger Sache wird der Herrscher selber geweckt. *Der König stand auf in der Nacht.* Er erwägt, was geschehen sein mag. Daß die Aramäer nicht mehr im Lager sind, ist nicht zu bezweifeln. Aber daß sie endgültig abgezogen sind, und daß somit die ganze Not ein Ende hat, ist zu unwahrscheinlich, als daß man es glauben könnte. So fällt ihm eine andere Möglichkeit ein: *Laßt euch sagen, was die Aramäer mit uns vorhaben. Sie wissen, daß wir Hunger leiden; darum haben sie das Lager verlassen, um sich auf dem Felde zu verstecken; denn sie denken: sind sie erst aus der Stadt heraus, so können wir sie lebendig greifen und dann in die Stadt eindringen.* Er vermutet also eine Kriegslist: man traut den hungernden Israeliten, so meint er, zu, daß sie sich blindlings auf das leere Lager stürzen werden; haben sie aber die schirmenden Mauern verlassen, so werden sie auf freiem Felde leicht gefangen werden können: die feindliche Übermacht, das steht zwischen den Zeilen, ist überwältigend groß. Auf einen so ausgeklügelten Gedanken verfällt der König, weil er den nächstliegenden nicht annehmen kann. Der Erzähler aber will durch diese Worte darstellen, wie seltsam das ist, was wirklich geschehen war. *Da antwortete seiner Knechte* (d. h. seiner hohen Beamten) *einer und sprach: So nehme man fünf von den Rossen, die noch übrig sind*[55]), — man kann sie gut und gern dahingeben: *es geht ihnen doch* (schlimmstenfalls) *nicht anders als 'dem' ganzen Haufen, der dahin ist; die wollen wir aussenden und zusehen, wie die Sache steht*[56]). Das ist schließlich das gescheiteste, jetzt Kundschafter auszuschicken. Und so wird es beschlossen. *Man nimmt* (aber nicht fünf, sondern nur) *zwei 'Reiter'*. So wenig ist von den ganzen Rossen geblieben, daß man mit ihnen so knausert! Und die Sache scheint außerordentlich gefährlich: noch einmal betont der Erzähler, daß eigentlich niemand an den glücklichen Ausgang geglaubt hat. „Reiter" sind es, nicht Wagen, weil jene am raschesten vorwärtskommen: der Weg nach Osten geht von Samarien steil herunter. *Der König sandte sie hinter den Aramäern her mit dem Auftrage: Ziehet hin und sehet zu!* Und nun endlich die Lösung der Spannung für die Augenzeugen dieser Begebenheiten: *sie zogen hinter ihnen drein* die ganze, lange Strecke nach Osten *bis an den Jordan:* das ist der Weg von Samarien nach Aramäa zu, — *da*

55) Text durch Varianten stark überfüllt.

56) „rekognoszieren" Mose 13, 18; Josua 2, 1.



lag der ganze Weg voll von Kleidern und Waffen, die die Aramäer auf ihrer eiligen Flucht fortgeworfen hatten. Sie sind also in sinnlosem Schrecken entwichen! *Die Boten kehrten zurück und meldeten es dem Könige.* Welcher ungeheure Jubel, welch brausendes Frohlocken mag nun die Stadt erfüllt haben! Doch dafür hat der Erzähler kein Ohr; er hält sich mit äußerster Strenge an sein Thema: die Hungersnot, von der er ausgegangen war, ist nun vorbei! *Da zog das Volk aus der Stadt heraus und plünderte das aramäische Lager,* und mit feierlich erhobener Stimme fügt er hinzu: so reich war die unübersehbare Beute, daß alles Geld plötzlich den Wert verlor: *da galt 'hundert' Maß Grieß einen Sekel und 'zweihundert' Maß Gerstenmehl einen Sekel, wie es Jahve verheißen hatte:* das Gotteswort Elisas war erfüllt!

Aber noch einen Zusatz hatte der Gottesmann über den Ritter des Königs hinzugefügt, und auch der sollte Wahrheit werden. Ein solches ganz kurzes Stück pflegt auch sonst den Schluß der ausgeführteren Geschichten zu bilden. *Der König hatte den Ritter, auf dessen Arm er sich zu stützen pflegte, zum Aufseher über das Tor bestellt:* da mußte er also die geschehene Wendung mit eigenen Augen schauen; aber er sollte nichts davon genießen, denn am Tore, aus dem sich jetzt die Menge in wilder Gier herausstürzte, entstand ein lebensgefährliches Gedränge: *da zertrat ihn das Volk am Tore, und er starb, wie es der Gottesmann verheißen hatte.* Ein ähnlicher Satz als letztes Wort steht auch in andern Elisageschichten[57]). Hier soll uns Grauen und Schauder anwandeln, Grauen vor dem Propheten, der alles so genau vorausgesehen, Schauder vor dem furchtbaren Geschick des Ungläubigen[58]).

* * *

Nun noch einige Worte zur Würdigung der Erzählung. Sie steht zwischen Sage und Geschichte, doch der Sage näher als dieser. Geschichtlich ist sicher die Belagerung und die plötzliche Errettung der Hauptstadt: für beides können wir noch die Ursachen erkennen. Auch die Stellung Elisas, der zum Ausharren ermahnt, unter den Bürgern Anhänger findet, selbst den König eine Zeitlang bestimmt, dabei aber freilich ein hohes Spiel um sein Leben spielt und schließlich recht behält, wird zuverlässig geschildert sein. Anderseits steht der Erzähler von den Dingen schon in einer gewissen Entfernung: den Namen des Königs Israels weiß er nicht mehr zu nennen; auch die anderen Personen treten sämtlich namenlos auf mit Ausnahme von Benhadad und Elisa. Die beiden Marktpreise sind phantastisch übertrieben; der erste ist nicht der Wirklichkeit, sondern einer allgemeineren Überlieferung entnommen. Daher stammt auch das Zwischenstück von den beiden Frauen. Die Erlebnisse jener Zeit werden also dem Erzähler aus dem Munde der Leute zugekommen sein und dann von ihm ihre vorliegende Form erhalten haben. Daß es sich hier nicht sowohl um Geschichte, sondern um Sage handelt, zeigt sich auch daran, daß der Erzähler offenbar nicht als ein in das innere Getriebe der hohen Politik eingeweihter Mann schreibt, sondern daß er die Dinge so wiedergibt, wie sie über das Volk dahingegangen sind, das ihre letzten Ursachen niemals erfahren hat.

57) II. Könige 2, 22; 4, 17. 44.

58) Eine spätere Hand hat den Auftritt, wie der Hofmann zweifelt, hier am Schluß nochmals wiederholt: V. 17b (von 'ašer dibber an) bis 20.



Darum begründet er den Rückzug des aramäischen Heeres durch einen Gottesschrecken und redet nicht von den Assyrern, die zu seiner Zeit dem israelitischen Volke noch ferner standen, sondern von den Hethitern und Ägyptern. Dies zeigt aber anderseits zugleich, daß er vor dem Auftreten der Assyrer in Kanaan, das 100 Jahre nach diesen Begebenheiten geschehen sollte, geschrieben hat.

Nun über die Form seiner Erzählung. Was er selber von diesen Dingen vernommen hat, werden einzelne zerstreute Züge gewesen sein. Er aber hat aus dieser Mannigfaltigkeit eine Einheit zusammengeballt.

Die Schönheit der hebräischen Erzählung besteht zu einem großen Teile in der Straffheit ihrer Komposition. Nun pflegen freilich die älteren israelitischen Geschichten nur ganz wenige Personen dem Hörer vorzuführen, zwei, drei, vier, kaum mehr. Dieser Erzähler aber hat eine für seine Zeit wahrhaft ungeheure Zahl aufgeboten. Da ist in Samarien der König und sein Hof, darunter der ungläubige, spöttische Ritter, die Wächter auf dem Tore, die Reiter auf den übrig gebliebenen Rossen; dazu die Ältesten der Stadt, die sich um den Propheten scharen, vor allem dieser selber. Dann das niedere Volk, aus dem die beiden streitenden Frauen und die vier Aussätzigen hervorgehoben werden. Der Erzähler erweckt durch die Fülle der Auftretenden den Eindruck, daß es sich bei diesem Geschehen um das Geschick eines ganzen Volkes handelt. Im Hintergrunde der Erzählung steht als bewegende Ursache das aramäische Heer, an seiner Spitze der furchtbare Benhadad. Und ganz im Dunkeln eine geheimnisvolle Macht, die „Hethiter und Ägypter", von denen die Kunde den Aramäer zum Weichen zwingt. Alle diese mitten im Kriege, jeder nach seiner Art leidenschaftlich durcheinanderhandelnd. Diesen ganzen, zunächst unübersehbaren Wirrwarr hat der Künstler gelichtet durch die wunderbare Kraft seiner Komposition.

Aufs strengste hat er die Einheit des Geschehens festgehalten; alles einzelne, so mannigfaltig es ist, findet seinen Mittelpunkt in der Belagerung und Errettung der Hauptstadt. Um diesen wunderbaren Umschwung dreht sich die ganze Geschichte. Darum hat er aus dem gesamten Geschehen mit dramatischer Kraft nur den Zeitraum eines Tages herausgegriffen: zu Anfang ist die Not auf unerträglicher Höhe, am Ende ist die Rettung geschehen. Kraftvoll und lebendig stellt er beides an den beiden Marktpreisen dar, die den äußersten Gegensatz gegeneinander bilden: der furchtbare Teuerungspreis wird zu Beginn angegeben, derjenige der Befreiung wird in der Mitte geweissagt und am Ende als eingetroffen berichtet.

Für Klarheit und Übersichtlichkeit hat der Erzähler durch eine außerordentlich strenge Anordnung gesorgt. Er hat das Ganze in zwei Teile zerlegt, die stark voneinander abstechen: der erste schildert die verzweifelte Lage der Stadt der zweite mit starkem Absatz und mit den völlig neuen Personen der Aussätzigen von vorne anhebend, die unerwartete Wendung. In beiden Teilen wird die Stimmung machtvoll herausgearbeitet: im ersten Drangsal und Graus, wahnsinniger Hunger und erbitterte Wut des Königs, die sich gar an dem Propheten vergreifen will, im zweiten Staunen über das rätselhafte Verschwinden der Feinde.

Beide Teile zerfallen wieder mit schönem Gleichmaß in je zwei Auf-



tritte. Zuerst zur Veranschaulichung der grausamen Not:

der entsetzliche Streit der beiden Kindesmörderinnen,

der Hader des Königs mit Elisa;

dann zur Schilderung der wunderbaren Wendung:

die vier Aussätzigen, die das Lager leer finden,

und die nächtliche Beratung am Hofe.

Am Schluß beider Teile die kurzen Nebenstücke vom Spott und Geschick des Ritters.

Zum leitenden Faden hat sich der Erzähler gewählt, wie es sich gebührte, die Erlebnisse des Herrschers:

vor den König kommt der Streit der Frauen,

dann rechtet dieser mit Elisa,

zum Schluß berät er bei Nacht mit den Seinen.

Nur im dritten Auftritt hat er ihn fallen lassen. — Aber die Hauptperson des Ganzen ist doch nicht er, sondern der Gottesmann. So ist es immer in diesen, von Anhängern der Propheten erzählten Geschichten, sooft sie von ihrem Meister und dem irdischen König zugleich zu sprechen haben. Und diese überragende Stellung hat der Erzähler dem großen Manne zu geben gewußt, sowenig er auch von ihm redet. Auf dem höchsten Gipfel der Not tritt der glaubenstrotzige Mann auf und verkündet seine wunderbare Weissagung, und diese schwebt nun wie ein Adler über all dem Folgenden. Und so lautet der letzte Satz: es geschah *nach dem Worte Jahves, wie es der Gottesmann verkündet hatte.*

Hinter dem Propheten aber steht sein Gott. Auf Jahve zu harren hat Elisa geraten. Er hat seinem Knecht die Weissagung in den Mund gelegt. Und er selber hat, wo kein Mensch mehr helfen konnte, mit seiner Wundermacht eingegriffen und sein Wort erfüllt. So ist die Geschichte doch ihrer eigenen Absicht nach eine fromme Erzählung, wenn sie auch nicht viele Worte davon macht. Aber die Überzeugung des Verfassers ist: wer glaubt, wird nicht zuschanden; und wenn die Not am größten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten. Und zugleich: wehe dem Ungläubigen, der über seine Weissagung höhnt! Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Solcher religiöser Glaube hat aber den Verfasser nicht verhindert, das Getriebe der Welt mit scharfem Auge zu beobachten, wie auch anderseits sein Wirklichkeitssinn seine Religion nicht in den Schatten gestellt hat. Literaturgeschichtlich betrachtet stellt die Erzählung also eine Verbindung von Prophetensage und volkstümlicher Königssage dar, die beiden Stoffe in vollendeter Vereinigung verschmelzend.

So saust und braust diese ganze wilde Welt, dennoch von einem höheren, geheimen Willen gebändigt, von der Kraft eines großen Künstlers in den engsten Rahmen gezwängt, an dem atemlos gespannten Betrachter erschütternd vorüber. 5. II. 19.

Nachrichten und Mitteilungen.

Ernst Robert Curtius, **Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich.** Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam 1918. 278 S. Geb. M. 15.

Das ist mehr als philologische Gelehrsamkeit, das ist ein in Liebe erlebtes, junges und freudiges Buch, das zu Liebe und Leben und strenger Selbstprüfung aufruft; das ist ein Buch, matten Herzen eine Aufrichtung, müden Seelen eine Befreiung.

Es war im Sommer 1914. Da hielt in Bonn der damalige Privatdozent E. R. Curtius Vorlesungen über die geistigen Führer des jungen Frankreich. Fünf Gestalten erschienen ihm vor den andern als gedankenschwer und formgewaltig eines Bildnisses würdig.

Die erste war André Gide, der Dichter der *inquiétude* als der rastlos weiterstrebenden Sehnsucht nach immer höherer Geistigkeit. Der zweite war Romain Rolland, der noch während des Weltkriegs hoch über Haß und Bitterkeit an ein europäisches Menschentum glaubte. Ihm zur Seite trat Paul Claudel, der eine urchristliche Mythologie und Metaphysik in dramatische Bilder einhüllte. Daneben André Suarès, der Literat, der unerbittlich gegen alle Zeitkultur und gegen sich selber wütete. Als letzter und menschlich größter der in der ersten Marneschlacht gefallene Charles Péguy, der Bauernsohn, der nur dort Wirklichkeitsleben anerkannte, wo ihm der dreieinige Gott sichtbar und wirksam wurde.

Diesen allen ist das Eine gemeinsam und hat einige von ihnen als Mitarbeiter von Péguys „Cahiers de la Quinzaine“ zusammengeführt: die Überzeugung, daß nur das Geistige und der feste Glauben an dieses Geistige die künftige Menschheit aus ihrer trostlosen Zerrissenheit und Ziellosigkeit erlösen kann; die Überzeugung, daß nicht der Körper, sondern die Seele den Menschen macht; die Überzeugung, daß nur eine heilige Ordnung und freigewollte Bindung menschliche Gemeinschaft ermöglicht.

Vielfältige Vorzüge erheben dieses Buch, das nun erst, nach dem Ende des Weltkriegs, hervortritt, weit über die spärlichen früher bei uns gemachten Versuche. In einer Einleitung wird die Eigenart dieser fünf Altersgenossen gleichmäßig gegen die Vorgänger und Nachfolger herausgearbeitet auf dem dafür einzig möglichen Wege der Abgrenzung und Bestimmung nach Altersgenossenschaften, wodurch allein der lebendige Ablauf geistiger Bewegungen vor der Mechanisierung und Abtötung gewahrt bleibt. Mit wunderbarer Beweglichkeit ist der Verfasser bemüht, in seinen Bildnissen jeder Sonderart gerecht zu werden. Dasselbe schöpferische Sprachgefühl und den gleichen rücksichtsvollen Geschmack betätigt er in den sorgfältigen Übertragungen zahlreicher Textproben, die der Darstellung einverleibt werden. Auf jeder Seite erlebt der empfängliche und dankbare Leser, wie sehr viel reizvoller, wie viel lohnender und wie viel leichter im Grunde es ist, für geistige Schöpfungen Teilnahme und Verständnis zu wecken, die unser eigenes Dasein und Werden ganz unmittelbar, warnend und tadelnd, heilend und helfend, ergreifen und uns zu sich emporziehen wollen. Ein Wort von Péguy abwandelnd können wir sagen: „Es ist eine Philologie ohne Furcht. Es ist eine Philologie, die irgendwo siegt.“

Freilich, wer als Berichterstatter gerne tadelt, könnte dieses oder jenes auszusetzen finden. Die vielen und langen Inhaltsangaben nehmen überwiegenden Raum ein. Aber mit Recht sagt der Verfasser, daß er erst einmal Tatbestände und Kenntnisse habe mitteilen wollen; und wir haben ihm um so mehr dafür zu danken, da unter den gegenwärtigen Schwierigkeiten an ganz wenigen Orten eigene Einsichtnahme der Werke möglich sein wird. Eher könnte man es beanstanden, daß diese Übertragungen und Nacherzählungen da und dort stark umfärben in die Stilart des Verfassers; aber wenn er dem Urtext näher geblieben wäre, hätte er die einheitliche und streng künstlerische Haltung des Buches empfindlich gestört. Oder auch könnte man wünschen, daß die Auswahl anders getroffen und daß statt André Suarès Francis Jammes, den ich ungern vermisse, eingereiht worden wäre. Vielleicht hätte ein anderer überhaupt mehr Kritik gewünscht und findet die behandelten Autoren, und nicht nur Suarès, stark überschätzt, aber der Verfasser hat sich ja eben zur Aufgabe gemacht, die Geringschätzung durch die französischen Landsleute und die teilweise erstaunliche Unkenntnis bei uns Deutschen zu bekämpfen.



Vielleicht bedauert ein anderer, daß diese fünf nahezu ganz aus sich selbst gewachsen erscheinen und nicht als Glieder einer Altersgenossenschaft, die unter sich vieles gemein hat und auch allerlei Vorgängern vieles verdankt: aber es bildet eben die Schönheit und den Wert des Buchs, daß diese fünf im innersten Kern ihres Wesens, ihrer *attitude devant la vie*, gefaßt und getroffen sind, ohne daß wir allzufrüh schon über den Umkreis dessen hinausgeführt werden, was ihnen ihr Heiliges und Allerheiligstes ist und bedeutet. Manche wiederum, die sich lieber nur in entfernten Jahrhunderten statt in der Gegenwartsforschung bewegen, entbehren hier das, was sie geschichtlichen Abstand und wissenschaftliche Sachlichkeit nennen. Als ob die richtige Sachlichkeit erst möglich wäre, nachdem die Vulkane erloschen und die Feuerströme längst abgekühlt und erstarrt sind, wenn dann der Historist mit kühlem Kopf und langsamem Herzschlag im Edelmetall nach „sorgfältigster Analyse" die Prozente edler und unedler Bestandteile, eigener und fremder Beimischung abzumessen und abzuwägen unternimmt. Als ob die wahre Sachlichkeit aus anderen Kräften emporgetrieben würde als aus liebender Einfühlung in ein Lebendiges und aus unmittelbarem Mitverstehen für dessen Größe und Macht.

Damit soll nun freilich die Binsenwahrheit nicht bestritten werden, daß es sich erst im künftigen Ablauf französischer und europäischer Geistesgeschichte wird erweisen müssen, ob diese Gedankengebäude der fünf Franzosen aus der Altersgenossenschaft von 1894 tragfähig sind und ob wirklich gerade diese fünf als „literarische Wegbereiter des neuen Frankreich" sich bewähren. Es wird sich zeigen müssen, ob überhaupt der Literatur, ob einem weltfremden Dichter wie Claudel und einem zeitnahen Publizisten wie Suarès, solche Wirkung beschieden sein kann. Aber durch solche Einwendungen kann der Wert und das Verdienst des Buches als eines ersten ernsthaften und wohlgelungenen Versuchs nicht im mindesten herabgedrückt werden.

Zwei Erwägungen seien hier noch angestellt, die sich in ähnlicher Richtung bewegen und mehr als Anfragen denn als Ausstellungen gemeint sind. Der Verfasser betont zu Eingang und am Ende, daß er die herkömmlichen in Deutschland auch bei Fachleuten verbreiteten Vorstellungen von französischer Geistesart berichtigen wolle. Und was er gegen solche verhängnisvoll gewordene Irrtümer sagt, ist zweifellos richtig. Aber der Nachweis bleibt noch zu erbringen und muß einer späteren Zeit überlassen werden, ob überhaupt und wie weit diese neue Geistesart über die Gemüter und Geister der Nachgeborenen Macht gewonnen hat. Hier dürfte der Hinweis auf Gaston Riou und sein Buch von der *Jeune France*, das übrigens an Verschwommenheit und Unbestimmtheit kaum zu wünschen übrig läßt, schwerlich genügen. Tatsache ist, daß Péguy zeitlebens als halbverrückter Sonderling galt und daß R. Rolland in Deutschland und im übrigen Ausland mehr Beachtung findet als in der Heimat. Tatsache ist ferner, daß auf die nächstfolgenden Altersgenossen von 1906 mit ihrem geistigen Imperialismus, und mehr noch auf einen großen Teil der Jugend aus den Jahren vor dem Krieg, die Nationalisten Maurras und Barrès mit anderen Führern des Royalismus und Neuklassizismus sehr viel stärkeren Einfluß gewonnen haben. Hier freilich ist zur Zeit, und zumal für den von Frankreich fast ganz Abgeschnittenen, noch vieles ungewiß und rätselhaft.

Klarer zu sehen vermögen wir in einer anderen, unmittelbar uns Deutsche betreffenden Sache. Und hier hätte der Verfasser vielleicht mehr geben dürfen als die kurze Andeutung auf Seite 187, daß diese Männer dem germanischen Geiste mehr Verständnis entgegenbrachten als jemals das frühere Frankreich. Das ist begründet in einer tiefen, für uns Deutsche bedeutsamen Tatsache. Nachdem Frankreich im 18. Jahrhundert die Denker Englands bei sich aufgenommen und auf seine Weise verarbeitet hatte, setzte es sich während des 19. Jahrhunderts auch mit unserer großen Epoche auseinander, mit Goethe und Herder, Fichte und Humboldt, Kant und Schopenhauer, Schelling, Hegel, Novalis und den andern Romantikern, zuletzt noch mit R. Wagner und Nietzsche; um von vielen anderen und kleineren zu schweigen. Durch Bergson, den Führer derer von 1885 und Vorgänger auch jener fünf Wegbereiter, vollzog das geistige Frankreich seinen Anschluß an unsere Heldengenerationen von der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert. Auch wer das Allgemeinfranzösische in Bergson und diesen andern eher zu stark als zu



gering anschlagen und ihrer persönlichen Eigenart keineswegs zu nahe treten möchte, dem wird und muß doch die grundsätzliche Übereinstimmung mit jenen großen Deutschen ins Auge springen. Vielleicht ist dieses Zusammentreffen rein phänomenologisch, und das Studium jener Deutschen in Frankreich eine bloße Folgeerscheinung; vielleicht aber ist es doch auch eine Wirkung geschichtlicher Abhängigkeit, wie die Vertreter älterer Denkgewohnheiten lieber annehmen werden. Hier ist uns Deutschen eine doppelte Aufgabe geworden, in der Wissenschaft und im Leben, die wir kaum erst in Angriff genommen haben.

Daß der Mensch und sein Menschentum nicht Sein ist, sondern Werden, nicht Intellekt, sondern gefühlsmäßige Anschauung: dieses und viele andere Grundüberzeugungen waren zuerst und eben damals auf deutschem Geistesboden gewachsen. Wenn Georges Sorel eine Studienreihe herausgibt mit dem Obertitel: *Études de devenir social*, so ist dieses Wort in dieser neuen Bedeutung eine Übersetzung unseres Werden. Wenn André Gide immer wieder von der großen *inquiétude* spricht, so scheint mir das ein Versuch, ein unserer Sehnsucht gleichwertiges Wort zu prägen; nachdem *désir*, das der alte Tristandichter Thomas von England noch als geistiges Liebessehnen zu *voloir*, dem Liebestrieb, in Gegensatz stellte, ganz in die Sphäre des Trieblebens hinabgeglitten ist. Eines steht fest: mit dem Gedankengut solcher Wegbereiter des jungen Frankreich kommt uns echtes deutsches Besitztum über die Vogesen zurück. Keiner bei uns wird das ohne freudigen Stolz, keiner wird es ohne schmerzliche Beschämung vernehmen. Denn auch dieses steht fest: wir hatten am Vorabend des Weltkriegs mit Frankreich die Rollen getauscht. Die herrschenden und wirklich entscheidenden Kreise bei uns hatten sich und ihr Volk einer falschen Wirklichkeit nach dem Vorbild englischer und französischer Vulgärphilosophie überantwortet und waren damit von der innersten Bestimmung deutscher Art treulos abgefallen. Die künftige Geschichte Deutschlands und Frankreichs wird wesentlich davon abhängen, wo der stärkere Glaube und die stärkere Opferwilligkeit an das Geistige wirksam und wirklich sein wird. Eduard Wechssler.

Banse, Ewald, **Die Türkei.** Eine moderne Geographie. Mit Buchschmuck von Carlos Tips. Mit einem farbigen Titelbild, einer farbigen Kulturkarte und 61 Abbildungen auf Tafeln. Braunschweig, George Westermann (1915). In Leinwand gebunden ℳ 16 und als Auszug daraus:

Banse, Ewald, **Die Länder und Völker der Türkei.** Eine kleine ästhetische Geographie, Braunschweig, George Westermann (1916). In Leinwand gebunden ℳ 3.

Das stattliche Werk ist ein echt deutsches Buch. Fast jede Seite des dicken Bandes legt dafür Zeugnis ab, daß der Verfasser ihn nicht aus dieser oder jener äußeren Veranlassung niederschrieb, sondern daß seine Arbeit als die ebenso natürliche wie notwendige Frucht des Lebens gerade dieses Gelehrten bezeichnet werden muß. Der Orient ist nicht nur das Arbeitsfeld Banses, ihm gilt auch seine warmherzige Liebe. Von ihm hat er als Knabe geschwärmt, als Jüngling geträumt und als Mann gekündet und gesagt in einer Form, die uns zwingt, ihn nicht nur als Gelehrten, sondern auch als Künstler zu würdigen.

Was die Fähigkeit anbetrifft, eine Landschaft oder einen Menschenschlag treffend zu kennzeichnen, dürften nicht viel zeitgenössische Erdkundige neben oder gar über Banse gestellt werden. Und dennoch möchten wir einen Vorwurf nicht unterdrücken. Banse besitzt nicht nur einen persönlichen Stil, seine Sprache hat auch Manier, so viel Manier, daß sie mitunter ihrer natürlichen Wirkung Eintrag tut. Schuld daran ist zum Teil seine Vorliebe für Worte, die uns anmuten, als stammten sie aus dem Putzschrank der Großtante, und daneben auch seine leider echt deutsche Schwärmerei für Fremdwörter, die ihn beispielsweise glauben läßt, sein Lieblingswort „Aspekt" berge einen Begriffsinhalt, für den die deutsche Sprache keine passende Bezeichnung biete. Gerade weil wir im allgemeinen die Ehrfurcht, welche dieser Verfasser seinem Stoffe entgegenbringt, dankbar empfinden, fühlen wir uns an manchen Stellen durch allzu burschikose Ausdrucksweise um so mehr abgestoßen, und gerade deshalb, weil wir seine Sprachgewalt anerkennen müssen, nehmen wir ihm ein falsches oder doch häßliches Bild — wenn er etwa „den Block der Balkanvölker kläffend auseinanderfallen" läßt oder schlechterdings wesensverschiedene Wortstämme zu schwer erträglichen Eigenschaftswörtern zusammenleimt, doppelt übel.



Vielleicht tadeln wir gerade darum etwas ausgiebig, weil die tadelnden Worte dem tüchtigen Kern der wackeren Leistung nichts anzuhaben vermögen. Die politische Weltlage — das Buch wie auch diese Besprechung sind noch während des Krieges niedergeschrieben — hat sich mittlerweile ja von Grund aus verändert, aber hoffentlich wird deshalb der echte deutsche Trieb, die Fremde kennen zu lernen und ihre Wunder zu schildern, nicht verkümmern. So dürfte denn auch ein Buch wie diese inhaltreiche Landeskunde noch auf Jahrzehnte hinaus ihren — durchaus nicht nur theoretischen — Wert behalten.

Wer als Kenner türkischer Verhältnisse immer wieder über den doch allzu rosenroten Optimismus geseufzt hat, in dem ungezählte Broschürenschreiber von der Zukunft Anatoliens schwärmen, weiß Banses besonnenes Urteil desto mehr zu schätzen. Vielen wird erst durch dies Buch so recht klar werden, welch vielgestaltiges Land Anatolien in Wirklichkeit ist, wenn sie die Küstengebiete des Nordens mit „den bärenschweren Baumfalten" ihrer Gebirge, die Westküste mit „ihrem Segelknarren und ihrem Salzgeruch", die „katzenweichen Seldschuckenlöwen" der Prachtbauten Ikoniums und die üppigen, saftstrotzenden Fruchtgefilde Ciliciens, des anatolischen Ägyptens, genauer kennen lernen.

Die Aufgabe, die einzelnen Landschaften Kleinasiens darzustellen, ist deshalb so besonders schwer, weil der Geograph einerseits ihre unterscheidenden Kennzeichen hervorheben soll und darüber doch niemals vergessen lassen darf, daß es sich eben um Teile eines und desselben Landes handelt, das in den gelben Steppen des Inneren und seinem grünen, meernahen Bergrahmen doch auch wiederum vieles besitzt, was ihm in seiner Gesamtheit ein bezeichnendes Gepräge verleiht. Diese schwere Aufgabe hat Banse unstreitig recht geschickt zu lösen gewußt; gerade der von Kleinasien handelnde Abschnitt muß als der wichtigste Teil seines Buches hervorgehoben werden.

Mit besonderer Teilnahme verweilt unser Führer bei Armenien und der armenischen Frage und sucht nicht vergeblich nach düsteren Worten, um der Tragik, den leider nur allzuoft wohlverdienten Leiden des armenischen Volkes gerecht zu werden. „Über Armenien ist ebensoviel Geschichte hinweggeschritten wie über Kleinasien, aber das Land weiß uns weniger davon zu erzählen, es hat zu viel klagend erdulden müssen, als daß es sich mit der Erinnerung von Einzelheiten hätte beladen mögen. Und dies ist vielleicht das Furchtbare an dem Lande: neben dem kalten Braun seines Aspektes, es hat eine Vergangenheit, aber sie ist gestaltenarm, es hat Unendliches erlebt, aber es spricht nicht davon. Armenien ist stumm, stumm wie eine tausendmal mißhandelte Hure."

Die Bemerkungen Banses über den militärischen Wert Armeniens erscheinen uns um so beachtenswerter, weil sie bereits vor den Kriegsereignissen niedergeschrieben sind. Wir müssen ihm recht geben, wenn er die Bedeutung dieses Landes sehr hoch einschätzt. „Von seinen Pässen aus lassen sich die angrenzenden Landschaften beeinflussen, und ohne den Besitz seiner Pässe ist die Herrschaft über diese Randländer gefährdet, solange eine starke Macht die Höhenzugänge behauptet. Deshalb ist es von jeher das Bestreben der Staaten Vorderasiens gewesen, Armenien zu erobern. Wer Mesopotamien und Anatolien besitzt, muß zu seiner Sicherheit Armenien haben, aber ebenfalls kann der Gewalthaber Kaukasiens oder Persiens nicht auf Armenien verzichten."

Eine noch heiklere Sache als die landeskundliche Schilderung der anatolischen Landschaften ist die klare Kennzeichnung der rassenmäßigen Beziehungen ihrer Bewohner, ja, wir dürfen getrost sagen, daß wir heutzutage hinsichtlich dieser Dinge über Annahmen und Vermutungen schlechterdings nicht hinauskommen. Selbstverständlich wird ein guter Kenner des Orients seinen Ansichten größeres Gewicht beilegen dürfen als ein anderer, der seine Kenntnis von diesem Stoff der Hauptsache nach im Studierzimmer erworben hat. Dennoch müssen wir auch bei den Ausführungen Banses dessen eingedenk bleiben, daß bei solchen Untersuchungen rege Phantasie und temperamentvolle Entschiedenheit nicht immer der Erforschung der Wahrheit förderlich sind. In der Hauptsache dürfen wir ihm wohl getrost beipflichten, wenn er die ungeheure Lebenskraft der anatolischen Urrasse, der unverwüstlichen Alarodier, hervorhebt, welche alle neuen Völkerbestandteile, die in Anatolien eine Heimat fanden, sich anähnelte, so daß wir trotz aller Unterschiede in Sprache und Religion, trotz Griechentum und Galaterzügen, trotz Armeniern und Seldschucken bis zu einem ge-

wissen Grade doch von einem kleinasiatischen Menschentyp, einem Anatolier schlechthin, reden dürfen.

Auch bei der Besprechung Mesopotamiens warnt Banse, der gerade diese Landschaft durch eigene Reisen genauer kennen gelernt hat, davor, die natürlichen Hilfskräfte des Landes maßlos zu überschätzen. Noch viel mehr als jene Kulturpioniere, die den jungfräulichen Boden der neuweltlichen Prärien dem Pfluge unterwarfen, werden die Wiedererwecker Mesopotamiens dessen eingedenk sein müssen, daß nur der auf Erfolg hoffen darf, welcher sich den Schweiß nicht verdrießen läßt. Sicherlich ist Mesopotamien ein Land der Zukunft, aber trotzdem wird es an die Arbeitslust und Zähigkeit seiner friedlichen Eroberer Anforderungen stellen, von denen sich viele nichts träumen lassen, die sich seit jeher an den Schilderungen seiner großen Vergangenheit berauscht haben.

Die Abschnitte, welche Syrien und Arabien behandeln, halten sich im allgemeinen auf gleicher Höhe wie die erste Hälfte des Werkes, nur mußte naturgemäß der Teil über Arabien, wo die Quellen so spärlich fließen, etwas dürftig ausfallen. Daraus kann man dem Verfasser selbstverständlich keinen Vorwurf machen; im Gegenteil, wir möchten es ihm beinahe verargen, daß er hier, in dem Bestreben, Stimmung zu schaffen, die Farben auch in solchen Fällen stark aufträgt, wo eine nur ganz vorsichtig angedeutete Skizze aufrichtiger und wissenschaftlicher wirken müßte. —

Daß sich die Verlagshandlung nach kurzer Zeit entschloß, einen Auszug aus dem großen Werke herauszugeben, in dem dessen zusammenfassende Abschnitte vereinigt sind, hat seine guten Gründe. Dem Laien, der in das ausführlichere Buch hineinlas, mochte es nicht selten ergehen wie dem Kahnschiffer, der von der Strömung eines Flusses ins Röhricht eines Sees getrieben wird. Er blieb im Kleinkram stecken, wie jenem die Rohrhalme die Aussicht und die Fahrstraße versperren. Deshalb möchten wir allen, die dazu in der Lage sind, den guten Rat geben, sich beide Ausgaben zu verschaffen. Wenn sie den kürzeren Auszug gelesen haben, sind sie mit der Gliederung des größeren Werkes bereits wohl vertraut und werden in den meisten Fällen gegen eine Ermüdung geschützt sein, die sie vorzeitig zurückbleiben lassen könnte. Denn gestehen wir es nur aufrichtig: so sehr der Fachmann dem Verfasser für seine Gründlichkeit Dank wissen muß, der Laie wird nicht immer genug Willenskraft besitzen, um auf dem langen Wege bis zum Ziel auszuharren, so viel schmucke Blumen er auch an dem Wegrain zu pflücken vermag.

Mit vollem Recht hebt die Verlagshandlung den Wert der farbigen Kulturkarte hervor, die dem Buche beigegeben worden ist. Sie beweist zu ihrem Teil, welch treffliches Bildungsmittel die geographische Karte selbst in solchem Falle zu bieten vermag, wo der Kartenzeichner in mancher Hinsicht noch auf eine rein schematische Darstellung angewiesen ist. Wer über Banses Kulturkarte der Türkei ein nachdenkliches Stündchen vergrübeln will, kann dabei sicherlich mehr lernen als aus einem halben Dutzend kurzlebiger Broschüren, welche so oft den Hochmut zum Vater und die Eile zur Mutter hatten.

Alles in allem kann man dem Verfasser für seine schöne Gabe nur aufrichtigen Dank wissen. Möchte bald wieder die Zeit erscheinen, da deutsche Gelehrte zwischen dem Pontus und dem Arabischen Meerbusen zur Ehre des deutschen Namens und zum Besten der Menschheit wirken und forschen dürfen!

Professor Fritz Braun-Dt.-Eylau.

Zeitschriftenschau.

Philosophie.

Eine ganz besondere Stellung im deutschen Geistesleben nehmen die „Kant-Studien" ein.[1]) Wenn freilich auch von ihnen gilt, was im ersten Artikel von den philosophischen Zeitschriften überhaupt gesagt wurde: daß die großen Fortschritte fast immer außerhalb der Zeitschriften geschehen, so haben sie doch einen besonderen, ja den hervorragendsten Anteil an der philosophischen Funktion der Zeitschriften als eines Ortes zu öffentlicher gegenseitiger Aussprache und Mitteilung. Erst allmählich sind die Kant-Studien zu einem solchen Orte geworden. Als sie Vaihinger im Jahre 1896 ins Leben rief, war ihnen

1) Dieser Artikel setzt zugleich den in Band XIII Heft 2 begonnenen allgemeinen Einleitungsartikel zu den Berichten über die deutschen philosophischen Zeitschriften fort.

eine viel engere Aufgabe gestellt. Sie sollten ein Spezialorgan für die damals in ihrer Hochblüte sich befindende Kantforschung sein. Ein solches sind sie dann in der Tat eine Reihe von Jahren hindurch gewesen, und die Bände jener Zeit enthalten eine Fülle vortrefflicher Einzeluntersuchungen über die Kantische Gedankenwelt und ihre Entstehung, die wesentlich dazu beigetragen haben, daß das historische Bild des Königsberger Denkers heute ein klareres ist.

Eine neue Epoche der Entwicklung der Zeitschrift datiert vom Jahre 1904. Damals gründete Vaihinger die heute auch in weiteren Kreisen bekannte „Kant-Gesellschaft". Es war nicht die erste deutsche philosophische Gesellschaft. Aber keine der anderen hat in der Gegenwart noch größere Bedeutung. Sie sind alle weit überholt worden durch das rasche Wachstum der Kantgesellschaft.

Im Gegensatz zu gewissen anderen Richtungen der Kantforschung der letzten Jahrzehnte hat es Vaihinger seit jeher ferngelegen, eine Kantgemeinde mit festgelegtem philosophischen Glaubensbekenntnis zu schaffen. Er hat deshalb auch die Kant-Studien wie die Kant-Gesellschaft immer mehr ausgebaut zu Institutionen, denen der Name Kants in letzter Hinsicht nur deshalb zum Symbol dient, weil in diesem Namen sich für das deutsche Bewußtsein das Streben nach einer wahrhaft wissenschaftlichen Philosophie ohne geistige Bindung an Autoritätennamen am meisten verkörpert.

Das Wachstum der Kant-Gesellschaft und der Kant-Studien sind unzertrennbar. Liefert doch die Kant-Gesellschaft das materielle Fundament für die Zeitschrift, da jedes Gesellschaftsmitglied durch seinen Jahresbeitrag zugleich einen Abonnenten der Zeitschrift bedeutet. Ein wesentliches Verdienst für das Steigen beider Zahlen im letzten Jahrzehnt kommt Arthur Liebert zu. Seinem unermüdlichen Werben ist es gelungen, die Mitgliederzahl im Laufe des Krieges nahezu zu verdoppeln. Während alle übrigen Zeitschriften und Gesellschaften durch den Krieg aufs schwerste erschüttert worden sind, ist die Zahl der Kant-Gesellschafts-Mitglieder seit 1914, wo sie 800 betrug, bis auf gegenwärtig über 1500 gestiegen, und während die meisten übrigen Zeitschriften, soweit sie nicht überhaupt eingingen, einer beängstigenden Abmagerung anheimgefallen sind, hat der Bandumfang der Kantstudien im Jahre 1918 sogar zugenommen (550 S. statt 516 S. im vorangegangenen Jahre), bei noch verbesserter Ausstattung. Schon seit 1906 ergab sich indes die Notwendigkeit, angesichts der Fülle der zuströmenden philosophischen Arbeiten eine besondere Erweiterung der Zeitschrift eintreten zu lassen. Es erscheinen seitdem Jahr für Jahr größere Hefte als Ergänzungshefte. Bis 1917 einschl. waren es deren 40. Auch diese Nebenhefte sind in der schwersten Zeit weitererschienen. Das Jahr 1918 brachte vier derartige Hefte.

Die Charakterisierung der Kant-Studien wäre jedoch unvollständig, wenn nicht noch zweier weiterer Publikationsreihen gedacht würde, die sich ebenfalls in engster Anlehnung an die Zeitschrift befinden. Wie allgemeiner bekannt, veranstaltet die Kant-Gesellschaft seit mehreren Jahren (zunächst in Berlin) alljährlich eine Anzahl Vorträge mit anschließender Diskussion. Eine Auswahl derselben erscheint hinterher als besondere Beigabe zur Zeitschrift. Auch im vergangenen Jahr kamen vier solcher Vorträge heraus.

Das andere literarische Unternehmen greift noch weiter. Im Zusammenhange mit der historischen Vertiefung des Studiums der Werke Kants ergab sich die Notwendigkeit einer Beschäftigung auch mit den bedeutendsten von Kants Zeitgenossen, mit solchen, deren Schriften auf ihn selbst tiefer gewirkt haben, wie auch mit den ersten, teilweise so scharfsinnigen Kritikern seiner Philosophie. Aber diese Werke sind für ein intimeres Studium nur schwer zugänglich, da sie aus dem Antiquariatshandel so gut wie verschwunden sind. So entschloß sich denn die Kant-Gesellschaft zur Veranstaltung von Neudrucken. Auch dieses Unternehmen wuchs sich schon in den ersten Anfängen zu dem allgemeineren Unternehmen des Neudrucks seltener philosophischer Werke überhaupt aus. Nicht weniger als sechs, z. T. recht umfangreiche derartige Bände erschienen in den letzten Jahren: Aenesidemus-Schultze; O. Liebmann, Kant und die Epigonen; Maimon, Versuch einer neuen Logik; Tetens, Philosophische Versuche; Die Hauptschriften zum Pantheismusstreit.

Es ist fast nicht glaublich, daß alle diese Publikationen: die Kant-Studien selbst, die Sonderhefte, die Vorträge der Kant-Gesellschaft und endlich auch die so wertvol-



len Neudrucke vergriffener philosophischer Werke für den Jahresabonnementspreis von 20 Mark — das ist der Mitgliedsbeitrag der Kantgesellschaft — geliefert werden.

Einen breiten Raum nehmen in den letzten Jahrgängen der Kant-Studien[1]) die kritischen Abhandlungen zur Philosophie der Gegenwart ein. Nicht nur in dem verdienstlicherweise stark ausgebauten Referatenteil (auf den oft ein ebenfalls recht umfangreicher Anhang von Selbstanzeigen folgt), sondern auch in dem Hauptteil des Textes finden sich zahlreiche Aufsätze, die kritische berichtende Auseinandersetzungen mit literarischen Neuerscheinungen oder Publikationen der jüngeren Vergangenheit darstellen. In dem Jahrgange 1918/19 (Bd. XXIII) ist von besonderem Interesse in dieser Hinsicht eine Kritik von Troeltsch über das bekannte 1917 erschienene Buch von Otto „Über das Heilige". Auch er kommt, ähnlicherweise wie ich selbst es im Archiv für Religionswissenschaft ausgeführt habe, zu einer Bewunderung für die außerordentlich feinfühlige psychologische Analyse religiöser Erlebnisse durch Otto, und ebenso zu Bedenken gegen die von demselben entwickelten erkenntnistheoretischen Gedanken. Der Schwerpunkt der Kritik in dieser Hinsicht ruht allerdings auf anderen Punkten, als wo ich ihn selbst gelegt habe.

In demselben Heft beschäftigt sich S. Marck mit der Staatsphilosophie der bekannten Kriegsbücher Rudolf Kjellens. Innerhalb der Erkenntnistheorie der Geistes-

1) Kant-Studien. Band XXIII, 1918/19. Heft 1: Herm. Hegenwald, Johannes Rehmkes Grundwissenschaft und die Philosophie der Gegenwart. — H. E. Timerding, Kant und Euler. — Ernst Troeltsch, Zur Religionsphilosopie. — Siegfried Marck, Rudolph Kjellens Theorie des Staates. — Ferd. Jakob Schmid und Arthur Liebert, Adolf Lasson zum Gedächtnis. — Besprechungen. — Mitteilungen. — Kant-Gesellschaft.

Heft 2/3: Max Dessoir, Carl Stumpf. — Paul Hensel, Wilhelm von Humboldt. — Moritz Schlick, Erscheinung und Wesen. — Paul Bommersheim, Der Begriff der organischen Selbstregulation in Kants Kritik der Urteilskraft. — Karl Vorländer, Goethe und Kant. — Gustav Schneider, Erkenntnistheoretischer Idealismus oder transzendentaler Realismus? — Wilhelm Reimer, Der phänomenologische Evidenzbegriff. — Willy Moog, Einheit und Zahl. — Friedrich Lipsius, Johannes Volkelt. — Besprechungen. — Mitteilungen. — Kant-Gesellschaft.

Heft 4: Arthur Warda, Der Streit um den „Streit der Fakultäten". — Ernst Horneffer, Der moderne Individualismus. — Paul F. Linke, Die Minderwertigkeit der Erfahrung. Phänomenologische Randglossen zu Hans Cornelius' „Transzendentaler Systematik". — Karl Vorländer, Eine Neubegründung der Ethik auf Kantischer Grundlage. — Besprechungen. — Selbstanzeigen.

Band XXIV, 1919/20. Heft 1/2: Max Frischeisen-Köhler, Georg Simmel. — Lucien Brulez, Delbœufs Bedeutung für die Logik. — Clemens Thaer, Reine Anschauung und Idealität des Raumes. — August Messer, Fichte und Machiavelli. — Traugott Konstantin Oesterreich, Karl Christian Planck. — Ernst Marcus, Erkenntnistheoretischer Idealismus oder transzendentaler Realismus. Eine Entgegnung. — Besprechungen. — Selbstanzeigen. — Mitteilungen. — Kant-Gesellschaft.

Ergänzungshefte zu Band XXIII Nr. 41: Karl Vorländer, Die ältesten Kantbiographien, eine kritische Studie. — Nr. 42: Johann Heinrich Lambert, Über die Methode, die Metaphysik, Theologie und Moral richtiger zu beweisen, herausgegeben von Karl Bopp. — Nr. 43: Martin Schmidt, Die Behandlung des erkenntnistheoretischen Idealismus bei Eduard von Hartmann. — Nr. 44: Aus Fichtes Leben. Briefe und Mitteilungen zu einer künftigen Sammlung von Fichtes Briefwechsel, herausgegeben von Hans Schulz.

Dem XXIII. Band beigegebene Vorträge der Kant-Gesellschaft Nr. 18: Adolf Lasson, Über den Zufall (soeben in 2. Auflage erscheinend). — Nr. 19: Albert Görland, Neubegründung der Ethik aus ihrem Verhältnis zu den besonderen Gemeinschaftswissenschaften. — Nr. 20: William Stern, Grundgedanken der personalistischen Philosophie. — Nr. 21: Paul Natorp, Hermann Cohens philosophische Leistung unter dem Gesichtspunkte des Systems.

Von den Ergänzungsheften zu Band XXIV erschien bisher Nr. 45: Erich Franz, Das Realitätsproblem in der Erfahrungslehre Kants. Eine kritische Studie mit besonderer Rücksicht auf den Neukantianismus der Gegenwart.

Bisher zu Band XXIV gelieferte Vorträge. Nr. 22: Ernst Cassirer, Heinrich von Kleist und die Kantische Philosophie. — Nr. 23: Ernst Troeltsch, Die Dynamik der Geschichte nach der Geschichtsphilosophie des Positivismus. —

Die Ergänzungshefte sowohl wie die Vorträge sind, da sie im Buchhandel selbständig erscheinen, von einer näheren Berichterstattung ausgeschlossen worden.



wissenschaften nimmt ja die Deutung der Begriffe Staat, Sprache, Sitte usw. eine besondere Stelle ein, wenn freilich auch gesagt werden muß, daß diese Stelle noch durchaus nicht im Hellen liegt. In seiner letzten großen Akademieabhandlung vom Jahre 1910 über den Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften hat noch Dilthey diese Probleme aufgeworfen. Sie sind seitdem freilich noch nicht weitergefördert worden, wenn man es nicht bereits als Fortschritt ansehen will, daß jetzt öfter auf diese Dinge hingewiesen wird. Es ist unter diesen Umständen interessant, einmal an den vielgelesenen Büchern Kjelléns näher geprüft zu sehen, welche grundsätzlichen Anschauungen sich dieser Schriftsteller vom Staat gebildet hat. Es macht sich bei beiden, dem schwedischen Autor wie dem deutschen Kritiker, das Bedürfnis geltend, über den rein biologischen Standpunkt des physischen Machtwillens hinaus zu einer irgendwie höheren Auffassung vom Staat zu kommen, so daß dann am Schluß das Problem der Staatsethik sich stark aufdrängt.

In Heft 4 findet man eine Polemik Paul F. Linke gegen Cornelius. Der letztere hat in seinem Buch „Transzendentale Systematik" die Behauptung aufgestellt, daß Kants Ansicht, daß die empirischen Feststellungen nur bedingte Gültigkeit haben, irrig sei und daß die experimentellen Ergebnisse eines Chemikers, wenn er nur exakt arbeite, unbedingt richtig seien. Es ist überraschend, daß eine solche Ansicht mitten im Zeitalter der Erkenntnistheorie erneuert werden konnte. Linke zeigt, wie unhaltbar diese Auffassung eigentlich ist und wie ein völliger Unterschied zwischen den apriorischen und den empirischen Sätzen besteht. Gewiß ist in dieser Kritik nichts Neues für den enthalten, der durch die moderne Logik Husserls hindurchgegangen ist. Aber in ihrer klaren Kürze wird die kleine Abhandlung für jeden noch in empirischen Vorurteilen Befangenen über die Grenzen der Erfahrung (die selbstverständlich durch nichts anderes zu ersetzen ist, wo es sich um die Erkenntnis der konkreten Wirklichkeit in ihren Einzelheiten handelt) recht aufklärend wirken können.

Von anderen allgemeiner interessierenden Artikeln sind einige biographischen Charakters. Wir haben in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Erinnerungstagen, Todesfällen und Jubiläumstagen bedeutender Denker erlebt. Ins Jahr 1917 fiel der hundertjährige Geburtstag Lotzes. Er war der bedeutendste Denker aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Nach glänzendem Weltruhm zu seiner eigenen Zeit war er nach seinem Tode durch etwa zwei Jahrzehnte fast in Vergessenheit geraten. Es ist ihm ergangen, wie es bisher bei uns noch jedem ergangen ist, der mit Leibniz' Gedankenkreise verwandt ist, ja, wie es diesem selbst ergangen ist: sie wurden unwirksam. Seitdem jedoch Husserls Phänomenologie zur Geltung gelangte, ist auch Lotzes Ansehen wieder gestiegen. Ja eigentlich wissen wir erst heute, wie bedeutend er war. Seinerzeit fehlte noch das Verständnis dafür. Aus diesem Grund war es von besonderem Interesse, daß der Gedenkartikel der Kant-Studien von Stumpf geschrieben worden ist, der seinerzeit sich in Göttingen unter Lotze habilitierte und ihm persönlich nähergetreten ist.

In demselben 22. Bande steht auch ein Nachruf auf den anderen bedeutenden Denker vom Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts: Franz Brentano, von seinem früheren Sekretär Utitz. Die Wirkung Brentanos war eine noch unvergleichlich größere als die Lotzes. Eine Reihe der bedeutendsten Forscher der Gegenwart sind aus seiner Schule, so Stumpf, Husserl, Meinong. Sie und die übrigen sind alle ausgezeichnet durch bohrenden Scharfsinn. Fast möchte man meinen, daß auch der Scharfsinn eine durch die erzieherische Wirkung eines bedeutenden Vorbildes übertragbare Eigenschaft ist, wenn man die Fülle der Brentanoschüler überblickt und immer wieder auf diese Eigenschaft stößt. Noch weniger als Lotzes sind die Leistungen Brentanos allgemein bekannt. Es gehörte zu seinen persönlichen Eigenschaften, daß er zwar aufs stärkste nach Wirkung als Dozent verlangte, aber in einer Art von Überakribie sich nur sehr schwer zu einer Veröffentlichung entschließen konnte, so daß noch heute umfangreiche, ja wohl die meisten Manuskripte ungedruckt sind und wir vieles von seinen Anschauungen nur aus den Schriften seiner Schüler erahnen können, ohne es doch von deren eigenen Ansichten reinlich sondern zu können.

In den Jahrgang 1918 fielen drei Jubiläumstage. Rehmke, Stumpf und Volkelt feierten den 70. Geburtstag. Von jedem findet man ein Bildnis nebst einem sie charakterisierenden Artikel. Daneben steht ein



Todesfall: der Lassons († 1917). Jeder, der um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts in Berlin Kollegs gehört hat, hat von seiner persönlichen Art Kenntnis erhalten. Von dem, was er geistig war, haben nicht allzuviele einen Begriff gehabt. Den meisten galt er nur als eine komische Figur. Und doch, wer auch nur gelegentlich unfreiwillig Unter den Linden Fragmente aus einem seiner lebhaften Gespräche auffing, gewann den Eindruck, daß hier eine starke geistige Individualität vorlag. Aus den zwei Gedächtnisreden von Ferd. Jacob Schmid und A. Liebert kann jetzt jeder ein Bild gewinnen von diesem letzten Überlebenden des Hegelschen Zeitalters mitten in einer ganz anders gerichteten Zeit.

Das Jahr 1918 brachte einen neuen höchst schmerzlichen Verlust, den Tod Simmels. Die ihm gewidmete Gedächtnisarbeit Frischeisen-Köhlers ist der erste Versuch einer Monographie in deutscher Sprache[2]) über den Toten, der erst ein paar Jahre vor seinem Tode die offizielle Anerkennung seiner Bedeutung durch eine Berufung in ein Ordinariat erhielt, die, wie man sagt, auch nur dadurch möglich wurde, daß die orientierten Straßburger Kollegen über seine Konfessionslosigkeit peinlich schwiegen. Der Artikel enthält zunächst eine ausgezeichnete Darstellung von dem Gesamtcharakter der Simmelschen Werke, ihrer eigentümlichen, höchst persönlichen und zugleich jede positive Stellungnahme zu den Problemen vermeidenden Denkweise. Im zweiten Teil seiner Arbeit gibt Frischeisen-Köhler dann den Versuch einer Entwicklungsgeschichte des Denkers. Seit dem Jahre 1900 etwa wurde durch Privatäußerungen, die Simmel getan hatte, bekannt, daß er in einen neuen Abschnitt seines Denkens eingetreten sei. Auch ihn, der in seinen ersten Schriften noch als Sohn des positivistischen Zeitalters erscheint, hatte die neue Woge des geistigen Aufstiegs, der durch die Welt ging, mitergriffen und zu neuen Höhen emporzuheben begonnen. Zunächst näherte er sich der südwestdeutschen Kantschule Windelbands und Rickerts, ohne doch in sie aufzugehen, um dann zuletzt noch eine neue Wendung auf die Metaphysik hin zu machen. Die Verwandtschaft dieser letzten Epoche mit dem Monismus des deutschen Idealismus wird fein aufgedeckt. Zu einem Abschluß ist Simmel freilich nicht gekommen, und man darf wohl auch zweifeln, ob er je zu einem solchen gekommen wäre. Seine ganze geistige Konstitution war nicht derart, daß es ihn mit nicht nachlassender Gewalt zu einem festen Standpunkt hindrängte.

Im gleichen Heft befindet sich auch noch ein Gedächtnisartikel von mir über den heute viel genannten schwäbischen Philosophen Planck aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Zu seiner Zeit so gut wie unbeachtet, so daß er unter der Schwere dieses Schicksals schließlich innerlich zusammenbrach, ist jetzt seine Sozialphilosophie zu einer späten Wirkung gelangt. In seiner schwäbischen Heimat hat er übrigens seit jeher eine kleine, zäh zu ihm haltende Gemeinde besessen. Der Artikel gibt ein Gesamtbild seiner geistigen Lebensarbeit, von der die Sozialphilosophie nur ein Teil (der wertvollste) ist. Er war ein Systemphilosoph in umfassendem Sinne.

Von den historischen Arbeiten hat ein kleiner Aufsatz Messers über das Verhältnis Fichtes zu Machiavelli Anspruch auf Interesse. Fichte hat bekanntlich eine jetzt in Reclams Universalbibliothek erschienene kleine Schrift über den Florentiner Staatsphilosophen geschrieben, die bisher als ein Bekenntnis zu dessen politischen Ideen aufgefaßt worden ist. Messer versucht demgegenüber den Nachweis, daß die Schrift im Gesamtzusammenhang der Fichteschen Philosophie eine andere Bedeutung habe, und Fichte die Idee des ewigen Friedens nicht völlig preisgebe. Immerhin bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Schrift gerade bestimmt war, auf die zeitgenössische Politik zu wirken.

Ein, wenigstens früher, für einen weit engeren Interessentenkreis als die Kant-Studien bestimmtes Organ ist das Archiv für Philosophie.[3]) Es ist wesentlich älter

2) Von französischer Seite liegt bereits eine größere Arbeit über Simmel vor: A. Mamelet, Le relativisme philosophique chez Georg Simmel, Paris 1914.

3) Archiv für Philosophie, herausgegeben von Ludwig Stein. I. Abteilung. Archiv für Geschichte der Philosophie, XXXII. Bd., Heft I (N. F. XXV. Bd. Heft I), Berlin 1918. Paul Sickel, Leibniz und Goethe. — Wilhelm M. Frankl, Arthur Schopenhauers Philosophie. — Johannes Dräseke, Zu Descartes' „Cogito, ergo sum". — Rezensionen. — Heft II (1919) Gustav Schneider, Ed. v. Hartmann als Staatsphilosoph und Politiker. — Peter Knudsen, Ist Bergson ein Plagiator Schopenhauers? —

und entstammt dem Zeitalter des Historizismus. Seine erste als Archiv für Geschichte der Philosophie bezeichnete Abteilung war das klassische Organ der Studien auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie zur Zeit Zellers und Diltheys. Eine Reihe der bedeutendsten geschichtlichen Arbeiten Diltheys sind in demselben erschienen, so die Abhandlungen: Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert; Das natürliche System der Geisteswissenschaften im 17. Jahrhundert; Der entwicklungeschichtliche Pantheismus. Auch Zeller wie die übrigen großen Historiker der Zeit pflegten ihre Einzeluntersuchungen daselbst zu publizieren. Einige Jahre nach der Begründung des Archivs für Geschichte der Philosophie wurden auch die damaligen Philosophischen Monatshefte damit verschmolzen. Sie bilden unter dem Namen Archiv für systematische Philosophie jetzt die II. Abteilung des (Gesamt-) Archivs für Philosophie. Seit mehreren Jahren erscheinen als Ergänzungshefte größere Arbeiten in Sonderheften unter dem Titel „Bibliothek für Philosophie", wie denn überhaupt die Absicht obzuwalten scheint, den Interessentenkreis der Zeitschrift größer zu gestalten.

Im Archiv für Geschichte der Philosophie hat in Heft II Anspruch auf allgemeineres Interesse ein Aufsatz von Prof. Peter Knudsen: „Ist Bergson ein Plagiator Schopenhauers?"

In den letzten Jahren vor dem Kriege war wie in der ganzen Welt, so auch bei uns das Interesse an der Philosophie Bergsons ein sehr großes geworden. Kein anderer als Windelband hat ihm das literarische Geleit in die deutsche Leserwelt gegeben. Alle Hauptwerke Bergson waren zuletzt in Übersetzungen erschienen. Kaum war der Krieg ausgebrochen, so veränderte sich das Bild. Die Bewunderung seiner geistigen Leistung schlug ins Gegenteil um. Man ging gleich aufs Ganze. Das Genie mußte zum Diebe werden. Wie am Ende des Krieges Wilsons Ideen der Philosophie des deutschen Idealismus entlehnt sein sollten, so hatte auch Bergson seine Gedanken angeblich von dorther bezogen. Unter den Abhandlungen, in denen ein Nachweis dafür versucht worden ist, ist die wirkungsvollste die Broschüre eines Herrn Böhnke gewesen: „Plagiator Bergson". Dieselbe ist auf den ersten Blick bestrickend. An einer großen Zahl von Beispielen wird zu zeigen versucht, daß die Abhängigkeit Bergsons von Schopenhauer eine so große ist, daß ihm der Charakter der Originalität abzuerkennen sei. Merkwürdigerweise erklärt Herr Böhnke die Veröffentlichung seines Angriffs mit dem Kriegszustande. „In Friedenszeiten hätten wir vielleicht, dem kosmopolitischen Zuge unseres Herzens folgend, eine derartige Angriffsweise verurteilen zu müssen geglaubt." Seltsam. Also in Friedenszeiten gebietet der Kosmopolitismus, zu geistigem Diebstahl zu schweigen, wenn das Vergehen einem berühmten Ausländer zur Last fällt?

Knudsen unterwirft nun eine größere Zahl der von Böhnke vorgelegten angeblichen Parallelstellen aus Schopenhauer und Bergson einer genaueren Analyse auf ihren Gedankengehalt, und er kommt durchweg zu dem Ergebnis, daß von einem Plagiat nicht die Rede sein könne. Die Gedanken der beiden Philosophen befinden sich durchaus nicht in so engem Einklang miteinander, wie es nach Böhnkes Darstellung scheint. Die scheinbare Übereinstimmung ist überall nur das Ergebnis einer oberflächlichen Betrachtungsweise. Besonders interessant ist eine längere Gegenüberstellung von Kierkegaard und Ibsen (Brand), zwischen denen ebenfalls gewisse auffallende Übereinstimmungen bestehen, ohne daß irgendeine Abhängigkeit nachzuweisen wäre. Ebenso deckt Knudsen eine seltsame zufällige Übereinstimmung zwischen Kierkegaard und Schopenhauer auf.

Im Archiv für systematische Philosophie berichtet F. Maack unter dem Titel „Astrosophie" über einige außerhalb der offiziellen Astronomie stehende Schriften, die sich mit der Struktur des Weltalls beschäftigen. — Da ist zunächst ein schon vor langen Jahren auf psychologischem Gebiet hervorgetretener Autor namens Ch. Ruths, der sich mit den astronomischen Konstanten beschäftigt und eigenartige ein-

Walther Rauschenberger, Heraklit und die Eleaten. — Rezensionen. — Zeitschriftenschau. Die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiet der Geschichte der Philosophie.

II. Abteilung. Archiv für systematische Philosophie (Neue Folge der Philosophischen Monatshefte), XXIV. Bd. Heft I (1918). — Adamkiewicz, die Eigenkräfte der Stoffe, das Gesetz von der „Erhaltung der Materie" und die Wunder im Weltall. — C. A. Emge, Empirismus und Rechtsphilosophie. — Ferdinand Maack, Astrosophie (Philosophie der Astronomie).—Rezensionen.



fache Zahlenverhältnisse zwischen ihnen feststellt (Neue Relationen im Sonnensystem und Universum, Darmstadt 1915). — Seit langem bekannt ist die sogenannte Titiussche Reihe der Abstände der Planeten von der Sonne ($a = 3 \cdot 2^n + 4$). Diesen merkwürdigen (allerdings nicht genauen) Zahlenverhältnissen, für die bisher eine kosmogenetische Erklärung fehlt, fügt Ruths eine größere Zahl anderer hinzu, von denen Maack einige frappierende Beispiele mitteilt. Er glaubt aus ihnen auf die Existenz einer organisierenden Weltseele schließen zu können. Auf jeden Fall sind seine Feststellungen, die natürlich nur durch Divination zu finden waren, höchst interessant.

Zwei andere Autoren, über die Maack berichtet, kehren zum geozentrischen Standpunkt zurück. Der eine ist Joh. Schlaf, dessen Theorie bereits durch die Tagespresse bekannt geworden ist; der andere ist Ernst Barthel. Für ihn ist der Weltraum ein sog. hyperbolischer Raum, der durch die Erdoberfläche halbiert werde, so daß alle Gestirne auf der einen Seite stehen. Der Durchmesser des Weltraums soll 40000 km betragen. Stellung zu diesen Theorien, über die näher berichtet wird, wird von Maack nicht genommen.

Der Umstand allein, daß eine ernsthafte philosophische Fachzeitschrift über derartige Auffassungen berichtet, kann als bemerkenswertes Symptom dafür angesehen werden, in wie starker Weise durch die tiefgreifenden naturwissenschaftlichen Entdekkungen der beiden letzten Jahrzehnte das allgemeine wissenschaftliche Sicherheitsbewußtsein in bezug auf die Grundfakta unserer Weltansicht erschüttert ist.

Wir kommen zum Philosophischen Jahrbuch der Goerres-Gesellschaft.[4]) Auch unter den kritisch-referierenden Auseinandersetzungen dieser Zeitschrift beschäftigen sich zwei Autoren mit Ottos Buch „Das Heilige": Wunderle und Lindworsky. Auch Wunderles Kritik richtet sich gegen alles das, was in Ottos Buch mehr ist als psychologische Analyse, und betont die Wichtigkeit der „rationalen" Momente auch innerhalb der Religiosität. Lindworsky unterwirft demgegenüber Ottos Versuch, die religiösen Gefühle als spezifische zu erweisen, einer ziemlich scharfen Kritik und beschäftigt sich näher mit Ottos Gegenüberstellung des „Rationalen" und „Irrationalen" im Gottesglauben. Im Anschluß an neuere, z. T. eigene denkpsychologische Untersuchungen entwickelt er dabei eine Lehre von der Begriffsbildung. Ich gestehe, daß ich mich des Eindrucks nicht enthalten kann, daß er die Bedeutung des Experiments für diese Fragen überschätzt. Es war nötig, um innerhalb des erheblichen Teiles der Experimentalpsychologie, der von naturalistischen und materialistischen Vorurteilen bis zum Übermaß gesättigt war, dieselben wenigstens bei einigen höherstehenden Forschern zu erschüttern. Aber was sind alle experimentellen Untersuchungen des Denkens gegenüber den ohne Heranziehung fremder Versuchspersonen durchgeführten deskriptiven Denkanalysen, die aus der Schule Brentanos hervorgegangen sind! Sie erscheinen ihnen gegenüber vielfach als massiv und grob. Zudem sind sie sämtlich durch sie bedingt. 1900 erschienen Husserls Logische Untersuchungen. Erst mehrere Jahre später setzten die Denkexperimente ein und nun fand man im Ex-

4) Philosophisches Jahrbuch. 31. Band. 4. Heft: R. Guardini, Zum Begriff der Ehre Gottes. — E. Rolfes, Noch einmal: Was ist der wirkende Verstand bei Aristoteles? — Max Kreutle, Die Unsterblichkeitslehre in der Scholastik von Alkuin bis Thomas von Aquin. — B. Jansen, Ein neuzeitlicher Anwalt der menschlichen Freiheit aus dem dreizehnten Jahrhundert: Petrus Joh. Olivi. — Rezensionen und Referate. — Zeitschriftenschau. — Miszellen und Nachrichten. — Philosophischer Sprechsaal.

32. Band. 1. Heft: v. Hildebrand, Zum Wesen der Strafe. — J. Lindworsky, Zur Psychologie der Begriffe. — J. Weser, Die naturphilosophischen Begriffe Wilhelms von Auvergne. — M. Meier, Locke und die Lehre von den eingeborenen Ideen. — Th. Virnich, Geltung kausaler Denkweise. — Rezensionen und Referate. — Zeitschriftenschau. — Miszellen und Nachrichten. — Nekrolog (Hertling).

2. Heft: G. Gutberlet, Glauben und Wissen. — G. Wunderle, Über das Irrationale im religiösen Erleben. — R. Stölzle, Der Streit um das tierpsychologische Problem. — Rezensionen und Referate. — Zeitschriftenschau. — Miszellen und Nachrichten.

3. Heft: L. Lommel, Zum Erweis des psychologischen Substantialismus. — F. Minges, Robert Grosseteste, Übersetzer der Ethica Nicomachea. — N. Brühl, Nochmals die spezifischen Sinnesenergien. — F. Spielmann, Kritische Betrachtungen zur Relativitätstheorie. — Rezensionen und Referate. — Zeitschriftenschau. — Miszellen und Nachrichten.



periment wieder, was den Versuchspersonen — aus der Lektüre jenes Buches in Erinnerung war oder worauf sie auf Grund der durch dieses Buch gewonnenen Einsichten aufmerksam wurden. Alles Schweigen über Husserl seitens einer Reihe von Forschern kann diesen Tatbestand nicht erschüttern. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß die Denkexperimente im weiteren Verlauf wertvolle Ergebnisse gehabt haben, gerade Lindworsky hat daran gewichtigen Anteil. Aber der Überschätzung des Experiments für die Analyse des Denkens ist entgegenzutreten, denn das Entscheidende und wahrhaft Wichtige war daohne schon zuvor geleistet. Nur weit über dem Durchschnitt analytisch befähigte Psychologen können hier Förderung bringen, nicht durchschnittliche Versuchspersonen.

Eine Art Zusammenfassung der völlig veränderten Stellungnahme wenigstens eines Teiles der modernen Psychologie gegenüber dem Ichproblem gibt Lommel. Während man am Ausgang des vergangenen Jahrhunderts das Psychische in eine Summe von Prozessen auflösen wollte und die Einheit des Bewußtseins als nachträglich aus ihnen sich bildend ansah (Aktualismus), haben sich inzwischen wieder viele davon überzeugt, daß das nicht angängig ist, sondern daß Lotze auf richtigeren Bahnen wandelte. Wie denn überhaupt die sog. naturwissenschaftliche Psychologie für Jahrzehnte ein außerordentliches Sinken des wissenschaftlichen Niveaus in allen grundsätzlichen Fragen der Psychologie heraufgeführt hat. Es muß zugegeben werden, daß die Neuscholastik, die an gewissen, schon im Mittelalter erworbenen besseren Einsichten dauernd (wenn vielleicht auch teilweise aus außerwissenschaftlichen Motiven) festgehalten hat, darin wesentlich höher gestanden hat. Aus dieser Schule kommt wohl auch der Verfasser. Er gibt in seiner Arbeit eine klare Zusammenstellung einer Reihe der Hauptargumente, auf Grund deren man sich jetzt wieder allgemeiner der Ansicht zugewandt hat, daß alle psychischen Erlebnisse Akzidenzen an einem Ich sind. Von den neueren Autoren werden allerdings nur Th. Lipps und der katholische Autor Geyser genannt, so daß der nicht fachmäßig orientierte Leser keine Vorstellung davon erhält, in welchem Umfang der seelische Substanzbegriff im engeren psychologischen Sinne heute anerkannt ist, eine Stellungsänderung, an deren Durchsetzung wohl meine „Phänomenologie des Ich" (1910) wesentlichen Anteil hat. Auch Husserl, der 1900 noch das Ich in diesem Sinne bestritt, hat in seiner letzten Arbeit erklärt, er habe es jetzt sehen gelernt.

F. Spielmann kommt in seinen Betrachtungen über die Relativitätstheorie zu dem Ergebnis, daß dieselbe zwar als ein wertvolles Hilfsmittel innerhalb der mathematischen Physik anzusehen sei, daß allgemeine Erkenntnisse über Raum und Zeit aber nur von der philosophischen Forschung erreicht werden können, die bei der Physik zwar wertvolle Unterstützung finden kann, aber ihr gegenüber die eigene Selbständigkeit wahren muß. In der Tat muß der Laie davor gewarnt werden, gewissen allgemeinen Schlagworten, die aus der Relativitätstheorie geboren worden sind, blindlings zu vertrauen. Mit vollem Recht weist Spielmann darauf hin, daß der Zeitbegriff nicht nur innerhalb der Körperwelt eine Rolle spielt, sondern auch für das nichträumliche, rein psychische Erleben gilt. Es ist das der erste Hinweis dieser Art, der mir in der Literatur begegnet und den ich bisher noch stets darin vermißt habe.

Erwähnt sei noch, daß der Krieg auch in den Kreis der philosophischen Zeitschriften Lücken gerissen hat. Die Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie, die Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, sowie die ein Jahr vor dem Kriege begründete Zeitschrift für positivistische Philosophie haben aufgehört zu erscheinen. Es ist mir nicht bekannt, ob eine Wiederherausgabe bei Eintritt normalerer Verhältnisse beabsichtigt wird.

Um so bemerkenswerter und für den Hochstand des philosophischen Interesses in Deutschland bezeichnend ist das Erscheinen einer neuen Zeitschrift, die nicht heftweise, sondern sofort mit dem ersten Bande als Ganzes in dem starken Umfange von fast 700 Seiten herauskam. Es sind die Annalen der Philosophie, herausgegeben von Hans Vaihinger und Raymund Schmidt (erscheinend im Verlage von Felix Meiner, Leipzig). Angesichts ihres Umfanges muß die nähere Würdigung dieser Zeitschrift dem nächsten Bericht überlassen bleiben. K. Oe.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.





INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

14. JAHRGANG HEFT 3 JANUAR 1920

Julius Wellhausen.

(geb. am 17. Mai 1844 in Hameln, gest. am 7. Januar 1918 in Göttingen.)

Von Otto Eißfeldt.

Zu den in der ersten Reihe stehenden Gelehrtengestalten des nun dahingesunkenen neuen deutschen Kaiserreiches gehört Julius Wellhausen. Der Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn und sein Tod fallen zusammen mit Anfang und Ende des Reiches. Am 9. Juli 1870, unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich, eröffnete ihm die Promotion zum Lizentiaten die akademische Laufbahn, und zu Beginn des Jahres 1918 hat er die Augen geschlossen. Fest mit seinem deutschen Vaterland verwachsen und besonders innig mit seiner engeren niedersächsischen Heimat verbunden, als deren Sohn er sich immer dankbar und stolz bekannt hat, ragt er doch seiner Bedeutung und seiner Wirkung nach weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Nicht nur in der Schweiz und in Holland, nicht nur in Dänemark, Schweden und Norwegen, auch in den übrigen Ländern christlicher Kultur, in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika wohl besonders; ist sein Name in den hierfür in Betracht kommenden Kreisen ebenso bekannt wie in Deutschland, und auf den mannigfachen Gebieten seines Forschens kann fürs erste niemand an ihm vorübergehen.

Auch als Mensch war Wellhausen bedeutend. Er hat die Öffentlichkeit eher gemieden als gesucht. So ist die Zahl derer, die ihm näher gekommen sind, nicht allzu groß, und der gewaltigen Wirkung des Forschers gegenüber ist die Wirkung des Menschen auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis beschränkt geblieben. Um so mehr ist er mit seiner großen, gütigen Persönlichkeit denen gewesen, die zu seinen Vertrauten gehört haben. Aus Enno Littmanns Worten an Wellhausens Grab[1]), nicht minder aus Eduard Schwartz' Rede auf Wellhausen in der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften[2]) spricht tiefer Dank für das, was den Rednern der Mensch Wellhausen gewesen ist, und aus Littmanns Feder dürfen wir in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit eine Biographie des verehrten Meisters erwarten, die neben

1) Gedruckt von Ad. Littmann, Oldenburg i. Gr. 1918.

2) Berlin 1919, Weidmannsche Buchhandlung. — Weiter sei hingewiesen auf C. H. Beckers Aufsatz „Julius Wellhausen" in: Der Islam, Bd. IX, 1918, S. 95—99, und auf Johannes Meinholds Würdigung der Bedeutung Wellhausens (Hefte zur „Christlichen Welt" Nr. 27), Leipzig 1897, J. C. B. Mohr, die, weil über zwanzig Jahre zurückliegend, nicht erschöpfend sein kann, aber doch von Wellhausens alttestamentlichen Leistungen ein anschauliches Bild gibt. Ein bis 1914 reichendes und darum so gut wie vollständiges Verzeichnis der Schriften Julius Wellhausens hat Alfred Rahlfs gegeben in: „Studien zur semitischen Philologie und Religionsgeschichte, Julius Wellhausen zum siebzigsten Geburtstag gewidmet . .", herausgegeben von Karl Marti. Gießen 1914, Töpelmann.



der Würdigung des Forschers gewiß auch ein lebensvolles Bild des Menschen geben wird.

Hier kann nur von Wellhausens wissenschaftlicher Bedeutung die Rede sein. Ganz freilich wird sich die Persönlichkeit nicht ausschalten lassen. Immer hängen der Mensch und der Forscher zusammen, und bei Wellhausen ist das besonders deutlich.

1.

Wellhausen war Historiker. In der Gabe, historische Zusammenhänge intuitiv zu erfassen und zu anschaulicher, formvollendeter Darstellung zu bringen, lag seine Größe. Er war Historiker, aber ein Historiker, der nicht nur bis zu den Quellen vordringen, sondern sie auch in souveräner Selbständigkeit völlig beherrschen wollte. So ist er zugleich ein großer Philologe gewesen. In der Geschichte der Wissenschaft wird es nicht viele geben, die wie er philologische Akribie mit dem Weitblick des Historikers vereinigt haben.

Die für ihn in Betracht kommenden Quellen sind in fremden Sprachen abgefaßt. So war es ihm für seine Arbeit selbstverständliche Voraussetzung, daß er dieser Sprachen Herr war: des Hebräischen und des Arabischen, des Aramäischen und des Syrischen. Auch mit griechischen Quellen hat er es zu tun gehabt. Das klassische, periodisierte Griechisch hat ihm — wie Eduard Schwartz mitteilt[3]) — freilich Unbehagen gemacht; „dagegen fand er sich in der Koine und der Umgangssprache der Kaiserzeit glänzend zurecht", und für das, worauf es ihm ankam, den uns in griechischer Sprache überlieferten Urkunden des jüdischen und urchristlichen Schrifttums ihr Beeinflußtsein durch semitischen Sprachgeist abzulauschen, war er völlig gerüstet. Er beherrschte seine Sprachen, aber weil er seine sprachlichen Kenntnisse nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck betrachtete, hat er ganz selten selbständige sprachliche Studien veröffentlicht. Geachtet hat er immer auf diese Dinge. Von seinen neun Lizentiaten-Thesen sind vier grammatikalischer und lexikographischer Art, und alle seine Untersuchungen haben auch die sprachliche Seite des Gegenstandes wesentlich gefördert, seine arabistischen und neutestamentlichen Arbeiten nicht minder als seine alttestamentlichen. Um einen Begriff von dem Umfang zu erhalten, den seine Beiträge zur hebräischen Lexikographie ausmachen, überfliege man einmal die einzelnen Artikel in Gesenius-Buhls Handwörterbuch; immer wieder fällt der Blick auf Wellhausens Namen, der das Verständnis dieses und jenes Worts gefördert hat.

Die Voraussetzung für selbständiges Ausschöpfen der Quellen ist — neben der Kenntnis der Sprachen — dann weiter textkritisches Urteil. Auch dies Instrument des Historikers hat Wellhausen mit meisterlichem Geschick gehandhabt und mit ihm wertvolle und bleibende Ergebnisse hervorgebracht. Seine — bei Übergehung der übrigens bedeutenden Lizentiaten-Dissertation — als erste zu zählende Arbeit „Der Text der Bücher Samuelis untersucht" von 1871 ist textkritischer Art. Hier wird der Grund gelegt zu einer methodischen Behandlung des alttestamentlichen Textes. Die Beobachtung der vorkommenden Schreibfehler führt zur Aufstellung von Emendationsregeln, und die Übersetzung der Septuaginta kann, methodisch verwertet, tiefergehende Textverderbnisse in vielen Fällen heilen hel-

3) S. 7.

fen. Die Richtigkeit dieser Grundsätze erweisen die vielen einleuchtenden Emendationen, die ihre Anwendung auf die Bücher Samuelis ergibt; ein großer Teil dieser Emendationen ist inzwischen Gemeingut der alttestamentlichen Wissenschaft geworden. 1899 hat Wellhausen Bemerkungen wesentlich textkritischer Art zu den Psalmen veröffentlicht und ihnen einige allgemein gültige Sätze über die Textkritik am Alten Testament vorausgeschickt, die sehr beachtenswert bleiben. — Auch in der Arabistik ist Wellhausen zuerst mit einer textkritischen Arbeit hervorgetreten; indem er Vākidis Kitāb al-Maghāzi in verkürzter deutscher Wiedergabe veröffentlichte; Übersetzung und Noten geben viele Proben seines textkritischen Urteils. Das gleiche gilt von den 1899 erschienenen Noten zum Text der Leidener Ausgabe Tabaris. — Schließlich beruhen auch seine Arbeiten zum Neuen Testament auf selbständiger Durchdringung des textkritischen Materials. In dem Sich-Beschränken auf die ältesten Handschriften und Übersetzungen zeigt sich auch hier der Meister, der den Gegenstand in mancher Beziehung gefördert hat.

Wellhausen ist groß als Sprachkenner und Textkritiker; er ist auch groß als Exeget. Er hat nie einen Kommentar veröffentlicht, wenigstens keinen Kommentar der üblichen Art. Er mochte nicht, wie das die Herausgabe eines Kommentars mit sich bringt, wiederholen, was andere vor ihm gesagt. So hat er, wo er zur Erklärung von Quellen beitragen wollte, es immer in der Form ganz kurzer, unzusammenhängender Noten getan, die nur solchen Stellen beigefügt wurden, zu denen er Neues zu sagen hatte. So hat er es bei den Liedern der Hudhailiten gemacht und bei den Kleinen Propheten, bei den Psalmen und bei den Schriften des Neuen Testaments. Aber diese knappen Noten fördern das Verständnis mehr als mancher dickleibige Kommentar.

Die beste Erklärung eines Textes ist eine gute Übersetzung. Wellhausen hat auf das Übersetzen großen Wert gelegt. Er hat viel übersetzt und gut übersetzt. Seine Übersetzungen, die aus dem Arabischen wie Vākidis Kitāb al-Maghāzi und die Lieder der Hudhailiten, die aus dem Hebräischen wie die Kleinen Propheten und die — leider nur englisch erschienenen — Psalmen, die aus dem Griechischen wie die drei ersten Evangelien sind von vorbildlicher Schönheit und Kraft. Ohne sich sklavisch an das Original zu binden, versteht er's doch, seinen Ton festzuhalten und der deutschen Wiedergabe die gleiche Farbe und die gleiche sinnliche Anschaulichkeit zu leihen, die das Urbild hat. Hermann Gunkel übertreibt nicht, wenn er im Vorwort seiner Ausgewählten Psalmen[4]) sagt: „Gewiß ist es ein undankbares Geschäft, nach Luther die Bibel ins Deutsche zu übertragen. Kein Moderner — es müßte denn Wellhausen sein . . — darf hoffen, Kraft und Wärme des Lutherschen Ausdrucks zu erreichen."

2.

Zu den der historischen Darstellung vorangehenden Vorarbeiten gehört weiter die literarkritische Behandlung der Quellen; ohne ihre literarkritische Sichtung ist historisches Urteil undenkbar. Die Literarkritik ist schon eigentlich keine Vorarbeit mehr, mit ihr beginnt die historische Arbeit selbst. Hier ist nun das Feld, auf dem Wellhausen noch weit erfolgreicher gearbeitet hat als auf den Gebieten, von denen die

4) 3. Aufl. Göttingen 1911, S. VI.



Rede war. Wellhausen sagt einmal, es käme nicht bloß auf die Brille an, sondern auch auf die Augen.[5]) Das ist in Wahrheit groß an ihm, seine Augen. Andere haben dieselbe Brille getragen wie er, d. h. gleich gute sprachliche Kenntnisse und gleich gute textkritische und exegetische Fähigkeiten gehabt wie er, aber sie haben doch nicht gesehen, was er gesehen hat. Einerlei, zu welchen Untersuchungen Wellhausens man greift, zu seinen alttestamentlichen, zu seinen arabistischen oder zu seinen neutestamentlichen, immer wieder setzt der Scharfblick in Erstaunen, mit dem er seine Quellen betrachtet. Er sieht Nähte und Risse, die man bisher übersehen, deckt Widersprüche auf, über die man bisher hinweggelesen, oder die man hinwegharmonisiert hat, und deutet solche Beobachtungen dahin, daß das sich zunächst als literarische Einheit darbietende Werk in Wahrheit aus zwei oder mehr Quellen zusammengearbeitet sei oder nachträgliche Erweiterungen erfahren habe. Diese, zur Erklärung formeller Unebenheiten aufgestellte, Hypothese, wird dann dadurch zur Evidenz erhoben, daß in den auf zwei oder mehr Hände aufgeteilten Stücken durchgehende sprachliche und sachliche Verschiedenheiten aufgezeigt werden, die eine einheitliche Herkunft der Stücke ausschließen. Bewundernswert, diese Kunst des Sezierens! Aber Wellhausen beruhigt sich nicht bei diesen negativen Ergebnissen seiner Kritik. Wenn er den Notbau, der aus Trümmern verschiedener Bauwerke, eines Tempels etwa und eines Palastes und einer Stadtmauer, errichtet ist, eingerissen hat, so fügt er die zu jedem Bauwerk gehörigen Trümmer zum ursprünglichen Bau wieder zusammen, und wenn die Trümmer zur vollen Wiederherstellung nicht reichen, so zeigt er doch seine ursprünglichen Maße und Formen. Oder aber — wenn es sich nicht um ein aus mehreren Quellen komponiertes Werk handelt, sondern um eine Einheit, die nur durch wucherungsartige Erweiterungen vermehrt ist — er entfernt die Anbauten, die die ursprüngliche Anlage verdeckten, und stellt den Bau so wieder her, wie ihn sein Meister geplant hat. Wellhausen ist groß im Einreißen, größer im Aufbauen.

Am bekanntesten sind Wellhausens literarkritische Untersuchungen des Hexateuchs geworden, die er unter dem Titel „Die Composition des Hexateuchs" zuerst in den Jahrbüchern für deutsche Theologie von 1876 und 1877 veröffentlicht hat. Es sind nicht unbetretene Wege, die Wellhausen hier geht. Die Aufteilung des Hexateuchs auf vier Quellen — die man heute als den Jahvisten (J), den Elohisten (E), das Deuteronomium (D) und den Priesterkodex (P) zu bezeichnen pflegt — war schon vor ihm geschehen. Freilich war man von einer reinlichen Analyse des Stoffes noch weit entfernt, und noch ungeklärter war die Vorstellung von dem Alter dieser Quellen und ihrem gegenseitigen literarischen Verhältnis. Immerhin war schon sehr Wesentliches geleistet. Dennoch hat Wellhausen — noch abgesehen von der Bestimmung des Alters der Quellen — die literarkritische Arbeit am Hexateuch aufs glücklichste gefördert. An vielen Stellen hat er die Tatsache der Komposition neu aufgezeigt und meistens die verschiedenen Schichten richtig und reinlich ausgeschieden. Er hat weiter das gegenseitige Verhältnis der Quellen überzeugend dahin bestimmt, daß die jeweils jüngere Schicht die

5) Skizzen und Vorarbeiten. VI. 1899, S. VIII.

ältere oder die älteren voraussetze und von ihnen abhängig sei. Es hängt damit zusammen, daß Wellhausen sich schon durch diese rein literarkritischen Untersuchungen zu einer bestimmten Anschauung über die Altersfolge der Quellen geführt sieht, eben der, die er dann in seinen Prolegomena zur Geschichte Israels dargelegt und bewiesen hat. Wellhausens Thesen haben sich, aufs Ganze gesehen, durchgesetzt und sind Allgemeingut der alttestamentlichen Wissenschaft geworden. Wo er aber die Arbeit nicht zu Ende geführt hat, da haben sich seine Aufstellungen als Grundlage für weitere Untersuchungen bewährt. Einen solchen neuerdings gemachten Fortschritt stellt besonders Rudolf Smends Buch dar, „Die Erzählung des Hexateuch auf ihre Quellen untersucht"[6]), das nicht einen, sondern zwei Jahvisten durch den ganzen Hexateuch verfolgt (J^1 und J^2), auf sie und die anderen Quellen den gesamten Stoff so gut wie restlos aufteilt und so viele Erscheinungen erklärt, die Wellhausen nicht aufzuhellen vermochte. —

Anders als beim Alten Testament liegen die Dinge in der Arabistik. Beim Alten Testament hat es der Historiker mit Quellen zu tun, deren Verfasser, Entstehungsort und Zeit unbekannt ist, und die zu Kompilationen zusammengestellt sind, deren Herkunft nach Ort und Zeit und Autorschaft ebenso dunkel ist wie die der Quellen. Hier kann nur innere Kritik weiter führen. Dem Arabisten hingegen stehen im allgemeinen umfangreiche Geschichtswerke bekannter Autoren zur Verfügung, die — wenigstens gilt das von den älteren und wichtigeren — die von ihnen benutzten ursprünglichen Berichterstatter ausdrücklich nennen und deutlich voneinander unterscheiden. Hier hat der Arabist weit leichtere Arbeit als der Erforscher des Alten Testaments. Aber der Arabist ist doch nicht überall in dieser glücklichen Lage. Auch ihm legen sich viele Hemmnisse in den Weg, die nur mittels innerer Kritik zu beseitigen sind. Da bewährt sich denn auch hier Wellhausens literarkritischer Scharfblick. Der Leser seiner Hudhailiten-Lieder sieht mit Staunen, mit welcher Sicherheit er auch in diesen schwer verständlichen poetischen Erzeugnissen, in denen — wie in aller Poesie und besonders der arabischen — ein strenger Gedankengang nicht festzustellen ist und daher Wucherungen kaum vom Stamm zu unterscheiden sind, ausscheidet, was nicht in den Zusammenhang paßt und es seinem richtigen Zusammenhang zuweist. — Die in Jakuts geographischem Lexikon gegebenen ausführlichen Mitteilungen über arabische Gottheiten und Kultstätten vermag er zu sichten und das darin zu bestimmen, was auf Ibn al-Kalbīs Götzenbuch zurückgeht; auch dessen Anordnung glaubt er in den Grundzügen erkennen zu können. — In den aus der Sira des Ibn Sa'd mitgeteilten beiden Kapiteln über die Schreiben Muhammeds und über die Besuche der Araber, die er empfing, werden seine drei Hauptgewährsmänner Vākidi, Ibn al-Kalbī und Madāini mittels innerer Kritik ausgeschieden und mit ein paar Strichen treffend charakterisiert. Überall die gleiche Schärfe des Blicks, überall die gleiche Fähigkeit, Nichtzusammengehörendes zu trennen, Auseinandergesprengtes wieder zu vereinen.

Auch auf dem Felde, dem Wellhausen sich zuletzt zugewandt hat, hat sein literarkritischer Blick viel Neues gesehen. Das gilt von seinen Arbeiten

6) Berlin 1912, Reimer.

zur Apostelgeschichte und zur Apokalypse, vor allem aber von seinen Untersuchungen über die Evangelien. Hier ist es noch weniger, als es bei der Hexateuchkritik der Fall war, Neuland, das er pflügt. Seine Lösung des synoptischen Problems: Markus der älteste Evangelist, überwiegend Erzählungsstoff bietend; nach ihm und von ihm abhängig die wesentlich Redestoff enthaltende Quelle Q; dann Matthäus und Lukas, beide eine Komposition aus Markus und Q, und beide durch Sondergut vermehrt, das als jüngste literarische Schicht in Anspruch zu nehmen ist — weicht von der seiner Vorgänger nur in wenigen — freilich bedeutsamen — Punkten ab. Aber auch hier ist ihm manch neue Beobachtung zu verdanken, und alles weiß er in neue Beleuchtung zu rücken. Wie klar werden die Dinge, wenn zu der Einschaltung der Redestücke in den Erzählungsfaden des Markus bei Matthäus und Lukas bemerkt wird: „Man kann die Einschaltung des gesetzlichen Stoffs in den geschichtlichen Zusammenhang des Pentateuchs vergleichen.“[7])

Bewußt hat Wellhausen die naheliegende Gefahr gemieden, zu früh, vor Erledigung der literarkritischen Arbeit, in die Stoffkritik einzutreten. „Wilke und Weiße fanden zunächst keinen Beifall, sie wurden von Baur und seinen Schülern in den Schatten gestellt, die den zweiten Schritt vor dem ersten tun und das literarische Problem von der Geschichte der kirchlichen Ideen und namentlich der Parteitendenzen aus lösen wollten“, so bemerkt er in einem Überblick über die Geschichte der synoptischen Forschung[8]) und spricht sich darin zugleich über die Grundsätze seiner Arbeit aus. Nicht alle seine literarkritischen Ergebnisse haben sich Anerkennung zu verschaffen vermocht. Namentlich sind seine neutestamentlichen Aufstellungen teilweise stark angefochten. Ihn selbst hat das nicht irregemacht. Jülicher gegenüber, der seinen Beweis dafür, daß Q auf Markus folge, nicht überzeugend findet und darauf hinweist, daß etwa die Gründe für die Posteriorität des Priesterkodex viel durchschlagender seien, sagt er: „Mit besserem Recht läßt sich aus der Pentateuchkritik eine andere Nutzanwendung ziehen. Dieselbe ist von de Wette begründet und von Vatke durchgeführt. Es dauerte aber ein halbes Jahrhundert, bis sie zur offiziellen Anerkennung gelangte, ohne daß eigentlich neue Gründe hinzutraten. Das berechtigt zu der Erwartung, daß auch die Kritik von Q durchdringen werde, wenn sie nur erst lange genug von den berufenen Fachmännern widerlegt ist.“[9]) Diese Zuversicht mag nicht in jeder Beziehung berechtigt sein. Manche Fragen, wie das Verständnis des Markus-Fadens und die Erklärung der Art des Johannes-Evangeliums, lassen eine andere Beantwortung zu, als er sie vorgetragen. Aber auch da, wo sich seine Lösungen der Probleme als irrig erweisen sollten, hat er doch die Schwierigkeiten, um die es sich handelt, gesehen, oft gar als erster erkannt, und zu ihrer endgültigen Lösung beigetragen.

3.

Wellhausens literarkritische Leistungen sind gewaltig. Sie allein schon würden ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte der Wissenschaft sichern. Aber sie sind noch nicht das Größte in seinem Lebenswerk. Da erst zeigt sich die ganze Kraft seines Geistes, wo

7) Einleitung in die drei ersten Evangelien. 2. Ausg. 1911. S. 49.

8) Ebenda S. 37.

9) Einleitung S. 167 f.



es sich darum handelt, die Quellen in historischer Kritik zu ordnen und sie für den Aufriß eines Geschichtsbildes nutzbar zu machen. In gründlichster exegetischer Untersuchung der Quellen Herr geworden, hat er nicht nur ihre einzelnen Angaben jederzeit gegenwärtig, sondern auch als Ganzes stehen sie ihm lebendig vor Augen. Jede Quelle ist eine Einheit, denn sie ist Äußerung einer bestimmten Gesinnung, steht im Dienst einer bestimmten Willensrichtung. Überall sieht er in den Quellen Willenskräfte am Werk, sie sind ihm nicht etwa naiv zusammengestellte Sagensammlungen oder in objektiver Unbefangenheit geordnete Aneinanderreihungen von Tatsachen. Jede Quelle verfolgt ihm eine Tendenz. Und er vermag es, die Triebkräfte, die sich in den Quellen Ausdruck verschafft haben, zu entdecken, sie zu den Schicksalen des jeweiligen Volkes, der jeweiligen Bewegung in Beziehung zu setzen und so in fruchtbarstem gegenseitigen Austausch eins aus dem andern zu erklären. Ist die in einer geschichtlichen Darstellung zutage tretende Willensrichtung erst in einer späten Periode des in Betracht kommenden Geschichtsverlaufes denkbar oder ausdrücklich bezeugt, so wird der Historiker diese Darstellung, soweit sie die Vergangenheit im Licht ihrer Gegenwart betrachtet, als unglaubwürdig beiseite lassen müssen, wobei Einzelheiten dennoch als zuverlässig verwertet werden können. Und wertlos ist sie auch als Ganzes nicht. Sie ist dem Historiker Quelle für ihre Gegenwart, insofern die Tendenzen, die sie in der Vergangenheit am Werk sein läßt, in Wahrheit ihre Gegenwart bewegen. So verläuft sich die — vor allem auf arabistischem Gebiet — unübersehbare Flut der Nachrichten und wird zu einem in scharf eingegrabenem Bette dahinziehenden Strom, dessen Ursprung, Mittellauf und Mündung klar erkennbar ist. Man braucht nur diesem Strom zu folgen, so drängen sich die wechselnden Bilder des Geschichtsverlaufs mit Macht dem Auge auf: ragende Berge und rauschende Wälder, fruchtbare Felder und belebte Städte, ödes Heideland und sumpfige Niederung.

Wellhausens erste geschichtliche Darstellung, „Die Pharisäer und die Sadduzäer" vom Jahre 1874 zeigt seine Anlage zu historischer Kritik und historischer Intuition schon in voller Entfaltung. Mit herzerfreuender Frische und in einer Sprache, die erwärmt ist von der verhaltenen Glut eines edlen Pathos, zerreißt er, auf Josephus und das Neue Testament gestützt, die Nebelschleier, in die eine auf dem Talmud beruhende Geschichtschreibung die jüdische Geschichte der beiden letzten vorchristlichen Jahrhunderte und des ersten nachchristlichen gehüllt hatte. Die hierher gehörigen Nachrichten des Talmuds gestalten bewußt oder unbewußt die ganze Geschichte der Vergangenheit nach dem, was ihrer Zeit als Ideal galt. „So wie die Zustände damals waren, so sollten sie sein und und so waren sie von Rechts wegen immer gewesen. Seit Mose hat Israel weiter nichts zu tun gehabt, als den Talmud zu lernen."[10]) Ganz anders das Bild, das sich aus Josephus und dem Neuen Testament ergibt. Hier „ist an keinen Ausgleich zu denken. Liegt aber die Notwendigkeit eines Entweder-Oder vor, so ist kein Zweifel, daß die Entscheidung zugunsten des Josephus und des Neuen Testaments ausfallen muß".[11]) Eine große Leistung, die zur Hoffnung auf Größeres berechtigte.

Das Größere blieb nicht aus. Die

10) S. 40.



Prolegomena zur Geschichte Israels von 1878, damals als Geschichte Israels, 1. Band, erschienen, erfüllten, was die „Pharisäer und Sadduzäer" versprochen hatten. Hier in den Prolegomena zeigt sich am glänzendsten Wellhausens Gabe der historischen Kritik. Sie sind es denn auch, die, unterstützt von der erst 1894 als Buch erschienenen, aber von ihm in den Grundlinien schon 1880 gezeichneten, Israelitischen und jüdischen Geschichte, seinen Weltruf begründet haben. Diese Prolegomena bedeuten die Krönung der vor ihm und von ihm geleisteten literarkritischen Arbeit, besonders am Hexateuch, insofern sie die literarkritischen Ergebnisse für den Aufriß eines Geschichtsbildes nutzbar machen. Das war kein neues Unternehmen. Man hatte schon vorher, gestützt auf die literarkritischen Ergebnisse, an dem Bilde von dem Verlauf der israelitisch-jüdischen Geschichte, wie es im späteren Judentum geformt und dann von der Kirche überliefert worden ist, kräftig gerüttelt. Insbesondere war der Hebel, der das herkömmliche Geschichtsbild aus den Angeln heben konnte, schon angesetzt. Man hatte erkannt, daß die Quellenschrift des Hexateuchs, die den weitaus größten Teil des gesetzlichen Stoffs enthält und bisher für das Bild von den Anfängen der israelitischen Geschichte entscheidend gewesen war, der Priesterkodex, in Wahrheit die jüngste Schrift ist, die Verhältnisse ihrer Gegenwart — so den nachexilischen Tempel als „Stiftshütte" — in die Vergangenheit hineinprojiziert und daher nicht als Quelle für die Darstellung der älteren israelitischen Geschichte dienen kann. Vatke und Graf sind hier vor anderen zu nennen, wie sie Wellhausen selbst in seinen Prolegomena recht häufig anführt. Aber Wellhausens Vorgänger waren in Vergessenheit geraten oder hatten sich keine Anerkennung zu gewinnen vermocht. So wirkten Wellhausens Aufstellungen doch als etwas Neues, und ihm gelang das, was seinen Vorgängern mißglückt war, sich durchzusetzen. Die Fülle der von ihm beigebrachten und geschickt geordneten Argumente war so erdrückend, daß sich auf die Dauer niemand ihrem Gewicht verschließen konnte. Vor allem aber war ein Bild vom Gesamtverlauf der israelitisch-jüdischen Geschichte gezeichnet oder doch zunächst skizziert, so einleuchtend und so klar, daß es die Gewähr der Richtigkeit in sich trug und sich darum die Anerkennung erzwingen mußte. So mußten die alten Israeliten an den mancherlei Heiligtümern ihres Landes ihre frohen Erntefeste gefeiert haben, wie es hier geschildert war; so mußten sie sich ihrer nationalen Art und Macht gefreut haben und im Vertrauen auf den Beistand ihres starken Gottes zu Krieg und Sieg ausgezogen sein; so mußte es in den großen Prophetengestalten zum Konflikt kommen zwischen nationalistischer Enge und Überschätzung des Kultus einerseits und der im Jahvismus von Anfang an keimhaft ruhenden universalistisch-ethischen Tendenz andererseits; so mußte schließlich unter dem Einfluß der prophetischen Verkündigung und unter der Wucht der geschichtlichen Ereignisse der reformatorisch gereinigte Kultus in Jerusalem zentralisiert werden und hernach die Gemeinde des zweiten Tempels entstehen. Nicht zuletzt hat auch die schlichte, edle Sprache dem Buch zu seiner Wirkung verholfen. So hat es sich überall durchgesetzt, auch da, wo es zunächst auf Ablehnung stieß.

(Schluß folgt.)

11) S. 33.



Karl Voßlers „Dante.“

Von Max J. Wolff.

Am Morgen, als ich meine diesjährige Sommerreise antrat, gerade in dem Augenblick, als ich das Haus verließ, brachte mir der Briefträger Olschkis praktische und handliche Ausgabe der „Divina Commedia“. Diesem glücklichen Zufall und dem ungünstigen Wetter des Juli verdanke ich es, daß ich einmal wieder Gelegenheit fand, das „heilige Gedicht“ in ununterbrochener Folge durchzulesen. Wieder spürte ich den alten Zauber, aber aufs neue empfand ich auch das schmerzliche Bedauern, daß das wunderbare Werk nur einer kleinen Minderheit von Liebhabern zugänglich und verständlich ist, daß die große Masse der Gebildeten trotz aller Bemühungen ihm fremd gegenübersteht. Und das ist nicht nur in Deutschland, nicht nur in evangelischen Ländern der Fall, sondern auch bei Katholiken und Romanen ist Dante ein zwar hochgeachteter, aber seltener Gast geworden. Selbst in seiner Heimat ist die Schar derjenigen, die das Epos, von den kleineren Schriften ganz zu schweigen, mit Verständnis lesen können, äußerst gering. Man hat Dante zum Nationaldichter erhoben, den jedermann im Munde führt, den aber, abgesehen von einigen Stellen, die in die Schulbücher Aufnahme gefunden haben, herzlich wenige lesen. Der gebildete Deutsche, der sich mit „redlichem Gefühl“ an das geheimnisvolle Buch heranwagt, scheitert zumeist schon an den allegorischen Tieren des ersten Gesanges, allenfalls dringt er bis zur Liebe Paolos und Francescas vor. Dann legt er das Werk aus der Hand.

Jeder Dantefreund bedauert diesen Zustand und empfindet den Wunsch und das Bedürfnis, ihn zu bessern, aber nur wer selber den Versuch gemacht hat, den Dichter und sein Werk dem allgemeinen Verständnis zu erschließen, kann die Schwierigkeiten voll ermessen, die einem derartigen Unterfangen im Wege stehen. Sie beginnen bereits mit der Form. Dante ist unübersetzbar. Zwar haben auch die Italiener, soweit meine Beobachtung reicht, keine unmittelbare Empfindung für das Versmaß der „Komödie“, die Terzine. Sie wurde schon im 15. Jahrhundert ihrer Erhabenheit beraubt, und im 16. zu realistischen Satiren verwendet, ja sogar in schmutzigen Capitoli prostituiert; aber die Italiener können darüber hinwegkommen und können sich in diese fremdartigen Klänge hineinlesen, während sie in der deutschen Übersetzung auf die Dauer mehr und mehr fremdartig wirken, ja sogar abstoßen. In der Ablehnung der Terzine gebe ich Pochhammer recht, sonst ist freilich seine Übertragung in Oktaven eine schlimme Vergewaltigung des Dichters und beweist nur, daß man ihn aus der ihm eigentümlichen Form, aus den „flammenden Terzetten“ nicht herausbrechen kann. So bleibt das Dilemma: Dante in anderer Form ist unmöglich, die Terzine aber ist im Deutschen unmöglich!

Noch größer sind die materiellen Schwierigkeiten. Man denke nur, um ein Beispiel zu geben, an das Verhältnis unseres Dichters zur Allegorie. Die Allegorie setzt an Stelle der Sache selbst, die der Dichter aus irgendeinem Grunde nicht ausdrücken kann, ein



mehr oder weniger willkürliches Zeichen, sie beruht also auf einem subjektiven oder objektiven Unvermögen und ist mit den Anfängen der Poesie immer und überall verbunden. Auch in reiferen Zeiten greift der Dichter zur Allegorie, wenn er Vorgänge, für die ihm die Darstellungsmöglichkeit fehlt oder noch fehlt, darzustellen versucht. Statt der Sache gibt er ein Bild. So verfährt Goethe in „Faust II“ und in der „Pandora“. Die Entwicklung des Menschen oder der Menschheit, also ein rein innerlicher Vorgang, wird durch äußere Zeichen vermittelt. Diese Zeichen können und müssen wir uns verstandesmäßig erklären, erst durch den Verstand erhalten sie einen Sinn und gewinnen die vom Dichter gewollten Beziehungen zur Sache selber. Aber die verstandesmäßige Operation hebt die Empfindung auf und unterbricht den Strom der Poesie. Bei der „Divina Commedia“ sind wir dauernd gezwungen, die Lektüre abzubrechen, um in den Kommentaren Aufschluß über die von dem Dichter gewählten willkürlichen und an sich sinnlosen Zeichen zu suchen. Die wilden Tiere des ersten Gesanges bleiben ohne die Belehrung der Anmerkung eine unverständliche Menagerie, und je nachdem man im Sinne des Verfassers in dem einsamen Wanderer einen Einzelmenschen, die Menschheit selbst oder die politische Menschheit um 1300 erblickt, wechseln sie ihre Bedeutung. Die Vieldeutigkeit der Danteschen Allegorien vermehrt die Schwierigkeit des Verständnisses. Auf einer großen Allegorie beruht aber das ganze Gedicht. Es genügt nicht, das sinnlich Dargestellte zu erfassen, sondern wir müssen den verborgenen Sinn dazu enträtseln. Auch Michelangelo hat in sein ‚Jüngstes Gericht‘ alle möglichen theologischen Ideen und Spielereien hineingeheimnist, aber sie sind belanglos. Wir brauchen uns um diese „tieferen“ Beziehungen nicht zu kümmern und können uns ausschließlich an die sinnliche Anschauung halten. Anders bei Dante. Allegorie und Poesie fallen für ihn und seine Zeitgenossen zusammen; sie waren gewohnt, das ganze Leben sub specie aeterni zu betrachten. Poesie ist Sinnlichkeit, aber die Sinnlichkeit des Mittelalters geht in der Todessehnsucht auf. Wie der mittelalterliche Mensch bei seinem Tun und Lassen beständig nach dem Jenseits blickt, so drängt es den mittelalterlichen Dichter in Bereiche, die nur durch die Allegorie dargestellt werden können. Er und sein Publikum vermochten aber im Gegensatz zu dem modernen Menschen, der in Allegorien nur denken kann, in Allegorien zu empfinden. Diesen Seelenzustand, diese Voraussetzung für das poetische Erfassen der Dichtung, kann uns kein Kommentar wiedergeben, er kann die toten Allegorien wohl erklären, aber ihnen nicht das Leben einhauchen, das sie vor 600 Jahren besaßen.

Ähnlich verhält es sich mit Dantes Liebestheorie. Wenn wir am Schluß der Dichtung von der Liebe lesen, die Sonne und Gestirne bewegt, so spüren wir den ahnungsvollen Schauer eines amor mysticus, der das ganze Weltall erfüllt und zusammenhält, aber der heilige Schauer zerreißt, und bei näherem Zusehen finden wir einen dogmatischen Begriff, der in einen amor purus und mixtus, einen amor naturalis, sensualis und rationalis zerklittert. In diesen Spitzfindigkeiten verbarg sich die unterdrückte Sinnengier des Mittelalters. Die Glut ist längst erloschen und heute sind nur tote Schlacken geblieben. Gewiß kann der Literarhisto-



riker das Wesen dieser Liebe erklären; aber wie mit diesen scheinbar blutleeren Begriffen tief und echt geliebt werden konnte, wird aus der vollkommensten wissenschaftlichen Darstellung schwerlich hervorgehen. Die Schwierigkeit der Dante-Erklärung liegt darin, daß es beinahe unmöglich erscheint, den gefühlsmäßigen Kontakt zwischen der modernen und der damaligen Weltanschauung herzustellen. Eine Dichtung will aber nicht verstanden, sondern in erster Linie empfunden und erlebt sein. Nur durch das Gefühl läßt sich die ideelle Einheit zwischen Verfasser und Leser, auf die es allein ankommt, herbeiführen. Ist das bei Dante überhaupt möglich? Vermag eine Erläuterung den Laien so weit zu fördern, daß er völlig in der Dichtung aufgeht? Ich will die Frage nicht verneinen, aber ich selbst habe einen derartigen Versuch, Dante nicht historisch, sondern aus seiner Persönlichkeit heraus zu erfassen, als unausführbar aufgeben müssen, und selbst die besten wie der treffliche De Sanctis haben die Hindernisse nicht überwunden.

2.

Neuerdings hat Karl Voßler[1]) den Versuch gemacht, „einem weiteren Kreis gebildeter Laien das Verständnis der Göttlichen Komödie zu erschließen". Es ist anzuerkennen, daß er sich durch die Fehlschläge oder halben Erfolge seiner Vorgänger nicht hat abschrecken lassen, und wenn überhaupt einer von den Lebenden sich an diese ungeheure Aufgabe heranwagen durfte, so ist es Voßler. Er ist Philologe im Geist, nicht im Wort, er ist nicht nur heimisch in der Literatur und Kulturgeschichte, sondern auch in seltener Weise vertraut mit der Philosophie und der Religionskunde. Er besitzt eine besondere Neigung und Fähigkeit, schwierige spekulative Systeme zu entwirren und ihre oft diskrepanten Erscheinungen auf einen geistigen Hauptnenner zurückzuführen. Es lockt ihn, die gewonnenen Ergebnisse, wenn möglich in einen knappen, antithetisch zugespitzten Satz zusammenzufassen. Wenn er dabei gelegentlich das Opfer dieser Vorliebe für die Antithese wird, so erklärt sich das aus den Grundzügen seiner Veranlagung. Sie ist intuitiv. Das Beste an seinem Werke ist nicht mühsam erarbeitet, sondern wie überhaupt das Beste unseres Wissens und unserer Erkenntnis geschaut. Die Kleinarbeit liegt Voßler nicht, er bewegt sich gern in großen Zügen und Gedankengängen, und wenn gerade das vorliegende Werk in einer für meinen Geschmack störenden Weise in Abteilungen und Unterabteilungen zerteilt ist, so liegt das vor allem im eigenen Interesse des Verfassers, der offenbar fühlt, daß er mit solchen künstlichen Hindernissen seinen Geist zügeln und bei den Einzelheiten festhalten muß. Aber abgesehen von diesen Äußerlichkeiten schreibt Voßler immer interessant, zumeist fesselnd, stellenweise sogar hinreißend, vorausgesetzt, daß der Leser in der Lage ist, seinen Ausführungen mühelos zu folgen. Denn die klare Schreibweise kann nicht darüber täuschen, daß der Verfasser recht hohe Ansprüche sowohl an die Vorkenntnisse wie die Auffassungsfähigkeit seiner Leser stellt. Erschwert wird das Verständnis durch Verwendung einer philosophischen Terminologie, die der im Deutschen geläufigen widerspricht und von Benedetto Croce stammen

1) Die göttliche Komödie. Entwicklungsgeschichte und Erklärung. Heidelberg 1907 bis 1910. Ich zitiere nach der durchgehenden Seitenzählung der zwei Bände, bzw. vier Teile.

mag, soweit sie nicht eigene Schöpfung des Verfassers ist. Voßler unterschätzt sein eigenes Werk oder er überschätzt das deutsche Publikum, wenn er glaubt, daß der berühmte „gebildete Laie" seinen Anforderungen entspricht. Was uns hier geboten wird, ist ein wissenschaftliches Werk ersten Ranges, das nur von dem Fachmann gewürdigt werden kann. Wenn der Verfasser als Maßstab des Erfolges die Verbreitung seiner Arbeit unter der Laienwelt betrachtet, so fürchte ich, hat er mit einem Mißerfolg zu rechnen. Man mag das bedauern, auf der andern Seite wird man sich darüber freuen, denn wenn Voßler wirklich den Versuch gemacht hätte, den Bedürfnissen weiterer Kreise entgegenzukommen, so wäre es zum Schaden seines eigenen Werkes geschehen und er hätte uns niemals diese glänzende, in vieler Beziehung unübertreffliche Leistung bieten können. Sie enthält viel mehr, als der Titel verspricht, eine Einführung nicht nur in die „Göttliche Komödie", sondern in die gesamten Schriften Dantes. Für den Forscher bilden diese ja auch eine unzertrennliche Einheit, während es für den Laien gerade darauf ankommt, die schon schwierige Komödie möglichst von den noch schwierigeren philosophischen Schriften freizuhalten. Aber auch damit ist der Inhalt des Voßlerschen Buches noch nicht erschöpft, es bietet eine Geistesgeschichte des Mittelalters bis zu Dante.

Es ist bedauerlich, daß der Verfasser sich nicht mit klarer Überlegung auf diesen Standpunkt gestellt und zu diesem Ziele bekannt hat. Ähnlich wie in der „Komödie" selber der Dichter gelegentlich in störender Weise durch den Theologen unterbrochen wird, so muß in der vorliegenden Einführung der Forscher häufig das Wort an den Popularisator abgeben. Dadurch bekommt das Werk etwas Zwiespältiges. Bald wird zu viel, bald zu wenig geboten, je nachdem sich der Verfasser von seiner wissenschaftlichen Neigung leiten läßt oder daran denkt, daß er ja dem gebildeten Laien die „Komödie" erklären will. Mit einem hörbaren Ruck bricht er dann ab. Er sieht zu seinem Entsetzen, daß der Eifer ihn weit über seine angebliche Absicht hinausgetragen hat und unvermittelt schließt er die Ausführungen mit der Bemerkung ab, daß sie direkt keine, indirekt nur eine recht geringe Beziehung zu Dante haben. Das ist richtig, wenn es sich um Dante, den Dichter, den Verfasser der „Göttlichen Komödie" handelt, falsch dagegen, wenn wir Dante als Ausdruck und Vollendung des Mittelalters ins Auge fassen. Voßler erweist sich als guter Kenner und temperamentvoller Kritiker der Philosophie und der Religionssysteme der verschiedenen Völker und Zeiten, aber wenn er seine Ausführungen oft auf einige spärliche Seiten zusammendrängt, so hat man den Eindruck, daß er in usum delphini, will sagen des gebildeten Laien, schreibt, und daß er uns das Beste, was er sagen könnte, vorenthält, weil es über den Horizont dieses nie und nirgends existierenden Unglückswesens hinausgeht. In dem literarhistorischen Teil macht sich das am wenigsten bemerkbar. Einesteils kommt er ja dem allgemeinen Verständnis mehr entgegen, andererseits hat sich der Verfasser hier nicht so starke räumliche Beschränkungen auferlegt wie bei den philosophischen und religionsgeschichtlichen Auseinandersetzungen. Die Kunst Guido Guinizellis läßt sich auf fünf Seiten darlegen, für den Jenseitsglauben der Babylonier oder Phönizier sind, wenn er überhaupt erwähnt werden mußte, ein



Dutzend Zeilen von konversationslexikonmäßiger Dürftigkeit.

Auf vier Straßen führt uns Voßler zu Dante, auf der religiösen, der philosophischen, der ethischen und literarischen. In diese vier großen Gruppen teilt er die Entwicklungsgeschichte des heiligen Gedichtes ein; eine besondere politische Abteilung lehnt er (S. 22) ab mit der Begründung, daß die Politik damals noch mit der Ethik in unlösbarem Zusammenhang stand. Auch nach De Sanctis war sie noch keine selbständige Wissenschaft, sondern nur ein Anhang der Ethik und Rhetorik. Das ist gewiß richtig, aber es gab doch schon Gebiete, auf denen sich der Staat im 13. Jahrhundert mit Erfolg von der Bevormundung der Kirche freizumachen suchte, besonders in der Jurisprudenz. Die Bedeutung des römischen Rechtes für die Entwicklung des Mittelalters wird von Voßler nicht gebührend gewürdigt. Das gemeinsame Privatrecht war das letzte Band, das das Völkerchaos der untergehenden antiken Welt zusammenhielt. Das „civis Romanus sum“ — und römischer Bürger war nicht nur der Italiker, sondern auch der Syrer, der Afrikaner und Iberer — ging in der Rechtsgemeinschaft auf. Das einheitliche Recht, untrennbar verbunden mit der Idee der Weltmonarchie und des universalen Kaisertums, bildete die Sehnsucht des gesamten Mittelalters, und wie Thomas von Aquino die Katholizität der Philosophie, so stellten um dieselbe Zeit die Glossatoren die Katholizität des römischen Rechtes her. In der Jurisprudenz liegt auch eine der stärksten Wurzeln des Humanismus. Voßler sucht dessen Ursprung in der Mystik (789 f.); ich kann mich dieser Ansicht nur bedingt anschließen, aber mag auch die Bewunderung des Mystikers zum Teil den Weg zur Antike erschlossen haben, so sollte nicht übersehen werden, daß der Jurist, der sich mit den Quellenschriften vertraut machte, ganz von selber zum Humanisten wurde. Zu Dantes Zeit galt freilich noch der Grundsatz: „Graeca non leguntur“, aber er fiel, sobald man die Fähigkeit besaß, das Griechische zu lesen. Die Bologneser Rechtsschule war unserem Dichter sicher nicht fremd, und wenn er keinen ihrer großen Meister nennt, so dürfen wir daraus schließen, daß er ihre Bedeutung nicht erkannte, vielleicht weil die Glossa schon über seine theokratische Rechtsauffassung hinauszuwachsen begann. Wir müssen uns schon mit dem Gedanken vertraut machen, daß Dante nicht überall auf der Höhe des Wissens seiner Zeit steht. Auch der größte Gelehrte des 13. Jahrhunderts, der Doctor mirabilis Roger Bacon, ist ihm unbekannt, oder soll man annehmen, daß er ihn totschweigt, weil er fühlt, daß von dessen Lehre seiner scholastischen Grundauffassung der Untergang droht? Wie dem auch sei, von der Idee des römischen Rechtes ist der Dichter durchdrungen, und wenn er gerade Justinian im Paradies einen Vortrag über römische Geschichte halten läßt, so beweist das, daß er in dem gemeinsamen Recht das wichtigste Erzeugnis der Weltmonarchie erblickte. Man kann von einem Literarhistoriker nicht verlangen, daß er Jurist ist, aber es dürfte doch nicht vorkommen, daß dolus mit Verbrechen, culpa mit Vergehen gleichgesetzt werden, wie es S. 295 geschieht. Dolus und culpa sind subjektive Schuldmomente; die aus dem Code pénal stammende Einteilung in Verbrechen, Vergehen und Übertretungen gründet sich auf die Schwere und Art der Bestrafung und ist objektiv. Wer doloserweise links fährt, begeht darum



noch lange kein Verbrechen, auch kein Vergehen, wenn es in Fahrlässigkeit geschieht. Auch was S. 312 über das jus naturale gesagt wird, läßt sich nicht halten. Ein Naturrecht, quod natura omnia animalia docuit (l. 1 § D. 1. 3), kennen erst die spätrömischen Juristen; in älterer Zeit ist jus naturale gleichbedeutend mit jus gentium, ein geschriebenes Recht, das nach Gajus die naturalis ratio inter omnes homines constituit. Diese Natura ist aber die Natur des Rechtes oder sogar die des einzelnen Rechtsgeschäftes, nicht im Sinne der späteren Rechtsphilosophie die Vernunft.

3.

An die Spitze seines Werkes stellt Voßler einen Vergleich zwischen Dante und Faust. Die Zusammenstellung ist ja keineswegs neu, sie findet sich, soweit ich sehe, zum ersten Male bei Schelling. De Sanctis hat sie dann benutzt, um das veränderte Verhältnis des Menschen im 13. oder 18. Jahrhundert zum Wissen darzulegen. Der eine vertraut ihm mit der Hoffnungsfreudigkeit eines erwachenden Kindes, der andere stößt es angeekelt als zwecklosen Ballast von sich. Faust erkennt, daß wir nichts wissen können, Dante dagegen erwartet und findet in tiefster Seelennot Trost bei der Wissenschaft (Philosophie) und lebt des sicheren Glaubens, daß ihn die Erkenntnis durch die Gnade zum Heil führen werde. Aber De Sanctis steht in keinem sehr innigen Verhältnis zur Dichtung Goethes, er gibt selbst zu, daß ihm Mephisto interessanter als Faust ist, während sich der Deutsche zunächst in diesem wiederfindet. So kann Voßler wesentlich mehr aus der Parallele Dante-Faust herausholen. Er zeigt uns bei Gleichheit des Problems die Verschiedenheit des Zieles und der Behandlung und entwickelt die Unterschiede zwischen Vision und Drama, zwischen Handeln und Schauen, zwischen der vita contemplativa und activa. Aber über den Ähnlichkeiten darf man die fundamentalen Gegensätze nicht vergessen. Nach Dantes Auffassung ist die menschliche Natur schlecht, nach der Goethes im „Faust" gut. Das ist von Bedeutung sowohl für ihre Helden als deren Begleiter. An Faust heftet sich der Versucher, denn ohne diesen würde er nicht vom „rechten Wege" abirren, der Wanderer der „Komödie" dagegen würde sich in dem dunkeln Walde der Leidenschaften und in der Hölle rettungslos verlieren, wenn ihm sein Lehrer Virgil nicht beständig zur Seite bliebe. Dantes Pessimismus ist der seiner Zeit, der Fausts dagegen individualistisch. Der eine ist zum Schluß trotz aller Empörung einig mit seinem Jahrhundert, der andere fühlt sich von der Mitwelt durch die ganze Kluft der Idee getrennt. Daraus erklärt sich das Verhältnis beider zum Staat. Kaisertum und Papsttum sind, wie Voßler treffend bemerkt, nur Lumpereien im Vergleich zu dem ewigen Problem einer Menschenseele, aber der Staat als solcher bildet auch ein ewiges Problem, für das nur der staatenlose Deutsche, der Schüler Rousseaus, kein Verständnis hat. Aber auch er muß einsehen, daß es für den Menschen ein Heil nur mit dem Menschen, nur innerhalb der menschlichen Gemeinschaft gibt, eine Erkenntnis, die der italienische Faust von Anfang an besitzt, mag er auch das Ideal dieser Gemeinschaft wie alle seine Ideale in das Jenseits verlegen. Die Staatsidee ist mächtig in Dante und schafft praktisch in seiner Dichtung; selbst in seinen außerirdischen Reichen herrschen die strengste Gesetzlichkeit und Ordnung, in dem irdischen Staatsgebilde dagegen, das sich



Faust zum Schluß aufbaut, walten Laune und gesetzlose Unbestimmtheit.

Das gleiche Thema der Goetheschen und Danteschen Dichtung bezeichnet Voßler mit den Worten Kuno Fischers als „Fall und Läuterung des Menschen". Diese Formel des ehemaligen Heidelberger Philosophen erscheint wenig glücklich. Fall und Läuterung sind theologische Begriffe, über die Faust längst hinausgewachsen ist, und auch für die „Komödie" passen sie nur bedingungsweise und decken sie inhaltlich nicht völlig. Die Läuterung Dantes ist am Schluß des Purgatoriums vollbracht, das Paradies würde danach zu einer effektvollen Apotheose herabsinken, es wäre ein accidens, kein essentiale der Dichtung. An anderer Stelle spricht Voßler von der Vereinigung des Menschen mit Gott. Das bringt den Gehalt der Wanderung durch die drei Reiche gut zum Ausdruck. Aber war es von Anfang an der Plan Dantes? Ich glaube, man darf an den spärlichen Angaben Boccaccios über Beginn, Unterbrechung und Wiederaufnahme der Dichtung nicht achtlos vorübergehen, und aus der „Vita nuova" geht zweifellos hervor, daß unser Dichter schon damals, etwa 1295, an eine Verherrlichung der toten Geliebten dachte. Von diesem Jugendentwurf läßt sich so viel mit Bestimmtheit sagen, daß er unmöglich den Plan des weltumspannenden Lehrgedichtes enthielt, sicherlich zielte er nur auf die Vereinigung der beiden Liebenden ab. Der irdische, in Sünden verstrickte Liebhaber wurde zu der verklärten Königin seines Herzens emporgehoben. Abgesehen von anderen Gründen, die sich im Rahmen einer Besprechung nicht ausführen lassen, drängt die verschiedene Stellung, die Beatrice in der „Vita nuova" und in der „Komödie" einnimmt, auf ein derartiges Zwischenglied und setzt eine Entwicklung voraus. Gewiß ist auch die Wahl Virgils zum Führer durch Hölle und Fegefeuer eine eigenmächtige künstlerische Tat Dantes, aber dabei konnte er sich auf eine mehrhundertjährige Tradition stützen. Man sah in dem Römer den Vollender des Altertums, der das Maß von Wissen besaß, das den Menschen ohne Offenbarung vergönnt war; sub imagine fabularum totius philosophiae exprimit veritatem, heißt es im 12. Jahrhundert bei Johannes von Salisbury. In seinen „Bucholica" fand man die Darstellung des kontemplativen, in den „Georgica" des sensualen, in der „Äneis" endlich des aktiven Lebens mit dem Ausblick auf das Christentum. Virgil war eine berufene Persönlichkeit, Beatrice dagegen, mag sie nun Portinari oder anders geheißen haben, war eine Florentinerin, die unzählige von Angesicht zu Angesicht gekannt hatten. Wie konnte es der Dichter wagen, diese mit einem Schlage unter die Heiligen erster Klasse zu versetzen? Wohl lag es im Stil der Zeit, die Geliebte zu sublimieren und die irdische Minne zur himmlischen zu steigern, aber eine Kühnheit ohnegleichen war es doch, ein gewöhnliches Mädchen aus eigener Machtvollkommenheit zu einer auserwählten Rolle ins Himmelreich zu berufen. Nimmt man aber an, daß der erste Entwurf einen Liebessang zur Verklärung der Geliebten enthielt und daß dieser allmählich zum Kampf- und universalen Lehrgedicht ausreifte, so wird das beinahe Unbegreifliche verständlich. Dem Auswachsen der Dichtung entsprach ein solches der Beatrice und aus dem Ideal des Liebenden entwickelte sie sich zum Ideal des Christen und Philosophen. Demgegenüber betont Voßler die Einheitlichkeit der Dichtung und weist darauf hin, daß



schon die ersten Gesänge der „Hölle“ Beziehungen auf sehr späte Zeitereignisse enthalten und daß die Topographie der Unterwelt der volkstümlichen Vorstellung des Himmels nachgebildet ist, aber das beweist doch nur, daß die Spuren des langsamen Werdens in der jetzigen Fassung nicht oder schwer zu entdecken sind. Das ist aber bei Dantes methodischer oder, wie unser Autor sagt, pedantischer Geistesrichtung kaum anders zu erwarten.

4.

So kühn der erste Entwurf war, so wenig originell ist der Grundgedanke der „Komödie“, wie sie heute vorliegt. Voßler bemerkt: Dante war sich bewußt, daß die ganze Wirkung von dem Wie, nicht von dem Was abhängt. Man kann bezweifeln, daß der Dichter diese Einsicht besaß, aber die Tatsache selbst ist darum nicht weniger richtig. Das Motiv war im Sinne des 13. Jahrhunderts, um es offen auszusprechen, geradezu trivial. Jenseitsvisionen gab es in Hülle und Fülle; in der vertieften Frömmigkeit der Zeit und der franziskanischen Mystik fanden sie einen trefflichen Nährboden. Aber nicht nur prophetisch veranlagte Sänger, sondern jeder Geistliche auf der Kanzel schwelgte in der Ausmalung der menschlichen Sündhaftigkeit, des höllischen Strafgerichtes und der himmlischen Wonnen. Der Eingang der „Komödie“, die Verirrung des Menschen im Walde der Leidenschaften, klingt er nicht wie der erbauliche Text einer Sonntagspredigt? Und vielleicht ist Dante auf diese Weise dazu gekommen. Je tiefer diese Vorstellungen ins Volk drangen, desto gröber und sinnfälliger wurden sie ausgeführt. Was oben spiritualistisch war, wurde unten zum krassen Materialismus; es kam so weit, daß man die Freuden des Paradieses als eine ununterbrochene Schlemmerei schilderte. Einzelne Lieder des Jacopone da Todi, den D'Ancona treffend als Bänkelsänger des Herrn bezeichnet, mit ihrem vermenschlichten Gott und ihrer verweltlichten Frömmigkeit sind ganz im Stile der Heilsarmee, die ja auch die grobsinnlichen Instinkte der Masse in den Dienst einer vertieften Religiosität zu stellen sucht. Das visionäre Erschauen der drei Jenseitsreiche mit ihren Qualen und Freuden war im besten Sinne populär. Voßler verkennt das nicht, aber er würdigt es nach meinem Empfinden nicht genügend, wenn er (S. 799) die Allegorie als gleichberechtigten Faktor neben diese volkstümlichen Vorstellungen stellt. In ihnen liegt die Wurzel von Dantes Kraft, nur aus dem Empfinden eines gesamten Volkes, ja wir können sagen, aus dem Empfinden der Masse heraus vermag der große Dichter Ewigkeitswerte zu schaffen. Diese kindischen Fabeleien von Hölle und Fegefeuer mit all ihren Albernheiten und Geschmacklosigkeiten enthalten den Keim der „Komödie“ wie die Radau- und Prügelstücke der alten englischen Volksbühne den des „Hamlet“. In beiden lebten die starken volksmäßigen Kräfte, die nur auf die Bindung durch die überragende Persönlichkeit warteten, um sich zum Kunstwerk zu gestalten.

Als wesentlichsten Vorzug des Buches möchte ich betrachten, daß der Verfasser immer bemüht ist, dem Dichter zu geben, was des Dichters ist, und dessen Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen sucht. Wenn sie trotzdem zuweilen in dem Übermaß von philosophischen und religionsgeschichtlichen Auseinandersetzungen verschwindet, so liegt das an der angewandten

Methode, die sich, von der Allgemeinheit ausgehend, allmählich auf Dante konzentriert. Ich verweise als Beispiel auf das Individuationsproblem (S. 157 f.). Es wäre eine Lücke in der Darstellung, wenn Voßler es nicht behandelt hätte, und doch spielt es für den Dichter gar keine Rolle. Der Künstler, sei es des Wortes, sei es der Farbe, kann nur Individualseelen verwenden, die bis zu einem gewissen Grade im Besitz ihrer Körperlichkeit sind. Mit abstrakten Geistern kann die Kunst nichts anfangen, und wenn Dante selbst sich Gedanken über den Zustand seiner abgestorbenen Seelen macht, so ist das einer von den vielen Fällen, wo der Theologe an den Grundlagen der Dichtung rüttelt und den Leser aus der Illusion herausreißt. Theologisch betrachtet, mögen die körperlichen Strafen der Hölle und des Fegefeuers nur Symbole sein, in der Dichtung sind sie Realitäten, die ein Einzelwesen mit einem empfindlichen Leibe voraussetzen. Wenn Voßler die Frage aufwirft, mit welchem Recht Dante seinen Charakter, seine Leidenschaften usw. ins Jenseits mitnimmt, so gibt es darauf nur eine Antwort: mit dem Recht des Dichters! Ein persönliches Recht des Dichters ist auch seine Mystik. Gewiß ging damals eine mystische Woge über die Menschheit, aber das besagt doch nur, daß Zeit und Umstände auf eine vertiefte Frömmigkeit drängten und daß die Religion als Dogma einer Erneuerung durch das Gefühl bedurfte. Mystik, Religion als Gefühl, läßt sich überhaupt nicht lehren, sondern muß erlebt werden. Jeder Versuch, die Religion poetisch zu behandeln, führt zur Mystik. Die Bedeutung der franziskanischen Bewegung für Dante soll nicht unterschätzt werden, aber in erster Linie war er aus dichterischer Notwendigkeit Mystiker, der sich natürlich bis zu einem gewissen Grade der Ausdrucksmittel seiner Zeit für die Unendlichkeit des Gefühles bediente. Bei Voßler erscheint die Mystik zu stark als Lehre, während wir gerade in ihr das eigenste Erlebnis Dantes erblicken müssen.

Im allgemeinen gehören aber die Teile, die der Persönlichkeit des Dichters gewidmet sind, zu den besten des gehaltreichen Werkes. Die Ausführungen 512—570 möchte ich besonders empfehlen. Freilich das Bild, das Voßler von seinem Helden entwirft, darf nicht auf allgemeine Zustimmung rechnen. Es will mir nicht einleuchten, daß Dante nach der „Vita nuova“, also etwa im Alter von dreißig Jahren, „für den Himmel und die reinste Beschaulichkeit gewesen war“. Der Florentiner mit dem glühenden Haß, der selbst im Paradies noch gegen seine Landsleute wettert und sich rühmt, wenn er in der Hölle[2]) auf einen Schurken anderthalben setzt? Zur Beschaulichkeit hat sich dieser rastlose, ungestüme Geist wohl niemals, allenfalls in seinen spätesten Lebensjahren, nachdem das Maß der Enttäuschungen voll war, durchgerungen. Gewiß empfindet er eine starke Neigung zur stoischen Lebensauffassung, aber besaß er sie selber? Wir dürfen wohl auf Shakespeare verweisen. Bei ihm sind die Helden Temperamentsmenschen, die Freunde Stoiker, die von den leidenschaftlichen Protagonisten um ihre Seelenruhe beneidet werden. So auch Dante. Die kühle Geschlossenheit des Stoikers, geheiligt durch die römische Tradition, war ein Ideal, das er um so tiefer ersehnte, je weiter sein ungestümes, leidenschaftlich zuckendes Dichterherz davon entfernt war. Da zeigt uns De Sanctis einen anderen Dante, einen „heldenmütigen Barbaren,

2) Inf. 1, 33, 150.

stolz, rachsüchtig, leidenschaftlich, eine freie energische Natur“. Auch dieser mag verzagte Stunden gehabt haben, aber die Beschaulichkeit, nach seiner Auffassung die Tugend der Mönche, war nicht seine Sache. Trotz der Größe seines Unglücks dachte er nicht daran, ins Kloster zu gehen wie andere Dichter seiner Zeit, wie Guittone d'Arezzo oder der von ihm bewunderte Folquet de Marseille, sondern er aß lieber das Brot der Verbannung, um ein Kämpfer bleiben zu können. Er fühlte sich zum Politiker und Staatsmann berufen. Sein Weltkaisertum gehörte zwar rettungslos der Vergangenheit an, aber „unbeschadet seiner allgemeinen Grundsätze“ vermag dieser Italiener recht praktisch zu handeln. Das hat er in Florenz und gegen Florenz bewiesen. Selbst die Wiederaufnahme des Kampfes zwischen Kaiser und Papst war nicht so utopisch, wie Voßler sie hinstellt. Die Erneuerung des römischen Reiches war freilich ausgeschlossen, aber die Rache an den Welfen, der Kurie und Florenz lag im Bereich des Möglichen und hätte dem Dichter zunächst wohl genügt.

5.

Was die Beurteilung des Werkes anbetrifft, so hat Voßler den erfreulichen Mut, sich völlig auf den Boden der ästhetischen Kritik zu stellen. Vor allem begeht er nicht das Unrecht an Dante, ihn mit dessen eigner Poetik zu messen. Die historische viergegliederte Entwicklungsgeschichte dient dem Verfasser nur als Unterlage für das ästhetische Werturteil. Die Bedeutung der „Komödie“ kann nicht historisch, sondern nur ästhetisch erschlossen werden; ist Dante der große Dichter, so muß er es auch für uns, die heute Lebenden, sein. Dieser Maßstab führt dazu, daß Voßler das „Inferno“ am höchsten stellt, dem „Purgatorio“ eine Zwischenstellung einräumt und das „Paradies“ für grundsätzlich verfehlt hält. Dante hat hier den mißglückten Versuch gemacht, das Absolute, das über menschliche Worte und Gedanken hinausgeht, darzustellen. Der Vorwurf ließe sich gegen das ganze Gedicht erheben. Auch die Hölle ist nach des Dichters Auffassung ewig, also außerhalb von Zeit und Raum, und doch hat er sie in der Erde untergebracht und wenn auch nicht behaglich, so doch recht menschlich eingerichtet. Bei ihr hält er sich an volkstümliche Vorstellungen, bei dem Paradies an kirchliche und philosophische Begriffe. Eine Darstellung des dritten Reiches war als Abschluß der Dichtung unerläßlich, poetisch wirksam konnte sie nur werden, wenn der Dichter so verfuhr wie bei dem „Inferno“, wenn er auf den Glauben des Volkes zurückgriff. Ob freilich eine solche Schilderung den Geboten der damaligen Kirche entsprochen hätte und ob mit diesen volkstümlichen Vorstellungen auch der allegorische Sinn der „Komödie“ zu einem befriedigenden Ausgang zu bringen war, das sind Fragen, auf die wir keine Antwort zu geben haben. Aber prinzipiell verschlossen ist die Darstellung des Himmelreiches der Dichtung so wenig wie der Malerei, nur muß der Dichter auch dieselben Wege wie der Maler wandeln und mit Wesen, nicht mit Begriffen, arbeiten. Immerhin war auch dieser dritte Teil für die Zeitgenossen weniger abstrakt als für uns und inniger mit dem Leben und der Wirklichkeit verknüpft. Wenn z.B. Franziskaner und Dominikaner gegenseitig ihr Lob verkünden, so mochten die damaligen Italiener, die das Gezänk der beiden Orden täglich vor Augen hatten, dies mit einem iro-



nischen Lächeln aufnehmen, und wenn sie von den entsagungsvollen Mönchen im Saturnhimmel lasen, so klang das in ihren Ohren wie eine bittere Satire. Selbst der Haß von Guelfen und Ghibellinen ist inmitten der Seligkeit noch nicht geschwunden. Je übler es in der Welt aussieht, desto mehr ist die Menschheit geneigt, von der Zukunft Trost auf Vorschuß zu beziehen. Die Völker träumen, die Dichter entwerfen dann Bilder eines Zukunftsstaates, der den gegenwärtigen negiert, in Wirklichkeit aber nur dessen gereinigtes Spiegelbild und verbesserte Auflage ist. In diesem Verhältnis steht das Paradies zur Welt. Dort sind alle Mängel der Gegenwart beseitigt, dort herrscht der gerechte Kaiser, dort ist die Kirche frei von irdischem Gut, dort sind die bedürfnislosen Geistlichen, die weisen Lehrer, die gerechten Richter, die Krieger, die ihre Waffen für Gott und nicht im Bürgerkriege schwingen, kurz alles ist vorhanden, was man auf Erden vermißte. Das Paradies ist eine Utopia. Dante hat eine solche zweimal entworfen, in seiner „Monarchie" und in der „Komödie". Das erstemal erwartet er ihre Verwirklichung auf Erden, das anderemal verlegt er sie als entsagungsvoller Christ ins Jenseits.

Goethes Arbeiten zur Morphologie.[1])

Von Adolph Hansen.

Seit dem Jahre 1904, wo ich einige kleine Aufsätze im Goethejahrbuch (1904 und 1906) erscheinen ließ, habe ich mich stets von neuem mit Goethes Naturforschung, besonders seinen botanischen Arbeiten beschäftigt und im Jahre 1907 eine größere Arbeit über Goethes Metamorphose der Pflanzen veröffentlicht.[2]) Ich verdanke dieser Beschäftigung nicht nur die befriedigendsten Stunden stiller Tätigkeit, sondern eine so vielseitige Förderung des geistigen Ausblickes durch die Hinführung auf andere Gebiete, daß ich, ohne jede Schwärmerei für Goethe, diesen Umgang mit seiner Hinterlassenschaft mit dem Gefühl geläutertster Dankbarkeit empfinde. Diese Stimmung und der Austausch darüber mit den Gelehrten des Goethehauses und Goethearchivs in Weimar hat es dann gefügt, daß ich mich mit an der Aufstellung von Goethes naturwissenschaftlichen Sammlungen dort beteiligen durfte, und dadurch in längst gewünschter Weise einen realistischen Einblick in die Art, wie Goethe naturwissenschaftlich zu arbeiten pflegte, empfing.

Wenn ich, um Goethe als Naturforscher zu beleuchten, nochmals Auskunft über ein schon früher behandeltes Thema zu geben mir erlaube, so ist das damit zu begründen, daß trotz früherer sorgfältiger Untersuchung deren Resultate noch immer nicht in die botanischen Fachkreise eingedrungen sind, weil bei diesen die Beschäftigung mit historischen oder philosophischen Arbeiten fast ganz aus der Mode gekommen ist und dem uneingeschränkten Empirismus Platz gemacht hat. So findet der Goethefreund und -forscher auch in der neueren Botanik

1) A. Hansen, Goethes Morphologie. (Metamorphose der Pflanzen und Osteologie.) Ein Beitrag zum sachlichen und philosophischen Verständnis und zur Kritik der morphologischen Begriffsbildung, Gießen 1919, A. Töpelmann.

2) Goethes Metamorphose der Pflanzen mit 9 Tafeln von Goethe und 19 Tafeln vom Verfasser. Gießen 1907, A. Töpelmann.



immer noch die für den Einsichtigen längst abgedroschenen Meinungen über Goethes Metamorphose, weil man dort den Wandel der Kritik gar nicht beachtet hat. Durch den störenden Eindruck des immer wieder sich vordrängenden Veralteten und nach der Regel, daß kein Baum auf den ersten Hieb fällt, wurde ich gedrängt, noch einmal Goethes Morphologie, welche die Metamorphose der Pflanzen und die Osteologie enthält, kritisch zu behandeln, noch nicht völlig gelösten Fragen nachzugehen und ihre Lösung endgültig zum Abschluß zu bringen. Man wird, wenn man jene beiden oben bezeichneten Aufsätze mit der jetzigen Arbeit vergleicht, keine Änderung der Beurteilung, wohl aber eine befriedigende Klärung bemerken. Es wurde dabei aber auch ein allgemeineres Ziel erstrebt, nämlich über in der heutigen Botanik übliche morphologische Anschauungen und Begriffe und deren Berechtigung Aufklärung zu geben. An die Bearbeitung der Pflanzenmetamorphose schloß sich ein Ausblick auf Goethes osteologische Arbeiten, namentlich seine Untersuchung über den Zwischenkiefer, über die, wegen der geringen Beteiligung der heutigen Anatomen an Goethestudien, gleichfalls noch immer widersprechende Meinungen umlaufen.[3]) Diese Untersuchungen Goethes mit in mein Bereich zu ziehen, wurde ich wesentlich veranlaßt durch ein merkwürdiges Buch eines Holländers namens Kohlbrugge, welches an Goethes naturwissenschaftlichen Studien kein gutes Haar läßt, Goethes Charakter in der auch sonst von seinen Gegnern geübten Weise verdächtigt und den lebenden Goetheforschern so anzügliche Behauptungen vorsetzt, daß eine Ignorierung dieses bedauerlichen Literaturdenkmals nicht gut möglich erscheint. Da Herr Kohlbrugge Metamorphose und Osteologie nebeneinander kritisiert, um die gänzliche Wertlosigkeit dieser Leistungen zu beweisen, konnte ich nicht umhin, für beide Themata die gegenteiligen Beweisstücke vorzulegen.

Das Interesse an Goethes Metamorphosenlehre und an der Feststellung, welche Bedeutung ihr zukommt, erklärt sich sehr einfach daraus, daß diese Hypothese noch heute, um den Ausdruck des angesehensten botanischen Morphologen der Gegenwart K. Göbel zu benutzen, „die wichtigste Grundlage der Morphologie bildet".

Über die Notwendigkeit und Bedeudeutung der Metamorphosenlehre herrscht daher heute kaum ein Streit, was daraus erhellt, daß auch didaktisch jedes moderne Lehrbuch der Botanik von dieser Hypothese, zur Erläuterung und Übersicht der Pflanzenorganisation, ausgeht. (Vgl. z. B. K. Göbel, Organographie der Pflanzen, 2. Auflage.)[4])

Meinungsverschiedenheiten sind dagegen vorhanden über Goethes Originalität und Eigentumsrecht an dieser Hypothese sowie über deren philosophische Grundlagen, denn es behauptet, seitdem Schleiden diese Frage zuerst auf die Tagesordnung setzte, eine spätere Literatur wiederholt, der Gedanke stamme von Kaspar Friedrich Wolff und von Linné und sei keine

3) Auch hier macht sich ein ganz besonders erfreulicher Umschwung durch die Arbeiten von W. Lubosch bemerkbar. (Vgl. Goethejahrbuch 1919.)

4) Nur ganz selten trifft man noch auf die Ansicht, daß es keine Metamorphose gäbe und z. B. die Teile der Blüte von vornherein als solche angelegt würden, also Staubgefäße und Fruchtblätter aus Anlagen eigener Art hervorgingen. Diese Ansicht ist aber durch Tatsachen leicht abzufertigen.

naturwissenschaftliche, sondern eine bloß transzendentale Idee.

Würde es sich nun um eine auch nur geringe Anteilnahme jener beiden Forscher an dem Goetheschen Gedanken handeln, so wäre eine Einigung sehr leicht, denn bekanntlich sind auch andere große Gedanken in der Wissenschaft bei mehreren Forschern aufgetaucht. Erinnern wir nur an das Gesetz der Erhaltung der Energie, dem Robert Mayer, Joule und Helmholtz zur Anerkennung verhalfen, oder an Wallace und Darwin, an die Begründer der Pflanzenanatomie Malpighi und Grew und andere, immer zusammen in der Geschichte der Wissenschaft genannte Namen. Aber dieBehauptung, K. F. Wolff und Linné hätten die Metamorphosenlehre vor Goethe ausgesprochen, womit Linnés Priorität von selbst hinfällig würde, da Wolff ihm vorausging, sind gänzlich falsch und unhaltbar, und vollständigen Irrtum kann die Wissenschaft nicht bestehen lassen. Bei K. F. Wolff handelt es sich um eine nur scheinbar ähnliche Ansicht, denn Wolffs Gedanke der Organbildung ist ein ganz anderer wie der Goethes, ist vielmehr als Gegensatz zu Goethes Ansicht von einigen Vertretern der neueren Botanik wieder aufgefrischt worden, ohne jedoch in seiner Notwendigkeit bestätigt zu werden. Goethe faßt, wie auch die neue Botanik fast allgemein, die Entstehung gewisser Pflanzenorgane, z. B. der Blütenteile, und solcher Organe, die man nicht bei allen Pflanzen findet, wie die Ranken des Weinstockes und der Leguminosen u. a., die Knospenschuppen, die knolligen Wurzeln und Stämme (z. B. Kohlrabi) usw. als Umwandlungen (Metamorphosen) von Laubblättern, Sprossen und Wurzeln auf, d. h. von in dieser ursprünglichen Form bei allen höheren Pflanzen angelegten Grundorganen. Dadurch wird es verständlich, wie eine Pflanze, die im Samen nur einen aus Wurzel, verkürzter Sproßachse und Keimblättern bestehenden Keim (Embryo) besitzt, während von allen später auftretenden Organen, namentlich auch den Blüten, im Samen keinerlei Anlage zu sehen ist, dennoch alle diese Organe später, oft erst, wie die Blüten bei vielen Bäumen, nach vielen Jahrzehnten, dennoch erhalten kann, um ihren Lebensaufgaben nachzukommen. Die Pflanze ist also bei ihrem ersten Erscheinen ein noch ganz unvollkommen ausgerüstetes Lebewesen. Sie entfaltet zuerst die wenigen ihr im Keim verliehenen Ernährungsorgane und wenn sie später Fortpflanzungsorgane (Blüten), Kletterorgane (Ranken), Speicherorgane (Wurzel- und Stammknollen, Zwiebeln) braucht, so gewinnt sie diese durch Umwandlung ihrer primären Organe: Stengel, Blatt, Wurzel.

Dem Leser mag die Hypothese zunächst gar nicht als ein so umwälzender Gedanke erscheinen, weil sie bei dem heutigen Bildungsstande so überaus einleuchtend ist. Ihre Bedeutung tritt aber sogleich besser hervor, wenn man sie mit den damals über die Organbildung herrschenden Ansichten vergleicht. Tatsachen über Ausbildung der Organe kannte man so gut wie gar nicht, Linné wußte nichts darüber, wie ein Blatt, wie eine Blüte an der Pflanze entsteht. Man stellte sich bloß vor, daß alle Pflanzen schon für unendliche Generationen vom Schöpfer im voraus geschaffen (präformiert) seien und in unsichtbarer Kleinheit ineinander geschachtelt schon im Samen steckten und sich nun in Äonen als Pflanzen auseinander entwickelten, also nach und nach zum Vorschein kämen. Diese „Präforma-



tionstheorie" war eine reine Erdichtung und wurde durch keine einzige Tatsache gestützt, daher konnte sie denn K. F. Wolff durch bloße mikroskopische Beobachtung widerlegen, die ergab, daß die Organe anfangs gar nicht vorhanden waren, sondern durch völlige Neubildung, nach seiner Meinung aus ungeformter Substanz, entstünden. Eine Neubildung war zwar richtig, aber nicht im Sinne der Theoria generationis von Wolff, die sich als unrichtig erwiesen hat, Goethes Hypothese dagegen gab den Anstoß zu genauerer Beobachtung, nachdem man auch bessere Mikroskope, als sie K. F. Wolff zu Gebote standen, hergestellt hatte. Man entdeckte dabei, daß die Neubildung in der Weise stattfindet, daß die Organe, Blätter, Sprosse, Blütenteile usw., nicht aus ungeformter halbflüssiger Masse, wie Wolff sich vorgestellt hatte, sondern aus Zellen oder einfach gestalteten Zellgruppen, die man Anlagen nennt, ihren Anfang nehmen. Auf diesem Wege beobachtete man nicht nur die Bildung der Anlagen zu den verschiedenen Organen, sondern auch in manchen Fällen eine vollständige Umwandlung der Form während ihrer Entwicklung: die Metamorphose. Später wurde dann außerdem die Metamorphose auch auf experimentellem Wege von Göbel und anderen Forschern künstlich hervorgerufen und damit Goethes Hypothese besser bewiesen. Das eingehendere Studium von K. F. Wolffs kaum mehr gelesener lateinischer Abhandlung hat ergeben, daß die in der Botanik verbreitete Meinung, es käme Wolff eine Priorität in der Metamorphosenlehre zu, vollständig unhaltbar ist. Der Gedanke, den er an seine Beobachtungen knüpfte, ist ein ganz anderer wie der Goethesche, so daß eine Priorität Wolffs nur existiert für eine heute von wenigen Botanikern vertretene Ansicht, die man als Differenzierungstheorie bezeichnet hat.

Wolff, von seiner mechanischen Theorie der Entwicklung, die er erdacht hatte, ausgehend, glaubte mit dem Mikroskop beobachtet zu haben, daß die Blätter und Blütenteile der Pflanzen anfangs zähflüssige Tropfen wären, die erst später zu Organen gewissermaßen erstarrten; eine vom heutigen Standpunkt der Kenntnisse ganz unvollkommene Vorstellung, die niemals recht angenommen, heute ganz verlassen ist. Wolff hatte nun wohl bemerkt, daß die Blütenteile an derselben Stelle entstünden, wo sonst Blätter entstehen können, und nahm an, daß der zähflüssige Bildungsstoff in diesem Falle durch freilich unbekannte Umstände so modifiziert werde, daß an Stelle von Blättern Blütenteile daraus würden. Da er nicht angeben konnte, worin die Modifikation bestehe, suchte er die stoffliche Verwandtschaft beider Organkategorien dadurch verständlich zu machen, daß er die Blütenteile „modifizierte Blätter" nannte, was eine bloß logische Bezeichnung, aber keine Hypothese ist. Es war also nach seiner Meinung an der Stelle von Blättern aus einem veränderten Stoff etwas ganz anderes entstanden. Von einer Umwandlung von Organen ist bei Wolff keine Vorstellung vorhanden, weshalb er auch den Begriff der Metamorphose gar nicht benutzt. Es handelt sich auch bei Wolff nicht um eine Umwandlung, sondern von vornherein um einen vollständigen Ersatz eines Organs durch ein anderes: nicht um Metamorphose, sondern um Stellvertretung (Substitution). Ursache derselben war eine vorausgehende, aber bloß hypothetisch angenommene Änderung der Zusammensetzung des Bil-



dungsstoffes, der einmal zu Blättern, das andere Mal zu Blütenteilen unter Bläschen- und Gefäßbildung erstarrte.

Es ist also leicht einzusehen, daß der Gedanke Wolffs ein ganz anderer ist als der Goethes, der annimmt, daß von Anfang an als Blätter angelegte Organe bei der Blütenbildung allmählich eine Zustandsänderung erleiden, welche zu einer Formänderung, und zwar zum Zwecke einer Funktionsänderung führt. Ein Blatt bildet sich z.B., nachdem es als Blatt entstanden, wenn es die andere Aufgabe, als Klammerorgan zu dienen, übernehmen soll, zu einer fadenförmigen Wickelranke um. Auch Goethe setzt als Ursache dieser Umbildung stoffliche (chemische) Veränderungen voraus, die aber innerhalb der schon determinierten Organanlage stattfinden, nicht bloß vorhergehende Änderungen einer Bildungsflüssigkeit bedeuten.

Wollte man nun auch einen leisen Anklang an Goethes Metamorphosenlehre mit Mühe herausfinden, indem man hervorhebt, daß nach Wolff die Sproßachse ursprünglich blattbildenden Saft ausscheidet[5]), aber auch blütenbildenden Saft ausscheiden kann, so stimmt das nur überein mit der von einigen heutigen Botanikern noch geteilten Ansicht, daß die Organe von vornherein nicht determiniert sind, aber nicht mit dem Gedanken einer nachträglichen Metamorphose. Auch wäre Wolffs Ansicht immer noch eine ganz unvollständige Hypothese, denn er hat sich außer mit der Begründung der Entstehung der Blütenteile an Stelle von Blättern, mit den anderen ebenso wichtigen Organmetamorphosen gar nicht befaßt, was Ursache von Widersprüchen geworden ist. Goethe hat sich von Anfang an auch mit der Metamorphose der Vegetationsorgane befaßt. Auch hat Goethe seine Lehre durch Ausdehnung auf die Kryptogamen zu einer umfassenden, für die heutige Botanik brauchbaren Hypothese gemacht. Davon finden sich bei Wolff keine Andeutungen.

In der Prioritätsfrage scheidet also Wolff vollständig aus, und die Metamorphosenlehre, wie wir sie heute haben, ist Goethes alleiniges Eigentum. Goethe selbst ist aber der Möglichkeit, daß man einen Anklang an seinen Gedanken bei Wolff finden möchte, dadurch mehr als ausreichend gerecht geworden, daß er Wolff als seinen trefflichen Vorarbeiter bezeichnet hat, nachdem er ihn nachträglich kennen gelernt hatte. Goethes Kritik der Wolffschen Ansichten ist außerordentlich treffend.

Daß auch Linné einen Anteil an der Metamorphosenlehre haben sollte, ist wesentlich darauf zurückzuführen, daß Linné das Wort Metamorphose benutzt hat, aber in einem ganz anderen Sinne. Seine diesbezüglichen Ansichten sind längst als völlige Erdichtungen von der Wissenschaft verlassen worden. Trotzdem glaubte man einige in Linnés Schriften zerstreute aphoristische lateinische Sätze so deuten zu dürfen, daß sie zu Goethes Metamorphose passen. Diese Deutungen sind aber irrtümlich und willkürlich und neuerlich z. T. von Dilettanten in der Botanik, z.B. dem Schriftsteller Chamberlain, ausgegangen, der zur Begründung dieser Ansicht einige leicht zu widerlegende Autoritäten anführt. Da schon früher von mir im Goethejahrbuch 1904 Linnés Anspruch ausführlicher besprochen ist, sind die Wiederholungen Chamber-

5) Wolf bezeichnet die Organbildung am Vegetationspunkt ausführlich als „Excretion".

lains ganz überflüssig und fallen vor einer fachmännischen Kritik zusammen, was ich in der hier zugrunde liegenden Arbeit nochmals ausgeführt habe.[6])

Bei der übertriebenen Einschätzung Linnés wurde es eine Zeitlang Mode, bei ihm in zweideutigen Sätzen moderne Gedanken aufzuspüren, sogar sollte er endlich ein Vorläufer Darwins sein, obwohl dieser wie Lamarck sich gerade gegen Linnés Ansicht von der Entstehung der Pflanzenarten gerichtet hatte. Solche Versuche finden unter wissenschaftlichen Dilettanten gern Anhänger, die sie dann vertreten. Schon 1870 hat der hervorragende Botaniker Hugo von Mohl gegen solchen Verderb ernster Forschung Protest eingelegt. Linnés Talent und Verdienste liegen auf einer ganz anderen Seite, dem Gebiet der Nomenklatur und Systematik, und diese werden ihm bleiben. Der Versuch, ihn nachträglich auch zum Biologen zu machen, beruht darauf, daß man nicht eingesehen hat, daß da, wo Linné, z. B. in seinen Dissertationen, biologische Tatsachen behandelt, es sich gar nicht um biologische Forschung, sondern um bloße Klassifikation bekannter biologischer Tatsachen handelt. So klassifiziert er die Gallen, die Knospen, ohne im mindesten biologische Beobachtungen zutage zu fördern. Der von Linné für die ihm unerklärliche Entstehung der Blüten an der belaubten Pflanze benutzte Ausdruck „Metamorphosis" hatte einen ganz anderen Sinn. Er war ein bloßes Bild, indem Linné die Blütenentstehung mit der Metamorphose der Insekten verglich und dabei die Pflanze als Larve, die Blüte als das Insekt auffaßte, eine ganz künstliche, die Erkenntnis in keiner Weise fördernde Meinung.[7])

6) Vgl. auch Naturw. Wochenschrift N. F. Bd. 18 Nr. 47. „Die Lebenswege H. St. Chamberlains und die Naturwissenschaft."

Daß die Metamorphosenlehre Goethes nicht, wie von einigen philosophisch ungeschulten Autoren behauptet wurde, eine bloße leere Begriffskombination von rein logischer Bedeutung, sondern eine sachlich und erkenntnistheoretisch wohl begründete naturwissenschaftliche Hypothese ist, habe ich in meiner Arbeit ausführlich begründet. Hier würde eine Wiederholung zu viel Raum erfordern, statt deren führe ich lieber die aus der Untersuchung mit unumstößlicher Sicherheit erlangten Resultate in einigen kurzen Sätzen an:

1. Goethes Metamorphose ist eine wissenschaftliche Hypothese, die zu einer richtigen Auffassung der Bedeutung der Organbildung im Pflanzenreich geführt hat. Wäre sie eine bloße Fiktion, so könnten durch sie keine neuen Erfahrungstatsachen aufgefunden worden sein, was in umfassendem Maße der Fall gewesen ist.

2. K. F. Wolff kann zwar mit Goethe als ein trefflicher Vorarbeiter bezeichnet werden, aber eine Priorität in bezug auf die Metamorphosenlehre nicht in Anspruch nehmen. Seine Beobachtungen der Blattanlagen sind unrichtig, da er die Anlagen für flüssige Tropfen hielt. Außerdem ist er nur auf die Blütenteile eingegangen und hat sie als

7) Geradezu weltfremd klingt die Behauptung in einem 1919 erschienenen Buche von H. Glück (Blatt- und Blütenmorpholog. Studien), daß unsere derzeitige Auffassung der Blüte als Metamorphose einer Laubknospe auf Decandolles Organographie Bd. I S. 489 zurückgehe. Daß ein deutscher Botaniker Goethes Metamorphose und die Literatur darüber ganz unbeachtet läßt, ist um so auffallender, als Decandolle an der zitierten Stelle (Bd. I S. 488 deutsche Übers. 1828) ausführlich genug angibt, daß ihm Goethe, Röper, Turpin und R. Brown in der von ihm selbst „teilweise angedeuteten" Auffassung vorangegangen seien.

„modifizierte Blätter" bezeichnet, was eine bloße logische Beziehung bedeutet. Auch hielt er die Staubgefäße irrtümlich für veränderte Knospen. Goethes Hypothese nahm die reale Umwandlung der Organe an und beschränkte sich nicht nur auf die Blüte, deren Teile er alle als veränderte Blätter ansah, sondern umfaßte auch alle Vegetationsorgane, Sprosse, Wurzeln und Blätter, und er dehnte auch seine Ansicht auf die Kryptogamen aus, stellte also die Hypothese in demselben Umfange auf, wie sie heute noch gilt.

3. Falsch ist die Behauptung einiger Schriftsteller, Goethe habe den Gedanken der Metamorphose und die Bezeichnung von Linné übernommen. Linné hat den Ausdruck selber aus dem 17. Jahrhundert anderen Forschern entlehnt, seine eigene Metamorphosentheorie, die ausschließlich für die Blüte Geltung haben konnte, ist eine bloße Erdichtung einer Ähnlichkeit von Pflanzen mit Insekten und hat mit Goethes Lehre von der Umbildung der Organe zu anderen Lebenszwecken nicht das geringste gemein.

4. Es gibt nur eine Metamorphosenlehre, die von Goethe, welche die heutige Botanik fast unverändert übernommen hat, die Differenzierungstheorie mancher Botaniker ist überhaupt keine Metamorphosenlehre.

5. Die Notwendigkeit der Metamorphose im Pflanzenreich kann man damit begründen, daß durch bloße Umwandlung Energie erspart wurde und außerdem absolute Neubildung für uns unbegreiflich wäre. Wenn uns ein Haus oder eine Maschine nicht mehr genügen, reißen wir sie nicht ein, sondern bauen sie um und verändern sie, wodurch Energie und Material gespart wird. Sind auch Naturvorgänge und menschliche Handlungen nicht dasselbe, so können wir doch nach diesem Prinzip das Vorhandensein der Metamorphose verständlich machen.

Wenn man sich nun in Goethes Metamorphosenlehre vertieft, so ergibt sich, daß das Interessante nicht nur in der historischen Beziehung liegt, sondern in dem Zusammenklang von Goethes grundlegenden Gedankengängen mit den Begriffsschöpfungen und -operationen der heutigen Botanik. Hat sich auch die Sprache der Naturwissenschaft stark geändert und sich in einer nicht immer erfreulichen Terminologie von dem Mittel des Symbolisierens unabhängiger gemacht, so finden wir bei Goethe nicht nur einen Maßstab des Fortschrittes, sondern auch einen Antrieb zur stets erneuerten Kontrolle unserer Erkenntniskräfte und unserer Ausdrucksweise, um zu erkennen, daß wir dennoch gar nicht von ihm so verschieden verfahren, wie es den Anschein haben könnte. Wie sollte es auch anders sein, da die Probleme, welche dieser merkwürdige Geist selbständig oder mit anderen zusammen angriff, noch immer dieselben und noch immer ungelöst sind. Ich konnte nachweisen, wie wenig man in der Metamorphosenlehre in 129 Jahren über Goethe hinausgekommen ist. Es sind zwar namentlich von Göbel und Klebs eine Reihe interessanter neuer Tatsachen der Metamorphose entdeckt worden, aber theoretisch und in bezug auf eine chemische Kausalität ist man nicht weiter gelangt als Goethe. Wenn man in modernen botanischen Handbüchern liest, man fasse die Metamorphose jetzt im Gegensatz zu Goethe real auf, so handelt es sich in dieser Darstellung um einen erkenntnistheoretischen Irrtum. Daß die Umwandlung eines Organs in ein anderes zum Zwecke neuer Funktion eine reale ist, war Goethe ebenso



klar wie den heutigen Botanikern, denn dieser Vorgang verläuft in vielen Fällen vor unseren Augen. Daß aber das Substrat der Umwandlung, die Anlage, ein schon determiniertes Organ ist, ist heute noch genau so Hypothese wie bei Goethe. Das kann auch nicht anders sein, weil z.B. ein Blatt als Anlage noch gar nicht als solches bestimmt an konstanten Merkmalen zu erkennen ist. Daß aber eine Blattanlage schon Blattcharakter hat, ist dennoch keine willkürliche, sondern eine berechtigte hypothetische Voraussetzung, weil bei manchen anderen Organanlagen, z.B. Wurzeln und Sprossen, schon frühzeitig, d.h. in der Anlage, der bestimmte Organcharakter hervortritt. Damit wird die Ansicht, daß alle Organanlagen indifferent seien, und sich aus ihnen bald dies, bald jenes entwickeln könne, ohne daß eine Metamorphose stattfände, gänzlich unwahrscheinlich und kann auch nicht für die Blätter besonders gelten. Goethe hat diese Ansicht schon als unwahrscheinlich abgewiesen. Ebendeshalb, weil auch die Umwandlung der Organe ineinander noch immer einen hypothetischen Charakter besitzt, braucht man dafür lieber das Wort Metamorphose, als Ausdruck für eine wissenschaftliche Hypothese, welche die realen Tatsachen zusammenfassen soll. —

Goethes Osteologie und seine Bedeutung als Naturforscher sind in einem zweiten Abschnitt des hier angezeigten Buches behandelt in der Form einer gründlichen Widerlegung der 1913 erschienenen Schrift des Holländers J. H. F. Kohlbrugge: „Historisch-kritische Studien über Goethe als Naturforscher." Der Raum verbietet, dies umfangreiche Kapitel hier auch nur im Auszuge wiederzugeben. Das Resultat ist eine völlig begründete Ablehnung der Ansichten und leeren Behauptungen Kohlbrugges, was auch mit einer von Lubosch erschienenen Antikritik zusammenstimmt. Ich kann hier auch nicht auf die umfangreichen kritischen und historischen Zusätze eingehen, welche meiner Arbeit beigefügt sind und zur Klärung von Fragen über Begriffsbildung in der Botanik und von geschichtlicher Auffassung der Entwicklung der Morphologie beitragen können. Doch möchte ich, um den Charakter der Arbeit noch hervorzuheben, das Schlußwort hier abdrucken.

„Es handelt sich hier nicht darum schließlich auszurufen: „Zurück zu Goethe!" O. Meyerhoff stellt am Schluß eines Vortrages (über Goethes Methode der Naturforschung 1910, S. 49) die Sache so dar, als ob ein solcher Ruf von Naturforschern ausgegangen sei. Nachweise fehlen. Mir ist davon nichts bekannt. Wir sind in der Tat in der Technik der Untersuchungsmethoden wie in theoretischer Behandlung in den Naturwissenschaften so weit über Goethe hinausgekommen, daß jener Ruf nur ein Lächeln hervorrufen könnte. Andererseits glaube ich für die Metamorphose deutlich gemacht zu haben, daß man in der logischen und theoretischen Behandlung dieser Frage nicht über Goethe hinausgekommen ist. Man könnte nun meinen, Goethes Bedeutung und sein Ruhm seien so groß, daß es nicht darauf ankomme, ob auch seine naturwissenschaftlichen Studien Bedeutung besitzen und ob er auch Naturforscher zu nennen sei. Aber darum handelt es sich hier nicht, sondern um die Bekämpfung einer Literatur, die zu falschem Denken erzieht. Was Natorp am Schluß seines Vortrages „Über Platons Ideenlehre" (S. 32) von der falschen Beurteilung dieses Genius sagt, gilt fast wörtlich von der Beurteilung Goethes durch unklare Geister. Wie Natorp sehe auch ich in der Geistesge-

schichte nicht „den Kirchhof, wo auf jedem Stein zu lesen steht: Gewesen — verwest!", sondern erblicke gleichfalls in ihr das Mittel zur „Auferweckung des Geistes, der lebt und lebendig macht".

So glaube ich hier nicht bloß eine Literaturkritik geliefert zu haben, sondern vor allem den Beweis, daß das Studium Goetheschen Denkens auch für unser heutiges wissenschaftliches Urteil fruchtbringend ist und eine „Auferweckung des Geistes" zum Aufsuchen richtiger Wege der Erkenntnis bedeutet. In seltener Weise hat Goethe die Gabe besessen, das Problem der Allgemeinheit zu erfassen und Allgemeines und Einzelnes in Einklang zu bringen. Hier liegt auch eine Hauptschwierigkeit in der Naturwissenschaft, zumal in der Biologie, und so kann Goethe in der Lösung „des Konfliktes des Denkens und der Anschauung" wenn nicht Lehrer, doch Führer und Befreier sein, wie er sich einmal selbst genannt hat. Denn er hat in allen seinen theoretischen Schriften nicht bloß als Metaphysiker, sondern immer an der Hand der Erfahrung seine Schlüsse gezogen (vgl. W. A. II 6, S. 348 ff.). Wer sich mit Goethes Naturforschung beschäftigt, wird das Befreiende seines Einflusses nicht leugnen können.

Könige und Skalden in der Heimskringla.

Von Felix Niedner.

1.

Die Heimskringla, die Geschichte der norwegischen Könige, von dem isländischen Staatsmann, Gelehrten und Skalden Snorri Sturlassohn ist für die Kenntnis der Kultur des alten Nordens von ebenso großer Bedeutung wie die etwas ältere Geschichte des Saxo Grammaticus über die dänischen Könige Weit aber übertrifft Snorri jenen Historiker durch die Gediegenheit seiner wissenschaftlichen Forschung und die plastische Gestaltungskraft seiner Darstellung. Der weite Blick und die besonnene Kritik, mit der dieses Werk entworfen, der frische Wirklichkeitssinn und die strenge Wahrheitsliebe, mit der es ausgeführt ist, sichern Snorri seinen Rang als Historiker. Als Künstler zeigt ihn der schmucke isländische Sagastil, in dem er sein Königsbuch schrieb. Durch ihn wirkt es im Vergleich mit der Lateinschriftstellerei der mittelalterlichen Geschichtsliteratur wie eine unterhaltende Lektüre.

Snorri lebte von 1178—1241, also zur Zeit der staufischen Kaiser in Deutschland. Daß er als Isländer damals ein norwegisches Königsbuch verfaßte, ist kein Zufall. Beide Länder, Norwegen und Island, waren, nachdem ein Teil des Norwegervolkes am Ende des 9. Jahrhunderts sich abgezweigt und auf Island einen neuen Staat gegründet hatte, stets in Fühlung miteinander geblieben. Das Mutterland hatte sich, als Harald Schönhaar dort nach Karls des Großen Muster den Einheitsstaat gegründet, etwa vierthalb Jahrhunderte lang unter großen Königen neben den Nachbarreichen Schweden, Dänemark und England zu einer politischen Macht entwickelt. Das Isländervolk hatte es im gleichen Zeitraume zu hoher geistiger Kultur gebracht. Es war zum ersten Literaturvolk des alten Nordens geworden. Die wechselvollen Vorgänge, un-



ter denen sich die Ansiedler auf der fernen Insel zum selbständigen Volke auswuchsen, die mannigfachen für die Isländer oft ruhmvollen Ereignisse auf ihren häufigen Kriegs- und Handelsfahrten ins Ausland hatten ihr Selbstgefühl mächtig gesteigert. Alle diese Erlebnisse klangen wider in der klassischen Prosaerzählung ihrer Saga und in den kunstvollen Liedern ihrer Skalden.

Der norwegische Königshof behielt für die Isländer eine dauernde Anziehungskraft. Von dort kamen die neuesten und interessantesten Nachrichten aus der Welt. Dort verdiente sich der junge Isländer mit Vorliebe im Königsdienst die ersten kriegerischen Sporen. Dort endlich fand der Skalde den ausgiebigsten Stoff und Lohn für seine Preislieder. So spielten die norwegischen Könige auch frühzeitig eine große Rolle in der heimischen Sagaerzählung. Umgekehrt war der vornehme Isländer in Norwegen stets eine willkommene Erscheinung. Sie wurde zum Ereignis, wenn ein berühmter Skalde dort eintraf, denn diese Männer, die oft zu Freunden und Ratgebern des Königs aufstiegen, trugen in der von ihnen damals ausschließlich gepflegten Liedkunst den Ruhm Islands in alle nordischen Lande. Das norwegische Interesse am Isländervolk, das sich bei einigen Herrschern fast zu einem persönlichen Freundschaftsverhältnis steigerte, hatte indes doch auch einen politischen Hintergrund. Man hoffte auf die Wiedervereinigung der Insel mit dem Mutterlande. So eng sich aber die Isländer auch sonst in allem mit diesem verbunden fühlten, jeden Angriff auf seine staatliche Selbständigkeit hatte das freiheitliebende Volk, selbst einem so angesehenen Herrscher wie Olaf dem Heiligen gegenüber, stets abgelehnt.

Zu Snorris Zeiten hatten sich die Verhältnisse in Norwegen und auf Island wesentlich geändert. In Norwegen herrschte nach dem Aussterben des alten im Königsbuch behandelten Königsgeschlechtes der aus Ibsens Kronprätendenten bekannte König Hakon der Alte. Unter ihm schien das Reich in engerer Fühlungnahme mit den andern damals im Zeichen des Rittertums stehenden europäischen Ländern vor einer neuen Blüte zu stehen. Island aber, dessen Literatur damals durch die schriftliche Inventarisierung seiner alten Sagas und Skaldenlieder Weltruf bekam, ging politisch seiner Auflösung entgegen. Die vornehmsten Geschlechter des Freistaates, die oligarchisch die Gewalt an sich gerissen hatten, befehdeten sich gegenseitig im Bürgerkriege und machten es König Hakon leicht, die alten Ansprüche der norwegischen Könige auf Island zu erneuern.

Snorri entstammte dem angesehensten und geistig regsamsten jener Geschlechter, dem der Sturlunge, in dessen kriegerische Händel der friedfertige Mann zeit seines Lebens verwickelt war. Dies und seine langjährige vermittelnde politische Tätigkeit für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes am Hofe König Hakons und daheim als Gesetzessprecher der Insel verhüteten schon, daß er, der gelehrteste Mann seiner Zeit, Buchgelehrter blieb.

Den Grund zu seiner umfassenden Gelehrsamkeit hatte Snorri in dem alten Gelehrtensitze Odde in Südisland gelegt. Er hatte dort vor allem die Schriften des ein Jahrhundert älteren Vaters der isländischen Geschichte, Ari Thorgilssohn, kennengelernt, die später den Ausgangspunkt und den ständigen kritischen Gradmesser für sein Königsbuch abgaben. Auf Borg in Westisland, dem Sitz seines Ahnen, des größten Skalden aus der Blütezeit des Frei-

staates, Egil Skallagrimssohns, hatte er dann dessen Geschichte aufgezeichnet. Sie führte ihn schon in die Anfänge der norwegischen Königsgeschichte, hatte ihn aber auch die Bedeutung der alten Skaldenlieder als historische Quelle erkennen lassen. Er hatte dann in seinem Skaldenlehrbuch, der sogenannten jüngeren Edda, die Eigenart dieser Gedichte, die in einer formprächtigen mythendurchtränkten Bildersprache wahre und lebensvolle Gegenwart spiegelten, bis in ihre kleinsten Finessen aufgedeckt und, obwohl selbst ohne tiefere dichterische Anlage, durch sein formvollendetes Preislied auf König Hakon und dessen Mitregenten, Jarl Skule, den Ruhm des besten Skalden seiner Zeit erworben. Seine staatsmännische Wirksamkeit am Königshof und später daheim, obwohl sie auf die Dauer nicht von Erfolg gekrönt war und dem vaterlandsliebenden Manne schließlich sogar das Leben kostete, hatte doch seinen politischen Blick für die alte Königsgeschichte und die Vergangenheit seines Volkes, die vielfach ähnliche Verhältnisse wie die Gegenwart zeigten, geschärft. In ausgedehnten an den Königsbesuch angeschlossenen Reisen in Norwegen und Schweden hatte er den Schauplatz seines Werkes genau studiert und sein historisches Wissen an Ort und Stelle aus mündlichen Informationen ergänzt. Dies alles kam ihm zustatten, als er endlich in der ruhigsten und glücklichsten Zeit seines Lebens, in den Jahren 1220—1230, auf seinem Herrensitz Reykjaholt, wo er damals das Leben eines begüterten gastfreien bäurischen Grandseigneurs führte, seinen Schreibern in die Feder diktierte.

Aus den kunstlosen Biographien über einzelne Könige und den reizlosen chronikartigen Gesamtdarstellungen der Königsgeschichte in Schriften vor und zu seiner Zeit hat Snorri sein einheitlich gegliedertes und künstlerisch abgerundetes Werk geschaffen. So sehr er aber auch, hierin unterstützt durch seine politischen Erfahrungen, in der nüchternen Wertung von Menschen und Zuständen der Vergangenheit den obenerwähnten Ari sich zum Muster nahm, in der Technik seiner Darstellung ist er, nach dem Vorbild der alten Saga, weit über jenen hinausgegangen. Unbeschadet der zielsicher angelegten und pragmatisch durchgeführten Haupthandlung hat er es verstanden, in oft weitabschweifenden Episoden durch fesselnde Kulturgemälde das allgemeine Zeitbild zu beleben und zu vertiefen. Er hat die auftretenden Personen nicht nur in ihrem Handeln klar und sicher gezeichnet. Er vervollständigt ihr Charakterbild gern durch scharfzugespitzte Dialoge, ja weitausgesponnene Reden in ihrem Munde, so daß sie lebendig, als wären sie Kinder der Gegenwart, vor uns erscheinen. Einen ähnlichen künstlerischen Eindruck ruft die oft wörtliche Einfügung der alten als historische Quelle verwerteten Skaldenstrophen in uns hervor.

Im Gegensatz zu den nordischen Ländern und England fehlt es bei uns an einer vollständigen Übertragung von Snorris Werk. Diesem Mangel will das Sammelwerk Thule[1]) abhelfen. Im folgenden soll nur an dem Bilde des Königtums und des Skaldentums, wie es Snorri in der Heimskringla zeichnet, eine Vorstellung von ihrer Eigenart und der ihres Autors gegeben werden.

2.

Als erste festumrissene Gestalt tritt im Königsbuch der Begründer des Ein-

1) Altnordische Dichtung und Prosa. Jena 1911 ff., Eugen Diederichs. Snorris Königsbuch, Bd. 14—16.



heitsstaates, der aus Fontanes schöner Ballade bekannte Harald Schönhaar, hervor. Auf dem Siegeszuge dieses südnorwegischen Kleinfürsten durch das ganze Land sehen wir seine selbstbewußte Energie, aber auch, besonders in den fesselnden Kämpfen in Hardanger und Sogne den zähen Widerstand der einzelnen Landschaften, deren Kleinkönige sich dem neuen Joch nicht beugen wollen. Schon nach der Unterwerfung der mächtigen Drontheimer Gaue im Norden aber hatte Harald in der Verfassungsänderung den zweiten entscheidenden Schritt zum Einigungswerk getan. Ein festgefügter Lehnsstaat entsteht. Die größeren und kleineren Gaufürsten, die Jarle und Hersen, werden Vasallen des Königs. Die bis dahin freien Groß- und Kleinbauern dürfen ihre Erbgüter nur als königliches Lehen behalten. Auf dem neuen Feudalwesen baut sich die Heeresverfassung auf. Allerorten im Lande entstehen königliche Herrensitze, und Königsvögte ziehen überall auf diesen Krongütern Steuern und Abgaben ein. Haralds Seesieg im Bocksfjord bei Stavanger im Jahre 872 vollendet das Einigungswerk. Die widerstrebenden Elemente verlassen das Land. Islands Geschichte beginnt. Der König aber erweitert die Macht des Reiches auch nach außen. Er zieht ostwärts bis Schweden und nach Westen bis zu den britischen Eilanden.

Der Staatsgründer ist jedoch kein Staatserhalter. Des Königs zahlreiche Söhne, deren Mütter den verschiedensten norwegischen Landschaften entstammen, blieben, in den Sonderinteressen ihrer Heimat aufgewachsen, dem Einheitsgedanken fremd. Ihr Hader mit dem Vater, untereinander und mit den Lehnsleuten des Königs schafft ununterbrochene innerpolitische Wirren. Ihrem Machthunger nachgebend, verleiht ihnen der König den Königstitel und beschränkte königliche Rechte. So entsteht aus Haralds eignem Geschlechte das Kleinkönigtum, das der Einheitsstaat überwinden sollte, aufs neue, und der Grund wird gelegt zu dem verhängnisvollen Kronprätendententum, das fortan das ganze Königsbuch hindurch dem Staatsgedanken entgegenwirkt.

Keiner von des Königs Nachfolgern wahrt die unbestrittene Königsmacht. Der kriegstüchtigste, Erich Blutaxt, findet die Anerkennung seiner zahlreichen Brüder nicht und endet als Verbannter nach langwierigen Wikingerkämpfen in England. Glücklicher ist Harald Schönhaars Lieblingssohn, Hakon der Gute. Aber auch er kann die Zufriedenheit des Volkes nur durch Wiederfreigabe der von seinem Vater beschlagnahmten bäurischen Erbgüter erkaufen, und nur die Vermittlung des ihm befreundeten klugen Drontheimer Jarls Sigurd schützt ihn vor offener Opposition des Volkes gegen seine Christianisierungspläne. Vollends kritisch wird die Lage, als nach seinem Tode in der Schlacht bei Fitje die Königsherrschaft an Erich Blutaxts Sohn Harald Graumantel übergeht. Sein und seiner Brüder grausames und engherziges Regiment, dessen Fäden die staatskluge, aber ränkesüchtige Königin-Mutter Gunnhild leitet, und dem der volksfreundliche Jarl Sigurd zum Opfer fällt, lassen den Widerstand gegen die neue Lehre und die Selbständigkeitsbestrebungen der Drontheimer Gaue, wo das Heidentum am tiefsten wurzelte, ständig wachsen.

In dieser Zeit, wo der Glanz von Harald Schönhaars Königshaus zu verbleichen schien, stieg der Stern von des ermordeten Jarl Sigurds Sohn, Hakons des Mächtigen, leuchtend empor.

Zwanzig Jahre des Interregnums hindurch ist dieser kriegstüchtige, vor allem aber staatskluge und verschlagene Mann, ohne den Königstitel zu führen, tatsächlich der Herrscher in Norwegen gewesen. Am Königshofe in Dänemark, bisher dem Halt und der Stütze Harald Graumantels und seiner Brüder, wo Hakon nach dem Tode seines Vaters in der Verbannung lebte, bereitete er durch fast machiavellistische Umtriebe seinen schrittweisen Aufstieg vor. Harald Graumantel, unter der Maske der Freundschaft an den Königshof gelockt, findet dort durch Hakon seinen Untergang. Die andern Brüder besiegt dieser in Norwegen. Er selbst nimmt, formell als Vasall des Dänenkönigs, Besitz vom Reiche. In Wirklichkeit vertritt er kraftvoll nach außen die Interessen seiner Heimat. Noch einmal muß er die widerwillige Rolle des Vasallen spielen, als er im Gefolge des Dänenkönigs am Danewirke gegen Kaiser Otto II. von Deutschland ficht. Obwohl selbst siegreich, muß er, da der Feldzug ungünstig für den Dänenkönig endet, mit diesem das Christentum annehmen. Aber schon auf der Rückkehr nach Norwegen setzt er in den götländischen Schären die mitgenommenen christlichen Priester aus. Das Volk jubelt ihm zu. Er gebietet daheim über sechzehn Jarle. Den Höhepunkt seines Ruhmes erreicht er, als er die gefürchteten Seekrieger von Jomsburg, die von ihrem Wikingernest an der pommerschen Küste zur Eroberung Norwegens ausgesegelt waren, in einer glänzenden Seeschlacht schlägt und den Ruf ihrer Unbesiegbarkeit vernichtet. Diese Popularität hat sich der allmächtige Mann durch Willkürherrschaft im Lande später selbst zerstört, ja er fand durch die erbitterte Bevölkerung, deren Frauen er zu nahe trat, schließlich selbst den Tod. Snorri läßt sich durch das allgemeine Verdammungsurteil über Hakon wegen dieser letzten Zeit, das kirchlicher Eifer sicher förderte, seinen unparteiischen Blick als Forscher nicht trüben. Er läßt in seinem Urteil der Bedeutung dieses ungekrönten Königs von Norwegen, der in seiner realpolitischen Anlage von keinem späteren Herrscher übertroffen wurde, alle Gerechtigkeit widerfahren.

Der eigentliche Held in diesem ersten Bande des Königsbuches ist doch Olaf Tryggvissohn. Mit der ihm eigenen Kunst, gegensätzliche Erscheinungen auch in der Darstellung scharf und wirksam zu kontrastieren, hat Snorri ihn, den Urenkel Harald Schönhaars aus einer südnorwegischen Linie des Geschlechtes, schon wiederholt im Hintergrunde von Jarl Hakons Geschichte auftreten lassen. Ohne seinen Vorgänger in der Herrschaft zu kennen, focht Olaf gegen jenen als Wikinger auf seiten Kaiser Ottos II. Während dann Hakon nach Aussetzung der christlichen Priester den alten Heidengöttern im Lande prächtige Opferfeste veranstaltet, empfängt Olaf nach Wikingerfahrten in Frankreich und England auf den Scillyinseln die Taufe und die Weissagung seiner künftigen Herrschaft in Norwegen. Und in der Zeit, wo der große Jarl in einem Schweinestall, wohin er sich vor seinen Verfolgern geflüchtet, ein unrühmliches Ende findet, landet Olaf Tryggvissohn als König im Lande seiner Väter.

Während Olaf Tryggvissohn die politische Zusammenfassung des Reiches, nachdem die Sympathie des Volkes für seinen großen Vorgänger auf ihn übergegangen war, verhältnismäßig geringe Schwierigkeiten bereitete, mußte er für die Christianisierung Norwegens alle Kräfte seiner energischen



und weltklugen Persönlichkeit einsetzen. Am leichtesten gelang ihm im Süden, wo er an dem alten Königtum seines Vaters einen Anhalt hatte, durch harte Strafen der Widerspenstigen das Bekehrungswerk, am schwersten im Norden bei den Drontheimer Bauern, wo schon früher weder Hakons des Guten Milde noch Harald Graumantels Schroffheit Erfolge erzielt hatten. Erst nachdem er durch weit angelegte listige Machinationen die Schürer der Aufstände dort als Geiseln in seiner Hand hat, kann er es ohne Widerstand wagen, auf dem Opferfeste der Bauern deren Rädelsführer Eisenskeggi niederhauen zu lassen und die heidnischen Götterbilder eigenhändig zu stürzen.

In Snorris Charakteristik von Olaf Tryggvissohn treten seine körperlichen und geistigen Vorzüge, die den Zeitgenossen imponierten, scharf hervor. Ein eigentümlicher Zauber, der in seinem Wesen lag, kam ihm, namentlich bei der Behandlung der freiheitliebenden Großen im Lande und der vornehmen isländischen Besucher, die er für das Christentum gewinnen wollte, oft zustatten. Anderseits schufen ihm die Schattenseiten seines Charakters, Hang zur Grausamkeit und gelegentliche Unfähigkeit, sich im Jähzorn zu meistern, manchen Mißerfolg in seiner Herrschertätigkeit und manche persönliche Feindschaft. Die brutale Art, wie er gegen die stolze Schwedenkönigin Sigrid, weil diese das Christentum nicht annehmen wollte, in deren eignem Lande auftrat, zerstörte nicht nur das so geschickt im Interesse Norwegens eingefädelte Projekt einer Heirat mit dieser. Sigrid bringt später nach ihrer Vermählung mit dem Dänenkönig Svend Gabelbart die gefährliche feindliche Koalition gegen ihn zustande, der er im Jahre 1000 in der Seeschlacht bei Svold an der pommerschen Küste erlag.

Als äußeres Zeichen seiner Macht errichtet Olaf Tryggvissohn unfern Lade, dem Sitz der Drontheimer Jarle, die Königsburg am Nid. Aus dem Handelsplatz dort blüht die spätere Stadt Nidaros, das heutige Drontheim, empor. Des Königs größter Stolz aber ist der „Langwurm“, das prächtigste Drachenschiff seiner Zeit. Wir sehen es unter Hand eines kunstfertigen Baumeisters entstehen. Wir erfahren alle Einzelheiten seiner Einrichtung und Bemannung. Um dies Königsschiff und später auf ihm spielt sich der Entscheidungskampf bei Svold ab, bis es nach König Olafs Fall eine Beute des größten seiner Feinde, des aufsässigen Drontheimer Jarls Erich, wird. Die Schilderung dieser Schlacht ist eine Perle Snorrischer Erzählungskunst. In einer Art Teichoskopie werden uns die Gegner des Königs vorgeführt. Aus ihren bewundernden Gesprächen entfaltet sich vor unsern Augen das heransegelnde prächtige Geschwader König Olafs. Dieser selbst mustert vom Langwurm aus die Gestalten seiner Feinde. Spott und Hohn fällt aus seinem Munde auf die ruhmredigen Schweden- und Dänenkönige, die auch tatsächlich später im Angriff versagen. Höchst anerkennend äußert er sich über den späteren Sieger, Jarl Erich, und dessen Leute. „Das sind Norweger wie wir. Die werden uns zu schaffen machen.“ Wie schon in der Geschichte Hakons des Mächtigen, so ist auch hier in dessen Sohn Erich der Widersacher des Königtums von Snorri unparteiisch gewürdigt. Unvergleichlich lebensvoll tritt uns dann der König auf seinem Flaggschiff kämpfend und kampfanfeuernd entgegen. Ein ergreifendes Bild ist es, wie er nach dessen Enterung durch die



Übermacht mit den letzten Getreuen über Bord springt und in den Wellen versinkt. Man versteht danach die Volksstimmung, die, im Angedenken eines solchen Herrschers den legendaren Fabeleien von seiner wunderbaren Rettung Vorschub leistete. Der Historiker Snorri hat sie verworfen, gestützt dabei hauptsächlich auf die gleichzeitige Skaldendichtung, die auch in manchem Einzelzuge Licht und Farbe für seine Darstellung abgab. Aber mit Olafs Tod stirbt für Snorri nicht der Königsgedanke. Seine Auferstehung erfolgt in Olaf dem Heiligen. Von Olaf Tryggvissohn getauft und in wichtigen Momenten seines Lebens von ihm in Traumerscheinungen beraten, ist dieser auch im geistigen Sinne sein Nachfolger.

3.

Das Skaldentum, dessen Kunst schon seit Anfang des 9. Jahrhunderts in Norwegen blühte, stand schon bei Harald Schönhaar in hoher Gunst. Seine Vertreter hatten einen Ehrenplatz in der Königshalle. Sie fochten auf dem Vordersteven des Königsschiffes in der Schlacht. Einen hohen Rang nahm Thjodolf von Kvinnsdalen am Königshof ein. Als eine Art dichterischer Hofhistoriograph sang er das Lied von den Ynglingen, den sagenhaften Vorfahren des Königsgeschlechtes in Schweden, das für Snorris Schilderung dieser Vorgeschichte im Eingang der Heimskringla eine wesentliche Quelle abgegeben hat. Als politischer Berater des Königs erscheint er in einer für die innere Geschichte des Norwegerreiches kritischen Stunde. Durch des Dänen Holger Drachmann Dichtung ist das Liebesabenteuer des Königs mit dem schönen Finnenmädchen Snäfrid aus der Heimskringla weiter bekannt geworden. Nachdem ihr Zauber ihn den Regierungsgeschäften lange entfremdet hat, will Harald, wieder zur Besinnung gekommen, aus Zorn über das Geschehene seine Söhne von ihr verstoßen. Durch seine Vertrauensstellung am Königshofe gelingt es Thjodolf, den König von diesem Schritt zurückzuhalten und zu verhüten, daß der Zwist im Königshause noch durch einen besonders gefährlichen vermehrt wird. Die Kämpfe des Königs zur Einigung Norwegens leben für die Nachwelt fort in den Liedern Thorbjörn Hornklofis. Sein schönstes feiert den entscheidenden Sieg im Bocksfjord, den der Skalde, auf dem Königsschiffe kämpfend, selbst mit erfochten hat. Man fühlt das Selbsterlebnis, denn von dem ersten Erscheinen der prächtigen Drachenschiffe und der beim Angriffe brüllenden und die Speere schüttelnden wolfpelzumhüllten Berserker bis zur jähen Flucht der Feinde ist hier alles Leben, Szene, Bewegung. Eine kühne Realistik des Ausdrucks zeigt das Lied in der Verhöhnung der Gegner, die sich, den Steiß in der Luft, unter die Ruderbänke verkriechen und nach der bösen Flucht sich auf die heimische Metbank freuen. Das dramatische Leben im Gedicht ist erhöht dadurch, daß der Skalde die Schlachtschilderung einem von der Wahlstatt daherfliegenden Raben in den Mund legt, der sie im Wechselgespräch mit einer ihn um Auskunft bittenden Walküre berichtet. Aber auch bei den Gegnern des Königs blüht die Skaldendichtung. Um seinen Vater zu rächen, hat der Orkadenjarl Torfeinar Halfdan Hochbein, einen Sohn des Königs, erschlagen. Dieser Fürst, der seinen Bauern auf den waldarmen Eilanden das Torfstechen zur Feuerung beibrachte, ein Sohn von Haralds treustem Gehilfen beim Einigungswerk, dem Jarl Rögnvald von Möre, war



selbst eine organisatorische Natur. Er gab den Orkaden, nachdem der König sich auf seinem Rachezug gegen ihn gütlich mit ihm geeinigt, eine dem Norwegerreiche ähnliche Verfassung. Den seelischen Eindrücken bei seinen Händeln mit dem Königsgeschlecht, dem Zorn über seine in der Vaterrache säumigen Brüder, der Genugtuung über die Erschlagung des übermütigen Halfdan und seiner Furchtlosigkeit vor König Haralds Rache hat er in formschönen epigrammartigen Strophen eine für das Krieger- und Rechtsgefühl jener Zeit charakteristische Fassung gegeben.

Die sonnige Zeit Hakons des Guten und die schlimmen Tage Harald Graumantels spiegeln sich wider in den Gedichten des mit dem norwegischen Königsgeschlecht und isländischen Familien verwandten letzten großen Skalden in Norwegen, Eyvind Finnssohns. Es kann kaum eine bissigere Satire auf die Notlage des Reiches unter Harald Graumantel geben, als wenn dieser einflußreiche Mann, der noch jüngst für ein auf alle isländischen Großen gedichtetes Preislied vom ganzen Volk dort eine silberne Spange als Ehrengeschenk erhalten hatte, im Liede klagt, daß er dieses für Schlachtvieh und seine Kriegspfeile für Heringe habe veräußern müssen. Vergebens sucht Harald Graumantel den aufrechten Mann nach Hakons des Guten Tode in seine Dienste zu ziehen. Sein Herz hing an diesem Könige, den er durch sein Lied zum Sieg bei Fitje angefeuert hatte, dem er aber, da der Herrscher der in der Schlacht empfangenen tödlichen Wunde erlag, zugleich sein Totenlied dichten mußte. Dieses schildert das Zwiegespräch des Königs mit den hoch zu Rosse um ihn haltenden Walküren, die ihn zu Odin holen wollen, dann seinen Einzug in Walhall und seinen Empfang bei den Göttern. Trefflich ist der kampffrohe und leutselige Herrscher geschildert. Es ist gewiß Absicht, daß ihn vor Odins Halle nicht nur der Kriegsgott Hermod, sondern auch der Skaldengott Bragi empfängt. Der Gedanke ist, daß auch in Walhall der Nachruhm dieses guten Königs von Dichtermund gepriesen werden soll.

Inzwischen hatte schon der erste große isländische Skalde Egil Skallagrimssohn in einem statuaren Preislied den Ruhm von Hakons kriegerischem Bruder Erich gesungen, und sein Freund Einar Schalenklang ward Herold der Taten Jarl Hakons des Mächtigen. Auch Kormak Ögmundssohn taucht in der Heimskringla am Hofe von Hakons Vater, dem volksfreundlichen Jarl Sigurd, auf. Aus einer stimmungsvollen Novelle des dänischen Dichters J. P. Jacobsen ist jener Skalde uns in neuerer Zeit durch seine von rastlosen Wikingerkämpfen durchflochtene Liebesgeschichte mit der isländischen Bauerntochter Steingerd nähergetreten. Hier beleuchtet seine Dichtung die heidnischen Opferfeste des freigebigen Drontheimer Jarles.

Als geschlossenste Gestalt unter den Skalden erscheint doch hier Hallfred Ottarssohn aus dem nördlichen Island. Auch dieser hatte, wie Kormak, in feurigen mit kriegerischem Spott auf seinen Rivalen durchwürzten Liedern eine Isländerin, die schöne Kolfinna, besungen. Er hatte in der Jugend am Hofe Hakons des Mächtigen auf diesen gedichtet. Aber das blieb alles Episode im Leben des rastlosen Mannes. Bei der ersten Begegnung erliegt er dem Zauber von Olaf Tryggvissohns Persönlichkeit, der ihn schon vorher unerkannt in einem gefährlichen Seesturm aus Lebensgefahr befreit hatte. Jenes Zusammentreffen fand auf der Straße

in des Königs Hauptstadt Nidaros statt. Hallfred will Skalde des Herrschers werden, von dem er auf Island so viel gehört hat. Dieser fordert energisch sein Christentum. In scharfgeschliffenem Dialog, dessen Worte wie Pfeile treffen, prallen diese eigenwilligen Charaktere aufeinander. Aber die Einigung gelingt. Und doch hat Olaf Tryggvissohn seinem Dichter ahnungsvoll richtig den Beinamen „Schlimmer Skalde" gegeben. Trotz der sofortigen Taufe durch den König selbst bleibt Hallfred innerlich Heide. Er führt die königlichen Aufträge im Dienste des Christentums lau aus, freit in Schweden ein heidnisch Weib und opfert nach wie vor heimlich den alten Göttern. Feierlich muß er vor dem aufgebrachten König in selbstgedichteten Strophen sein Bekenntnis zum neuen Glauben ablegen. Aber erst die letzten finden den Beifall des Herrschers. Kein Wunder, denn der Schalk hat auf die heidnischen Asen, denen er abschwört, auf Odin, Thor und Freyja, allen Glanz der Dichtersprache gehäuft, das Lob Christi, zu dem er gezwungen ist, klingt bestimmt, aber dürr und mager.

Sein Treugelöbnis als Skalde hat Hallfred dem Herrscher doch bis zum Tode gehalten. Er hat seine Taten gefeiert von den Jugendwikingfahrten des Königs in Ost- und Nordsee bis zu seinem tragischen Ende in der Schlacht bei Svold. Ein ganz persönliches Verhältnis zu Olaf trägt sein Totenlied auf ihn. In dessen mit einer üppigen Bildersprache geschmückten und durch kunstvolle Stab- und Binnenreime gezierten Strophen haben sich wahrheitsgetreuer Chronist und individuell empfindender Dichter in seltsamer Weise zusammengefunden. Nüchterne Wirklichkeit spiegeln die fesselnden Augenblicksbilder aus Olafs letztem Heldenkampfe, kritisch werden die Gerüchte von seiner wunderbaren Rettung gemustert. Man versteht die hohe Würdigung, die Snorri gerade der Dichtung dieses Skalden als historische Quelle zuteil werden läßt. Aber des Gedichtes Seele sind doch die Gefühle des Dichters für Olaf, der Stolz über seine Taten, die Dankbarkeit für seine Wohltaten, der Schmerz um seinen Verlust. „Sein" König ist es, den er im Liede preist. Die Gestalt „seines" Königs stand ihm wohl auch in der Stunde des eignen Todes vor Augen, wenn er, der einst eifrige Heide, dort dichtete:

Nicht jäh' End' mich jammert',[2])
— Jung war ich scharf von Zunge —
Säh' ich meine Seele
Sorglos nur geborgen.
Wo dereinst ich weile,
Walt's, Herr! — müssen sterben
Doch all' — fürcht', sonst furchtlos
Völlig, nur die Hölle. (Schluß folgt.)

2) ⌣ bedeutet den Stab-, — den Binnenreim.

Nachrichten und Mitteilungen.

Deutsche Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts. Fortschritte der Forschung 1914 bis 1918.*)

Die deutsche Kunstgeschichte ist nicht in der Erforschung heimischer Kunst erstarkt: sie suchte ihre Anregungen im Ausland, sie begeisterte sich an der Kunst Italiens und der Niederlande, und ihre klassischen Werke — die Arbeiten Karl Justis und Jakob Burckhardts — gelten dem Spanier Velasquez, dem Florentiner Michelangelo, der italienischen Renaissance in

*) Für die Überschau der jeweiligen Fortschritte kunstgeschichtlicher Forschung ist es zweckmäßig erschienen, Zeitschriften- und Buchliteratur, nach Gebieten und Zeitabschnitten geordnet, verbunden zu besprechen. Die Red.

ihrer Gesamtheit. Die Erkenntnis, um die schon das 17. Jahrhundert gewußt hat, daß „gleich Italien Teutschland sich kann sehen lassen, kunst-bebauet, kunst-bebildert, kunst-vermahlt" (Quadt von Kinkelbach), die von der Romantik mit erneuter Intensität aufgegriffen wurde, hat im Zeitalter eines wägenden Historizismus vergleichsweise spät Nachfolge gefunden. Einzelforschungen über deutsche Themata gab es freilich immer, obwohl sich auch hier ein deutliches Anschwellen während der letzten Jahrzehnte bemerkbar macht. Dagegen fehlte es lange an zusammenfassenden Darstellungen, die das Phänomen der altdeutschen Malerei in seiner allgemeinen Bedeutung zu begreifen suchen.

1.

Janitschek in seiner „Geschichte der deutschen Malerei" (1890) und vor ihm Woltmann-Wörmann hatten sich mit im wesentlichen kompilatorischen Arbeiten beschieden. Den ersten Versuch einer Darstellung dessen, was die Existenz einer hochentwickelten deutschen Malerei im 15. und 16. Jahrhundert für unser Volk bedeutet, wie sich die Geschichte dieser Malerei in den allgemeinen europäischen kulturellen und geschichtlichen Zusammenhang einordnet, unternahm mit glücklichem Gelingen Ernst Heidrich in seiner bei Diederichs erschienenen „Altdeutschen Malerei" (1909). Es folgt 1914 Curt Glaser („Zwei Jahrhunderte deutscher Malerei", München, Bruckmann), der nicht als Kompilator arbeitet, auch nicht als Historiker, dem die Kunst nur eine Auswirkung des menschlichen Geistes neben anderen ist, sondern als Kritiker, der die Monumente, die als abgelöste verselbständigte Wesenheiten gefaßt sind, prüft und aus ihnen den Gang der Entwicklung abliest. Die Fortschritte in der Kenntnis der Denkmale, Daten, Tatsachen seit der Zeit Janitscheks und Wörmanns sind verarbeitet, neue Einzelbeobachtungen zu bringen lag nicht im Rahmen der Aufgabe. Meister und Monumente werden vor allem als Vertreter ihrer Zeitstufe betrachtet unter Hintansetzung der landestümlich beschränkten Grenzen; durch diese neue Art der Schichtung rücken Dinge, die sonst fern voneinander stehen, zusammen, scheinbar Fremdes enthüllt gemeinsames Wollen. Es ergibt sich jedoch aus der Art der Fragestellung, daß das Buch mehr eine Geschichte der Kunstformen als der Persönlichkeiten werden mußte, daß die Bedeutung des schöpferischen Einzelindividuums öfters dem allgemeinen Zeitcharakter geopfert wurde. Erst im 16. Jahrhundert werden den Gestalten porträthafte Züge eingezeichnet; zu Dürer und Grünewald fügen sich Cranach, Altdorfer, Baldung; das Ganze klingt aus in einer eindrucksvollen Gestaltung des jüngeren Holbein.

Als Voraussetzung wie als Kontrolle zusammenfassender Werke dieser Art bleibt die Notwendigkeit sorgsamer Einzelforschung bestehen. Ein gutes Beispiel der Behandlung eines räumlich abgegrenzten Bezirks der deutschen Kunst bietet Carl Georg Heises „Norddeutsche Malerei" (Kurt Wolff, 1908). Der Stoff ist lokalhistorisch gegliedert: vier etwa gleich große Abschnitte behandeln die Tafelmalerei in Köln, Westfalen, Niedersachsen und Hamburg. Während das Kölner Kapitel sich auf Kompilation beschränken konnte, auch in Westfalen eine tüchtige Lokalforschung den Weg bereitet hatte, war Heise für Niedersachsen und Hamburg im wesentlichen auf eigene Beobachtung angewiesen. In Niedersachsen erschien die Schwierigkeit besonders groß: hier waren zunächst die unpräzisen, nach Heises überzeugender Polemik geradezu irreführenden Forschungen Habichts beiseite zu räumen, ehe ein erfolgreicher Neuaufbau in Angriff genommen werden konnte. Die eigentliche Überraschung des Heiseschen Buchs aber ist für das letzte Kapitel aufgespart: die Einführung einer ganz unbekannten Künstlerpersönlichkeit in Hinrik Funhof, dem Meister der Flügelbilder der Lüneburger Johanneskirche, der in der Folge die deutsche Malerei der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts neben dem Meister des Sterzinger Altars und dem Meister des Marienlebens, neben Herlin und Pleydenwurff in erster Linie zu vertreten berufen ist. Die neuere Literatur über norddeutsche, vor allem hamburgische Kunst ist bei Heise lückenlos aufgeführt.

Einen zweiten Versuch einer Gesamtdarstellung der Malerei des deutschen Nordens und Westens bietet der Band „Niederdeutschland" von Hermann Schmitz, erschienen in dem von Burger begründeten „Handbuch der Kunstwissenschaft" (1918). Über der „Deutschen Malerei" des Handbuchs steht ein Unstern. Burger starb darüber fort. Nach seinem Tode wurde das

Material in Nieder- und Oberdeutschland gespalten; der Bearbeiter der oberdeutschen Hälfte, J. Beth, starb gleichfalls, nachdem er ein Heft herausgegeben hatte. So liegt bisher nur der niederdeutsche Teil fertig vor. Sorgsames Zusammentragen des Materials, gewissenhafte Berücksichtigung der Literatur, möglichst vollständige Aufreihung der Künstler und ihrer Werke ist der Arbeit nachzurühmen, doch scheint Schmitz an scharfsichtiger Beobachtung und selbständigem Urteil Glaser wie Heise unterlegen. Es ist zu bemerken, daß, während die beiden genannten Forscher sich in ihrer Darstellung auf das Tafelbild beschränken, Schmitz Glasmalerei und Weberei als nahezu gleichwertige Dokumente mitberücksichtigt. Neue Beiträge zur niederdeutschen Kunstgeschichte bringt die „Sundische und Lübecker Kunst" von Max Paul (Berlin 1914, B. Paul). Von fünf Altären des Lübecker Malers Hermann Rode, die für Schweden ausgeführt wurden, handelt Andreas Lindblom, Nordtysk Skulptur och Måleri i Sverige I/II, Stockholm 1916.

Auf dem Gebiet der oberdeutschen Malerei des 15. Jahrhunderts betätigte sich vielfach und wenig erfolgreich Mela Escherich. Ihre Studien gipfeln in dem 1916 erschienenen Buch über Konrad Witz (Studien zur deutschen Kunstgesch. Nr. 183), dessen Gestalt sie schon früher in allerlei Aufsätzen umkreist hatte. Es ist das traurige Ergebnis solcher Bücher, daß sie der ernsthaften Forschung für lange Zeit die Lust nehmen, sich mit dem verfahrenen Thema neu zu befassen, so daß wir auf das korrigierende Witz-Buch voraussichtlich lange werden warten müssen. Zur Nürnberger Malerei gibt einen interessanten Beitrag Hans Buchheit (Jahrb. d. Vereins f. Christl. Kunst IV. München 1919): er weist nach, daß das Pleydenwurff zugeschriebene Bildnis des sog. Kanonikus Schönborn im Nürnberger Germ. Museum vielmehr den Grafen Georg von Löwenstein, Domherrn zu Bamberg, darstellt (gest. 1464). Die österreichische Alpenkunst des späten 15. Jahrhunderts findet in zwei Aufsätzen der Monatsh.[1]) Beachtung: R. West (X, 1917, S. 238) äußert erneute Zweifel an der Identität des sog. Meisters von Großgmain mit Rueland Frueauf, wie mir scheint mit Recht (ich hatte im Frueauf-Artikel des Thieme-Beckerschen Lexikons 1915 die Identitätstheorie vertreten, ohne noch die Großgmainer Flügel zu kennen); Heinz Braune (VIII, 1915, S. 249) bringt wertvolle Beiträge zur Pacherforschung.

2.

Die Bibliographie des größten Deutschen der ausgehenden Gotik, Matthias Grünewald, ist noch nicht alten Datums. Die Äußerungen der älteren Literatur sind spärlich und verständnislos; erst als die neuere Kunst bei ihrem Bemühen, sich aus der Vergangenheit Ahnen zu wählen, auf den großen Aschaffenburger „Impressionisten" traf, trat der Umschwung des Urteils ein. Und kaum war die Erkenntnis von der hohen und einsamen Stellung des Meisters uns selbstverständliches Allgemeingut geworden, kaum hatten wir geistig ganz Besitz von ihm ergriffen, als uns das äußere Eigentumsrecht strittig gemacht wurde: der Isenheimer Altar, das Hauptwerk Grünewalds, steht nicht mehr auf deutschem Boden. Es kann nicht wundernehmen, daß die Abschiedsstimmung des letzten Jahres, die leichtere Schaubarkeit der Altarflügel, die für diese Zeit in der Münchener Pinakothek ausgestellt waren, ein besonderes Anschwellen der Grünewaldliteratur zur Folge hatte: drei neue Grünewaldbücher sind allein für 1919 zu verzeichnen, obwohl das Tatsachenmaterial seit dem abschließenden Werk von H. A. Schmid kaum Zuwachs erhalten hat. O. Hagen, der schon früher durch einzelne Grünewaldartikel in der Kunstchronik eingehende Beschäftigung mit dem Meister bekundet hatte, sucht in seiner temperamentvollen, liebevoll vertief-

1) Die Kunstzeitschriften werden in folgender Weise abgekürzt:
Pr. Jhb. = Jahrbuch der Königl. preuß. Kunstsammlungen;
Amtl. Ber. = Amtliche Berichte aus den Königl. preuß. Kunstsammlungen;
Wiener Jhb. = Jahrbuch der Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses;
Z. f. christl. K. = Zeitschrift für christliche Kunst;
Z. f. b. K. = Zeitschrift für bildende Kunst;
Kstchr. = Kunstchronik;
Monatsh. = Monatshefte für die Kunstwissenschaft;
Rep. = Repertorium für Kunstwissenschaft;
Burl. Mag. = Burlington Magazine;
Graph. Mitt. = Mitteilungen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst (Graphische Künste, Wien).

ten Darstellung (München, Piper) die Form Grünewalds neu zu ergründen, die Persönlichkeit zu fassen, die hinter dem Werk steht, und kommt dabei dem historischen Roman öfters bedenklich nahe. Aus kühnen Ketten von Kombinationen, vor allem einer äußerlich verblüffenden Ähnlichkeit der Münchener „Verspottung" mit einem Predellenbildchen Pesellinos in Florenz, folgert er eine italienische Reise Grünewalds und weiß sogar die Etappen der Reise — Mantua, Florenz, Rom — lückenlos aufzuführen. Neuartig ist weiter Hagens Deutung der meisten Handzeichnungen und der Versuch, sie zu Gruppen zusammenzufügen und unter verschollene Gemälde aufzuteilen. Stark betont wird ein Zusammenhang der Kunst Grünewalds mit der Glasmalerei. Die zweite neue Grünewaldbiographie von A. L. Mayer (München, Delphin-Verlag), weniger tief schürfend, doch die allzu problematischen Kombinationen Hagens auf ein verständiges Maß zurückschraubend, scheint mit ihrem anregend lehrreichen Text besonders geeignet, das Verständnis des Meisters in weitere Kreise des kunstliebenden Volkes zu tragen. Ein dritter „Grünewald" von Hausenstein (München, W. Hirth) gibt eine Paraphrase des Isenheimer Altars in dichterisch gehobener Sprache. Von Einzelforschungen sei genannt ein Aufsatz von Friedländer (Pr. Jhb. XXXIX 1918, S. 261), der neues Material beibringt: die bedeutende Zeichnung einer Magdalena, die aus der alten Savignysammlung in Berliner Privatbesitz überging, und die bildnisartige Studie eines Mannes im Nationalmuseum zu Stockholm.

3.

Quantitativ ungleich reicher als die Grünewaldliteratur stellt sich die Dürerliteratur dar. Doch während die Wertung des rätselhaften Aschaffenburgers in stetigem Steigen begriffen ist, macht sich ein Abrücken von Dürer fühlbar; das Problematische seines Wesens wird — vornehmlich nach Wölfflins grundlegendem Dürerwerk — erkannt, das von der Tradition überkommene Material einer neuen kritischen Sichtung unterworfen. Gute Übersicht über die neueste Dürerbibliographie bietet ein Aufsatz von Pauli (Rep. XLI, N. F. VI, 1918, Heft 1/2); erschöpfende Auskunft über die gesamte Literatur sowie den Stand der heutigen Forschung gibt in knappster Form Friedländers Dürerartikel in Thieme-Beckers Lexikon. Von zusammenfassenden Darstellungen seien die drei Waldmannschen Dürerbändchen im Inselverlag genannt, die zu Abbildungen der Gemälde, graphischen Arbeiten und Handzeichnungen des Meisters einen gefällig belehrenden Text bringen: Band 1 berichtet in fließender Erzählung von Dürers Leben, Band 2 sucht die Zwiespältigkeit seiner geistigen Wesensart zu ergründen, das Ausmaß und die Grenzen seiner künstlerischen Begabung zu fassen, Band 3 gilt Dürers Form: dem Gotiker, seiner Auseinandersetzung mit Italien, dem bewußten Aufstieg zur neuen Form, zum neuen Bildinhalt. Man darf den Angaben Waldmanns auch im einzelnen trauen, die umfangreiche Literatur ist treulich durchgearbeitet, die lästigen Spuren des gelehrten Apparats sorgsam getilgt. Um Neudeutungen aller Art bemüht sich F. Haack (Funde und Vermutungen zu Dürer und zur Plastik seiner Zeit, Erlangen 1916).

Als wichtigste Dürerpublikation der letzten Jahre muß Panofskys Untersuchung über das Verhältnis Dürers zu den italienischen Kunsttheoretikern hervorgehoben werden (Berlin 1915, G. Reimer), eine Grimmpreisarbeit der Berliner Universität, die sich zu einer Gesamtdarstellung der Dürerschen Kunstlehre auswuchs. Der Problematiker Dürer wird mit den minder problematischen italienischen Zeitgenossen Lionardo und Raffael konfrontiert, und seine praktische, dann seine theoretische Kunstlehre eingehend untersucht. Die perspektivischen Kenntnisse werden im einzelnen auf Piero della Francesca, Lionardo, Vincenzo Foppa zurückgeführt, das Schönheitsproblem der Proportionsstudien behandelt. Im Teil II des Buches wird die theoretische Kunstlehre Dürers nach den Problemen der Richtigkeit, der Schönheit und des künstlerischen Wertes erörtert. Im Schlußkapitel führt Panofsky aus, wie Dürer von der anfänglichen Annahme einer unbedingten Schönheit zur Theorie einer bedingten Schönheit gelangt. Der Begriff „Kunst" wird zwanglos als „Kenntnis" gedeutet d. h. als theoretische Einsicht gegenüber dem „Brauch", der bloßen künstlerischen Praxis. Klaiber (Rep. XXXVIII 1916, S. 238) stellt Panofsky gegenüber fest, daß Dürers Theorie nicht immer konsequent geblieben sei, sondern



sich seiner Praxis öfters habe anpassen müssen. Die Perspektive in der Kunst Dürers im besonderen behandelt Schuritz (Frankfurt 1919). Wätzold bringt in seiner Untersuchung der Dürerschen Befestigungslehre (Berlin 1918, Bard) einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis der Universalität des Meisters und zeigt auf, wie Dürers bauende Phantasie auch hier der Praxis vorausgeeilt ist. Die „Lehre" enthält neben den eigentlichen Befestigungsplänen den Entwurf einer idealen Stadtanlage innerhalb des Mauergürtels, einen Plan, den Wätzold prüft und in ergebnisreicher Vergleichung mit ähnlichen Vorschlägen der italienischen Literatur zusammenbringt. Ein abseitiges Gebiet der Dürerforschung erwählte Giehlow in der „Ehrenpforte Maximilians" (Wiener Jhb. XXXII 1915, S. 1), die ihn zu Untersuchungen über die Hieroglyphenkunde der Renaissance veranlaßt.

Die Frage nach des jungen Dürer Wanderjahren ist Gegenstand einer lebhaften Polemik geblieben: die Unsicherheit unserer Forschung der Handschrift unseres größten Meisters gegenüber, die sich im Hin und Her der Meinungen äußert, kann erschrecken. Selten hat eine kunstgeschichtlich konstruierte Gestalt so viel Verwirrung angerichtet wie der sog. „Meister der Bergmannschen Offizin" („Benediktmeister"), der rätselhafte Doppelgänger Dürers, der wie Dürer in Nürnberg für Koberger arbeitet, mit Dürer zugleich in Basel und Straßburg auftaucht, dort seinen ganz persönlichen, vom landesüblichen abweichenden Stil ein paar Jahre ausübt, um vor 1500 mit Dürer nach Nürnberg zurückzukehren; das spätere Werk des meteorhaft auftauchenden Künstlers bleibt verschollen. In der Darstellung Stadlers (Straßburg 1913, Heitz), die Pauli in dem zitierten Repertoriumsaufsatz gebührend zurückweist, hat dieser Doppelgänger während seiner Baseler Tätigkeit sogar wieder einen Doppelgänger inspiriert, auch von scheinbar kurzer Lebensdauer, den sog. „Meister der hl. Brigitte", um dessen willen eine stattliche Menge der Jugendzeichnungen vom Dürerwerk abgespalten wurde. Mit Campbell Dodgson, der Gebetbuchholzschnitte von 1503 zuerst als Arbeiten des Benediktmeisters publiziert, dann 1917 im Burl. Mag. (XXXI, S. 46) mit vornehmer Offenheit als möglich zugibt, „that the missing name is »Durer« after all", hat die Doppelgängertheorie einen ihrer gewichtigsten Vertreter verloren. Es bleibt schmerzlich, auf dieser Seite noch immer Wölfflin zu sehen, der seine Stellung 1918 in einer Sitzung der Münchener kunsthistorischen Gesellschaft dargelegt hat. Um Klärung der Frage hat sich vor allem Friedländer bemüht (Vortrag in der Berliner kunstgesch. Gesellschaft vom 3. Dez. 18; Kstchr. N. F. XXIX 1918, S. 385), um Verunklärung u. a. Hans Cürjel (Kstchr. N. F. XXIX, S. 417 und 504). Auch der weitere Verlauf der Dürerbiographie ist Gegenstand von Streitfragen geworden. Hagen (Z. f. b. K. N. F. XXVIII 1917, S. 255) konstruiert mit schweifender Phantasie einen Aufenthalt Dürers in Rom und Mailand auf seiner ersten italienischen Reise 1495 — eine Hypothese, die von Haseloff in einem überzeugenden Vortrag der Berliner kunstgesch. Gesellschaft (14. Februar 1919) abgelehnt wird. Dürers niederländischer Reise gilt die prächtige Monumentalpublikation von Jan Veth und Muller (Berlin und Utrecht 1918). Band I stellt die Urkunden über die Reise zusammen: das Tagebuch, die Briefe, die Stellen bei van Mander usw., die die Reise betreffen, werden abgedruckt und mit Noten versehen, das Skizzenbuch und die übrigen Arbeiten Dürers während des niederländischen Aufenthaltes trefflich reproduziert. Band II befaßt sich mit der Geschichte der Reise, sucht Dürers Charakter aus dem Tagebuch abzulesen, behandelt seine Tätigkeit in den Niederlanden als Künstler und Sammler, sein Verhältnis zur niederländischen Kunst (wobei der Einfluß, den der Nürnberger auf die niederländischen Zeitgenossen geübt hat, leider ein wenig zu kurz kommt), seine Beziehungen zu niederländischen Gönnern und Freunden (Statthalterin Margarete, Erasmus von Rotterdam usw.).

Zu der Reihe der Selbstporträts Dürers fügt Roh (Rep. XXXIX 1917, S. 10) mit scharfer Beobachtung die Federzeichnung eines Männerakts im Weimarer Mus. (um 1499). Pauli stellt in der Z. f. b. K. (N. F. XXVI 1915, S. 69) die Bildnisse der Dürerin zusammen. Die Porträts von Dürers Vater behandelt Conway im Burl. Mag. (XXXIII 1918, S. 142). Dürers Porträtzeichnung im British Mus., die bisher „Hofhaimer" hieß, wird nach Analogie mit dem weisenden Mann auf dem Provostdiptychon des Brügger Museums, in dem Conway das



Selbstporträt Provosts erkennt, gleichfalls als „Provost" gedeutet.

Von Einzelstudien über Dürersche Gemälde sei zuerst Friedländers Publikation eines neuen Dokuments erwähnt (Z. f. b. K. N. F. XXVIII 1917, S. 131): das Bild, eine hl. Familie, tauchte in Lissabon auf und gelangte in Berliner Privatbesitz; es trägt volle Bezeichnung und das Datum 1509. Für den Kopf der Maria lag eine Naturstudie vor, die Dürer später noch einmal für die Wiener „Madonna mit der Birne" verwandt hat. Von negativen Resultaten der Gemäldeforschung seien die Darlegungen von Kehrer und Zimmermann (Z. f. b. K. N. F. XXVII 1916, S. 163 u. 228, XXVIII 1917, S. 204) genannt, die noch einmal bestätigen, daß das einst so populäre Kruzifixustäfelchen der Dresdener Galerie endgültig aus dem Dürerwerk gestrichen werden muß. Mit allzu strenger Kritik scheint die neuere Forschung dagegen die „grüne Passion" zu verfolgen. Cürlis' Attacke gegen die Echtheit der Blätter (Rep. XXXVII 1915, S. 183) wird durch Pauli (Rep. XXXVIII 1916, S. 97) überzeugend entkräftet. Neue Funde auf dem Gebiet der Dürerzeichnungen waren — in Anbetracht des scheinbar zum letzten durchsiebten Materials — nicht selten: Friedländer publiziert (Pr. Jhb. XXXVII 1916, S. 99) eine übersehene Zeichnung aus den Beständen des Berliner Kupferstichkabinetts, ein Urteil Salomonis aus der venezianischen Periode zwischen 1506 und 1508, und läßt dabei die Möglichkeit offen, daß es sich um eine flüchtige Notiz nach dem Fresko Giorgiones am Fondacho dei Tedeschi handelt. Pauli (Z. f. b. K. N. F. XXV 1914, S. 105) führt die Federzeichnung eines Pferdes von 1503 im Kölner Wallraf-Richarz-Mus. vor, die als Kopie eines lionardesken Entwurfs an die Spitze der Dürerschen Proportionsstudien zum Pferdekörper zu stellen ist. Andere Funde bringen Secker (Z. f. b. K. N. F. XXIX 1918, S. 177), Baumeister (Pr. Jhb. XXXV 1914, S. 224), Römer (Rep. XXXIX 1917, S. 219). Eine Reihe von Blättern, meist Neuerwerbungen des British Mus., zeigt im Burl. Mag. Dodgson, dessen erfolgreiches Bemühen um die Erkundung altdeutscher Kunst sich weder durch Krieg noch durch Propaganda aller Art hat beirren lassen. Am wichtigsten erscheint die Knabenzeichnung eines Turniers von 1489 (Samml. Sir Th. Lawrence; XXVIII 1915/16, S. 7); weiter das Studienblatt der niederländischen Reise in Wilton House (XXX 1917, S. 231). Die reiche Komposition der „ehernen Schlange" (XXVIII, S. 213) dürfte hie und da auf leise Zweifel stoßen; auf deutlicheren Widerspruch die Kostümstudie (ebd. S. 49). Eine Zusammenstellung von Dürerzeichnungen (München, Piper) wird durch die Einleitung Wölfflins auf ein ungewohntes Niveau gehoben; Jaro Springer begleitet 50 Bildniszeichnungen mit wehrhaften Worten (Berlin 1915, Bard). Über die Graphik wurde insonderheit viel gehandelt: den Standpunkt unserer Zeit zu „Dürers Bilddruck" erläutert zusammenfassend ein Vortrag Friedländers (kunsthistor. Gesellsch. Nürnberg, Sept. 1918). E. Tietze-Conrat gibt Beiträge zur Deutung einiger Stiche (Z. f. b. K. N. F. XXVII 1916, S. 263), besonders einleuchtend die Kombination des sog. „Meerwunders" mit der Ovidischen Fabel von Achelous und Perimela. Hagen (Kstchr. XXVIII 1916/17 Sp. 453) vermutet, daß der Schlafende im „Traum des Doktors" Dürers Freund Pirkheimer wiedergeben soll. Ahrens handelt vom magischen Quadrat der „Melancholie" (Z. f. b. K. N. F. XXVI 1915, S. 291), Schillings vom Stich der „vier Hexen" (Rep. XXXIX 1917, S. 129). Völliges Verkennen künstlerischer Arbeitsweise verrät M. Escherich in dem Versuch, das Vorbild Dürers zum „christlichen Reiter" in einem handwerksmäßigen Alabasterrelief des Germ. Mus. zu entdecken; (Z. f. christl. K. XXIX 1916, S. 61). Über die tatsächlich vorhandenen Beziehungen Dürers zur Plastik seiner Zeit handeln Stierling (Monatsh. VIII 1915, S. 366) und Fr. Tr. Schulz (Mitt. d. German. Mus. 1918, S. 187).

4.

Der Dürernachfolge gilt vergleichsweise geringeres Interesse. Hans Baldungs Werk wurde um zwei neue Bildnisse bereichert (Friedländer, Pr. Jhb. XXXIX 1918, S. 86); das eine, das den Sohn des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz, Ludwig zu Löwenstein, darstellt, bedeutet eine wichtige Neuerwerbung des Berliner K.-Friedr.-Museums. Eine brauchbare Baldungbibliographie, nur leider verunziert durch die phantastisch blumenreiche Einleitung, gibt M. Escherich; ihre Zusammenstellung wird ergänzt durch Terey (Kstchr. N. F. XXX 1918/19, S. 257).

Insonderheit gefördert wurde unser



Wissen über den Meister, der trotz verschiedenster Identifikationsversuche vorläufig noch am sichersten nach seinem Hauptwerk, dem ehem. Hochaltar der St. Martinskirche von Meßkirch, benannt wird. Paul Ganz (67. Jahresbericht der öffentl. Kunstsamml. in Basel, 1916) erkennt den Entwurf zu dem Gehäuse eben dieses Altars in einer Zeichnung des Baseler Museums; er rekonstruiert die gesamte Anlage, die eine der glänzendsten der deutschen Renaissance gewesen sein muß, aus den zersprengten Teilen in Meßkirch, Donaueschingen, München und Berlin (ehemalige Samml. von Kaufmann); das Monogramm M. W., das Ganz auf einem Glasscheibenentwurf des „Meßkirchers" findet, löst er in Marx Weiß auf, den Namen eines Stadtmalers von Balingen (vgl. auch Sauer und Feurstein, Z. f. christl. K. XXVIII 1915/16, S. 49 und 154; Feurstein, Monatsh. X 1917, S. 265).

Spärlich war die Ausbeute der Cranachforschung; nur Friedländer publizierte eine Anzahl unbekannter Werke des Meisters (Amtl. Ber. XXXVII 1915/16 Nr. 7 u. Z. f. b. K. N. F. XXX 1918/19, S. 81): ein vom Berliner K.-Friedr.-Museum erworbenes Männerbildnis, ein Männerporträt in amerikanischem Privatbesitz, eine Frau in niederländischer Tracht in der Samml. Chillingworth zu Nürnberg, alle aus den Jahren 1508 bis 1510, in denen Cranachs Stil noch beweglich und schwerer zu erkennen ist, als in der späteren, mehr starren Periode. Einen in Lübeck arbeitenden Cranachschüler, Hans Kemmer, führt K. Schaefer ein (Monatsh. X 1917, S. 1).

Beiträge zur Kunst der Donaulande bringen Tietze (Pr. Jhb. XXXVIII 1917, S. 95), der die sog. „Quirinuslegende" von St. Florian als Florianslegende umdeutet, und Ph. M. Halm in einem Vortrag der Münchener kunstgesch. Gesellsch. vom 8. April 1919 über Wolf Huber. Die Darmstädter Madonna Hans Holbeins d. J. deutet neuartig Ollendorf (Rep. XXXVII 1915, S. 292) und kommt dabei auf die alte romantische Idee von Tieck zurück, daß das Kind auf dem Arm Mariae nicht Christus, sondern ein krankes Kind des stiftenden Bürgermeisters Meyer darstellt. Jessen publiziert einen Pokalentwurf Holbeins in der Berliner Gewerbemus.-Bibliothek (Pr. Jhb. XXXVII 1916, S. 103).

Von Künstlern des bisher von der Forschung arg vernachlässigten ausgehenden 16. Jahrhunderts fanden Behandlung: der Danziger Stadtmaler Anton Möller durch Gyssling (Studien zur deutschen Kunstgeschichte Nr. 197, Straßburg 1917), die Familie Lautensack durch Otto Zoff (Graph. Mitt. 1917, Heft 1—3) und der heutigem Geschmack von neuem besonders entsprechende Hirschvogel durch Karl Schwarz (Berlin 1918, Bard).

5.

Mit Lautensack und Hirschvogel kommt die Forschung bereits im wesentlichen auf das Gebiet der Graphik. Im folgenden seien die wichtigsten Publikationen über die deutsche Graphik der früheren Zeit (mit Ausnahme Dürers) aufgeführt. 1915 bringt Lehrs den dritten Textband zu seiner grundlegenden „Geschichte des deutschen und niederländischen Kupferstichs im 15. Jahrhundert" heraus (Gesellsch. f. vervielf. Kst.). Die darin behandelten Künstler — am wichtigsten die Gruppe des sog. „Erasmusmeisters", den Lehrs in vier verschiedene Persönlichkeiten spaltet — sind insgesamt am Niederrhein um 1450 tätig. Die Berliner Graph. Gesellsch. reproduziert 1914 als 19. und 20. Publikation die deutschen Holzschnitte der Guildhall Bibl. zu London und die Illustrationen Cranachs zu Adam von Fulda (zuerst gedruckt 1512 in Wittenberg), 1915 als 21. Publikation Holzschnitte des Berliner Kupferstichkabinetts (Text von Kristeller). Als Jahresgabe des Deutschen Vereins für Kunstwissensch. kommentiert 1918 Friedländer die Illustrationen zur Lübecker Bibel von 1494, das Werk eines Niedersachsen, den man sich als vom Süden befruchtet zu denken hat. Schongauers graphisches Werk wird durch Friedländer erneut besprochen und gruppiert (Z. f. b. K. N. F. XXVI 1915, S. 107): die erste Gruppe der Stiche offenbart bei starkem niederländischen Einfluß die Entwicklung Schongauers vom frühen malerischen Stil zum stecherischen, Gruppe 2 enthält die Hauptblätter, am originellsten in der Erfindung, doch an stecherischer Qualität den Arbeiten der dritten, letzten Gruppe unterlegen. Eine Kreuzigungszeichnung des Baseler Meisters D. S., die Vorlage zu einem Holzschnitt, publiziert Koegler (Rep. XXXIX 1917, S. 1). Hildegard Zimmermann bringt im Pr. Jhb. (XXXVI 1915, S. 39 und Beiheft) wich-



tige Beiträge zur Kenntnis von Burgkmairs Bilddruck: sie fand in der Bibliothek zu Wolfenbüttel und in Stuttgart Abdrücke aus der seltnen Burgkmairschen Holzschnittfolge zur Genealogie Maximilians I. Einen weiteren bisher unbekannten Satz der gleichen Serie im Ashmolean Mus. zu Oxford beschreibt Dodgson (Burl. Mag. XXVII 1915/16, S. 138); Garber (Wiener Jhb. XXXII 1915, S. 1) veröffentlicht das Haller Heiltumbuch mit den Unika-Holzschnitten Burgkmairs. Mit einem seltenen Nürnberger Druck von 1526, den Holzschnittillustrationen von Hans Sebald Beham zieren, macht Glaser bekannt (Amtl. Ber. XXXVII 1915/16 Nr. 12). Eine wesentliche Bereicherung der Kenntnis des deutschen Holzschnitts der Reformationszeit bringt Röttinger mit dem Nachweis, daß ein der Forschung seit langem geläufiger, tüchtiger, wenn auch nicht überragender Holzschnittzeichner mit dem bekannten Maler und Kupferstecher Georg Pencz zu identifizieren ist (Leipzig 1914). Im 186. Band der Studien zur deutschen Kunstgesch. (Straßburg) durchprüft Röttinger kritisch das figurale Holzschnittwerk des Peter Flettner (Flötner) und fügt 10 neue Nummern, zumeist Illustrationen zu Flugblättern, bei. Flötners Möbelentwürfe und darüber hinaus den maßgebenden Einfluß, den er auf die süddeutsche Tischlerei ausübte, behandelt O. von Falke (Pr. Jhb. XXXVII 1916, S. 121).

6.

Ein Grenzgebiet zwischen Graphik und Kunstgewerbe wird im vergangenen Jahr zuerst zur Diskussion gestellt: die Ton- und Steinmodeln aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Bode und Vollbach führen die von der Forschung bisher übersehene Gattung in einem grundlegenden Aufsatz des Pr. Jhb. ein (XXXIX 1918, S. 90); die Beziehungen zwischen den Modeln und dem Bilddruck der Zeit werden aufgezeigt und so gedeutet, daß die Originalität des Modelbildners gegenüber dem Stecher gewahrt bleibt: entweder erscheint die Model als das Primäre, nach dem der Stecher entlehnt hat, oder beide stammen von demselben Urheber, der das Motiv zuerst in Ton formte und dann auf die Platte stach. E. Tietze-Conrat schließt sich in einer Besprechung der Modeln in der Sammlung Figdor (Kstchr. XXX 1919, S. 689) der Auffassung Bode-Vollbachs an. Dagegen sehen H. Zimmermann und Lehrs das Abhängigkeitsverhältnis in umgekehrtem Sinne (ebd. S. 471 und 529): nach ihnen sind die Modeln vielmehr Kopien nach frühen Kupferstichen und entbehren jeder geistigen Selbständigkeit. Über das kunstgewerbliche Interesse hinaus zu den wesentlichen Zusammenhängen führt ein Aufsatz von O. von Falke: „Die Neugotik im deutschen Kunstgewerbe der Spätrenaissance" (Pr. Jhb. XXXX 1919, S. 75). Um 1600 tauchen in Deutschland von neuem gotische Formen auf, die keineswegs, wie man anzunehmen pflegte, ein Nachschleppen alter Reminiszenzen durch rückständige Elemente bedeuten, sondern einen bewußten neuerwachenden Willen zur Gotik. Die Träger der neuen Formen sind keine zäh am Alten hängenden Handwerker, sondern Künstler auf der Höhe ihrer Zeit, die am Renaissancekönnen voll teilhaben, und hier absichtlich archaisieren. Die Strömung tritt gleichzeitig im Norden und Süden, Osten und Westen Deutschlands hervor und betrifft vor allem die Goldschmiedekunst, daneben die Teppichwirkerei u. a.

* * *

Die Fortschritte in der Erforschung deutscher Kunst auf den Gebieten der Malerei und Graphik sind damit in den wesentlichen Etappen berührt, die Errungenschaften für Architektur und Skulptur müssen einer anderen Zusammenstellung vorbehalten bleiben. Es sei nur kurz angemerkt, daß die Erkundung der deutschen Bildwerke immer noch hinter der des malerischen Materials zurücksteht; eine Geschichte der deutschen Plastik wurde seit dem Werk Bodes (Berlin 1885, Grote) nicht in Angriff genommen, zusammenfassende Arbeiten über einzelne Gebiete brachten u. a. Habich (Die deutschen Medailleure des 16. Jahrhunderts, Halle 1916), Viktor Roth (Siebenbürgische Altäre, Studien z. deutschen Kunstgesch. Nr. 192, Straßburg), Hampe (Allgäuer Studien, Mitt. d. German. Mus. 1918/19, S. 3); Lüthgen breitet das umfangreiche Material der niederrheinischen Plastik von der Gotik zur Renaissance in ungebändigter Fülle vor uns aus (Studien z. deutschen Kunstgesch. Nr. 200, Straßburg 1917). Aus der Menge der Einzelstudien seien hervorgehoben die vortrefflich gearbeitete Adam Kraftbiographie von Dorothea Stern (Studien z. deutschen

Kunstgesch. Nr. 191, Straßburg 1916) und die ergebnisreichen Vischerstudien von Stierling (Monatsh. 1915, 1917/18).

Noch ist die Fülle der Probleme auf keinem Gebiet voll ausgeschöpft und der Folgezeit bleibt genug zu schaffen übrig. Es ist zu hoffen, daß mit der Anzahl auch die Qualität der Arbeiten stetig wächst und die deutsche Kunstgeschichte nicht nur aushilfsweise in erhöhtem Maße zum deutschen Thema greift, weil das Reisen zur Zeit erschwert ist, sondern weil sie im Erkunden und Ausdeuten heimischen Besitzes ihre vornehmste Aufgabe sieht.

Berlin, Nov. 1919.

Dr. Grete Ring.

Das zweite Jahr des Nordischen Instituts der Universität Greifswald.

Das Nordische Institut, das im Mai 1918 begründet wurde, hat seit der vorigen Jahresversammlung am 4. Oktober 1918[1]) zum erstenmal ein volles Jahr regelmäßiger Tätigkeit hinter sich. Vorlesungen über Stoffe aus dem Gebiete der nordischen Sprache und Literatur, der Geologie und Geographie, des Rechts und der Volkswirtschaft wie der Verfassungsgeschichte sind mit sehr erfreulicher Teilnahme der Studierenden im letzten Winter- und Sommersemester gehalten worden. Ein schwerer Schlag traf das Institut am 23. Januar 1919 durch den Tod des Professors von Unwerth, mit dem eine nicht gewöhnliche wissenschaftliche Kraft, ein edler Mensch und sympathischer Kollege ihm entrissen wurde. Im April trat Professor Werner Richter an seine Stelle und übernahm auch die Geschäftsführung, die nach dem Tode Professor von Unwerths ganz in den Händen des Unterzeichneten gelegen hatte. Leider wurde auch Professor Richter während der Herbstferien durch Berufung in das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung erfolgreicher Tätigkeit am Institut, hoffentlich nur vorübergehend, wieder entnommen. Aber langgehegte Wünsche wurden erfüllt, als im April nicht nur in der Person des Dr. Norman Balk ein Assistent dem Geschäftsführer zur Seite treten und die Ordnung der Bibliothek des Instituts übernehmen konnte, sondern auch ein junger schwedischer Gelehrter, Magister Gösta Bergman, in den Lehrbetrieb des Instituts eintrat und im Sommersemester zahlreich besuchte Kurse in schwedischer Sprache und Literatur abhielt. Durch die im Juni erfolgte Berufung von Professor Glagau in den Institutsvorstand ist die Aussicht verstärkt, daß auch die nordische Geschichte und Politik ihren Platz im Institut finden wird, und freundliche Zusagen der Professoren Biermann und Jakoby lassen hoffen, daß künftig die Volkswirtschaft noch mehr als bisher, aber auch die Philosophie und Pädagogik des Nordens von uns werden beachtet werden können. Eine Ergänzung der geographischen Vorlesungen im Rahmen des Instituts bot Anfang August eine von Professor Braun geleitete Exkursion nach Südschweden und Kopenhagen, bei welcher die hiesige Geographische Gesellschaft mit dem Nordischen Institut zusammenwirkte. Zur Anfachung erhöhten Eifers für das Studium der schwedischen Sprache und Literatur dienten zwei Stipendien von je 500 Mark, welche der schwedische „Reichsverein für die Erhaltung des Schwedentums im Auslande" stiftete mit der Bestimmung, daß sie am Jahrestage des Todes von Professor von Unwerth für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete des Schwedischen verteilt werden sollten.

Das Heim des Instituts im Hause Domstraße 14, das ursprünglich in zwei Stockwerken zerstreut lag, konnte während der Herbstferien endlich eine befriedigende Gestalt gewinnen. Ein sonniger Hörsaal, um den sich zwei Bibliotheksräume und ein Geschäftszimmer gruppieren, ladet alle Studierenden und Freunde nordischer Wissenschaft zum Besuche ein. Jeden Vormittag steht auch unsere Büchersammlung der Benutzung offen. Infolge der Valutaverhältnisse hat ihr trotz der vom Hohen Ministerium zur Verfügung gestellten Mittel noch nicht die wünschenswerte Vollständigkeit gegeben werden können. Aber die Freigebigkeit nordischer Behörden, wissenschaftlicher Anstalten und Gesellschaften, Buchhandlungen und einzelner Gelehrter und Schriftsteller, zu denen auch Selma Lagerlöf gehört, hat dafür gesorgt, daß doch jedes fachliche Interesse irgendwelchen Stoff zum Studium findet. Ein weites Feld der Tätigkeit bleibt aber noch denen, welche hierin dem Institut zu Hilfe kommen wollen. Auch ältere nordische Literatur ist willkommen. Wenn, etwa aus

1) Siehe den damals abgestatteten Bericht über die Entstehung des Instituts in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1918, Sp. 203 ff.

Nachlässen, größere Sendungen angemeldet werden, trägt das Institut gern die Transportkosten. Wärmster Dank sei auch hier allen denen ausgesprochen, welche bisher geholfen haben.

Als Geschenkgeber seien hier genannt: Die Finnische Gesandtschaft in Berlin, die Topographische Abteilung des Königlichen Generalstabs in Stockholm und in Kopenhagen, das Statistische Zentralbureau in Kristiania und in Stockholm, die Universitätsbibliothek in Upsala und in Lund, die Stadtverwaltung in Malmö, der Dänische und der Schwedische Touristenverein, der Schwedische Exportverein, die Technische Hochschule in Stockholm, das Geographische Institut der Universität Königsberg, die Verlagsbuchhandlungen Wahlström & Widstrand, A. Bonnier, P. A. Norstedt in Stockholm, Söderberg in Helsingfors, Harrassowitz in Leipzig, die Herren Dr. J. Bergman in Stockholm, Professor Braun, Professor Curschmann, Professor Dalman in Greifswald, Oberbibliothekar Hulth in Upsala, Dr. Selma Lagerlöf-Falun, Dr. F. Guttman-Breslau, Professor v. Wrangel-Lund, Erik Lie-Kristiania.

Damit die Tätigkeit des Instituts nicht auf dieses Heim beschränkt bleibe, ist die Begründung einer Zeitschrift ins Auge gefaßt, welche in gemeinverständlichen Aufsätzen die nordischen Staaten vor allem in ihrer gegenwärtigen äußeren Gestalt und inneren Haltung in Deutschland besser bekannt machen soll. Die Sorge um die Anfangsnöte der Zeitschrift hat eben jetzt ein hochherziges Geschenk der „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Universität Greifswald" dem Institut abgenommen. Auch ihr gilt dafür sein verbindlichster Dank. So darf es verheißungsvolle Anfänge verzeichnen, denen der Fortgang nicht fehlen wird, je mehr in der akademischen Jugend und unserem Volke überhaupt die Überzeugung wächst, daß unsere Bildung unvollständig ist und ihre Fähigkeit zu nationalem Wirken unvollkommen, wenn für das Wesen, die Lage und das Handeln unserer germanischen Brudervölker im Norden kein Verständnis gewonnen wurde.

Der Aufgabe des Instituts, auch persönliche Beziehungen im Norden anzuknüpfen, entsprach es zunächst, daß an den Hochschulen von Upsala, Lund, Gotenburg, Kopenhagen, Kristiania und Helsingfors Vertreter des Instituts gewonnen worden sind mit der Aufgabe als „Akademische Konsuln" den dortigen Studierenden Auskunft zu geben über die Verhältnisse an deutschen Universitäten, vor allem Greifswalds. Dagegen versprach das Nordische Institut, in derselben Weise auf die nordischen Universitäten aufmerksam zu machen. Da die Valutaverhältnisse den Besuch Deutscher im Norden gegenwärtig fast unmöglich machen, kam Erzbischof Söderblom in Upsala unseren Wünschen entgegen, als er auf Anregung von Professor Braun sich dafür einsetzte, daß schwedische Gastfreundschaft diesen Besuch erleichtern solle. Es ist dann den Bemühungen unseres Vertreters in Upsala, des Bibliothekdirektors Aksel Andersson, zu verdanken, daß jetzt ein Theologe und ein Geograph in Upsala freundliche Aufnahme gefunden haben und zunächst während des Herbstsemesters dort studieren. Ebenso ist erfreulich, daß einem Schüler Herrn von Unwerths, Dr. de Boor, der Weg zu einem Lektorat in Gotenburg geebnet wurde und er dadurch die Möglichkeit zu erfolgreichen Fachstudien auf dem schwedischen Gebiete erhielt. Deutsche Wissenschaft wurde in den Norden getragen, wenn Mitglieder des Nordischen Instituts dort in Mitteilungen aus ihrem Fachgebiet größeren Kreisen gegenübertraten. Dies geschah durch acht Vorlesungen, die Professor Braun in Stockholm und Upsala abhielt und durch 13 Vorlesungen und Vorträge, mit denen der Unterzeichnete eine seit 1916 in Schweden und Dänemark geübte Tätigkeit dieses Jahr fortsetzte und damit die Gesamtzahl der Vorträge in 16 verschiedenen Städten (Stockholm, Upsala, Oerebro, Kristinehamn, Karlstad, Hjo, Skövde, Skara, Fridene, Karlsborg, Tidaholm, Gotenburg, Helsingborg, Lund, Malmö, Kopenhagen) auf 50 brachte. Mit der Vortragstätigkeit war naturgemäß verknüpft persönlicher Verkehr mit Berufsgenossen, aber auch vielen anderen Persönlichkeiten aller Stände. Die skandinavische Kirchenkonferenz in Stockholm und die Zusammenkunft der Professoren von Kopenhagen und Lund in der letzteren Stadt brachte auch Dänen in den Bereich dieses Verkehrs. Er sollte vor allem in die Lücke treten, welche die von unseren Feinden noch immer betriebene Unterbindung der Beziehungen von Nord und Süd geschaffen hat. Dabei brachte er zur Empfindung, mit welcher Wärme man in Schwe-

den weithin unsere Lage betrachtet und mit welcher Sorge man wahrnimmt, daß das politische Gleichgewicht Europas zum Schaden aller Mittelmächte, auch der nordischen, verschoben ist. Bestrebungen sind vorhanden, die skandinavische Kultur romanisch und angelsächsisch zu beeinflussen. Um so wichtiger ist, daß wir wenigstens unsererseits die alten Beziehungen zwischen den germanischen Völkern zur Festigung ihrer Eigenart im Gange erhalten.

Mit besonderer Freude begrüßen wir es, wenn unser Verkehr mit dem Norden dadurch eine Erwiderung erfährt, daß von dort her Vertreter der Wissenschaft zu uns kommen und uns aus ihrem Studienbereich Anregung und Belehrung bieten. Bei der vorigen Jahresversammlung hatten wir Reichsantiquar Professor Dr. Montelius aus Stockholm in unserer Mitte. Diesmal hatte der Vertreter der Kunstgeschichte an der Universität Lund, Professor Dr. von Wrangel, der Bitte des Instituts entsprochen und hat durch Mitteilungen aus dem Gebiete der schwedischen christlichen Kunst und ihrer Beziehungen zu Deutschland die Jahresfeier gekrönt. Es ließe sich über Zukunftspläne und Zukunftswünsche des Nordischen Instituts noch manches sagen, über seine Beteiligung an der Volkshochschulbewegung unserer Tage, in deren Wesen der Unterzeichnete in Schweden Einblick zu gewinnen gesucht hat, aber auch an den praktischen wirtschaftlichen Beziehungen zum Norden, für welche besondere deutsch-nordische Verbände in der Gründung begriffen sind, auch über Auskunftserteilung und Beratungen derer, die nordische Beziehungen suchen. Aber wir bleiben stehen bei dem, was das letzte Jahr in sich schloß und die Gegenwart bietet, und danken dem Gott, der will, daß Menschen und Völker sich nicht befeinden, sondern brüderlich einander fördern, daß er bis dahin mit dem Institut gewesen ist und durch innere und äußere Schwierigkeiten es geführt hat. Möchte das Nordische Institut der Universität Greifswald auch weiterhin als eine Stätte und ein Werkzeug echten Friedens ihm dienen dürfen!

Greifswald, 24. Oktober 1919.

Geheimrat Professor Dr. D. Dr. Dalman.

Carl H. Beckers „Kulturpolitische Aufgaben des Reiches." Eine amtliche Denkschrift.

Wie schon mit seinen im Sommer 1919 im selben Verlage erschienenen „Gedanken zur Hochschulreform" macht C. H. Becker, Unterstaatssekretär im preußischen Unterrichtsministerium, auch hier wieder eine amtliche Denkschrift zur Grundlage öffentlicher Erörterung.

In einer kurzen „Einführung" wird die Frage: „Was ist Kulturpolitik" treffsicher behandelt. Völker mit starken nationalen Instinkten wie die Angelsachsen, die Franzosen, auch die Russen haben die Pflege sogenannter Kulturpolitik von Staats wegen nicht nur grundsätzlich anerkannt, sondern auch ganz spezifische Arten dieser Kulturpolitik mit Erfolg geübt. Die Nordamerikaner stampfen das eingewanderte Völkergemisch unter dem ungeheuren Druck ihrer großzügigen Wirtschaft ein und stempeln es innerhalb ein bis zwei Generationen yankeemäßig ab. Die Briten tragen wie ihre Schiffe, so ihr Kulturideal in fernste Zonen. Die Franzosen missionierten mittels ihrer Alliance française im Orient; die Russen durch Rubel und Ikonostase in Asien und auf dem Balkan. Überall fand „eine bewußte Einsetzung geistiger Werte im Dienste des Volkes oder des Staates zur Festigung im Innern und zur Auseinandersetzung mit anderen Völkern nach außen" statt; an Beispielen schildert der Verfasser die verschiedenen Formen solcher kulturellen „Berieselung".

Sind wir Deutsche zu einer solchen Politik mit geistigen Werten überhaupt fähig, oder sind wir wirklich nur ein im Osten slawisch, im Westen romanisch gemischtes Völkergeschiebe? Haben wir, trotz schon 2000jähriger Geschichte den Normaltyp des Deutschen noch immer nicht geschaffen? Im alten Reich war es der fast mystische militärische Staatsgedanke, von welchem aus unsere Erziehung und die Struktur unserer Gesellschaft ihre letzte und höchste Prägung erhielt; und die ethischen Werte dieses Ideales mögen auch für vergangene Zeiten als durchaus notwendig und wertvoll gelten. Wir mußten eben aus Mangel und an Stelle der formalen Volksdisziplin, wie sie den genannten Nationen zu eigen ist, unsern völkischen Willen für Einheit in Form des Militarismus als eines harten Schutzschildes gegen uns selbst und gegen andere Völker sozusagen ausschwitzen wie ein Weichtier seine Schalen.

In Zukunft aber gilt es ein neues einigendes Band zu suchen, das uns „über unseren Stammespartikularismus, über unsere



konfessionelle Spaltung und über unsere berufständische und soziale Gliederung hinaus zum Einheitsvolk werden läßt. Nötiger wie je braucht Deutschland jetzt eine bewußte Kulturpolitik. Und wenn der Deutsche seiner Natur nach nicht von selbst danach greift, so muß er eben dazu erzogen werden." Ein Bildungs- bzw. Schulparlament, welches sich mit obigen Fragen beschäftigen könnte, lehnt der Verfasser ab, aber das Reich als solches muß kulturpolitische Kompetenzen erhalten, denn der Partikularismus, der kulturell soviel geleistet hat, der aber auch die Revolution und ihre Ausheilungsmöglichkeiten zersplitterte und lähmte, kann nur mit geistigen, d. h. kulturpolitischen Waffen überwunden werden.

Das zweite Kapitel enthält die dem Verfassungsausschuß der Nationalversammlung vorgelegte Denkschrift über die Zuständigkeiten des Reiches. Von hoher Warte wertet Becker den anfänglichen, wenn auch ererfolglosen Einspruch der Bundesstaaten gegen diese Zuständigkeiten, wie sie der Hugo Preußsche Verfassungsentwurf im Art. 4 Nr. 12 festlegte. Gerade weil die neue Verfassung einen erheblichen Schritt weiter zum Einheitsstaat bedeutet, sollte nach Ansicht der Gliedstaaten ihre eigene bodenständige kulturelle Autonomie aufrechterhalten werden. Wo wären wir mit unserer Kultur hingekommen, wenn nach Pariser Muster Berlin allein ausschlaggebend geworden oder gewesen wäre? Entgegengesetzt der altpreußische Standpunkt. Nicht aus besonderer Gefälligkeit gegen die Reichsregierung war Preußen von Anfang an bereit, dem Reiche die gewünschten Kompetenzen zuzugestehen, sondern weil in Preußen der Staat all den Stämmen, die er umfaßt, seit langem übergeordnet ist, und so ihre Kulturen sich aneinander anzugleichen gelernt haben. Nur im Rheinlande regt sich unter dem Druck ausländischer Propaganda der alte Stammeskulturgedanke, welcher in Süddeutschland der natürliche Ausdruck des Kulturbewußtseins überhaupt war und noch ist. In Preußen war es die Bureaukratie, welche die kulturelle Oberleitung in Händen hatte; für sie aber bedeutet die Übertragung ihrer Kompetenzen auf das Reich nur einen Gewinn. Das kaiserliche Deutschland trieb nach außen nichts als Wirtschaftspolitik; im Rausch äußerer Erfolge kamen wir nicht zum Bewußtsein der Unzulänglichkeit des kulturellen d. h. ideellen Unterbaues unseres materiellen Wohlstandes. Preußen hat mit bescheidenen Mitteln deutsche Kulturpolitik getrieben, z. B. Institute im Ausland unterhalten, den Professorenaustausch, Ausgrabungen und Expeditionen veranstaltet. Was es leistete, wurde dem Reiche gutgeschrieben. Und wenn einmal das Reich sich zu betätigen anfing, wurde preußische Hilfe angerufen und viele Akten tragen den Vermerk „Urschriftlich dem Herrn Preußischen Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten zur gefälligen Äußerung oder Erledigung." (Als Ref. im Kriege deutsche Publikationen über Bulgariens Geschichte und Kultur anregte, wandte er sich von Sofia aus selbstverständlich in erster Linie an dieses Ministerium.) Aber was auch immer geschah, hält keinen Vergleich aus mit ausländischen Vorbildern. Nunmehr hat das deutsche Volk, politisch und wirtschaftlich ausgeschaltet, im Ringkampf der Völker nur noch seinen Ideengehalt als Einsatz. Nicht Selbstlob und Pressepropaganda kommen da in Frage, sondern was wir vorerst brauchen, ist Verinnerlichung. Um diese geistige Wiedergeburt muß sich das Reich amtlich kümmern. Und auch nach innen, in die Gliedstaaten hinein, muß von Reichs wegen Kulturpolitik getrieben werden. Die Parole muß sein: Erziehung der deutschen Stämme zur Nation; nicht zu Chauvinisten, sondern zum Einheitsvolk. Das Reich braucht in Ermanglung einer militärischen eine ideelle Hausmacht. Die Erziehung muß einheitlich sein, sonst entwickeln sich die Gliedstaaten, welche das Erziehungswerk als solches zu vollenden haben, sei es im ultraradikalen, sei es im reaktionären Fahrwasser, nicht zueinander, sondern auseinander. Eine begrenzte Reichsaufsicht, von erlesener, großzügiger Beamtenschaft geleitet, muß dies Erziehungswerk leiten. Auch aus finanziellen Rücksichten ist dies nötig. Das Reich hat die größten Schulden, das Reich muß die Macht haben, überflüssige, nur lokalpatriotisch verankerte Institute und wissenschaftliche Gründungen zu verhindern; andererseits muß das Reich den Gliedstaaten helfen, die in ihrem Rahmen notwendigen Kulturaufgaben zu finanzieren. So fordert der Verfasser u. a., daß den vor 1914 blühenden wissenschaftlichen Zeitschriften Deutschlands, den großen Archiven deutscher Gelehrtenarbeit, welche zurzeit vor Bankrott und Untergang stehen, von Reichs wegen

Unterstützung werden muß. Nationales Ansehen steht auf dem Spiel. Was deutsche Fürstenhöfe und private Mäzene vor dem Kriege als Kulturzentren geleistet, wird künftig fortfallen und muß ersetzt werden. Die 1868 begründete Bundes- bzw. Reichsschulkommission muß nach nationalpädagogischen Gesichtspunkten ausgestaltet werden. Aber auch ein Reichsschulgesetz, wie es der deutsche Lehrerverein in einer Eingabe an die Nationalversammlung vom 16. 2. 1919 forderte, hält der Verfasser für grundsätzlich berechtigt. Auch auf die jährlichen Hochschulkonferenzen, die Friedrich Althoff begründete, und die bisher nur eine zwischenstaatliche Veranstaltung der größeren Bundesstaaten bildeten, weist der Verfasser hin. Neben der Schule kommen Kunst und Wissenschaft in Frage; und hier ist der wunde Punkt ebenfalls der Mangel an Einheitlichkeit. Ein Beispiel des Verfassers: Das Archäologische Institut untersteht dem Auswärtigen Amte, das Kunsthistorische dem Reichsamt des Innern, das Historische dem preußischen Kultusministerium; es fehlt an einer festen Zentralstelle, welche leitet und ausgleicht, ohne zu bevormunden. Die Organe des Reiches aber, welche solche Kulturaufgaben übernehmen, dürfen nicht nur über die Dinge reden, sie müssen kulturell mitarbeiten. Men, not measures! Keine Normativbestimmungen, sondern Spielraum; nicht Gesetzgebung, sondern Vereinbarung, Konferenzen mit Gedankenaustausch. Zusammenfassend muß aus dem Gesagten gefolgert werden:

1. Daß das Reich in der Verfassung verankerte kulturpolitische Kompetenzen braucht.
2. Daß die kulturpolitische Führung des Reiches nicht gleich beansprucht werden kann, aber im Laufe der Entwicklung unvermeidbar erscheint.
3. Auf schulpolitischem Gebiet kein gesetzgeberischer Zwang, sondern gütliche Vereinbarung mit dem Ziel einheitlicher, aber nicht schematischer Entwicklung (ständige Konferenzen).
4. In Kunst und Wissenschaft Zusammenarbeit wie bisher, aber engere Fühlungnahme zwischen Reich und Gliedstaaten.
5. Zur Förderung seiner Bestrebungen und zur Erhöhung seines Einflusses braucht das Reich neue planmäßige Mittel, möglichst ohne zu enge Festlegung der Zweckbestimmung.
6. Auf allen Gebieten aber — und das ist die Hauptsache — sachverständige und initiativereiche Reichsbeamte.

So weit die amtliche Denkschrift.

Kapitel 3 dann enthält Vorschläge und Anregungen zu der zukünftigen Organisation. Die großen Machtmittel, welche trotz der anfänglichen Abneigung der Gliedstaaten dem Reiche in der neuen Verfassung im Art. 10 Nr. 2 unlängst zugesprochen worden sind, um Normativbestimmungen auf dem Gebiete des Schul- und Hochschulwesens zu erlassen, bedeuten den ersten und entscheidenden Schritt zur Reichskulturpolitik. Weise Mäßigung vor allem fordert der Verfasser. Er verwirft kulturelle Gleichförmigkeit und Vergewaltigung, also jeglichen Kulturkampf. Die auswärtige Kulturpolitik muß dem Auswärtigen Amt überlassen werden, aber nur unter vollster Fühlung mit der kulturellen Inlandzentrale. Eine eigene Abteilung für Volkshochschulwesen ist notwendig und anderes mehr, worüber wir auf die Schrift selber verweisen.

Wichtiger aber als alle Organisationen, so führt das Schlußkapitel aus, sind die Kulturinhalte. Über sie müssen wir uns zu allererst klar werden. Grundanschauungen von Volk und Leben, die jenseits religiöser oder nichtreligiöser Weltanschauung stehen, müssen bewußt ohne Verachtung der Ideale der Vergangenheit neu aufgebaut werden. „Tausend Schleier decken, was vor uns liegt." Uns Deutschen fehlt als dezidierten Individualisten der politische Sinn, als Volk das Volksbewußtsein oder der nationale Gedanke. Also nicht die Staatsnation, sondern die Kulturnation muß ins Auge gefaßt werden. Wir müssen das Wesen unseres Volkes in der Geschichte suchen, „der gotische Mensch" lebt als Sehnsucht in den Besten unserer Zeit. (Vgl. die Aufsätze des Grafen Keyserling und von E. Troeltsch über „Deutschlands wahre politische Mission" und „Über deutsche Bildung" in dem Sammelband „Der Leuchter", Darmstadt 1919, Reichls Verlag). Unsere inneren Polaritäten und Spannungen sind leider Naturnotwendigkeiten deutscher Charakteranlage. Aber diesen unser Volk sprengenden Gegensätzen muß durch Aufklärung das Gift entzogen werden. Der Mensch kann nur dasjenige wollen, „was er liebt"; „seine Liebe ist der einzige, zugleich auch der unfehlbare Antrieb seines Wollens und aller seiner Lebensregung und -bewegung" (Fichte). „Lernen wir überall das Mensch-



liche verstehen und lieben. Suchen wir den deutschen Gedanken zunächst in uns selber, dann in unserem Volk, stellen wir ihn heraus in seiner irrationalen und rationalistischen Prägung, aber befreien wir ihn — bei stärkster individueller Staatsgesinnung — von staatlicher Enge, vom Zwang der Grenzpfähle, haben wir den Mut, den gesegneten Gedanken eines unserer Jüngsten in die Tat umzusetzen, indem wir die Staatsangehörigkeit zurücktreten lassen hinter der Volkszugehörigkeit, oder pflegen wir beide nebeneinander. In welcher Form auch immer, wir müssen uns erziehen zum Bewußtsein unserer selbst." Der Verfasser warnt davor, die Millionen Deutsche, welche künftig wieder ins Ausland abwandern werden, zu einer großen Irredenta zu organisieren. Die machtpolitische Lösung des deutschen Problems ist im Weltkrieg gescheitert, aber das deutsche Volk ist wichtiger als die deutsche Weltmachtstellung. Die Feinde müssen innerlich überwunden werden. Wenn wir uns treu bleiben, wird einst der Tag der Scham für unsere Gegner kommen. Es wäre ja nicht das erstemal, daß durch Leiden die Welt überwunden wird. Dann wird es in einem neuen Europa weder Herrscher noch Sklavenvölker geben, sondern eine zu gemeinschaftlicher Arbeit verbundene Völkerfamilie. Wir müssen zu einer freieren Willensbildung hindurch, nur dann wird Raum für freie Menschenwürde. Wir haben Bildung und Wissenschaft miteinander verwechselt. „Selbstbewußtsein als Volk, ethische Gesinnung und innere Einstellung zur Sache, insbesondere zur Arbeit, das sind drei große Ideale, die zusammen zu einer geschlossenen Lebensaufgabe führen. Sie bilden ein Kulturprogramm, das unerreichbar und utopisch ist, wie alle letzten Ziele der Menschheit es sein müssen, das aber eine normative Kraft von packender Wucht enthält, wenn es wirklich vom Willen des einzelnen aufgenommen und von dem Glauben einer zur Mitarbeit sich freiwillig zusammenschließenden Kulturgemeinde getragen wird. Auf diesem Boden könnten sich alle Parteien und Konfessionen zusammenfinden; sie werden und sollen diesen Ideen in ihrem Kreise ihre besondere Lokalfarbe und Temperatur verleihen, sie werden aber alle bereit sein, jeder auf seinem Wege, diesen ewigen Zielen zuzustreben und dadurch unser zerrissenes Volk sich in einer höheren Einheit zusammenfinden lassen. Ideale nicht nur zu haben, sondern sie mit dem vielgestaltigen kulturpolitischen Apparat bewußt dem deutschen Volke als Lebensideale einzuhämmern — das ist die eigentliche Aufgabe der Kulturpolitik des Reiches."

Wiesbaden. Dr. B. Laquer.

Zur Wiedereröffnung des literarischen Austausches zwischen Amerika und Deutschland.

Kürzlich erhielt ich eine Anzeige meiner im Jahre 1917 erschienenen „Ursachen der Reformation" (München, R. Oldenbourg) von P. Smith aus der American Historical Review (Aprilheft vom Jahrgang 1919). Die Schlußsätze setze ich hierher: „In closing, may the reviewer be allowed to express his pleasure at seeing the first German publication that has broken through the British censorship-blokade to his eyes since 1915? May German thought, purged but not crushed out by the war, again take its due place in the light of cosmopolitan culture that we must all hope is once more beginning to shine through the clouds."

Indem ich dem Rezensenten meinen Dank für seine freundliche Begrüßung ausspreche, möchte ich nicht unterlassen hervorzuheben, daß einen ausgezeichneten Kommentar zu den Worten „purged but not crushed out" der Däne Karl Larsen in seinem Aufsatz „Das Ende des Militarismus" in der „Deutschen Rundschau", Oktober- und Novemberheft, gegeben hat. Er schildert z. B., wie man über den Zusammenbruch des preußisch-deutschen Militarismus triumphiert und wie man dabei doch plötzlich entdeckt, daß mit diesem Zusammenbruch ein höchst wertvoller Schutz der kleinen Nationen beseitigt ist. Es ist dies aber eine Erscheinung aus einem Komplex von vielen parallelen Erscheinungen.

Freiburg i. Br. G. von Below.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

14. JAHRGANG HEFT 4 FEBRUAR 1920

Die Anfänge des Preußischen Kultusministeriums.

Von Gunnar Thiele.

Daß das Kultusministerium in Preußen eine hochpolitische Behörde ist, dürfte in unseren Tagen nicht mehr bestritten werden. Nicht zu allen Zeiten aber war die Wertung dieses Verwaltungszweiges die gleiche; entbehrte er doch im 18. Jahrhundert noch gänzlich der Selbständigkeit. Erst nach dem Zusammenbruche zu Beginn des 19. Jahrhunderts besinnt man sich auf den großen Gedanken, daß der Mensch, der zur Selbsttätigkeit und Selbständigkeit gebildet wäre, auch den Staat tragen und ihn emporbilden würde. Mußte aber nicht diese hohe Bedeutung, die eine idealistische Anschauung dem Erziehungswesen beimaß, auch zu einer verwaltungstechnischen Selbständigkeit jener Behörde führen, der die Pflege des inneren Lebensgehaltes der Nation oblag? Die Lösung dieses Problems gibt uns Ernst Müsebeck in einer inhaltreichen Schrift[1]), deren Hauptgedanken wir im folgenden skizzieren.

1.

Ganz im Sinne der altprotestantischen Auffassung, daß die Schule einen integrierenden Bestandteil des kirchlichen Lebens ausmache, zeigt das 18. Jahrhundert noch die völlige Abhängigkeit des Unterrichtswesens vom Kultus, und auch die Gründung des Oberschulkollegiums im Jahre 1787, welche eine scharfe Trennung der Kultus- und Unterrichtsfragen erstrebte, hatte tatsächlich nur eine Verminderung, nicht eine Aufhebung des geistlichen Einflusses auf das Schulwesen zur Folge. Charakteristisch für das alte Preußen bleibt die Verbindung der geistlichen Angelegenheiten mit dem Justizministerium in der obersten Spitze. Wie der damaligen Behördenorganisation überhaupt, so fehlte auch der Verwaltung des Kultus, Unterrichts- und Medizinalwesens, das fast ohne Zusammenhang mit den obersten Zentralbehörden geblieben war, die straffe, einheitliche Zentralisation, die zur Durchführung eines großen Reformprogrammes notwendig war.

Während der Reformzeit und der Zeit der Freiheitskriege — Müsebeck umgrenzt diesen Zeitraum durch die Jahre 1807 und 1817 — tritt Kultus, Unterricht und Medizinalwesen in Verbindung mit dem Ministerium des Innern. Bereits vor dem Zusammenbruche des Staates wurden Versuche gemacht, das preußische Behördenwesen umzugestalten, aus dem unverantwortlichen Kabinett ein verantwortliches Ministerium zu schaffen, Fachministerien an Stelle von Provinzialministerien zu begründen. Die nämliche Tendenz für die künftige Verwaltungsorganisation zeigen die großen Denkschriften des Jahres 1807, die nach dem Zusammenbruche die Reform des neuen Preußens einleiteten. Stein hob die Notwendig-

1) Das Preußische Kultusministerium vor hundert Jahren. Stuttgart und Berlin 1918, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.



keit der Trennung von Kultus und Unterricht hervor, Altenstein, der für die Einheit in der Leitung des Kultus und Erziehungswesens eintrat, wies als erster auf Humboldt als den gegebenen Chef des Unterrichtswesens bei der Reform hin, Hardenberg forderte zum ersten Male das Kultusministerium mit seinen zwei großen Zweigen des Kultus und des Unterrichts in seiner späteren selbständigen Stellung als eigne Oberbehörde. Durch die gemeinschaftliche Arbeit von Stein, Hardenberg und Altenstein war die Einheit in der obersten Verwaltung prinzipiell durchgeführt. Am 24. November 1808, am letzten Tage der Amtsführung Steins, wurde die „Verordnung, die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden in der preußischen Monarchie betreffend", vom Könige vollzogen. Das ehemalige Generaldirektorium wurde nach seinen beiden Hauptfunktionen getrennt. So entstanden das Ministerium des Innern und das der Finanzen, welche mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, dem Kriegs- und Justizministerium die fünf Hauptverwaltungszweige des Staates bildeten. Die dritte Abteilung des Ministeriums des Innern bildete das Departement des Kultus und des öffentlichen Unterrichtes. Kultus und Unterricht waren endgültig von dem Justizdepartement geschieden, im Gegensatz zu den ursprünglichen Steinschen Absichten unter einer einheitlichen Spitze vereinigt, einem Geheimen Staatsrate unterstellt. Das Medizinalwesen wurde in der „Verordnung" vom 24. November 1808 einer besonderen Departementsabteilung des Ministeriums des Innern überwiesen. Stein hatte in seiner Nassauer Denkschrift als Spitze der gesamten Staatsverwaltung ein Ministerkonseil gefordert, da für ihn die Kollegialität der obersten Behörde das Fundament der künftigen Verwaltung bildete. Altenstein und Hardenberg wollten die Regierungsverwaltung von einem Punkte ausgehen lassen. Die Leitung des Ganzen sollte dem Premierminister zukommen. In der „Verordnung" vom 24. November, die das Kabinett als Zwischenglied zwischen dem Monarchen und der obersten Behörde beseitigte, mußte der Premierminister einer kollegialen Behörde, dem Staatsrate, weichen. Ihm gehörten nicht nur die Minister, sondern auch die Geheimen Staatsräte als Chefs der wichtigsten Ministerialsektionen an, die in diesem Kollegium gleiches Stimmrecht mit ihren Vorgesetzten haben sollten. Aber in der eigentlichen Ausführungsverordnung, dem Publikandum vom 16. Dezember 1808, wurde aus der Steinschen Verfassung das konzentrische, alles zusammenhaltende Herzstück, der Staatsrat, herausgerissen, was gerade für das Gebiet des Kultus und öffentlichen Unterrichts von größter Bedeutung werden sollte. Stein hatte seine Aufgabe als eine deutsche Mission angesehen. Er wollte einen politischen Organismus schaffen, von dem aus einst die Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft ihren Ausgang nehmen konnte. Höchste Einheitlichkeit der Staatsverwaltung mit dem stärksten Anteil der Nation am Staatsleben zu verbinden, war sein hohes Ziel. Der Erziehungsgedanke bildete die Zentralidee der Steinschen Reform.

Es war mehr als eine Personenfrage, geradezu eine Schicksalsfrage, wer zum künftigen Leiter des Kultus und Unterrichts berufen würde. Altenstein, der spätere erste Kultusminister, trat an die Spitze des Finanzministeriums; Graf Dohna wurde Minister des Innern. Wil-

helm von Humboldt, damals preußischer Gesandter bei der Kurie in Rom, übernahm am 28. Februar 1809 die Leitung der Sektion des Kultus und öffentlichen Unterrichts. Obwohl ihm Graf Dohna, sein Jugendfreund und Studiengenosse, volle Bewegungsfreiheit gewährte, klagte Humboldt bald, daß die Geschäfte ohne einheitliche Leitung gingen. Die vorläufige Suspension des von Stein geplanten Staatsrates nahm ihm die Möglichkeit, seine Anschauungen in der höchsten Landesbehörde zum Ausdruck zu bringen, wenn er mit seinem Departementschef keine Übereinstimmung erzielen konnte. Er sah sich in seinem Rechte auf Selbständigkeit und Verantwortlichkeit geschmälert. So hat er während seiner ganzen Amtsführung nicht nur durch wiederholte Eingaben, sondern auch in persönlicher Unterredung mit dem Könige danach gestrebt, sein wichtiges Ressort, dem noch die Medizinalsektion angegliedert wurde, zu einem selbständigen Ministerium zu erheben. Als der Staatsrat in einer unwirksamen Form, d. h. mit bloß beratender Stellung, angeordnet und damit der Steinsche Plan des Staatsrates aufgegeben worden war, reichte Humboldt sein Entlassungsgesuch ein, das am 14. Juni 1810 genehmigt wurde. Nur 16 Monate hatte er das Amt verwaltet. Aber diese kurze Spanne Zeit war für die Entwicklung des preußischen Kultusministeriums, seiner Aufgaben und Ziele von grundlegendem Werte. Humboldts Schaffenskraft wurzelte nicht wie die Steins in der reichen Erfahrungswelt der Geschichte, sondern in einem moralisch-ästhetischen Neuhumanismus, der aus der Idee heraus schöpferisch zu gestalten suchte. Glänzende Mitarbeiter — um nur Nicolovius in der Kultus- und Süvern in der Unterrichtsabteilung zu nennen — standen ihm zur Seite. Drei große Aufgaben hatte er sich gestellt: die verwaltungstechnische Organisation der Sektion, die Festsetzung eines allgemeinen Schulplans und die Regulierung des Fonds und der Etats aller Schulen und der Besoldung aller Geistlichen. An allen prinzipiellen und persönlichen Fragen der Kultusabteilung, die Nicolovius in relativ selbständiger Weise leitete, verlangte er Anteil. Nicht das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, wie es Schleiermacher stark bewegte, sondern das Verhältnis zwischen Staat und Religion war das ihn wie andere Reformer bewegende Problem. Religion bedeutete für sie ein Stück wahrhafter Menschenbildung, deren Entfaltung der sittliche Inhalt des Staatszweckes erforderte. Dem Leiter der Unterrichtssektion war das Problem der Nationalerziehung als Erbe überliefert worden. Der deutsche Idealismus hatte es verkündet, daß nur durch die sittliche Vervollkommnung der Träger des Staates, der Menschen selbst, eine bessere Verfassung erreicht werden könne. Schleiermacher hatte diese Forderung auf die kollektivistische Einheit der Nation übertragen. Nationalerziehung erhielt den Sinn wahrhafter Menschenerziehung. Und dann hatte Fichte in seinen „Reden" eine gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungswesens als das einzige Mittel gepriesen, das die deutsche Nation in ihrem Dasein erhalten könne. In Humboldt und seinen Mitarbeitern sollte Fichte die Männer finden, die gewillt waren, seine Ideen in die Tat umzusetzen. In einem wesentlichen Punkte unterschied sich Humboldt aber von dem „deutschen" Philosophen. Fichte machte in seinen „Reden" den Staat zum Vollstrecker seines Erziehungsplanes. Nicht



so Humboldt nach seinen letzten Ideen. Hatte er früher die Erziehung für eine Aufgabe der Nation im Gegensatz zum Staate gehalten, so sollte, als er nun an die Spitze eines staatlichen Erziehungswesens getreten war, die Nation zwar das Erziehungswesen als heilige Aufgabe auch jetzt noch in ihrem Schoße tragen. Aber er wußte jetzt diese Tätigkeit der Nation, der Steinschen Idee gemäß, dem Rahmen des Staates einzuordnen. Vor allem strebte er auf dem Gebiete des Erziehungswesens die harmonische Humanitätsidee zur Darstellung zu bringen. Der Schulplan Humboldts, wurde die Stelle, an der zum ersten Male die pädagogischen Strömungen des Neuhumanismus und der Pestalozzischen Methode, verschmolzen mit dem deutschen Idealismus, in die neue preußische Schulverwaltung überströmten. Allgemeiner Unterricht und Berufsbildung dürfen hinfort nicht miteinander vermischt werden. Die materiale, enzyklopädische Vielseitigkeit des rationalistischen Bildungsprinzipes wird durch ein universal-formales Prinzip ersetzt, das sich allein die allseitige, von innen heraus schöpferisch gestaltende Kraftentwicklung, die Selbsttätigkeit der einzelnen Individuen zum Ziele setzt.

Es würde zu weit führen, wollten wir Müsebeck in seiner Darstellung der Tätigkeit der Unterrichtsabteilung auf dem Gebiete des Elementarschulwesens, der gelehrten Schulen und des Universitätswesens während der Humboldtschen Ära folgen. Viele Absichten Humboldts auf dem Gebiete der Reform des Elementarschulwesens und der Gymnasien scheiterten an der Mittelbeschaffung. Um so heller erstrahlt sein Ruhm, als es ihm gelang, trotz aller finanziellen Bedrängnisse die schönste Krönung seines Werkes für das Verbesserungsgeschäft des Erziehungswesens, die Neubegründung der Universität Berlin in ihrer Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften, durchzuführen. Humboldt hat der Machtform des preußischen Staates den Geist des deutschen Idealismus einverleibt und damit jene enge Verbindung zwischen dem preußischen Staatsgedanken und dem deutschen Kulturgedanken geschaffen, die allein Preußen zu einer Führerrolle im Leben der Nation befähigen konnte. Der deutsche Kulturgedanke aber trug universale, menschheitliche Form. Er wollte den Deutschen zum wahrhaften Menschen bilden auf Grund der nationalen Eigentümlichkeit. Humboldt schied aus dem Amte, ehe seine Aufgabe vollendet war. Für ihre Lösung hat er den festen Grund im preußischen Staate gelegt. Denn der Geist der nie vollendeten, aber stets der Vollendung entgegenreifenden Wissenschaftlichkeit ist es, der die drei Abteilungen des Kultus, des Unterrichts- und des Medizinalwesens unter seiner Leitung zu einem einheitlichen Ganzen gebildet hat. Wilhelm von Humboldt wurde mit dieser Tat der eigentliche Schöpfer des preußischen Kultusministeriums, wie es einige Jahre später tatsächlich im Behördenorganismus durchgeführt werden sollte.

2.

Als Humboldt aus dem Amte schied, war auch das Schicksal seiner Gegner, des Ministeriums Dohna-Altenstein, entschieden. Hardenberg, der zum Staatskanzler ernannt wurde, erhielt die obere Leitung sämtlicher Staatsangelegenheiten. Bevor die Sektion für den Kultus und Unterricht am 20. November 1810 ihren selbständigen Leiter in der Person des Geheimen Staatsrates von Schuckmann erhielt, war ihre Ver-



bindung mit der Abteilung für das Medizinalwesen, die ja unter Humboldt nur als Personalunion bestanden hatte, gelöst und das Medizinalwesen mit dem allgemeinen Polizeidepartement vereinigt worden. Der Nachfolger Humboldts war ein ausgezeichneter Verwaltungsbeamter. Er kannte nur den Machtstaat als letztes und höchstes Organ, dem sich ohne Widerspruch das Geistesleben zu beugen hatte. Von einer kirchlich-religiösen Erziehung des Volkes erhoffte er allein eine Besserung der Zustände. Jede selbständige Regung des Volkes bedeutete ihm eine Gefahr für die Regierung. Die Arbeiten der Kultusabteilung unter Schuckmann befaßten sich mit dem Problem der neuzugestaltenden kirchlichen Verfassung, das bereits unter Humboldt in Angriff genommen war. Schleiermacher gelang es, die Einheit der protestantischen Kirche herzustellen, unter reger Anteilnahme des Königs, dessen Eifer für die Union ihren Ursprung in kultischen Fragen hatte. Wenn auf dem Gebiete des Schulwesens der Geist Humboldts während der Schuckmannschen Verwaltung vorherrschend blieb, so ist dies der Wirksamkeit Süverns und Natorps, von Nicolovius und von Schleiermacher zu verdanken. Grundlegende Arbeiten, welche die innere Verfassung der höheren und niederen Schulen regeln sollen, werden in den beiden Teilen der „Gesamtinstruktion über die Verfassung der Schulen" vom 7. Februar 1813 fertiggestellt, welche die „Konstitutionsakte" der inneren Einrichtung des neuen Bildungswesens darstellt. Aber noch fehlte es an einem allgemeinen Schulgesetz, das auch jener Gesamtinstruktion erst allgemeine Rechtsgültigkeit verleihen sollte. In seinem berühmten Promemoria vom 8. August 1817 entwickelt Süvern nochmals die allgemeinen Prinzipien der Reform. An dem Tage, an welchem Schuckmann die Unterrichtsverwaltung abgenommen wurde, erfolgte die Einsetzung einer Kommission zur Entwerfung einer allgemeinen Schulordnung, zu deren Referenten der Staatsrat Süvern bestimmt wird. Auf dem Gebiete des Universitätswesens gelangten aber die Humboldtschen Gedanken und Pläne unter der Leitung Schuckmanns nicht zur Entfaltung. Gewaltige Aufgaben harrten seines Nachfolgers.

Um das seit 1815 neugeschaffene Großpreußen nicht in seine einzelnen Teile auseinanderfallen zu lassen, glaubte Hardenberg erst die Umgestaltung des Verwaltungskörpers zum Abschluß bringen zu müssen, bevor die Frage der Nationalrepräsentation aufgenommen würde. Der Umfang der Ministerien war durch den Machtzuwachs, den der preußische Staat durch die Freiheitskriege erfahren hatte, zu groß geworden. Der Finanzminister v. Bülow und der Freiherr v. Schuckmann, dem 1814 zu seinen früheren Ämtern noch das Ministerium des Innern übertragen worden war, standen nach Schöns und Humboldts Ansicht der Besserung der Zustände im Wege. Die von so vielen Seiten geforderte, am 3. November und 2. Dezember 1817 sich vollziehende Neubildung des Ministeriums ging in wesentlichen Punkten auf die Denkschrift Altensteins über Verwaltung und Verfassung vom 8. März 1816 zurück. Am bedeutendsten war die Lostrennung der Kultus- und Unterrichtsangelegenheiten vom Ministerium des Innern, ihre Verselbständigung zu einer besonderen Ministerialbehörde, die am 3. November 1817 dem Staatsminister Freiherrn von Altenstein anvertraut wurde. Das Ziel,

das Humboldt erstrebt hatte, war erreicht. Das Kultusministerium unter Altenstein — Müsebecks Darstellung umfaßt die Jahre 1817 bis 1823 — hatte zu Beginn mit einer schwierigen Geschäftslage zu ringen. Nicht weniger erschwerend wirkten die schwache Besetzung des Ministeriums sowie Reibungen zwischen den beiden hervorragendsten Mitarbeitern Altensteins, Nicolovius und Süvern. Der beginnenden Wandlung im politischen Leben Preußens stand der Schöpfer des großen Schulgesetzes völlig mißbilligend gegenüber. Er zog sich immer mehr von den Geschäften zurück, als sich herausstellte, daß sein Gesetzentwurf für das gesamte Unterrichtswesen nicht durchführbar sei. So war es für Altenstein und für die fernere Entwicklung des preußischen Unterrichtswesens von entscheidender Bedeutung, daß das Ministerium in Johannes Schulze bereits einen Mann gewonnen hatte, der die bisher Süvern anvertrauten Aufgaben des höheren Schulwesens auf sich nehmen konnte. In seltener Weise verband sich in ihm, dem treuesten Mitarbeiter Altensteins in allen Fragen des Unterrichtswesens, der praktische, organisatorisch bewährte Schulmann und Verwaltungsbeamte mit dem kenntnisreichen Gelehrten. Unberührt von den politischen Verhältnissen blieb das Medizinalwesen, welches bei der Herstellung des Ministeriums des Innern unter einem selbständigen Chef dieser Behörde zugeteilt worden war, um alsdann bei der Verselbständigung des Kultusministeriums am 3. November 1817 diesem zugewiesen zu werden.

Auch die kirchlichen Probleme standen zunächst mit den schweren politischen Konflikten in keinem Zusammenhange. Gleich dem Allgemeinen Landrechte lag auch Altenstein alles daran, die Kirche von dem Staate abhängig zu machen. Was die kirchenrechtlichen Verhältnisse des Katholizismus in Preußen anbetrifft, so ordnete für die kommende Zeit die Bulle De Salute animarum vom 16. Juli 1821 diese in einer Form, die beiden, dem Staate und der Kirche, anscheinend ein gedeihliches Miteinanderwirken versprach. Nicht so günstig entwickelten sich die Angelegenheiten der evangelischen Kirche. Von der Synode, nicht von der staatlichen Verwaltung aus erwartete Altenstein in diesen ersten Jahren eine neue Kirchenordnung. Die kirchenpolitische Wendung, die in den Sitzungen der Provinzialsynoden zum Ausdruck kam, führte zu dem Beschluß des Ministeriums vom Jahre 1823, auf die Einberufung einer Landessynode als Gesamtvertretung der evangelischen Kirche zu verzichten. Wie im politischen Leben mit den Provinzialständen, begnügte man sich im kirchlichen mit den Provinzialsynoden, ohne ihnen eigentliche Aufgaben zuzuweisen. Die evangelische Kirche wurde in eine Bahn gedrängt, die sie von dem Ideal einer Volkskirche, wie sie ursprünglich die Reform beabsichtigte, immer weiter abführte, sie in den nächsten Jahrzehnten zu einer Staatskirche umgestaltete.

Schwierig lagen vom Beginne des Ministeriums an die Verhältnisse auf dem Gebiete des Erziehungswesens. Zwei große Erbschaften hatte Altenstein von Schuckmann übernommen: die Gründung der Universität Bonn und die Arbeiten zu einem allgemeinen Schulgesetz. Die am 18. Oktober 1818 vollzogene Gründung der Universität Bonn, die nach Süvern dem preußischen Staate wie „eine positiv wirkende Festung" dienen sollte, war schon aufs engste mit den schweren



Problemen der inneren Politik Preußens verbunden, die bereits auf das gesamte Erziehungswesen übergegriffen hatten. Den Mittelpunkt der Staatsauffassung Altensteins bildete nicht die Nation, der aus ihr heraus geborene Wille zur politischen Gemeinschaft, sondern die geschichtlich überkommene Form der Verwaltung, die alle Betätigungen des Volkes in größter Freiheit, aber nach festen Grundsätzen von oben herab zu regeln suchte. Aus solchen Erwägungen heraus war Altenstein geneigt, gleichsam mit wissenschaftlicher Gründlichkeit den letzten persönlichen und allgemeinen Ursachen der jugendlichen Irrungen nachzugehen, um weiteren Folgen vorzubeugen und Raum für eine ungehinderte Entfaltung seines Staatsgedankens zu gewinnen. Die Metternich und Gentz wollten den national-politischen Geist der akademischen Jugend vernichten, die intellektuelle Selbständigkeit der Universitäten dem Gesetze der Autorität unterwerfen, um freie Bahn für die Reaktion zu erhalten. Hardenberg und Altenstein beabsichtigten aber, die national-politische Gesinnung durch eine objektiv-wissenschaftliche zu ersetzen, sie in den Dienst des Staatsgedankens zu stellen, um Raum für das Werk der preußischen Verfassung zu gewinnen, dem Könige den Grund zum Argwohn, den Gegnern die Unterlagen für ihre Verdächtigungen zu nehmen. So sehr sich Hardenberg und Altenstein in den Beweggründen ihrer Politik auf dem Gebiete des Erziehungswesens von den Männern der Hofburg unterschieden, in einem Punkte trafen sie mit ihnen zusammen: sie stellten es in den Dienst augenblicklicher Staatszwecke. Die Maßnahmen, die Altenstein in Übereinstimmung mit dem Staatskanzler auf dem Gebiete des Erziehungswesens traf, dürfen und können nur aus dem Bestreben verstanden werden, sicheren Boden für die von der absoluten Monarchie zu gebende Verfassung zu gewinnen.

Es würde zu weit führen, wollten wir der Müsebeckschen Schrift entnehmen, wie Altenstein den schädlichen Wirkungen vorzubeugen suchte, die bei dem wachsenden Einflusse der reaktionären Kreise dem gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesen drohten, von der unglückseligen Tat Sands an über die Karlsbader Beschlüsse bis zu dem Vorgehen der Reaktion im Jahre 1820, welche durch eine neue Reform des gesamten Schul- und Unterrichtswesens die seit dem Jahre 1809 beginnende „schlimme Entwicklung" beenden sollte. Fichte und Schleiermacher vornehmlich wurden als die Verderber der Jugend genannt. Der Kampf richtete sich im letzten Grunde gegen den Humanitätsgedanken Humboldts und damit auch gegen den Gesetzentwurf Süverns vom Jahre 1819, der in den Akten liegen geblieben ist. Altenstein, Humboldt und Süvern hatten, von den gleichen Prinzipien der deutschen idealistischen Philosophie ausgehend, das gesamte Schulwesen zu der lichten Höhe einer einheitlichen Idee, der Erziehung zur Humanität innerhalb des gleichfalls universalen Zielen zustrebenden nationalen Staates, emporheben wollen. Der Wille war gescheitert an dem noch lebensfähigen Glauben der Reaktion, daß gerade diese idealistische Auffassung das monarchische Wesen in dem überlieferten Sinne des Absolutismus oder des Ständetums als das Wesen des preußischen Staates gefährde, die Nation in ihren gebildeten Kreisen revolutioniere. Auch Altenstein, der Schüler Fichtes, der außer in dem klassischen Idealismus in den



Formen des absoluten Staatsideals wurzelte, erblickte in der engen Verbindung des Wissenschaftlichen mit dem Politischen, wie sie sich in der nationalen Bewegung der akademischen Kreise vollzog, eine Gefahr. Ihm fehlte der Gedanke der Selbsterziehung der Nation, der in der Steinschen Reform außer der Idee des einheitlichen Staatsorganismus lebendig war. Unvergessen wird es Altenstein bleiben, daß er die schwersten Angriffe gegen das Werk der Reform auf dem Gebiete des Erziehungswesens abgewehrt, die Lehrfreiheit als Prinzip gegen alle Angriffe aufrechterhalten hat. Gegensätze zwischen nationalem Macht- und nationalem Kulturstaat schienen ihm undenkbar, weil beide von universalen Tendenzen getragen waren. Die erste Periode des Kultusministeriums verband das Erziehungswesen im Gegensatz zu dem Wege, den Humboldt einst gewiesen hatte, immer enger mit dem Wesen des Staates, machte es zu einer Aufgabe der behördlichen Verwaltung.

3.

Müsebeck gibt uns in seinem Buche, dem obige Zusammenstellung in enger Anlehnung entnommen ist, ein — unter Benutzung der grundlegenden Arbeiten von Bruno Gebhardt, Eduard Spranger, Conrad Varrentrapp und Erich Foerster — aus reichem Quellenmaterial geschöpftes, klares Bild von dem Werden, der Entstehung und der ersten Altensteinschen Periode des preußischen Kultusministeriums. Gerne wenden wir unsere Blicke zurück in jene schöpferische Epoche zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die den Grund zu unserem heutigen Bildungswesen legte, in welcher auch auf dem Gebiete des Kultus und des Unterrichtes eine Fülle wichtigster Probleme aufgeworfen wurde, die in unseren Tagen wieder brennend geworden sind. Treffend weiß unser Historiker seine Darstellung des Tatsächlichen mit einer tief dringenden Analyse der das geschichtliche Geschehen bewegenden und miteinander ringenden Ideen und Strömungen zu verbinden. Neues Aktenmaterial, welches das Geheime Staatsarchiv durch Ankäufe aus dem Altensteinschen Nachlasse erworben hat, hat der Verfasser verwerten können, um unsere wissenschaftliche Erkenntnis der Altensteinschen Periode, die er bis zum Jahre 1823 verfolgt, zu erweitern. Auf Grund der jetzt vorliegenden Denkschriften Altensteins und seiner vorbereitenden Arbeiten für den Staatskanzler Hardenberg deckt Müsebeck die engen Beziehungen auf, die zwischen der Tätigkeit Altensteins auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens und der Verfassungsfrage bestehen, und ermöglicht uns dadurch eine einheitliche Auffassung der verschiedenartigen Maßnahmen des Ministers. Auch die Frage des Scheiterns des Süvernschen Unterrichtsgesetzentwurfes vom Jahre 1819 erscheint mir durch vorliegende Schrift restlos geklärt worden zu sein.

Aber so rühmenswert die Darlegungen des Verfassers im ganzen sind, wird er doch meines Erachtens der Tätigkeit der Unterrichtsabteilung während der Reformzeit auf dem Gebiete des Elementarschulwesens nicht völlig gerecht. Der Wirksamkeit Ludwig Natorps kommt, wie insbesondere aus Akten des preußischen Kultusministeriums ersichtlich geworden ist, eine höhere Bedeutung zu, als es die Darstellung Müsebecks zum Ausdruck bringt. Wenn Müsebeck auf S. 100 schreibt: „Die Begründung des kurmärkischen Lehrerseminars ist sein (Natorps) Werk“, so

könnte dieser Satz zu einer irrigen Ansicht Anlaß geben, da es sich im Jahre 1812 um eine „Total- und Radikal-Reform" der alten Heckerschen Stiftung aus dem Jahre 1748 handelte, die allerdings einer Neugründung gleichkam. Immerhin verdanken wir Müsebeck, dessen umfangreiche Schrift einige Ungenauigkeiten aufweist[1]), ein meisterhaftes Geschichtswerk, welches uns vornehmlich ein Gesamtbild des preußischen Erziehungswesens während der Reformzeit, gewissermaßen von oben herab, vom Standpunkte der höchsten Unterrichtsbehörde aus gesehen, vermittelt. Eine Publikation wichtiger, bisher nicht veröffentlichter Aktenstücke aus der ganzen Reformzeit für die Verwaltungszweige, die dem Kultusministerium zugeteilt waren, erhöht den wissenschaftlichen Wert des Buches. Seine Entstehung verdankt es der hundertjährigen Feier des Tages, an dem das preußische Kultusministerium als selbständige Ministerialbehörde dem staatlichen Verwaltungsorganismus eingefügt wurde, und an den auch Eduard Spranger seine großzügige Darstellung in dieser Zeitschrift Nov. 1917 angeknüpft hat. Von dem damaligen Unterrichtsminister Dr. Friedrich Schmidt erhielt Ernst Müsebeck den ehrenvollen Auftrag, diese Gedenkschrift zu verfassen.

Neue Veröffentlichungen über die Vorgeschichte des Weltkrieges.

Von Justus Hashagen.

Ph. Hiltebrandt, Das europäische Verhängnis. Die Politik der Großmächte, ihr Wesen und ihre Folgen. XI, 324 S. Berlin 1919, Gebrüder Paetel.

Graf E. Reventlow, Politische Vorgeschichte des Großen Krieges. 2. Auflage. XII, 354 S. Berlin 1919, Mittler.

P. Rohrbach, Chauvinismus und Weltkrieg. 2 Bände. Berlin 1919, H. R. Engelmann.
- I: P. Rohrbach und J. Kühn, Die Brandstifter der Entente. 2. Aufl. XV, 371 S.
- II: M. Hobohm und P. Rohrbach, Die Alldeutschen. VII, 314 S.

B. Schwertfeger, Zur Europäischen Politik 1897—1914. Unveröffentlichte Dokumente, im amtlichen Auftrage herausgegeben. 5 Bände. Berlin 1919, Hobbing.
- I: W. Köhler, 1897—1904: Zweibund, englisch-deutscher Gegensatz. VIII, 129 S.
- II: B. Schwertfeger, 1905—1907: Marokkokrisis, König Eduard VII. VIII, 204 S.
- III: A. Doren, 1908—1911: Bosnische Krise, Agadir, Albanien. VIII, 285 S.
- IV: A. Doren, 1912—1914: Kriegstreibereien und Kriegsrüstungen. VIII, 212 S.
- V: W. Köhler, Revancheidee und Panslawismus: Belgische Gesandtschaftsberichte zur Entstehungsgeschichte des Zweibundes. VIII, 335 S.

I.

Die vier im folgenden besprochenen Werke verkörpern verschiedene kriegspolitische Richtungen. Ihre Urteile sind teils von den Anschauungen der Rech-

1) Müsebeck S. 99: Nicht 1804, sondern 1803 war Jeziorowski in Burgdorf; a. a. O., S. 100: Statt Bernhard Christian Ludwig Natorp ist Bernhard Christoph Ludwig Natorp zu lesen; a. a. O., S. 100: Natorp wurde nicht 1772, sondern 1774 geboren; a. a. O., S. 170: Johannes Schulze nicht 1764, sondern 1786 geboren. Vgl. zum letzteren Reinhard Lüdicke, Die Preußischen Kultusminister und ihre Beamten im ersten Jahrhundert des Ministeriums 1817—1917. Stuttgart und Berlin 1918, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Diese Arbeit gibt nicht, wie aus dem Titel gefolgert werden könnte, eine Darstellung und Würdigung der in Betracht kommenden Persönlichkeiten, sondern beschränkt sich allein „auf eine Aneinanderreihung der hauptsächlichsten Lebensdaten, vor allem über die amtliche Laufbahn" der-

ten, teils von denen der Linken bestimmt. Sie ermöglichen also eine Art abgekürzter Übersicht über ganz verschiedene Würdigungen der Vorgeschichte des Weltkrieges, wie sie vornehmlich während des Krieges selbst zutage getreten sind; denn, wenn diese Arbeiten auch sämtlich erst nach dem Zusammenbruche veröffentlicht worden sind, so hat doch dieser Zusammenbruch auf ihre Anlage und Richtung offenbar keinen bestimmenden Einfluß mehr ausgeübt; ein Teil des Wertes dieser Zeugnisse liegt vielmehr darin, daß sie die von den Kriegserfahrungen beeinflußten Beurteilungen der Vorgeschichte des Krieges in ihrer Verschiedenartigkeit zum Ausdruck bringen. Nebeneinander erscheinen kriegspolitisch so gegensätzliche Publizisten wie P. Rohrbach und Graf E. Reventlow. Und doch ist das allgemeine Ergebnis der in den neun Bänden niedergelegten Arbeit beinahe ausnahmslos dasselbe: für die Vorgeschichte des Krieges im weiteren Sinne, d. h. für die Zeit vor dem Attentate von Sarajevo (nur Hiltebrandt geht noch auf die späteren Kriegsverhandlungen ein) wird die Schuldfrage fast einhellig zugunsten Deutschlands und zuungunsten des Verbandes beantwortet. Die Ausnahme, die Rohrbach im zweiten Bande seiner Sammlung für die sogenannten Alldeutschen feststellen will, fällt gegenüber dem erdrückenden sonstigen Massenmateriale kaum ins Gewicht. Die Einwände, die sich im ganzen und im einzelnen gegen diese neuen Veröffentlichungen machen ließen, treffen dies allgemeine Ergebnis an keinem wesentlichen Punkte. Nun versteht man noch besser, warum der feindliche Vielverband bei Erörterung der Schuldfrage die kurze Zeitspanne zwischen dem Attentate von Sarajevo und dem tatsächlichen Ausbruche des Krieges in so einseitiger Weise bevorzugt und die kritische Betrachtung der Vorgeschichte im weiteren Sinne wenigstens in der neusten Publizistik am liebsten beiseite schiebt.

selben. In einleitenden Bemerkungen werden wir über die Abteilungen und Registraturverwaltungen im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- (und Medizinal-) Angelegenheiten unterrichtet. Als Nachschlagewerk zur schnellen Orientierung möchte ich die fleißige Zusammenstellung Lüdickes recht empfehlen.

Während der Hauptertrag der vorliegenden Werke vornehmlich der politischen und der diplomatischen Vorgeschichte des Weltkrieges zugute kommt, bemüht sich **Rohrbach**, auch in die Entwicklung der politischen Anschauungen einzudringen.

Jedoch schon die Gesamtanlage und die Gesamtgruppierung der beiden Hälften seiner Publikation wird allgemein bekannten und offenkundigen Tatsachen kaum gerecht. Wenn unter dem gemeinsamen Obertitel „Chauvinismus und Weltkrieg“ der erste Band auf 357 Seiten die „Brandstifter der Entente“ behandelt und der zweite auf dem beinahe ebenso großen Raume von 314 Seiten „die Alldeutschen“, so liegt darin schon quantitativ ein handgreifliches Mißverhältnis. Aber auch qualitativ soll, trotz gelegentlicher Einschränkungen im Text, der Anschein einer Art von Gleichartigkeit und Gleichwertigkeit dadurch erweckt werden, daß den beiden Teilen dieselbe, übrigens nicht einmal formal einwandfreie Disposition zugrunde gelegt wird: 1. Kriegsdrohungen. 2. Die Verherrlichung des Krieges. 3. Die Lehre vom auserwählten Volk. 4. Land- und Machthunger. 5. Der entfesselte Vernichtungswille gegen Deutschland. Der letzte Abschnitt findet natürlich nur im ersten Bande Verwendung.

Dieser irreführende, mit den Tatsachen der neusten Geschichte der politischen Anschauungen kaum vereinbare Parallelismus beruht nicht nur auf einer kurzsichtigen Überschätzung einzelner sogenannter alldeutscher, in Deutschland öfters weithin einflußloser, wenn nicht ganz unbekannter Utopisten, sondern auch auf einer Unterschätzung der ententistischen Kriegshetze. Der Grad der Vollständigkeit, der in den beiden Bänden erstrebt und erreicht wird, ist durchaus verschieden. Während im zweiten Bande die verborgensten Entgleisungen sogenannter alldeutscher Winkelskribenten aufs schärfste beleuchtet werden, ist das im ersten Bande gezeichnete Bild trotz der Fülle von abschreckenden Zügen, die es auch in der vorliegenden Fassung schon aufweist, außerordentlich lückenhaft. Ein Grund dafür liegt auch darin, daß der allerdings überaus umfassende und weitschichtige Stoff für den ersten Teil nicht annähernd so planmäßig gesammelt worden ist wie für den zweiten, wofür es u. a. bezeichnend ist, daß sich die Herausgeber auch in wichtigen Fällen den Weg zu den Quellen gespart haben und sich mit der Anführung von Literatur begnügen. Man gewinnt den Eindruck, daß im ersten Teile mehr oder minder nur mit Zufallsmaterial gearbeitet wird, ja daß er sein Dasein vielleicht nur dem Wunsche verdankt, dem zweiten Teile ehrenhalber eine Art von Gegengewicht zu schaffen, was ein vielsagendes „alsbald" in der Vorrede des Herausgebers zum ersten Bande (S. VIII) nur dürftig verschleiert.

Das feindliche Material ist in keiner Weise gleichmäßig ausgebeutet. Zwar steht die Broschüren- und Buchliteratur im Vordergrunde. Aber erste Namen, besonders von englischen und französischen Historikern, sucht man gleichwohl vergebens. Auch ist das gebotene Bild schon deshalb zu günstig ausgefallen, weil die feindliche Tagespresse zu wenig berücksichtigt wird. Auch die feindlichen Reden innerhalb und außerhalb der Parlamente werden auffallend vernachlässigt. Wollte man die Auswahl, was natürlich geboten war, sichten und einschränken, so mußte man doch wenigstens denjenigen feindlichen Äußerungen die meiste Aufmerksamkeit schenken, die notorisch den größten praktischen Einfluß gehabt haben. Die Auswahl ist aber gerade darin im schlechten Sinne echt deutsch, daß die feindlichen Zeugnisse ohne ständige Rücksicht auf ihre praktische Bedeutung ziemlich wahllos aneinandergereiht werden. Auf bleibenden wissenschaftlichen Wert konnte eine solche Sammlung, für deren befriedigende Ausgestaltung freilich einige wenige unruhige Kriegsjahre kaum ausreichen, nur dann Anspruch machen, wenn die Herausgeber in die Grundsätze einen Einblick gewähren würden, die von ihnen bei ihrer Sammlungs- und Sichtungsarbeit angewandt worden sind. Da das nirgends geschieht, kommt der Leser in dieser Richtung aus den Zweifeln nie heraus.

Aber auch sonst ist diese Übersicht weder in zeitlicher noch in örtlicher noch in sachlicher Beziehung frei von fühlbaren Lücken. Ohne den jetzt beanspruchten Raum wesentlich zu überschreiten, hätten sie ausgefüllt werden können, wenn man sich zur Streichung allbekannter, namentlich indirekter deutscher Zeugnisse hätte entschließen können. Zeitlich ist der Rahmen so weit gespannt, daß er unmöglich gleichmäßig ausgefüllt werden konnte. Es wird nämlich sowohl die Vorkriegs- wie die Kriegsliteratur berücksichtigt. Von beiden Gruppen auf so engem



Raume ein ausreichendes Bild zu geben, ist ein Ding der Unmöglichkeit, zumal der erste Band nach Mitteilung der Vorrede des Herausgebers schon Anfang 1917 abgeschlossen worden ist. Man hätte am besten nur die viel beweiskräftigere Vorkriegsliteratur berücksichtigt und dann, besonders bei der französischen Hetzliteratur, nach rückwärts leicht einen weiteren Spielraum lassen können. Wer sich andererseits von der feindlichen Kriegsliteratur auch nur der ersten fünf Kriegshalbjahre nach dieser spärlichen Sammlung ein Bild machen wollte, käme nicht auf seine Rechnung.

Örtlich aber ist der Begriff „Entente" zu eng gefaßt. Für Rohrbach und Kühn ist der Verband noch im Jahre 1919 oder wenigstens 1917 identisch mit dem Vierverband. Das entspricht auch schon für Anfang 1917 nicht mehr den Tatsachen. Mindestens von den Vereinigten Staaten von Amerika hätte im ersten Bande in einem besonderen Abschnitte ausgiebig gehandelt werden müssen; denn es gab auch in der Union „Brandstifter". Diese Lücke ist um so weniger zu billigen, als im zweiten Bande nach dem Vorgange des in gleichen Einseitigkeiten befangenen O. Baumgarten von der nordamerikanischen Kritik der sogenannten Alldeutschen mit Vorliebe Gebrauch gemacht wird. Auch von einer so handfesten Größe wie dem japanischen Imperialismus wird nicht gesprochen. Warum ist ferner von den „neutralen" Trabanten und Vasallen der Entente so wenig die Rede? Haben beispielsweise Polen und Tschechen[1]) zu dieser Literatur der Vergiftung keine Beiträge geliefert? Haben die Blätter der welschen Schweiz oder der niederländische Telegraaf, um nur diese zu nennen, Anspruch darauf, daß man sie mit Stillschweigen übergeht? Diese und viele andere ähnliche Fragen bleiben ohne Antwort.

Aber auch sachlich werden nur einige wenige literarische Hauptleistungen des feindlichen Chauvinismus näher verfolgt. Es sind in der Hauptsache die der Kriegshetze und des Imperialismus. Die allgemeinen Äußerungen des Deutschenhasses werden dabei durchweg häufiger berücksichtigt. Nur hätte hierin noch mehr geschehen müssen, wenn ausschlaggebende Richtungen der chauvinistischen Hetzarbeit der Feinde mit der nötigen Deutlichkeit hätten ans Licht gebracht werden sollen. Die feindliche Vorkriegs- und Kriegsliteratur hat gerade der von ihr betriebenen imperialistischen Kriegshetze besonders dadurch eine so weite Verbreitung gesichert, daß sie über Deutschland und das Deutschtum eine ganz bestimmte Abschreckungslehre bis in alle Einzelheiten hinein entwickelt hat. Gewiß gehen die Herausgeber an den hier einschlägigen Äußerungen nicht ganz achtlos vorüber. Aber von ihrer zentralen, besonders kriegspolitischen Bedeutung erhält man bei ihnen keine ausreichende Vorstellung. Auch darüber hinaus sind aber Kriegshetze und imperialistische Werbearbeit keineswegs die einzigen Betätigungen auf feindlicher Seite. Von der chauvinistischen Literatur zur Schuldfrage, deren Umfang außerordentlich groß ist, erfährt man fast nichts.

Wie gegen die Auswahl, so kann man auch gegen die Darbietung des Stoffes Bedenken kaum zurückhalten. Wer einen zuverlässigen Führer durch die feindliche Gedankenwelt bieten will, darf sich nicht damit zufrieden geben, die betreffenden Äußerungen

1) Kramarsch wird nur beiläufig erwähnt.

nur zu sachlichen Gruppen zu vereinigen. Man muß sich vielmehr auch mit ihrer Entwicklungsgeschichte und ihrer zeitgeschichtlichen Charakteristik im einzelnen näher beschäftigen, wenigstens wenn man wissenschaftlichen Wünschen Rechnung tragen will. Eine lediglich unter sachliche Überschriften gebrachte Zettelansammlung mit einem ziemlich mageren verbindenden Text genügt diesen Wünschen nicht. Wie wenig Sorgfalt man auf die Charakteristik im einzelnen verwendet hat, erhellt äußerlich beispielsweise auch daraus, daß bei Buchzitaten zuweilen die Jahreszahlen fehlen. Auch genügt es zur Charakteristik der einzelnen Geistesprodukte natürlich nicht, aus ihnen nur einzelne Zitate zu bieten. Es bedarf vielmehr vollständiger Analysen, die sich auch in begrenztem Rahmen geben lassen, um von den führenden chauvinistischen Schriftstellern einen wirklich lebendigen Eindruck zu vermitteln.

Doch ist es vielleicht schon unberechtigt, an Rohrbachs wesentlich noch als „Aufklärungsschrift" zu charakterisierendes Werk überhaupt einen wissenschaftlichen Maßstab anzulegen. Für das Gebotene wird man gleichwohl dankbar sein. Neben vielem allgemein Bekannten findet man hier doch auch manches Entlegene. Der von Kühn verfaßte Abschnitt über die Verherrlichung des Krieges aus gefühls- und verstandesmäßigen Gründen mit den Folgerungen hinsichtlich der Verachtung des Völkerrechts, des Nationalitätsprinzips u. a. ist ebenso lehrreich wie der über das auserwählte Volk. Jedoch wird nicht einmal die Ideengeschichte des englischen Imperialismus trotz der guten darüber vorhandenen Literatur ausreichend klargelegt. Im übrigen aber ist ausdrücklich anzuerkennen, daß der erste Band eine willkommene Bereicherung der Kenntnis ententistischer Seelenverfassung bedeutet.

Der verbindende Text ist nicht frei von Irrtümern und Willkürlichkeiten Nach S. 17 hat die „eigentliche Einkreisung Deutschlands" mit dem anglorussischen Vertrage von 1907 begonnen. Nun bringt aber der Band selbst Zeugnisse genug zur Widerlegung dieses Ansatzes, und der Herausgeber weiß ja selbst am besten und hat es früher auch öffentlich ausgesprochen. daß auch die „eigentliche" Einkreisung viel älter ist. Auch die S. 70 angestellten allgemeinen Betrachtungen über das am spätesten zu beobachtende Auftreten des russischen Kriegswillens überzeugen nicht, um so weniger, als später (S. 231 ff.) gerade der viel ältere Danilewskij zu Worte kommt. Daß ferner, wie S. 73 behauptet wird, der anglorussische Geheimvertrag von 1907 den Russen Konstantinopel in Aussicht gestellt habe, ist angesichts der während der wenig späteren bosnischen Annexionskrise zutage getretenen scharfen anglorussischen Meerengendifferenzen so gut wie ausgeschlossen. Auch sonst hat der Herausgeber seinen weniger gut unterrichteten Mitarbeitern vielleicht etwas zuviel Freiheit gelassen und von seinem reichen Wissen auf zeitgeschichtlichem Gebiete nicht immer den nötigen Gebrauch gemacht.

Der zweite Band, der sich mit den sogenannten Alldeutschen beschäftigt, hätte wohl Gelegenheit nehmen können, nun von ihnen auch ein möglichst allseitiges Bild zu geben. Das ist jedoch nicht der Fall. Auf die hier teilweise in Betracht kommende Tagespresse wird fast gar nicht eingegangen. Auch die Alldeutschen Blätter stehen nicht eigentlich im Mittelpunkte





dieser kritischen Untersuchung, sondern mehr die Schriften einer Anzahl von meist obskuren Pamphletisten, deren Zusammenhang mit der alldeutschen Zentrale nicht immer so eng ist, wie die Herausgeber glauben. Überhaupt sind sie auf das eifrigste bemüht, nur das sozusagen Utopistisch-Verbrecherische dieser ganzen Literatur an den Pranger zu stellen. Wenn sie auch in ein paar widerwilligen Sätzen auch der positiven Arbeit dieser Kreise Anerkennung zollen, so sind sie doch weit davon entfernt, von dieser positiven Arbeit z.B. zugunsten des Auslandsdeutschtums irgendeine Vorstellung zu geben. Der Untertitel des zweiten Bandes trifft also nicht zu.

Eine zu mancher Nachlässigkeit des ersten Bandes in charakteristischen Gegensatz tretende Sorgfalt wird auf den zitatenmäßigen Nachweis des Schadens verwendet, den diese Literatur im Auslande angerichtet hat. Dadurch wird der Anschein erweckt, als wenn dieser Schaden wesentlich nur durch diese Literatur hervorgerufen sei, und als wenn die Mühlen der feindlichen Propaganda nicht annähernd so gewinnreich hätten arbeiten können, wenn ihnen nicht die Alldeutschen immer wieder das zum Betriebe erforderliche Wasser geliefert hätten.[2]) Allein auch dieser Schein trügt und läßt von neuem erkennen, daß sich die Herausgeber mit den feindlichen Gedankengängen, wie sie sich besonders in der Kriegsliteratur der Entente finden, nicht eingehend genug vertraut gemacht haben. Um nur ein Gegenbeispiel herauszugreifen, so hat vielleicht kein Erzeugnis der deutschen Kriegsliteratur der feindlichen Propaganda und insbesondere der Hetze gegen den angeblichen deutschen Imperialismus so dankbaren Stoff geboten wie Naumanns des Alldeutschtums ganz unverdächtiges Mitteleuropabuch. Das ist aber nur ein Gegenbeispiel für viele. Es wäre durchaus irrig, zu glauben, die feindliche Propaganda habe nur oder auch nur vorwiegend aus den alldeutschen Blüten Honig gesogen. Rohrbachs eigenes „imperialistisches“ Buch über den deutschen Gedanken in der Welt ist beispielsweise drüben beinahe derselben Verurteilung verfallen. Überhaupt sollte man die Frage, wer im Auslande den größeren Schaden angerichtet hat, der deutsche „Chauvinismus“ oder der deutsche Pazifismus und Sozialismus, nicht so beiseite schieben, wie diese Schriftsteller es tun. Zu den pazifistischen Schädlingen gehört auch Otfried Nippold, der gelegentlich ohne ein Wort des Tadels erwähnt wird.

Auch der zweite Band versäumt es fast ganz, die geistesgeschichtlichen Wurzeln des sogenannten Alldeutschtums bloßzulegen. Ohne eine genauere Behandlung Lagardes, Treitschkes, Gobineaus, H. St. Chamberlains, um nur diese zu nennen, kann man aber nicht über die Alldeutschen schreiben.

Daß sich, davon abgesehen, in der im zweiten Bande kritisierten Literatur manche bedauerliche Auswüchse finden, wird kein Verständiger leugnen. Insbesondere die laienhaften Übertreibungen des Rassegedankens verdienen gerade vom wissenschaftlichen Standpunkt eine rückhaltlose Ablehnung. Anderes freilich, was die Herausgeber für unerhört erklären, ist das doch nur von einem grundsätzlich pazifistischen Standpunkte aus, den nicht jeder zu teilen braucht. So kann man dem Werke den Vorwurf tendenziöser Auf-

2) Auch der Mißbrauch, den das Ausland mit dieser Literatur getrieben hat, wird nicht scharf genug gegeißelt. Reventlow S. 148 meint sogar, $^7/_8$ der alldeutschen Pläne seien in London erfunden worden.

machung nicht ersparen und wird es begreiflich finden, wenn sich die Alldeutschen gegen diese karikierende Musterkarte ihrer Anschauungen zur Wehr setzen. —

Wissenschaftlich höher steht die von Schwertfeger herausgegebene umfangreiche Veröffentlichung aus dem Archive des auswärtigen Ministeriums in Brüssel. Auf fünf Bände verteilt, werden hier 514 neue Aktenstücke zur Vorgeschichte des Weltkrieges seit 1897 vorgelegt. Sie bringen, wie man auch im einzelnen zu ihnen stehen mag, eine wertvolle Ergänzung zu den 119 im Jahre 1915 vom Auswärtigen Amte herausgegebenen „Belgischen Aktenstücken". Die Gesamtzahl der auf diese Weise der Öffentlichkeit zugänglich gemachten Brüsseler Dokumente ist damit auf 633 gestiegen, und man darf rühmend hervorheben, daß zur Vorgeschichte des Krieges bisher kein auswärtiges Ministerium ein so reiches Material beigesteuert hat wie das Brüsseler. Es ist eine Kriegsbeute, von der die Wissenschaft der Vorgeschichte des Krieges noch lange zehren wird.

Der Gattung nach zerfallen diese neuen Dokumente in zwei Gruppen. Während sich insbesondere der letzte Band den „Belgischen Aktenstücken" von 1915 insofern am genauesten angliedert, als er die Einzelberichte belgischer Diplomaten vorlegt und verwertet, werden die ersten vier Bände durch sogenannte Zirkulare ausgefüllt, die zur Information der belgischen Vertreter im Ausland auf Grund eines oder mehrerer Einzelberichte von der Brüsseler Zentrale ausgearbeitet worden sind. Diese Zirkulare sollen also den einzelnen Diplomaten die zur Zeit an der Brüsseler Zentrale herrschenden Anschauungen auf dem Gebiete der äußeren Politik klarlegen. Da ihre Vorlagen, die Einzelberichte, durchweg zum Vergleiche herangezogen werden können, so bietet dieser Vergleich eine erwünschte Handhabe, in die in Brüssel herrschenden Anschauungen und mit ihnen zusammenhängenden, an die einzelnen Diplomaten weitergegebenen Direktiven noch tiefer einzudringen. Die Änderungen und Auslassungen, denen die Einzelberichte in Brüssel vielfach unterworfen wurden, erlauben Rückschlüsse auf die besondere Formung des außerpolitischen Urteils und Willens. Ein wichtiges Einzelergebnis ist dabei, daß während der Marokkokrise diese Redaktion durchaus die Absicht verfolgt, England zu schonen und seine Politik, zu deren kritischer Beurteilung auch diese belgischen Aktenstücke sonst so zahlreiche Anhaltspunkte bieten, in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen (III 37 ff.). So sind diese Zirkulare zur Kenntnis der auswärtigen Politik der belgischen Regierung zweifellos eine Quelle ersten Ranges. Freilich hängt es mit ihrer Entstehung und ihrem geschäftlichen Zwecke zusammen, wenn sie die frische Lokal- oder Personalfarbe der Einzelberichte mehr verwischen und sich anstatt der greifbaren Äußerungen ihrer Vorlagen mehr mit phrasenhaften Wendungen durchhelfen. Dadurch wird ihr Quellenwert wenigstens zur Geschichte der allgemeinen internationalen Politik vor dem Kriege doch wohl mehr beeinträchtigt, als das Vorwort des Herausgebers zugeben will.

Die den einzelnen Bänden beigegebenen Einleitungen der Herausgeber vermeiden mit Recht eine politische Stellungnahme im einzelnen und beschränken sich auf eine Aktenrelation. Leider ist auch von einer sachlichen Kommentierung der einzelnen Zirkulare Abstand genommen worden. Noch in



einem andern Punkte haben die Herausgeber ihre Enthaltsamkeit zu weit getrieben. Zur richtigen Würdigung der Einzelberichte und auch der Zirkulare wäre es sehr erwünscht, wenn nicht notwendig gewesen, von den Persönlichkeiten der einzelnen Berichterstatter ein wenn auch nur flüchtiges Bild zu zeichnen. Die Versuche, die der fünfte Band auf diesem Gebiete macht, sind in den Anfängen stecken geblieben. Es darf aber insbesondere nachgerade als ein unhaltbarer Zustand bezeichnet werden, daß wir vielleicht von keinem Diplomaten der Vorkriegszeit so viele Originalberichte besitzen wie von dem als belgischen Gesandten in Berlin von 1888—1912 akkreditierten Baron Greindl, daß es aber bisher alle Herausgeber seiner Relationen versäumt haben, von diesem einflußreichen Vertreter der belgischen Regierung im Auslande eine selbständige politische und dann auch persönliche Charakteristik zu geben.

Das Fehlen einer solchen einführenden Charakteristik kann aber gerade in diesem Falle leicht zu der auch schon durch Greindls zahlreiche Beiträge zu den „Belgischen Aktenstücken" hervorgerufenen bedenklichen Vorstellung verführen, als wenn seine Berichterstattung wirklich ausnahmslos als „objektiv" oder „unparteiisch" gelten könnte, wie das der Herausgeber im Vorworte sogar von den meisten Zirkularen und Einzelberichten anzunehmen scheint. Nun machen zwar die Herausgeber selbst auf tendenziöse Stellen in den belgischen Depeschen öfters aufmerksam. Aber an den Baron Greindl wagen sie sich nicht recht heran. Und doch war dieser hervorragende belgische Diplomat, was seiner allgemeinen Bedeutung durchaus keinen Abbruch tut, nach allem, was wir jetzt von ihm wissen, nicht so unparteiisch, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte; denn bei genauerem Studium seiner Originaldepeschen oder seiner Beiträge zu den Zirkularen bemerkt man allmählich, daß er sich in die reichsdeutschen Gedankengänge, ja in die Gedankengänge gewisser Parteien des Auswärtigen Amtes so weit hineingelebt hat, daß er sie gelegentlich weitergibt, ohne daß er freilich den Pflichten eines neutralen Gesandten damit zuwiderhandelte. Vielleicht haben seine nahen Beziehungen zum Auswärtigen Amt es schließlich sogar ermöglicht, daß er von der Berliner Regierung als Sprachrohr benutzt wurde. Es ist auch sonst nicht überflüssig zu betonen, daß auch diese neuen Gesandtschaftsberichte bzw. -instruktionen, wenn man die Zirkulare so bezeichnen darf, der Kritik unterliegen. Es sind ja nicht primäre, sondern nur sekundäre Quellen; man findet in ihnen in der Regel nur den Widerschein der Ereignisse, wenn auch einen sehr treuen, nicht die Ereignisse selbst. Auch daraus ergibt sich eine Herabminderung des Quellenwertes, die vom Herausgeber noch deutlicher hätte hervorgehoben werden können.

Im Zusammenhang damit sei noch ein Wort über den politischen Wert dieser im amtlichen Auftrage zusammengestellten Bände gestattet. Es ist ja gewiß außerordentlich erfreulich, daß auch aus dieser weitschichtigen Publikation ebenso wie aus den früher bekanntgegebenen „Belgischen Aktenstücken" zu einwandfreier Charakteristik einerseits der Friedensliebe der Mittelmächte und andererseits des Kriegswillens des Verbandes zahlreiche überzeugende Beweise beigebracht werden können, die schon wegen der bloßen Tatsache der belgischen Provenienz vielleicht eine höhere Über-



zeugungskraft besitzen als irgendeine deutsche oder österreichische Stimme. Insofern dürfte die politische Wirkung dieser Veröffentlichung zu unseren Gunsten ausfallen. Andererseits kann man aber in einer ganz bestimmten Richtung auch schon eine schädliche Wirkung mit um so größerer Sicherheit voraussagen, als die feindlichen Pressestimmen zu den während des Krieges bekanntgegebenen „Belgischen Aktenstücken", die von der Entente keineswegs totgeschwiegen worden sind, kaum noch einen Zweifel lassen. Die deutsche Regierung hat zwar die Tatsache immer zu ihren Gunsten gebucht, daß diese belgischen Diplomaten fast ausnahmslos der deutschen Friedenspolitik so weitgehende Gerechtigkeit widerfahren lassen und andererseits für die feindliche Kriegspolitik ein so wachsames Auge haben. Aber diese Zeugnisse sind sofort auch zuungunsten Deutschlands ausgebeutet worden. Man hat darauf hingewiesen, daß einmal die deutsche Behauptung von der belgischen Mitschuld an der Durchlöcherung der belgischen Neutralität vor dem Kriege eben durch diese im besten Sinne neutralen Akten bündig widerlegt werde. Der deutsche Neutralitätsbruch aber erscheine jetzt nur in noch ungünstigerem Lichte. So hat man angesichts der Publikation von 1915 im feindlichen Lager geschrieben, und diese Parole wird man sich auch jetzt nicht entgehen lassen, obwohl die publizistische Meute jetzt längst zurückgepfiffen werden kann, da sie ihre mörderische Vergiftungsarbeit mit bestem und durchschlagendem Erfolge vollführt hat. Gegen das am Boden liegende Deutschland bedürfte es ihrer eigentlich nicht mehr.

Ähnlich wie bei den „Belgischen Aktenstücken" von 1915 ist der sachliche Gesamtertrag der fünf Bände an Neuem nicht übermäßig groß. Irgendwelche sensationelle „Enthüllungen" wird man von den Zirkularen am wenigsten erwarten. Ähnlich wie bei der früheren Veröffentlichung besteht der Ertrag an Neuem weniger in einzelnen Tatsachen als in einzelnen Gesichtspunkten und Urteilen. Der Quellenwert besonders der Zirkulare kommt eben am meisten der Charakteristik der belgischen Auslandspolitik selbst zugute. Immerhin sind die neuen Beiträge zur Geschichte der internationalen Politik und damit zur Vorgeschichte des Krieges, die sich in dieser großen Dokumentensammlung finden, zahlreich genug, wenn sie sich auch mehr auf einzelne Schattierungen schon bekannter Tatsachen als auf ganz neue und überraschende Ausblicke beziehen. Nur einzelnes kann hier noch erwähnt werden. Beachtung verdienen aus den ersten Bänden u.a. die Mitteilungen über den Festlandsbund von 1900, über die Dreibundkrise von 1901/02, über Clemenceaus erstes Ministerium von 1907/09 und über die Vorgeschichte des anglorussischen Abkommens von 1907. Vom dritten Bande ab spielt die orientalische Frage eine beherrschende Rolle. Auf den rastlosen Fortgang der großserbischen Bewegung vor, während und nach der Annexionskrise fällt neues Licht, ebenso auf die in Deutschland noch immer weithin unbekannte geheime Vorgeschichte des Balkanbundes. Auch über einzelne Wendungen wie über den austro-russischen Verständigungsversuch von 1910 kann man an der Hand der Zirkulare jetzt sicherer urteilen. Im allgemeinen kommt aber auch auf dem heißen Boden des europäischen Wetterwinkels die deutsche Zurückhaltung und Friedensliebe und die den Frieden gefährdende eng-



lische Geschäftigkeit (III 13 ff.) den belgischen Gesandten ziemlich deutlich zum Bewußtsein. Hie und da findet in den Zirkularen auch die neutrale Politik Beachtung. Wie England aus naheliegenden Gründen seit 1909 die belgische Heeresreform begünstigt, so zur selben Zeit auch die dänische (III 23). Auch die im vierten Bande enthaltenen Zirkulare aus den letzten beiden Jahren vor dem Kriege mit ihren reichhaltigen Mitteilungen über russischen und französischen Kriegswillen einerseits und deutsche und österreichisch-ungarische Vermittlungspolitik andererseits fesseln die Aufmerksamkeit. Die englische Politik wird in diesen belgischen Quellen hier und anderswo, sei es ausdrücklich, sei es stillschweigend, zu günstig beurteilt. Auch sind die Gesandten gerne geneigt, die englische Einkreisungspolitik vornehmlich als die höchst persönliche Schöpfung König Eduards hinzustellen. Auch gegenüber dieser allzu persönlichen Motivierung hätten in den Einleitungen Warnungstafeln angebracht werden können.

Der wie der erste von W. Köhler bearbeitete umfangreichste fünfte Band der Schwertfegerschen Publikation nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als er nicht mit Zirkularen, sondern mit Einzelberichten arbeitet und diese nicht bloß zu einer Aktenrelation, sondern zu einer selbständigen Geschichtsdarstellung verarbeitet. Sie beschäftigt sich mit einer Ausführlichkeit, wie sie bisher in keinem deutschen Buche zu finden gewesen ist, mit der Entstehungsgeschichte des russisch-französischen Bündnisses, einer der ältesten und kräftigsten Wurzeln des Weltkrieges. Man könnte nur wünschen, daß diese wissenschaftlich so förderliche Einzeluntersuchung, für die hier ein gutes Muster aufgestellt wird, auf dem weiten Gebiete der Vorgeschichte des Krieges mehr als bisher gepflegt werden möchte, zumal da die feindlichen Literaturen, soweit sie ernst genommen werden können, der deutschen auf diesem Gebiete weit überlegen sind. Köhlers Leistung hat allerdings insofern ein vorläufiges Aussehen, als sie das umfassende über diesen beliebten Gegenstand vorliegende feindliche Schrifttum nur nebenbei berücksichtigt, und als sie außerdem unglücklicherweise vor Erscheinen des ausschlaggebenden dritten französischen (übrigens schon bald beinahe sekretierten) Gelbbuches erschienen ist, das nur noch einleitungsweise verwertet werden konnte. Auch die schon vorliegende deutsche Literatur hätte z. B. über Bismarcks damalige Englandpolitik bestimmtere Angaben erlaubt. Daß die Entstehungsgeschichte des französisch-russischen Bündnisses in die Zeit der Amtsführung Bismarcks zurückverfolgt wird, ist nur zu billigen. Nur hätte die schicksalsschwere finanzpolitische Annäherung der beiden Mächte noch mehr in den Vordergrund gestellt werden sollen, was besonders auf Grund der schon vor Jahrzehnten erschienenen französischen Literatur möglich gewesen wäre. Der Verfasser hat in dieser und anderer Richtung seine Bearbeitung absichtlich beschränkt und im wesentlichen nur die für seinen Gegenstand recht ergiebigen belgischen Gesandtschaftsberichte herangezogen. Schon damit hat er sich den dauernden Dank der Forschung verdient.

Dieser könnte gegenüber der ganzen wertvollen Veröffentlichung Schwertfegers noch rückhaltloser zum Ausdruck gebracht werden, wenn für die bequeme Erschließung dieses diplomati-



schen Materials mehr geschehen wäre. Das Fehlen jeder Art von ausführlichem Inhaltsverzeichnis und jeder Art von Register beeinträchtigt die Benutzbarkeit dieser Bände empfindlich. Und es wäre lebhaft zu wünschen, daß diese bei einem Neudruck hinzugefügt würden. (Ein zweiter Artikel folgt.)

Julius Wellhausen.

(geb. am 17. Mai 1844 in Hameln, gest. am 7. Januar 1918 in Göttingen.)

Von Otto Eißfeldt.*)

Wellhausens Arbeiten zur israelitisch-jüdischen Geschichte haben am weitesten gewirkt. Aber Becker wird recht haben: „Die Genialität der individuellen Leistung war auf arabistischem Gebiet wahrscheinlich stärker. Im Alten Testament hatte er Vorläufer, die Fragestellung war dort gegeben, das Problem lag in der Luft, wenn auch erst sein Eintreten den Stein ins Rollen brachte. Ganz anders bei seinem Aufriß der Geschichte des arabischen Reiches. Hier hat er mit bisher unerhörter Kraft Richtschneisen durch einen undurchdringlichen Urwald geschlagen und einzelne Teile in einen wohlgepflegten Park umzuschaffen begonnen".[12]) Schon seine Editionen lassen oft das historische Urteilsvermögen des Herausgebers erkennen. In den Vorbemerkungen zu der Übersetzung des Vākidi wird in knapper, aber inhaltreicher Erörterung Vākidi dem Ibn Ishāk gegenübergestellt. In einzelnen Fällen mag — so wird hier festgestellt — Vākidi das Ursprüngliche bieten, aber in den weitaus meisten Fällen, wo Vākidi und Ibn Ishāk auseinandergehen, hat Ibn Ishāk das Bessere und das Ursprünglichere. „Die Tradition, wie Vākidi sie wiedergibt, ist einen Schritt über Ibn Ishāk hinausgegangen: in der Richtung, wie sie sich überhaupt entwickelt, von dem, was wahr ist, zu dem, was für schön gilt. Die Wunder nehmen zu, Engel und Teufel bekommen mehr zu tun, der ganze Ton wird geistlicher. Die Linien der Zeichnung werden derber nachgezogen, die Farben des Bildes stärker aufgetragen. Charakteristische Geschichten, markante Züge wiederholen sich immer öfter."[13]) Die Lieder der Hudhailiten wie die Schreiben Muhammeds und die Gesandtschaften an ihn sind von einer historischen Würdigung begleitet. „Im allgemeinen — so wird zu den letzteren bemerkt — .. hat man keinen Grund, an der Echtheit der Schreiben zu zweifeln. Sie sind größtenteils an unbedeutende entlegene Geschlechter, an unbekannte und wenig interessante Personen gerichtet... Sie entsprechen nicht den Vorstellungen der Späteren, sofern sie uns Muhammed nicht als rigorosen Propheten, sondern als opportunistischen Politiker zeigen, der die Stellung derer, die zum Islam übertreten, nicht nach allgemeinen und gleichen Prinzipien, sondern nach unter sich ziemlich verschiedenen Spezialverträgen regelt und je nach Personen und Umständen mehr oder weniger verlangt, mehr oder weniger bietet."[14])

Die erste historische Darstellung auf arabistischem Gebiet, „Reste arabischen Heidentums gesammelt und erläutert", von 1887 bezieht sich auf die Religionsgeschichte. Das Buch stellt eine gewal-

*) Siehe Heft 3.
12) Der Islam Bd. IX, S. 95.
13) S. 14.
14) S. 90f.

tige historisch-kritische Leistung dar. Die Nachrichten über das arabische Heidentum, die wir haben, stammen so gut wie ganz aus islamischer Zeit. So sind sie islamisch gefärbt. Das Heidentum ist entstellt, nach der schlechten Seite hin, wenn es sich um Dinge handelt, die der Islam ablehnt, nach der guten Seite hin, wo der Islam Heidnisches übernommen hat. Beides, islamische Verklärung und islamische Verdunkelung, entfernt Wellhausen mit gleichem Geschick. So dringt er bis zum wirklichen Heidentum vor: Die heidnischen Gottheiten und Opfer, die altarabischen Feste und Märkte, Geisterglaube und Zauberwesen werden vor den Augen des Lesers lebendig, und dabei fallen helle Schlaglichter auf Altisraels Religion, und umgekehrt hilft Alttestamentliches Arabisches verstehen.

Auch noch auf die Vorgeschichte des Islams, aber mehr die politische als die religiöse, bezieht sich die im vierten Heft der Skizzen und Vorarbeiten 1889 erschienene Abhandlung „Medina vor dem Islam". Mit den im sechsten Heft der Skizzen und Vorarbeiten 1899 abgedruckten „Prolegomena zur ältesten Geschichte des Islams" geht Wellhausen zum Islam selbst über. Diese Prolegomena verfolgen die Geschichte des Islams bis zur Kamelsschlacht (656 n. Chr.), wobei die Periode Muhammeds selbst ausgeschlossen wird. Das Hauptproblem, um das es sich hier handelt, wird gleich auf den ersten Seiten der Abhandlung deutlich. Zwei, sich im wesentlichen ausschließende, Stränge der Überlieferung kommen hier in Betracht: Saif einerseits — Ibn Ishāk, Vākidi, Madāini, Ibn Kalbī andererseits. „Für oder wider Saif? Das ist die Frage, auf deren Beantwortung unsere Aufgabe .. zumeist hinausläuft."[15]) Bei der Prüfung der Frage erweist sich Saif als Vertreter der tendenziös-irakischen Tradition, während die anderen gute alte medinische Tradition wiedergeben; diese verdienen also den Vorzug vor jenem. Zwei den Ereignissen gleichzeitige oder nahezu gleichzeitige Berichte christlicher Kleriker bestätigen die Zuverlässigkeit der medinischen Tradition gegenüber der irakischen. Mit dieser Feststellung ist, wenn auch im einzelnen noch viel zu tun übrigbleibt, die Hauptarbeit für die Geschichtschreibung dieser Periode getan: die medinische Tradition ist als Führerin zu wählen.

Die beiden Aufsätze „Die religiös-politischen Oppositionsparteien im alten Islam" und „Die Kämpfe der Araber mit den Romäern in der Zeit der Umaijiden" in den Abhandlungen und Nachrichten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften vom Jahre 1901 führen die Arbeit an der Geschichte des Islams weiter. Ihren Abschluß und ihre Krönung findet sie 1902 in dem Monumentalwerk „Das arabische Reich und sein Sturz", dessen Darstellung bis zum Ende der Umaijidendynastie (750 n. Chr.) reicht. Eine ganz kurze, aber um so wertvollere Übersicht über die für diesen Zeitraum zur Verfügung stehenden Quellen, ihre Tendenz und ihre Bedeutung ist der Darstellung vorangeschickt. Abu Michnaf ist Vertreter der irakisch-kufischen Tradition; „seine Sympathien sind auf seiten des Irak gegen Syrien, auf seiten Alis gegen die Umaijiden".[16]) Abu Maʿschar und Vākidi sind Repräsentanten der medinischen Gelehrsamkeit, die, ohne sich für die Umaijiden sonderlich erwärmen zu können, doch in wissenschaftlicher Objektivität die Geschichte des Reichs verfolgt. Die syrische, mit

15) S. 5.

16) S. V.



den Umaijiden sympathisierende, Tradition ist verloren gegangen, aber in christlichen Chroniken haben sich wenigstens Spuren davon erhalten. Madāini schließlich steht auf abbasidischem Standpunkt. Mit diesen paar Strichen sind die Grundsätze festgelegt, an die sich die Verwertung dieser Quellen im allgemeinen zu halten hat. Im einzelnen liegen hier freilich die Dinge wesentlich komplizierter als bei der Zeit der großen Eroberungen. Die Beachtung jener allgemeinen Regeln für die Benutzung der Quellen führt sehr oft nicht zum Ziel; da muß dann von Fall zu Fall nach sachlichen Gesichtspunkten entschieden werden. Auf diesen Prinzipien ist das Buch aufgebaut, das, zunächst kaum beachtet, dann — wie Becker sagt[17]) — „für den Historiker des alten Islams zu einer Art von Bibel geworden" ist.

Der alsbaldige Erfolg oder Mißerfolg eines Buches ist niemals ein zutreffender Maßstab für seine Bedeutung. So ist mit der Feststellung, daß Wellhausens Studien zur Geschichte des Urchristentums, seine Bemühungen, die Urkunden des Neuen Testaments, besonders die Evangelien, als Niederschlag bestimmter geistiger Bewegungen und Kräfte zu begreifen und sie so als Quellen für die Geschichte des Christentums im ersten Jahrhundert nutzbar zu machen, verhältnismäßig wenig gewirkt haben, noch nichts gesagt. In Wahrheit verdienen sie die gleiche Beachtung wie seine Arbeiten zur israelitischen und zur arabischen Geschichte. Eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte des ersten Christentums hat Wellhausen nicht gegeben. Aber dem Leser seiner Einleitung in die drei ersten Evangelien drängen sich mit Macht die großen Linien des Bildes auf, das er sich von diesem Geschichtsverlauf gemacht hat, so stark und so deutlich, daß er ohne weiteres imstande ist, die Linien zum Bilde zu ergänzen. Wie von Wellhausens literarkritischer Arbeit am Neuen Testament, so gilt es auch von der historischen, daß vor ihm viele erfolgreich daran tätig gewesen, und daß seine Fragestellungen meistens nicht neu sind. Andere haben gesät, er hat geerntet. So energisch wie er hatte doch wohl keiner bisher die Evangelien, auch das älteste, Markus, und die Redequelle Q, als Niederschlag des „Evangeliums" — das er als Evangelium vom gekreuzigten und auferstandenen Jesus scharf von Jesu eigener Verkündigung scheidet — verstehen gelehrt und das darin von Jesus Stammende auf ein Minimum reduziert; so entschieden noch niemand ein „Leben Jesu" für unmöglich erklärt; so überzeugend noch niemand die Folge der Evangelien von Markus zu Johannes als eine ständige Zunahme der Verchristlichung und Verkirchlichung des Jesusbildes nachgewiesen; so rücksichtslos noch niemand die Dürftigkeit einer sich auf den „historischen Jesus" allein aufbauenden Religion aufgedeckt. Das scheint, mag auch die wissenschaftliche Erkenntnis gefördert sein, eine Entleerung des religiösen Besitzes zu bedeuten. Das Gegenteil trifft zu. Und hier muß gesagt werden, daß Wellhausen, der sich dem kirchlichen Leben gegenüber wohl neutral verhalten hat, mit dieser Beseitigung des Dogmas vom historischen Jesus der Kirche und dem Christentum einen Dienst erwiesen hat, dessen Größe erst die Zukunft erkennen lassen wird. Die Richtung der systematisch-praktischen Theologie, die ganz unbefangen auf die Ergebnisse der historisch-kriti-

17) S. 96.

schen Forschung eingeht, hat vielfach den historischen Jesus als Quell der Religion betrachtet, und diese Betrachtung hat den religiösen Besitz nicht bereichert, sondern entleert, nicht gekräftigt, sondern geschwächt. Indem nun die Historie in einem Forscher, der ganz und gar nicht apologetischer Tendenzen verdächtig ist, ihr den historischen Jesus nimmt, wird sie sich veranlaßt sehen müssen, nach tiefer liegenden Quellen zu graben. Aber auch abgesehen von diesen noch ausstehenden Wirkungen, reißen Wellhausens Aufstellungen nicht nur nieder, sie bauen auch auf. Das Bild des geschichtlichen Jesus bleibt, auch wenn die Farben der späteren Übermalung entfernt und nur wenige Striche gelassen werden, anziehend und leuchtend genug. „Er verkündet keinen neuen Glauben, sondern lehrt den Willen Gottes tun. Der Wille Gottes steht für ihn wie für die Juden im Gesetz und in den übrigen heiligen Schriften, die dazu gerechnet wurden. Doch weist er einen anderen Weg ihn zu erfüllen als den, welchen die jüdischen Frommen nach Anleitung ihrer berufenen Führer für den richtigen hielten und peinlich befolgten... Er hob den Dekalog aus dem Ganzen heraus und reduzierte dessen Summe auf die Liebe zu Gott und dem Nächsten... Er legte an die Statute einen übergeordneten Maßstab an und beurteilte sie nach ihrem inneren Wert, nämlich ob sie das Leben der Menschen förderten oder hemmten... Er forderte Reinheit des Herzens und Leistungen, die nicht Gott, sondern den Menschen zugute kamen. Denn eben diese sehe Gott als sich geleistet an, und darin bestehe der wahre Gottesdienst — die Moral blieb religiös motiviert und unabhängig von dem variablen Götzen Kultur. Man wird durchaus an die alten Propheten erinnert... Man darf das Nichtjüdische in ihm, das Menschliche, für charakteristischer halten als das Jüdische."[18]) Und indem das Evangelium von dem historischen Jesus geschieden und als Evangelium von dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus bestimmt wird, gewinnt es nur an Größe. Hier, wo des Historikers Forschen seine Grenze hat, braucht Wellhausen nicht viel Worte, hier sucht er nicht zu erklären, hier geht er in schweigender Verehrung vorüber. —

Diese Darlegung und Würdigung der historischen Methode Wellhausens und ihrer Ergebnisse bedeutet keineswegs eine Verkennung der Gefahren, die die Methode mit sich bringt, und noch weniger ein uneingeschränktes Bekenntnis zu ihren Ergebnissen. Nicht ohne Grund hat man Wellhausen vorgeworfen, daß seine Parteinahme für diese Quelle gegen jene hier und da zu entschieden und zu unbedingt sei; er folge der einen auch da, wo sie in Wahrheit kein Vertrauen verdiene, und lehne die andere auch in solchen Fällen ab, in denen sie glaubwürdige Nachrichten biete. Hier bedürfen dann Wellhausens Aufstellungen der Korrektur. Weiter hat man es ihm verdacht, daß er die geschichtliche Entwicklung so gut wie ausschließlich aus den ihr immanenten Kräften abzuleiten versuche und zu wenig Blick habe für die von außen kommenden Einflüsse. Viel stärker, als er sich's gedacht, sei der Einfluß babylonisch-assyrischen Geistes auf das Alte Testament, der des Hellenismus auf den Ausgang der jüdischen Geschichte und aufs Neue Testament, der des südarabischen Kulturkreises und des christianisierten Hellenismus

18) Einleitung S. 102 f.

aufs altarabische Heidentum und auf den Islam. Aber diese Einwendungen sind nur zum Teil berechtigt. Verkannt hat er die Einflüsse von außen her nicht. Freilich hat er gemeint — und nicht immer mit Unrecht — daß sie überschätzt würden; auch hat ihn der Dilettantismus abgestoßen, der auf diesem Gebiet üppige Blüten treibt. In weiser Selbstbeschränkung ist er auf dem Gebiet geblieben, auf dem er Meister war, und hat das andere anderen überlassen.

4.

Wellhausen war Historiker. Er hat auch Blick gehabt für Einzelheiten, für die „Antiquitäten". Die einzelnen Perioden des Geschichtsverlaufs haben ihm in lebendigster Anschaulichkeit vor Augen gestanden. Die politischen Verhältnisse und die wirtschaftlichen Zustände, die Art der Wohnung und der Ernährung, Kleidung und Haartracht, Recht und Sitte — mit allem war er vertraut. Zu den komplizierten Fragen der Chronologie hat er überall selbständig Stellung genommen. In den Anmerkungen seiner Schriften steht eine Fülle von Notizen, die ahnen lassen, wie konkret und farbig die Geschichte für ihn Gestalt gewonnen hat. Auch eigene Abhandlungen über hierher gehörige Einzelheiten hat er geschrieben. Aber das Ziel seines Forschens war immer dies, die großen Linien der Entwicklung zu erschauen, die Hauptkräfte des Werdens zu erfassen. Die Worte, in denen er seine „Pharisäer und Sadduzäer" der Göttinger Theologischen Fakultät als Dank für die ihm verliehene Doktorwürde darbringt, enthalten den Satz: „Ein innerer Grund, eben diese Untersuchungen jetzt zu veröffentlichen, lag für mich in der Voraussetzung, daß das innere Kräftespiel jener Geschichte Ihrer Teilnahme sicher sein werde." Erfassung und Darstellung des inneren Kräftespiels eines Geschichtsverlaufs — das hat er immer erstrebt und immer erreicht. Geschichte ist ihm nicht ein Nebeneinander und Nacheinander von Ereignissen und Personen, Geschichte ist ihm ein Miteinander und Gegeneinander von Kräften und Ideen. So hat er Israels Geschichte geschaut, so die Geschichte des entstehenden Christentums, so die Geschichte des Islams. Das ist im letzten Falle besonders deutlich. Die Polarität von Staat und Religion, von arabischem Nationalismus und islamischem Universalismus, von Menschenherrschaft und Gottesherrschaft ist ihm die treibende Kraft des Islams im ersten Jahrhundert seiner Geschichte. Sobald er den Kampf dieser Gegensätzlichkeiten ausgekämpft sieht, mit dem Hochkommen der Iranier und der Abbasiden, bricht er seine Darstellung ab.

Wellhausen hat auch politisches Geschehen zu erforschen und darzustellen vermocht. Den krausen Irrgängen höfischer und diplomatischer Intrigen kann er folgen, das Getriebe politischer Parteien weiß er bloßzulegen, Schlachten vermag er anschaulich zu schildern. Man lese etwa die Geschichte des großen Herodes und blättere in der Geschichte des arabischen Reiches, um das bestätigt zu finden. Aber nicht die politische Geschichte ist ihm die Hauptsache, sondern die Geistesgeschichte oder genauer: die Religionsgeschichte; denn auf seinen Gebieten ist Geistesgeschichte Religionsgeschichte. Becker sagt: „Auch seine religionsgeschichtliche Forschung ist, wenigstens auf dem Gebiete des Islams, völlig dem politischen Gesichtspunkt untergeordnet. Ihm war Geschichte politische Geschichte." [19])

19) S. 98.



Aufs Ganze gesehen, trifft dies Urteil entschieden nicht zu. Becker schränkt es ja auch auf das Gebiet des Islams ein. Aber auch da müssen, wie mir scheint, die Akzente anders gesetzt werden. Das liegt ja auf der Hand, daß Wellhausen hier weite Strecken politischen Geschehens durchmessen hat. Die Natur der Sache bringt das mit sich. Der Islam hat ungleich stärker politisch gewirkt als die Religion des Alten Testaments und das Christentum. Diese haben kirchliche Bildungen gezeitigt, der Islam politische. So konnte Wellhausen an ihnen nicht vorübergehen. Aber die Darstellung der politischen Geschichte ist der der Religionsgeschichte untergeordnet, nicht umgekehrt. In den Vorbemerkungen zu Vākidi sagt er: „Den Übergang vom Alten Testament zu den Arabern habe ich gemacht in der Absicht, den Wildling kennen zu lernen, auf den von Priestern und Propheten das Reis der Thora Jahves gepfropft ist. Denn ich zweifle nicht daran, daß von der ursprünglichen Ausstattung, mit der die Hebräer in die Geschichte getreten sind, sich durch die Vergleichung des arabischen Altertums am ehesten eine Vorstellung gewinnen läßt." [20]) Hiernach hat der Wunsch, das Alte Testament tiefer zu erfassen, ihn zum Studium des arabischen Heidentums und des Islams geführt. Dann haben ihn die Probleme des arabischen Heidentums und des Islams um ihrer selbst willen gepackt, und wenn er — im weiteren Verfolg dieser Probleme — auch zur Darstellung politischen Geschehens überging, so hat doch das religionsgeschichtliche Problem die Führung behalten.

Im Grunde ist es *ein* religionsgeschichtliches — aber der Ausdruck ist zu eng: *ein* menschheitsgeschichtliches — Phänomen, dem seine Aufmerksamkeit gilt, das Phänomen, wie aus den Tiefen des Seins religiöse Urgewalten emporbrechen, alte Kultus- und Kulturinstitutionen zerschmettern und dann allmählich zu geistlichen Institutionen erstarren. Und damit steht ein anderes Phänomen im Zusammenhang, das aber wohl nur eine besondere Seite des ersten ist: Im Stadium ihrer Jugendfrische kennen diese religiösen Urkräfte keinen Gegensatz zu Welt und Leben; sie durchdringen alles Leben und Handeln, aber bilden keinen besonderen Teil von ihm. Dann altern sie und konsolidieren sich zu einer eigenen Welt, der geistlichen, die der profanen gegenübersteht. Die Propheten des Alten Testaments, Jesus und die an der Gewißheit seiner Auferstehung sich entzündende Bewegung, Muhammed — das sind in dem Wellhausen naheliegenden Ausschnitt der Menschheitsgeschichte die Stellen, da in vulkanartigen Eruptionen religiöse Urgewalten emporgeschleudert werden, mit ihrer feurig-flüssigen Glut ihren Umkreis bedeckend und dann zu festen Formen erkaltend. Die enthusiastische Kraft der Propheten, des ersten Christentums, Muhammeds wird eingefangen und aufbewahrt in der nachexilischen Gemeinde, in der christlichen Kirche, in den religiös-kulturellen Institutionen des internationalen Islams.

Hier ist offenbar der Punkt, wo Fragen und Antworten des Forschers zusammenhängen mit dem Innenleben des Menschen. Es drängt sich dem Leser nicht auf, aber es ist oft zu spüren als erleuchtendes und erwärmendes Feuer. „Am größten ist er, wo er nicht mehr quellenmäßig beweist, sondern bekennt", sagt Becker [21]), und solches

20) S. 5.

21) S. 98.



Bekennen ist am ehesten da zu finden, wo es sich um die Darstellung kraftvoller und ungebrochener, weltoffener und unbefangener Frömmigkeit handelt, oder um die Schilderung bedeutenden Menschentums — denn das deckt sich meistens mit dem ersten. Der künftige Biograph Wellhausens wird das als seine größte und schönste Aufgabe betrachten müssen, die Einheit des Forschers und des Menschen zu zeigen, darzutun, wie sein literarisches Werk im allertiefsten Grunde nichts ist als eine Entfaltung seines Menschentums.

So steht Wellhausen da als einer der Großen im Reiche des Geistes. Mit dem Jahre 1918 ist eine Epoche der politischen deutschen Geschichte zu Ende gegangen und eine neue hat begonnen. Auch in der deutschen Geistesgeschichte bedeutet wohl dies Jahr einen Einschnitt. Mit vielen Männern politischen und militärischen Handelns wird dann auch mancher Mann des gelehrten Forschens und des künstlerischen Gestaltens zu der Epoche zu rechnen sein, die nun zu Ende gegangen ist. Wellhausen gehört nicht der Vergangenheit an. Er wirkt in der Gegenwart und er hat auch dem kommenden Geschlechte viel zu geben.

Könige und Skalden in der Heimskringla.

Von Felix Niedner.*)

4.

Die Geschichte Olafs des Heiligen bildet den Mittel- und Höhepunkt von Snorris Werk. Seinem Autor war sie so ans Herz gewachsen, daß er sie, die Keimzelle seiner ganzen Arbeit, aus der sich ihm der tiefere Sinn seines Königsbuches nach rück- und vorwärts entwickelte, noch einmal in einer besonderen Monographie behandelte. Seine Aufgabe als Forscher war hier besonders schwer. Ihm stand ein reiches, aber vielfach unzuverlässiges Quellenmaterial zur Verfügung. Zwei Auffassungen von dem König fand er vor. Die ältere kirchliche ging auf Homilienbücher und Heiligenlegenden zurück, in denen der König frühzeitig eine Lieblingsfigur wurde. Hier war alles in majorem Dei gloriam gestaltet. Der König spielte als christlicher Kämpfer etwa die Rolle wie der fränkische Herrscher im altdeutschen Ludwigsliede. Die jüngere weltliche Vorstellung vom Könige stand der Wirklichkeit näher. Die Selbständigkeit des Kriegers und Staatsmanns trat stärker hervor, der mit dem „heiligen König" verknüpfte Wunderglaube mehr zurück. Dem Politiker Snorri lag diese Auffassung näher als die der geistlichen Tradition. Der Historiker in ihm konnte doch auch diese als geschichtliches Moment nicht übergehen. Schon ein moderner Geschichtschreiber, der Kreuzzüge etwa, kommt um die Einschätzung gewisser mit dem Wunderglauben des Mittelalters zusammenhängender Imponderabilien als geschichtlich wirksamer Kräfte nicht herum. Viel weniger Snorri, der bei aller Unbefangenheit seiner Forschung als Christ damaliger Zeit doch der kirchlichen Tradition viel näher stand. So nahm er naturgemäß einen vermittelnden Standpunkt ein. Sein Bestreben ging dahin, zwischen dem weltlichen Herrscher und dem christlichen Glaubenshelden einen

*) Siehe Heft 3.

inneren Zusammenhang herzustellen, beide Seiten aus dem Charakterbilde des Königs im ganzen zu motivieren. Man mag zweifelhaft sein, ob ihm dies, rein historisch genommen, restlos geglückt ist, ja ob diese Aufgabe bei der Zwiespältigkeit seiner Quellen überhaupt möglich war. Künstlerisch gestaltend hat er sie jedenfalls glänzend gelöst. In dem Bilde, wie es Snorri hier von dem norwegischen Nationalheros des Mittelalters gezeichnet hat, ist dieser in das Gedächtnis der Nachwelt übergegangen.

Wie Olaf Tryggvissohn stammte auch Olaf Haraldssohn von König Harald Schönhaar durch eine südnorwegische Linie des Königsgeschlechtes. Wie sein Vorgänger wuchs er aus einer Führerstellung auf weitausgedehnten Wikingerfahrten, aus ruhmvollen Kämpfen in Frankreich, an der Londoner Brücke und auf den britischen und nordischen Eilanden durch eigene Tüchtigkeit in sein Königtum hinein. Vielleicht nicht so genial veranlagt wie Olaf Tryggvissohn, hat er doch durch zähe zielsichere Ausdauer im großen, durch kluge Berechnung und Nachgiebigkeit im kleinen dem Königsgedanken und der Bekehrung Norwegens im höheren Maße wie jener zum Siege verholfen.

Zunächst hatte ihm Olaf Tryggvissohn eine schlimme Erbschaft hinterlassen. Nach der Svoldschlacht war das Reich unter Schweden- und Dänenkönig und Drontheimer Jarl geteilt. Der Kampf gegen den Dänenkönig, dem Olafs eigene Heimat, der Süden Norwegens, zugefallen war, verquickte sich hier für ihn eng mit den inneren Wirren des Reiches. Denn die dortigen Kleinkönige benutzten ihre Stellung als Vasallen des Dänenkönigs, der, Norwegen fern, ihnen ziemlich freie Hand ließ, um geschlossen gegen Olaf als Usurpator aufzutreten. Mit Hilfe des klügsten von ihnen, Olafs Stiefvater Sigurd Sau, gelingt dem König deren freiwillige Anerkennung seiner Oberhoheit, dann bei späterer Empörung ihre Entthronung. Damit ist auch die dänische Herrschaft im Süden beseitigt. Schwieriger gestaltet sich die Lage im Osten des Reiches. Der Schwedenkönig, ein Namensvetter Olafs, ein energischer, aber geistig beschränkter Autokrat, kann nur durch langwierige politische Verhandlungen zu einem Verzicht auf seinen Anteil am Norwegerreiche gebracht werden. Nur durch Waffengewalt aber war die Oberhoheit des Königs im Norden des Reiches wiederherzustellen. Dies erfolgt durch den glänzenden Sieg bei Vesjar im Christianiafjord, der den Bruder und Nachfolger des verstorbenen Drontheimer Jarls Erich außer Landes zu gehen zwingt.

Diese drei Unternehmungen des Königs, die ihn, seine Vertrauten und Widersacher redend und handelnd in einer Frische und Gegenständlichkeit zeigen, als hätte Snorri selbst ihren Thingen und Taten beigewohnt, stellen zugleich farbenreiche, liebevoll bis ins Detail ausgeführte Kulturgemälde dar. Vortrefflich ist besonders das staatliche und häusliche Leben des südnorwegischen Kleinfürstentums und der stolze und unabhängige Sinn der damaligen schwedischen Großbauern gezeichnet. Man versteht es, wie im Süden Norwegens die innere Haltlosigkeit jener Kleinkönige, in Schweden der Zwiespalt zwischen König und Bauerntum der in glücklicher Weise Tatkraft und Nachgiebigkeit vereinigenden Politik Olafs in die Hände arbeiteten. Die gleiche geistige Überlegenheit Olafs tritt auch hervor in der Art, wie er nach Vertreibung des Drontheimer Jarles

dem alten Heidentum im Norden den letzten Stoß versetzt. Snorri hat uns dieses hier auf seinen Opferfesten, die im Mittwinter ihren Höhepunkt erreichen, noch einmal unparteiisch in seiner ganzen Kraft und Lebensfülle gezeichnet. Und doch wirkt die Zertrümmerung des Thorbildes im Auftrag des Königs nach dessen ganzem Auftreten vor versammeltem Volke nicht wie bei Olaf Tryggvissohn als brutaler Gewaltakt. Aus den Worten des bekehrten mächtigen Häuptlings Gudbrand im gleichnamigen Tale klingt deutlich die Anerkennung von einem moralischen Siege Olafs heraus. Einen solchen stellt auch die Antwort dar, die Olaf seinem großen Gegner, dem Könige Knut von Dänemark und England, auf dessen Ansinnen, Norwegen von ihm als Lehn zu nehmen, erteilt. Aus ihr spricht das Bewußtsein, nicht nur durch seine Geburt der legitime Herrscher Norwegens zu sein, sondern dieses Anrecht auch durch gerechtes und unparteiisches Walten, durch Schutz der Schwachen im Lande im Sinne des Christentums verdient zu haben.

König Knut, den Snorri vielleicht zu einseitig als ländergierigen Eroberer aufgefaßt hat, erreicht seinen Zweck weniger durch Waffengewalt als durch skrupellose Bestechung aller der Elemente im Norwegerreiche, die sich durch Olafs straffes Regiment in ihrem Eigenwillen oder ihrem Eigennutz gekränkt glaubten. Snorri hat neben den königstreuen Männern am Hofe, vor allem dem trefflichen Marschall Björn, auch diese Unzufriedenen unter den norwegischen Großen lebensvoll gezeichnet. Er führt in einer Fülle von Episoden uns die mannigfachen Motive ihrer Parteinahme für oder wider den König vor. Bei den vier Arnissöhnen spielen sich, mit den Ereignissen wechselnd, alle Schattierungen dieser Königsfreundschaft und -feindschaft auf dem Boden ein und derselben Familie ab. Andere Große hängen durch Verschwägerung oder persönliche Freundschaft eng miteinander zusammen. Wir lernen sie auf Wiking- und Handelsfahrten, in ihren Gauen beim Thing und am häuslichen Herde kennen, und wir beobachten, wie das Netz geheimer Verschwörung sich um den nach außen noch kraftvoll dastehenden Herrscher allmählich zusammenzieht. Als der König nach Dänemark gegen Knut zieht, versagen die einflußreichsten der Großen. Der eigennützige Einar Bogenschüttler wartet in England auf Beförderung durch den Feind, der eigenwillige Harek von Tjöttö aus dem Nordland segelt, durch Knut bestochen, in Dänemark aus des Königs Flotte davon, während dieser dort erfolgreich kämpft und nur durch die Unfähigkeit seines Bundesgenossen, des Königs Önund von Schweden, gezwungen wird, nach Norwegen zurückzugehen. Hier stellt sich ihm Erling Skjalgssohn, der mächtigste Mann aus dem südwestlichen Norwegen, entgegen, muß aber, im Kampfe besiegt, seinen Verrat mit dem Tode büßen. Snorri hat ihn nicht beschönigt, und doch glaubt man in seiner liebevollen Zeichnung dieses selbstgemachten Mannes, der in seinem Unabhängigkeitsdrange stets jede äußere Würde verschmäht hatte, die Sympathie des freien Isländers für ihn zu spüren. Am schärfsten aber kommt der Bürger des Freistaats in Snorri zum Ausdruck, als er nach Olafs großen Waffen- und Missionserfolgen auf den nordischen Inseln bis Grönland hin auf seine Heimat zu sprechen kommt. In feierlicher Allthingssitzung wird dort Königs Olafs Forderung einer politischen Unterwerfung der Insel abge-



lehnt. In der Rede des Häuptlings Einar spricht offenbar Snorri selbst zu seinem Volke im Hinblick auf die analogen Zustände der Gegenwart.

Am Hofe König Jaroslaws von Nowgorod, wo Olaf während seiner völligen Verlassenheit weilt, reift der Plan seiner Wiedereroberung Norwegens. Anschaulich malt uns hier Snorri, wie nüchterne staatsmännische Erwägung und durch sein Unglück geläuterter Glaubenseifer ihn gleichmäßig zu diesem Entschlusse führen. So zieht er, vorerst nur mit wenigen Getreuen, zu seinem letzten Waffengange in Norwegen aus, der ihm dort im Jahre 1030 in der Schlacht bei Stiklestad zwar Niederlage und Tod, aber doch moralisch den Sieg über seine uneinigen Gegner einträgt.

Das Schlußgemälde, das Snorri hier vor und in dieser Schlacht vom Herrscher entwirft, gestaltet die Gegensätze des nordischen Volkskönigs und des christlichen Glaubenshelden zu einem überraschend einheitlichen Bilde. Versonnen, schon in einer andern Welt, reitet Olaf von Nordschweden nach Norwegen hinab. Er trifft für den Fall seines Todes alle Anordnungen bis auf die Bestimmungen der Seelenmessen für die gefallenen Feinde, er verspricht seinen Anhängern nach seinem Ende, das er im Traum von der Himmelsleiter vorausahnt, Vereinigung mit sich im Jenseits. Und doch hofft er wieder in echter Kämpenfreude auf Sieg, bereitet in dieser Voraussicht weltkluge Maßnahmen vor, kämpft dann wie seine heidnischen Vorfahren gleich einem Löwen in der Schlacht wider die Übermacht und wird noch im Tode der Schrecken seiner Gegner. Snorri hat auch diese trefflich charakterisiert. Er macht uns vor der Schlacht durch die glänzende Rede des in Knuts Solde stehenden schlauen Pfaffen Sigurd mit allem bekannt, was die Gegenpartei an berechtigten Vorwürfen gegen den Usurpator Olaf glaubt vorbringen zu müssen. Anderseits tritt gegenüber dem geschlossenen Auftreten Olafs die Uneinheitlichkeit und innere Haltlosigkeit der Führer des feindlichen Bauernheeres scharf hervor. Schon die historischen Quellen vor Snorri ließen ahnen, daß durch sie wie durch die Härte des von Knut eingesetzten Nachfolgers Olafs und durch die Verbreitung des Gerüchtes von des Königs Heiligkeit eine Wandlung der Volksstimmung zu seinen Gunsten eintreten würde. Aber erst die Gestalt des Herrschers, wie Snorri ihn hier gezeichnet hat, macht es doch begreiflich, daß dieser Umschwung schon gleich bei seinem Tode so elementar einsetzt, und erklärt die beherrschende Rolle, die er nach seinem Ende durch Traumerscheinungen und Weissagungen noch in den späteren Königsgeschichten spielt.

Snorris Leistung in der Schilderung dieser letzten Vorgänge ist um so bewundernswerter, als ihn hier seine beste weltliche Quelle fast ganz im Stich ließ. Diese war über die für das norwegische Königtum peinliche Niederlage bei Stiklestad ganz kurz hinweggegangen. Bei seiner mit dem divinatorischen Scharfblick des großen Historikers aufgebauten Darstellung hat wieder die genaue kritische Kenntnis der einschlägigen Skaldendichtung Snorri die größten Dienste geleistet.

5.

Der bedeutendste Skalde aus der Zeit Olafs des Heiligen ist Sigvat Thordssohn aus Südisland. Seine Lieder haben einen hohen Wert als Quelle und Schmuck für Snorris Prosadarstellung. Aber auch das ganze Leben



des Dichters ist aufs engste mit den Schicksalen des Herrschers verknüpft. Eine ursprünglich selbständige Saga von Sigvat ist mit größter Kunst in die Lebensgeschichte des Königs verwoben. Anders als Hallfred kam Sigvat bereits mit 20 Jahren an den Hof seines Herrschers, für den schon sein Vater Thord gedichtet hatte, und sein Leben spielt sich fortan in Norwegen ab. Durch keckes Auftreten erreicht er beim König die Aufsagung seiner „Wikingerweisen", in denen er dessen Jugendfahrten besungen hatte. Von nun an bleibt er allein seinem Dienste geweiht, ja er überträgt diese Treue auch auf den Sohn und Nachfolger Magnus bis zu seinem eigenen Tode.

Sigvats erstes bedeutendes Gedicht sind die „Nesjarweisen", in denen er den für die Wiedervereinigung des Reiches entscheidenden Sieg des Königs feiert. Den Höhepunkt der hochstilisierten Handlung bildet die Enterung von des Drontheimer Jarls Schiff durch den kühn der goldverzierten Fahnenstange nachstürmenden König. Aber sie und alle Momente der Schlacht sind belebt von selbsterschauten Einzelzügen. Der Dichter malt im Kampfe sich und seine Bankgenossen aus der Königshalle, deren einen er im Eifer der Schilderung namentlich als Zeugen aufruft, wie sie alle im Gefolge des Herrschers mitfochten und stolz auf dessen Leistungen, aber auch auf ihre eignen waren. „Da barg ich im Sturm der Pfeile unter dem welschen (kostbaren, ausländischen) Helm mein schwarzes Haar. Wir folgten dem jungen Könige. Der Kampfvogel (Rabe) bekam Blut zu trinken. Es war anders, als wenn (in der Königshalle) die Maid den Männern Met schenkt." Man versteht, wie ein Gedicht wie dieses nach heißer Schlacht beim festlichen Gelage vorgetragen, König, Gefolge und Skalden in der Erinnerung gemeinsamer Ruhmestat, aber auch in der wahrheitlichen Kontrolle des zusammen Erlebten innerlich zusammenschloß.

Sigvat hatte in der Schlacht wacker seinen Mann gestellt, aber er war doch keine Kämpennatur wie Egil Skallagrimssohn und kein steifnackiger Heide wie Hallfred. Er war schon im Christenglauben erwachsen und von Natur friedfertig und versöhnlich. Diese Eigenschaften machten ihn für politische Missionen in des Königs Dienste besonders geeignet. Marschall Björn und ein anderer Skalde Olafs hatten mit ihrem Auftrage, bei dem widerspenstigen Schwedenherrscher in des Königs Sinn zu wirken, wenig Glück gehabt. Sigvat befestigt nicht nur auf einer Mission an den Hof des götländischen Jarls Rögnvald mit großem Geschick Olafs alte Freundschaft mit diesem, er hat dem König auch mit Rögnvalds Hilfe wider den Willen des Schwedenkönigs dessen Tochter als Gattin zugeführt, eine Verschwägerung, die Olaf später in seinem Kampfe gegen Knut von England zustatten kam. Sigvat hat dies Schwedenabenteuer in einem humordurchwürzten Liede besungen. In das dichterische Gemälde von dieser ernsten Staatsmission hat er scherzhafte Augenblicksbilder aus den Mühen und Fährnissen, die ihn unterwegs heimsuchten, eingefügt. Der lange Marsch durch den Eidawald, Schiffahrt auf halsbrecherischem Boot, seine ständige Abweisung als Christ durch die ungastliche heidnische Bevölkerung liefern ihm reichlichen Stoff zu gutmütigem Spott, und seinen ausgeglichenen Charakter spiegelt die heitere Selbstironie, mit der er diese Unbilden erträgt. Auch Fahrten nach dem Westen hat er in dieser Reisestimmung



besungen. Sie führten ihn an den Hof Knuts von England, dessen Liebenswürdigkeit und Goldspenden andere Skalden Olafs in seinen Dienst gelockt hatten. Sigvat aber blieb fest. „Nur einem Könige könne man dienen", sang er im Liede und kehrte an König Olafs Hof zurück. Schon vorher hatte Olaf Sigvat zum Marschall dort ernannt. Er ist fortan am Königshofe neben dem ihm befreundeten Marschall Björn dessen festeste Stütze und höchste Zierde. Wiederholt schafft er dem König in kritischen Situationen Rat und spielt auch in heiklen Lagen der Hofgesellschaft zwischen ihr und dem streng auf seine äußere Würde haltenden Herrscher den gern gesehenen Vermittler. Am besten mit Olafs Seelenleben vertraut, darf er manches wagen, was andern verhängnisvoll geworden wäre. So tauft er auf eigene Gefahr hin dessen neugeborenen Sohn, und zwar auf den für die norwegische Dynastie ganz ungewöhnlichen Namen Magnus. Der König verzeiht ihm diese doppelte Eigenmächtigkeit, als er hört, daß Sigvat den Namen im Hinblick auf Karl den Großen, „den besten Mann dieser Welt", gewählt habe. Durch hohe Kunst dichterischer Improvisation, die ihm so leicht von der Lippe floß wie andern die Alltagsrede, hielt Sigvat manches ernste und heitere Stimmungsbild aus seiner Umgebung fest. In der Unglückszeit des Königs wandte er sie an, um für die Treue zu diesem Stimmung zu machen. Hier lodert aus dem friedfertigen Mann wohl auch der Zorn, der Olafs Verräter zur Hölle wünscht. Im ganzen tragen doch auch diese Liedweisen, Sigvats vermittelnder Natur entsprechend, mehr den Charakter politischer Aufklärung und der Mahnung zur Versöhnlichkeit. In solcher Friedensstimmung vertauscht er dann, um für seinen König zu beten, das noch eben von diesem als Geschenk erhaltene goldgeschmückte Schwert mit dem Pilgerstab zur Romfahrt.

In der Schlacht bei Stiklestad, der Sigvat, noch jenseits der Alpen weilend, fern bleiben mußte, tritt ein anderer Dichter des Königs, Thormod Bersissohn, nach der Isländerin, die er besang, der „Schwarzbrauenskalde" genannt, mächtig in den Vordergrund. Dieser ist im Gegensatz zu dem friedfertigen Lieblingsskalden des Herrschers eine leidenschaftliche Kämpen- und Skaldennatur alten Stils. Ergreifend ist die Schilderung am Morgen der Schlacht, wo König Olaf ihn auffordert, zur Anfeuerung der Truppen einen Schlachtgesang anzustimmen. Da trägt er das alte Bjarkilied vor, in dem der berühmteste Recke des Dänenkönigs Rolf Krake die Gefährten zum Verteidigungskampf für ihren in seiner Halle überfallenen König aufruft und dann später, selbst im Streite gefällt, zu Häupten seines toten Herrschers sich zur letzten Ruhe bettet. Dieser Liedvortrag bringt Thormod die letzte Gabe seines Königs und den Dank des ganzen Heeres ein. Im Sinne des eben vorgetragenen Gedichtes erneuert er dem Herrscher das Gelübde seiner Treue bis zum Tod, das er schon vorher im Wettgesang mit andern Skalden im eignen Liede ausgesprochen hat. Dann ficht er mit diesen in der Schildburg um den König aufs tapferste, bis seine Liedgenossen fallen und er selbst die tödliche Wunde empfängt. Aber selbst dann verläßt ihn nicht sein Heldenmut und seine Kunst als Dichter. Den Doppelschmerz der Wunde und um den Tod des Königs erträgt er unter grimmigen Qualen, und noch der Sterbende spielt in einer Skal-



denweise einer die Verwundeten heilenden Frau gegenüber, der sein blasses Aussehen aufgefallen war, mit bitterem Humor auf seinen hoffnungslosen Zustand an:

Umsonst — blick' nur! — bin ich
Bleich nicht, Falk-Lands Eiche.[1])
Schau, Wunden verschönen
Schwer: weilt' ja im Pfeilsturm!
Denk', daß Eisen, dunkles,
Dort jäh mich durchbohrte.
Durch fraß es sich, fürcht' ich,
Dies Erz, an mein Herze.

Dem Herrscher war aus Äußerungen seiner Skalden vor der Schlacht ihr Berufsneid auf Sigvat nicht entgangen. Selbst aus des ritterlichen Thormod letzter Weise an ihn tönte er heraus. Der König hatte aber keinen Zweifel darüber gelassen, daß Sigvat, der in Rom für ihrer aller Seelenheil wirke, nach wie vor sein Vertrauen besitze. Sie aber, hatte er dann zu den Skalden gesagt, wolle er neben sich haben in der Schildburg. Sie sollten für späteren Skaldengesang nicht erst durch andere über die Vorgänge der Schlacht unterrichtet werden. Sie sollten sie aus eigenem Erlebnis in nächster Nähe schauen. Es war anders gekommen. Thormod und seine Mitskalden waren gefallen, aber Sigvat, den sie in ihren Gesprächen vor dem Kampf wegen seiner unverschuldeten Abwesenheit geschmäht hatten, brachte das Bild der für ihren König trotz der Niederlage so ruhmreichen Schlacht in seinem schönsten Skaldenliede auf die Nachwelt. Er schildert den Eindruck, den der Herrscher dort machte:

Mein', schrecklich den Männern
Mocht's sein, wenn sie fochten,
In allkühnen Olafs
Ehern Aug' zu sehen.
Sein Blick wurmgleich[2]) beugte
Bondenvolk[3]), dich, Drontheims.
Der Gaufürsten Gönner[4])
Grau'nvoll war zu schauen,

weiter schildert er das Eintreten der — historisch ungefähr gleichzeitigen — Sonnenfinsternis, die das düstere Schlachtgemälde wirkungsvoll abschließt:

Die Sonne nicht sandte —
Seltsam Wunder erzählt man —
Warmen Strahl, obwohl sie
Wolkenlos, dem Volke.
Kund da ward des Königs
Kennzeichen[5]) den Männern.
Lichter Tag sein Leuchten
Ließ. — Von Ost so hieß es.[6])

Auch dem später zur Erinnerung an den Tod des Königs in dieser Schlacht eingesetzten St. Olafsfesttag gab Sigvat die dichterische Weihe:

Schon ruht in dem Schreine[7]),
Schöngüld'nem, mein König.
Bei Gott jetzt der Güt'ge
Ganz weilt, nenn' ihn heilig...
Olafs Meßtag[8]) muß ich,
Magnus[9])vaters, dankbar
Hier im Hause feiern.
Herr, Kraft ihm beschert'st du.

Das Gedächtnislied auf Olaf, aus dem die obigen Strophen stammen, ist ein Jahrzehnt nach dem Ende des Herrschers, kurz vor Sigvats eigenem Tode, entstanden. Schmerz um den Verlust seines alten Königs, aber auch der Wunsch, dessen Nachfolger Magnus in ihm ein Vorbild hinzustellen, haben es geboren.

Ein eigentümlich weicher Ton durchzieht die Weisen, die Sigvat auf und nach seiner Rückkehr von Rom auf seinen toten König dichtete. Sie sind fast wie ein Vorklang mittelalterlicher Minnesangsstimmung. Man denkt an Friedrich von Hausens, Barbarossas

1) Falkland ist der Arm (Sitz des Falken auf der Jagd). Das Ganze eine Umschreibung für Frau. 2) Wie der Blick eines Drachen.

3) Bauernvolk. 4) Der König. 5) Sein Tod. 6) Aus Norwegen hörte ich dies. 7) Im Sarge. 8) Erinnerungstag. 9) Magnus' des Guten. Er hatte den kostbaren Sarg anfertigen lassen.

treuen Lehnsmanns, dichterische Seelennot zurück, wenn man Sigvat, noch auf Alpenfirste, um seinen gefallenen Herrscher klagen hört. Freilich, Frauenliebe bringt ihm nicht Schmerz. Die Pein des verwaisten Königsmannen erscheint ihm größer. Sigvat meidet unstet Haus und Hof daheim in Drontheim. Er flieht den Freundeskreis der alten Hofgesellschaft. Sein König fehlt bei ihren Spielen. Rastlos durchschweift er das Land, an alten Erinnerungsstätten Olafs gedenkend. Die kreischenden Raben und Adler im Hillarsund rufen ihm das Bild des Königs, der sie dort im Kampf von seinem Drachenschiff aus labte, ins Gedächtnis zurück. Er fährt die norwegische Küste entlang. Sie scheint ihm ganz verändert. Das ödeste Klippenland kam ihm köstlich vor zu Olafs Zeiten. Jetzt dünkt ihm schal selbst das schönste Grün der Almen. Diese sentimentale Stimmung hält auch noch an in den Versen, in denen er sich gegen alte Neider am Königshof verteidigt. Man erwartet flammenden Protest gegen die Verleumdungen, die den treuen Mann wegen seines Fernbleibens von der Schlacht bei Stiklestad der Untreue gegen König Olaf ziehen. Aber auch seine beteuernden Verwahrungen zeigen die Niedergedrücktheit und Fassungslosigkeit, die ihn damals beherrschte, und beweisen, wie wenig diese Klagestimmung dichterisches Spiel war. Dann aber erwacht mit der neuen Aufgabe, die ihm erwächst, in Sigvat plötzlich wieder die alte Frische und Tatkraft. Es galt für den jungen Königssohn einzutreten, den er einst selbst hoffnungsvoll auf den Namen Karls des Großen getauft hatte. Sehnsüchtig harrt er auf des Königskindes Rückkehr von dem Hofe zu Nowgorod, wo es während der Wirren der letzten Jahre Aufnahme gefunden hatte. Als dann infolge der allgemeinen Mißstimmung, die im Lande über die harten Gewaltmaßregeln des von Knut eingesetzten Nachfolgers herrschte, die ehemaligen Gegner des Königs, Einar Bogenschüttler und Kalf Arnissohn, den jungen Magnus aus Rußland in die Heimat zurückholten, da jubelt Sigvats Herz ihm entgegen. Er wird wie früher die Stütze der Königsfamilie und macht für sein Patenkind auch in der Dichtung die lebhafteste Propaganda.

Man bekommt selbst in Snorris meisterhafter Darstellung kein sehr eindrucksvolles Bild von diesem Herrscher. Durch die wundertätige und beratende Einwirkung Olafs des Heiligen allzusehr in den Schatten seines großen Vaters gerückt, erweckt er nicht die Vorstellung einer starken und selbständigen Persönlichkeit. Trotz kriegerischer Lorbeeren und vorübergehender politischer Erfolge stellt Magnus' Herrschaft keinen Fortschritt in der Entwicklung des Reiches dar. Besonders gefährlich aber wurde er dieser, als er, einer Art tyrannischer Anwandlung nachgebend, in hartem Auftreten gegen die Großen, die gegen seinen Vater in der Schlacht bei Stiklestad gefochten hatten, und in der Vergewaltigung der freien Bauern des Landes den Bogen seiner Herrschaft überspannte. In dieser Notlage des Reiches, wo offener Aufruhr unmittelbar bevorstand, wurde Sigvat, der väterliche Freund des Königs, der schon bei Olaf dem Heiligen so oft Rat gewußt hatte, von den einflußreichen Männern im Lande mit der heiklen Aufgabe betraut, am Königshofe den Rater und Warner zu spielen. Er hat diese durch seine „Freimutweisen" in einer ebenso politisch wirksamen wie dichterisch vollendeten Art gelöst.

In dieser Miniatur eines poetischen Fürstenspiegels, wie man das Gedicht wohl am besten kennzeichnet, hält der Dichter dem jungen König zunächst ohne jede Schroffheit das gerechte Walten seiner Vorfahren, vor allem seines großen Vaters vor Augen:

Wohl richtig die Wahl einst
War der Bau'rn und Jarle.
Die Olafe [10]) aller
Eigen Frieden zeigten.
Der hehre Sohn Haralds [11])
Halten ließ wie Aleif [12])
Satzung all', die setzten
Sie, der'n Namen glichen.

Er verweist ihn dann auf den Unmut der Bauern, die ihm Bruch seines Königsversprechens, ein gerechter Walter im Lande zu sein, vorwerfen, und zürnt:

Wer reizt' auf dich, — oft du
Allzu grimm dünnstahl'ge
Kling' [13]) hobst — ihnen zu künd'gen
Königswort so schönes?
Heerraubs-Sel'ger [14]), heilig
Halten muß Volks Walter
Sein Wort. Ganz unwürdig
Wär's, wenn du's versehrtest!

Wer zu fäll'n dem Volke
Vieh's so reichlich hieß dich?
Willkür, so gewalt'ge,
Wann frommt sie dem Lande?...
Freund ist, wer dich warnet!
Wohl der Bitt' des Volkes
Lausch', der du durstlöschend
Labst den Wundenhabicht. [15])

Hört' alle Grauhaar'gen
Hier schon drohen. Schwierig
Stånd's, wenn sie aufstünden.
Schnell wahr' vor Gefahr dich.
Schlimm traun ist's, wenn Thingvolk [16])
Treu sonst, senkt die Häupter,
Männer, die Nas' im Mantel,
Murr'n, schweigend sich zeigen.

Das Gedicht vollendet nicht nur das sympathische Bild von Sigvats unabhängigem Charakter, sein Erfolg, der König Magnus nach seiner Sinneswandlung den Beinamen des Guten eintrug, zeigt zugleich, welche politische Macht das alte Skaldentum in seinen besten Vertretern im Lande darstellte.

Die Selbständigkeit Sigvats als Künstler äußert sich auch darin, daß er, wo er dies mit seiner Dienstpflicht gegen das Herrscherhaus vereinigen konnte, auch dessen politischen Gegnern seine dichterische Huldigung nicht versagte. Er hat nicht nur Marschall Björn an Olafs Hofe, sondern auch des Königs Widersacher im Lande, Erling Skjalgssohn, mit dem ihn persönliche Freundschaft verband, durch sein Lied geehrt. In dessen Bewunderung war er allerdings mit seinem König einig. Denn auch dieser war in der Schonung des selbstherrlichen Mannes, der ihm imponierte, bis an die Grenze des Möglichen gegangen. Er hatte in all seinem Zorn noch seine stille Freude an dem Verräter gehabt, der ihm mit dem Ausruf: „Aare klauen sich Brust an Brust" im letzten Kampfe gegenübertrat, und wider seinen Willen war der gefangene Erling von einem unbesonnenen Königsmannen erschlagen. So sah er ihn wohl auch gern in Sigvats Totenliede gefeiert. Aber auch König Knut von England hat Sigvat, als er und König Olaf tot waren, und dieser durch den Glauben an seine Heiligkeit dem politischen Haß seiner Gegner entrückt war, noch ein spätes Gedächtnislied gewidmet. Besonders schön malt er darin die in die dänischen Gewässer segelnde Flotte des Herrschers: „Blausegel — die bläh'n Brisen — man hißt'. Darbot Dänenherr'ns Drach' in Pracht sich. Von West kamen Kiele gar viel. Bald sie los lustig zum Limfjord schwim-

10) Olaf Tryggvissohn und Olaf der Heilige. 11) Olaf der Heilige. 12) Nebenform. für Olaf (Tryggvissohn). 13) Das Schwert 14) Glücklicher Beutemacher (der kriegerische König). 15) Den Raben, d. h. Feinde tötest. 16) Leute auf der Volksversammlung.

men." Aus den schwingenden Rhythmen dieser Verse glaubt man die Lust der freigewordnen Künstlerseele zu spüren, die nun, da der Dichter nicht mehr durch Mannesehre und politische Rücksichten gebunden ist, auch diesem großen Zeitgenossen den Skaldenpreis zollen darf.

6.

Mit Ausnahme Haralds des Harten, einer Königsgestalt ganz eigner Art, auf die wir zurückkommen, zeigt das Herrschergeschlecht im dritten Bande von Snorris Werk nicht mehr so fesselnde Erscheinungen wie früher. Das geschlossene Kulturbild, das noch das Zeitalter Olafs des Heiligen kennzeichnete, erhält in den etwa hundertfünfzig Jahren, in denen sich die weiteren Königsgeschichten abspielen, manche Veränderung durch neue Zeitströmungen. Der nähere Zusammenhang mit den anderen europäischen Ländern, wie er zu Snorris Zeit unter Hakon dem Alten bestand, bereitet sich allmählich vor. Vor allem wird jetzt das Christentum, dessen Einfluß namentlich durch die Anerkennung Olafs als heiliger König im ganzen Norden gefördert war und durch den Glauben an dessen Wundertaten nach dem Tode weitere Stärkung erfuhr, eine Macht neben der staatlichen, ja über diese hinaus. So rücken die Könige, besonders gegen das Ende hin, immer mehr aus dem Mittelpunkt der Ereignisse.

Sie stellen mehr typische Repräsentanten des Zeitbildes dar. Unter Magnus Erlingssohn, dem letzten Herrscher, der noch mütterlicherseits von Harald Schönhaar stammt, ist längst die Macht in Händen einiger Großen des Reiches. Auch das Skaldentum, das unter Harald dem Harten noch einmal eine prächtige Blüte zeitigt, sinkt allmählich von seiner Höhe herab. Seine Strophen verschwinden gegen Ende fast ganz als Schmuck von Snorris Prosadarstellung. Der namhafteste Dichter dieser Spätzeit ist Einar Skulissohn, aus Egil Skallagrimssohns Geschlecht. Sein Hauptgedicht war ein geistliches Lied auf Olaf den Heiligen, vor einer glänzenden Prälaten- und Notablenversammlung im Drontheimer Dom feierlich vorgetragen.

Die Machtstellung des alten Königtums faßt vorübergehend noch einmal Magnus Barfuß in seiner Person zusammen. Von ihm, der nach siegreichen Kämpfen in Irland den Heldentod erlitt, lief das schöne Wort um: „Einen König soll man zum Ruhme haben, nicht zu langem Leben." Aber auch er tritt an Charakter und Begabung zurück hinter dem Priestersohn Sigurd Slembi, der, als sein angeblicher Sohn, den glänzendsten Vertreter des für jene spätere Zeit der Königsgeschichte typisch werdenden Kronprätendententums darstellt. Dieser alle seine Zeitgenossen weit überragende Mann verrät die geborene Herrschernatur nicht nur in seinen ruhmvollen Taten, echt königlich ist vor allem die seelische Spannkraft, mit der er lange Zeit hindurch gegen die Schwierigkeiten seiner Demetriusstellung ankämpft, und die Charaktergröße, mit der er nach dem Mißlingen seiner Lebensaufgabe in der Gefangenschaft die ihm von seinen Feinden bereiteten ausgesuchten Todesmartern erträgt. Unter seinen Stücken aus dieser letzten Zeit der alten Königsgeschichte Norwegens hat Björnstjerne Björnson auch diesem unglücklichen Prätendenten in der Trilogie „Sigurd der Schlimme" ein Denkmal gesetzt und gezeigt, welch seelischer Gehalt auch in moderner Fassung aus dem alten Stoffe zu schöpfen

war. Als typischer Vertreter einer neuen Zeitströmung erscheint, wie schon sein Name besagt, Olaf „der Stille“. Snorris Darstellung dieses Herrschers nach all seinen kriegerischen Vorgängern hat einen eignen Reiz. Ein Vortragskünstler der Heimskringla würde hier seine Freude haben. Er würde tief Atem holen. Ein ganz neues Bild. Die Symbole der alten Kriegerzeit verblassen. Die Gestalt der Königshalle mit dem Hochsitz in der Mitte ändert sich. Das Zeremoniell wird prächtiger. Der König fördert die Architektur durch neue Kirchenbauten. Auch in die Art der Städtegründung, die früher vornehmlich kriegerischen Zwecken diente, kommt ein neuer Zug. Die neue Stadt Bergen ist in erster Linie als überseeischer Handelsplatz gedacht. Prächtige Gildehäuser entstehen, und die öffentlichen Zusammenkünfte der Städter dort werden vom König begünstigt. Ein äußeres Zeichen des gehobenen Verkehrs sind die prächtigen Kleidertrachten, die am Königshofe wie in den Städten Mode werden. Weht in Olafs des Stillen Regierung Frühluft der Hansa, so spielt Kreuzzugsstimmung hinein in die Sigurds des Jerusalemfahrers. Er hat auf seinem Zuge, der ihn über Lissabon und Sizilien nach dem Heiligen Lande führt, mit König Balduin, dem Nachfolger Gottfrieds von Bouillon, Sidon erobert, aus Jerusalem einen Splitter vom Kreuze Christi mitgebracht und dort versprochen, für die Errichtung eines Erzbischofssitzes in Drontheim zu wirken.

Alle diese Herrscher überragt durch die Geschlossenheit seiner Persönlichkeit und durch die Vielseitigkeit seiner Begabung ihr Ahn Harald der Harte. Schon in der Geschichte Olafs des Heiligen war dieser Bruder von ihm, der jüngste Sohn seines Stiefvaters Sigurd Sau, rühmlich hervorgetreten. Olaf hatte seinen mannhaften Sinn schon im kindlichen Spiele beobachtet und seiner Mutter Asta geweissagt, daß sie einen König in ihm großzöge. Fünfzehnjährig hatte er trotz Olafs Weigerung, der ihn wegen seiner Jugend schonen wollte, eine Kampfstellung in der Schlacht bei Stiklestad ertrotzt. Nach seiner Verwundung dort irrt er als heimatloser Flüchtling durch die Wälder und spricht in eigen gedichteten Versen die Ahnung einer großen Zukunft aus.

Mit Harald dem Harten tritt Byzanz zuerst in den Bereich der norwegischen Königsgeschichte. Anders als Olaf Tryggvissohn und Olaf der Heilige, die die Wikingzeit ihrer Jugend in Ost- und Nordsee verbrachten, eilt er durch Rußland an den Hof des griechischen Kaisers. Seine Normannenschar führt er erst als kaiserliche Elitetruppe, dann aber macht er sich dort frei und unternimmt, unerschöpflich an Tatkraft und Kriegslist, Züge nach Sizilien und nach Afrika ins Sarazenenland. Endlich zieht er nach Jerusalem und besucht dort die heiligen Stätten. Auf seiner Rückkehr wird Harald in Byzanz mit seinem Normannenheer aufs höchste geehrt, dann aber in die Intrigen am griechischen Kaiserhofe verwickelt. Aus dem Gefängnis, in das ihn der Herrscher von Byzanz geworfen, befreit, blendet er diesen und taucht, mit ungeheuren Schätzen beladen, am Hofe von Nowgorod auf. In launigem Liede besingt der Erfolgreiche die Tochter König Jaroslaws und erhält sie zur Gemahlin. Byzanz mit seiner märchenhaften Pracht wird von jetzt ab ein Anziehungsplatz für die Nordländer. Sigurd der Jerusalemfahrer weilt dort später unter ähnlichen



Ehrenbezeigungen wie König Harald. Die kaiserliche Kerntruppe nordischer Krieger bekam einen Ruf. Sie erfochten in St. Olafs Namen herrliche Siege. Dessen Schwert aus der Schlacht bei Stiklestad wurde in der St. Olafskirche zu Byzanz aufbewahrt. Kein Wunder, daß auch Olafs Bruder Harald, der Held, der im Sarazenenland „achtzehn Siege erfochten und achtzig Burgen gebrochen hatte", später durch die Legende ein Schützling des heiligen Königs wurde.

Haralds etwa zwanzigjährige Alleinherrschaft nach dem Tode seines Neffen Magnus des Guten ist durch unausgesetzte Kämpfe gekennzeichnet. Im Innern waren seine Widersacher die alten Feinde seines Bruders Olaf, namentlich in offner Empörung Einar Bogenschüttler, mehr versteckt Kalf Arnissohn. Im Ausland waren es der Dänenkönig Svend Ulfssohn und der Schwedenherrscher Steinkel, die, wie früher, die unzufriedenen Großen aus Norwegen an ihren Höfen sammelten. Die Seele aller Umtriebe gegen den König aber war Hakon Ivarssohn, der Urenkel Hakons des Mächtigen, in dem das zähe Drontheimer Jarlgeschlecht damals dem Königtum noch einmal einen mächtigen Rivalen stellte. Während Harald seiner andern Gegner immer wieder Herr wurde, scheiterten alle seine Versuche, so weitblickend sie angelegt waren, diesen gefährlichen Nebenbuhler, dessen Bedeutung er wohl durchschaute, für sich zu gewinnen. Hier wurde Harald der stolze abenteuerliche Zug in seinem Wesen, der wiederholt in Willkür und Härte ausartete, verhängnisvoll. Nach der allgemeinen Erbitterung, die sich im Lande gegen ihn wegen der hinterlistigen Erschlagung Einar Bogenschüttlers, des Führers der Oberländer Bauern, erhob, hatte er, trotzdem er ein Verwandter des Getöteten war, Hakon Ivarssohn durch das Versprechen der Hand seiner Großnichte und der Jarlswürde auf seine Seite gebracht. Durch die Hinauszögerung dieser Zusage trieb er ihn in das Lager seiner Feinde. Noch einmal gelang es ihm, in kritischer Lage, die er sich durch die Beseitigung Kalf Arnissohns geschaffen hatte, durch nachträgliche Erfüllung seiner Versprechungen den eigenwilligen Mann in seine Dienste zu spannen. Aber der durch die frühere hoffärtige Behandlung Gekränkte rächte sich. Er vereitelte den vollen Erfolg von Haralds glänzendem Seesieg an der Nizå in Halland, indem er dessen Gegner, König Svend, heimlich entkommen ließ. Er verdrängt dann den König durch sein bestechendes Wesen aus der Gunst seiner Mannen und wird später nach seiner Flucht zum Schwedenkönig Steinkel dort für ihn der Herd aller Schwierigkeiten. Haralds Abenteuertum spielte ihm den letzten Streich auf seiner Fahrt nach England zur Erwerbung der dortigen Königskrone. Ohne Brünne in die Schlacht gehend ist er dort nach ruhmvollen Kämpfen bei Stamfordbridge im Jahre 1066 gefallen, kurz bevor Wilhelm der Eroberer von England Besitz nahm.

Schon in der bisherigen Schilderung des Königs ist seine künstlerische Begabung hervorgetreten. In ihr steht er unter den norwegischen Herrschern der alten Zeit allein da. Auch jene schmiedeten einmal Verse. Harald ist ein wirklicher Dichter. Seine satirische Weise auf den überheblichen Einar Bogenschüttler, seine diplomatisch gehaltenen Triumphverse auf den Tod Kalf Arnissohns spiegeln innerstes Erlebnis. Zweimal finden wir ihn mitten im Kriegsleben dichtend zusammen mit



seinem Lieblingsskalden und Kampfgenossen Thjodolf Arnorssohn. Zuerst in Dänemark, wo dieser eine Improvisation des Königs, die seine Ankerung im Godsfjord ankündigt, prompt durch Stegreifdichtung zu Ende führt. Dann in England. Kurz vor seinem ruhmvollen Tode ringt König Harald danach, den Ausdruck seines Siegeswillens im Skaldenliede festzuhalten. Erst die zweite der gedichteten Strophen genügt ihm. Der Skalde aber legt dort dem Könige für den Fall seines Todes das Gelübde der unentwegten Treue zu dessen Söhnen in seiner Dichtung ab.

Diese Augenblicksbilder aus ernster Kriegszeit empfangen ihre volle Beleuchtung erst aus Haralds angeregtem und künstlerisch interessiertem Hofleben. Unter dem etwa ein Dutzend namhafter Dichter, die dessen Geselligkeit belebten, war der genannte Thjodolf der bedeutendste, in der chronistisch getreuen Schilderung der Schlachten des Königs für dessen Geschichte noch wertvoller als Hallfred für Olaf Tryggvissohn. Aber auch munterer Scherz kam an Haralds Hofe zu Wort. Der König stellte seinen Skalden dichterische Aufgaben. Er verlangte, daß sie von ihm begonnene Stegreifweisen im Augenblick vollendeten. Das Urteil dieses Herrschers, der selber ein Kenner war, fiel in Lob und Tadel schwer ins Gewicht und entfachte in seinem Dichterkreis rührigen Wetteifer. Es mag dem Historiker Snorri, der den König in der Heimskringla in erster Linie in seinem Staatsleben zu schildern hatte, schwer geworden sein, den Kranz von Erzählungen und Sagen, der sich über das anziehende Hofleben des Königs gebildet hatte, hier übergehen zu müssen. Für seine Landsleute war dies kein Schade. Sie kannten diesen König, den sie wie auch Snorri selbst vor allen liebten, der ihnen die schönen Glocken für die Kirche auf der Stätte ihrer Allthingsversammlungen gestiftet hatte, aus anderen Berichten. Von seinen Geschenken an die Insel oder einzelne Männer von dort, die sich an seinem Hofe aufhielten, wurde noch zu Snorris Zeiten viel gesprochen. Auch von den Heldentaten des Königs, besonders auf seinen Wikingfahrten im Mittelmeer und im Orient, wußten isländische Männer, die dabei gewesen waren, zu singen und zu sagen. Mit einer solchen Saga aus dem Leben des Königs vertrieb einmal ein isländischer Erzähler jenem und seinen Mannen die ganze Weihnachtszeit hindurch auf die angenehmste Weise die Zeit. Ein besonders anschauliches Beispiel aus dem künstlerisch gesinnten Hofleben Haralds mag hier noch dazu dienen, das Bild von dem Skaldenkönig und von dem Königsskalden Thjodolf zu vervollständigen. Der König geht eines Tages mit seinem Gefolge durch die Straßen von Drontheim. Da sieht er einen Schmied und einen Schuster sich unflätig zanken. Lustig verlangt er, daß sein Skalde Thjodolf eine Strophe über die beiden Kampfhähne dichten soll. Thjodolf meint erst, daß diese Aufgabe seiner Stellung als erstem Skalden am Hofe nicht zieme, ist aber sofort bereit, sie zu erfüllen, als er die Schwierigkeit ihrer Ausführung erkennt. Der König wünscht nämlich, er soll den einen als Sigurd, den andern als Drachen Fafnir fassen, beide aber doch in ihrem Handwerk schildern. Thjodolf dichtet sofort:

Schmiedhammers Sigurd[17]) schlimmen
Schuhwerk-Wurm[18]) reizt' wutvoll.

17) Der Schmied. 18) den Schuster



Vielgerbender Fell-Drach'[19])
Vor von Sock'ns Heid'[20]) schritt bockend.
Volk scheu vor der schnöden
Schlang' der Fußhüll'n[21]) bangte,
Bis Rindleders Lindwurm[22])
Langnas' schlug, Fürst der Zange.[23])

Diese Strophe fand der König leidlich, er gab aber Thjodolf noch eine zweite auf, in der der eine der Zänker als Thor, der andere als Riese Geirröd gefaßt sein und beide wiederum in ihrem Handwerk veranschaulicht werden sollten. Der Skalde improvisierte sofort diese Strophe:

Hoh'n Schmiedbalgs Thor[23]) schmettert'
Schnell'n Mundblitz[24]) von der Schwelle
Des Streit's[25]) auf starrtrotz'gen
Schinder Bockfleisch's[26]) hin da.
Stramm Gerberwerk-Geirröds[27])
Greifklau' der Wort'[28]) auffing
Lachend das Wetterleuchten
Liedergesang-Schmiedwerks.[29])

Diese Strophe fand König Harald vorzüglich, und er erklärte Thjodolf unter dem Beifall des Gefolges als den Meister unter den Skalden.*)

7.

Die Heimskringla hätte es mit ihren gewaltigen Königs- und Skaldengestalten weit mehr verdient Gegenstand einer großen modernen Dichtung zu werden als die Geschichte von Snorris Zeitgenossen, König Hakons des Alten, dem dies Glück in Ibsens Kronprätendenten zuteil wurde. Jenes Werk, von Snorris geistesverwandtem Neffen Sturla Thordssohn, bestellte Arbeit und vielfach schon aus königlichen Archiven schöpfend, reicht in seinem chronikartigen Stil, der nur selten durch lebhafteres Tempo der Schilderung unterbrochen wird, an Snorris belebte buntfarbige Darstellungskunst nicht heran. Sein bestes Können hat dieser dritte und letzte große Historiker Islands in der Geschichte seiner Familie, der Sturlunge, niedergelegt, wo er auch seinem Oheim Snorri ein Denkmal setzte. Sturlas Stärke ist die Reinheit und Lauterkeit seines Wesens, in der er, auch im privaten Leben, sein großes Vorbild Snorri übertraf. Sie kommt nicht nur in seinem politischen Wirken zum Ausdruck, wo er, Snorris vermittelnde Tätigkeit fortsetzend, namentlich nach dem Untergange des Freistaates, unter der Oberhoheit des Norwegerkönigs der beste Anwalt der Interessen seines Volkes wurde. Sturlas sympathische Persönlichkeit spürt man auch in seinen sonst so sachlich gehaltenen Schriften. In der Geschichte seiner Familie fühlt man aus der dramatisch bewegten Schilderung von Snorris Überfall und feiger Ermordung deutlich die Anteilnahme an dem Schicksal dieses von ihm geliebten und verehrten Oheims heraus. In der Hakonssaga ist sein Herz bei dem tapferen, aber unglücklichen Jarl Skule. Diese Gestalt erweckt ja auch in Ibsens Stück bei weitem die meiste Anteilnahme. Sie stand dem seelischen Ausgangspunkt der Dichtung, Ibsens zeitweiliger innerer Niedergedrücktheit gegenüber dem glücklicheren und erfolgreicheren Björnson, am nächsten. Daß

19) Der Schuster. 20) Der Schusterwerkstätte (Anspielung auf die Geitaheide, wo Fafnir lag). 21) dem Schuster (die Fußhüll'n sind die Schuhe). 22) den Schuster. 23) Der Schmied. 24) Das Schmähwort. 25) dem Munde. 26) den Schuster (Gerber). 27) Des Schuhwerk-Riesen, d. h. des Schusters. 28) das Ohr. 29) Die Schmiede des Liedes ist der Mund, dessen Wetterleuchten (Blitz) das Schmähwort.

*) Die kühnen dichterischen Umschreibungen bringen, wenn sie auch hier der Travestie dienen, die reiche Bilderpracht der älteren Skaldendichtung zur Anschauung, mit der Dichter wie Egil Skallagrimssohn und Kormak Ögmundssohn in ernsten Gedichten ihre größten künstlerischen Wirkungen erzielten. Näheres Thule Einleitungsband 1913 und 1920, Band 3, Geschichte des Skalden Egil 1911 und 1914 und Band 9, Vier Skaldengeschichten, 1914.

er sie am echtesten aus den Andeutungen, die der alte Stoff bot, herausgestalten konnte, hat mit zum Gelingen gerade dieser Figur des Dramas beigetragen. Aber auch Königtum und Skaldentum haben dort aus der älteren norwegischen Königsgeschichte manche Beleuchtung empfangen. König Hakon, der im Stück so lebhaft gegen die Wiederholung der alten Saga protestiert, trägt bei Ibsen wohl mehr Züge des Königtums der Heimskringla als sein historisches Urbild. Typisch vortrefflich im Sinne des alten Skaldentums ist auch sein Skalde Jatgeir gezeichnet. Von der alten Skaldendichtung gibt allerdings dessen Skaldensang im Stück ebensowenig einen Begriff wie Ibsens Nachbildung von Egil Skallagrimssohns großartigem Totenlied auf seine Söhne in den „Helden von Helgeland". Und doch schmücken Ibsens Vorlage, aus der er die Kronprätendenten gestaltete, die Liedweisen eines wirklichen Dichters. Der Historiker Sturla hat diese, die aus einem Zyklus eigner Preislieder auf den König stammen, als dekorativen Schmuck in seine Prosadarstellung verwoben. Wie als Politiker und Geschichtschreiber knüpfte Sturla auch als Skalde an seinen Oheim Snorri an. Aber so sehr hier auch Snorris glänzende Technik auf ihn wirkte, als Dichter übertraf er den Meister. Noch in so später Zeit hat er in vier Liedern die Jugend des Königs, seine Krönung durch den päpstlichen Kardinal, seine Heereszüge nach den Orkaden und Hebriden und seine Bestattung in Bergen in kunstvollen, dem jeweiligen Vorwurfe mit eminentem Kunstverstand angepaßten Strophenformen lebensvoll besungen. Es war die Mitte des 13. Jahrhunderts. Wolfram und Walther hatten in Deutschland ausgedichtet. Das deutsche Nibelungenlied war da. Im Norden erfuhren die Artusromane durch Bearbeitungen im Auftrage des Königs lebhafte Förderung. Damals lebte im Norden in Sturlas Liedern die alte große Königsskalden-Dichtung noch einmal auf, um dann für immer zu verstummen.

Nachrichten und Mitteilungen.

J. B. Sägmüller, **Der apostolische Stuhl und der Wiederaufbau des Völkerrechts und Völkerfriedens.** „Das Völkerrecht" im Auftrage der Kommission für christliches Völkerrecht herausg. von G. J. Ebers, Heft 6. Freiburg i. B. 1919, Herder.

Nachdem der Verfasser in einem ersten Kapitel auf den nachgerade von niemandem mehr bezweifelten „Ruin des Völkerrechts im Weltkrieg" hingewiesen hat, legt er in einem zweiten „die Bemühungen der Päpste im letztvergangenen Halbjahrhundert um das Völkerrecht und den Völkerfrieden" sowie „das Programm Papst Benedikts XV." dar. Es ist zwar nur die Aneinanderreihung zum Teil allgemein bekannter, jedenfalls seit langem veröffentlichter Äußerungen der Päpste seit Pius IX. unter Einschaltung eines kurzen verbindenden Textes. Doch der Eindruck dieser Zusammenstellung ist überraschend stark und nachhaltig. Wie achtlos sind wird nicht alle — gläubige Katholiken vielleicht ausgenommen — an diesen machtvollen Kundgebungen vorbeigegangen, als die Sonne des Friedens uns noch leuchtete und eine verwöhnte Phantasie die Finsternis kommenden Krieges nicht einmal zu ahnen vermochte. Besonders die Persönlichkeit Leos XIII. tritt auch hier wieder in ihrer ganzen Größe feiner Diplomatie und weltgeschichtlichen Weitblicks markant hervor.

Hieran schließt sich die Darlegung des Programms Benedikts XV.: „1. Abrüstung zu Lande und zu Wasser; 2. Freiheit der Meere; 3. Das obligatorische internationale Schiedsgericht; 4. Das sittliche Wesen des Rechts an sich und so auch des Völkerrechts."

In dem letzten, dritten Kapitel behandelt der Verfasser „das Programm des apostolischen Stuhles, besonders Papst Benedikts XV.



für den Wiederaufbau des Völkerrechts und des Völkerfriedens im Urteil der Wissenschaft und Staatsmänner.“ Wieder eine Zusammenstellung von Bekanntem mit verbindendem Text.

Das Buch ist nicht unparteiisch und gibt nicht vor, es zu sein. Es soll eine Widerlegung der vielfach abfälligen Kritik geben, der die Politik der Kurie im Weltkrieg ausgesetzt gewesen ist. Und doch verspürt man keinen Hauch feindseliger Polemik in dem Buch. Nur Tatsachen werden schlicht nebeneinandergestellt. Gewiß sind sie ausgewählt; gewiß sind sie sorgfältig aneinandergefügt, gewiß sehen wir hier einen Meister der Dialektik an der Arbeit, der geschickt hinter seinem Werk zu verschwinden versteht; aber trotz alledem: es sind Tatsachen, mit denen jeder Ehrliche sich auseinandersetzen muß, ehe er sie verwirft. Wer aber möchte heute diejenigen verwerfen, die den Frieden gepredigt haben, als es noch Zeit war?

Ich bin kein Katholik und war kein Pazifist; aber ich habe das Buch mit Ehrfurcht vor dem ehrlichen Streben der Kurie nach Frieden und Versöhnung aus der Hand gelegt. Ich bin überzeugt, daß der Verfasser vom Leser eine weitere Anerkennung nicht begehrt. —t—.

Zeitschriftenschau.

Pädagogik.

Der Zeitraum, den die vorliegende Zeitschriftenschau überblickt, hat eine außerordentlich lebhafte Erörterung pädagogischer Fragen hervorgerufen. Viele der Reformbestrebungen, die seit langem die pädagogische Welt bewegten, erhielten durch die innerpolitische Neugestaltung mit einem Schlage den Wert größerer Lebensnähe und Aussicht auf baldige Verwirklichung. Schneller, als es die kühnsten Schulpolitiker zu hoffen gewagt hatten, war die Zeit des Handelns gekommen, die Zeit, die mit dem Umbau des Staatsgebäudes auch die lange geforderte Neuordnung seiner innern Kultureinrichtungen als unmittelbar bevorstehend ankündigte. Diese Aussicht beflügelte den Eifer der schulpolitischen Erörterungen, unter den Berufsorganisationen der Fachmänner ebenso wie unter den pädagogischen Führern und Vorkämpfern. Alle Einzelforderungen der Schulpolitik der letzten Jahrzehnte sind in dem großen Entscheidungskampfe der vergangenen Monate aufs neue wieder erhoben und vertreten worden, allen voran die große Frage der Schulorganisation, die durch die soziale Umwälzung den Boden bereitet sah für die Vereinheitlichung des Schulwesens im Sinne der Einheitsschule. Damit waren aber zugleich eine Reihe anderer Reformforderungen spruchreif geworden: der Ausbau der Volksschule und der Fortbildungsschule, die Neugestaltung der Lehrerbildung, der Ausbau des Fachschulwesens, die Hochschulreform. Heftige Kämpfe besonders entfachte die Frage des Religions- und Moralunterrichts. Indem die Demokratisierung des öffentlichen Lebens auch das Leben der Schule zu beeinflussen begann, gewannen weitere Fragen Bedeutung: die Psychologie der Jugendlichen, Schulaufsicht und Selbstverwaltung, das Verhältnis von Schule und Haus, Elternrechte, Elternbeiräte u. a. Überreich ist die Fülle der Reformwünsche, die die pädagogische Fachpresse und Zeitschriftenliteratur ausstreut, und schwer ist die Wahl, aus dem engeren Kreise unserer Zeitschriftenauslese einiges vom Wichtigsten herauszugreifen.

Am reichhaltigsten ist wohl die Ausbeute der „Deutschen Schule“, der Monatsschrift des Deutschen Lehrervereins.[1]) Im

---

1) Inhalt: 12. Heft 1918: H. E. Timerding, Grenz- und Auslandsschulen — eine Frage der Schulpolitik. — Ernst Krieck, Die Aufgabe der Geschichtsphilosophie. — E. Reichel, Neuordnung der Volkserziehung.

1. Heft 1919: C. L. A. Pretzel, Arbeiten und nicht verzweifeln. — Georg Kerschensteiner, Die Bildungswerte der Volksschule. — W. Ostermann, William Sterns Personalismus. — Paul Samuleit, Vom Kampf gegen die Schundliteratur.

2. Heft: Hermann Rolle, Erziehung zu deutscher Staatsgesinnung. — Gustav Häußler, Eduard von Hartmanns Weltanschauung. — Werner Mohr, Die fremden Sprachen in der deutschen Oberschule.

3. Heft: Richard Trentzsch, Die christliche deutsche Schule. — Erich Schönebeck, Erfahrungen in einer Berliner Begabtenklasse. — Karl Huber, Vom Einleben in die Natur.

4. Heft: Konrad Albrich, Die Seelenlehre des Comenius. — Albert Schülke, Hindert uns die Sprache, bessere Zahlwörter einzuführen?

5 Heft: G. Reinhardt, Weltenwende und Hochschule. — Ernst v. Sallwürk sen., Weltkunde und Humanitätsbildung. — Oskar Hübner, Die Gründung der Arbeitsgemein-

Januarheft erörtert Oberstudienrat Professor Dr. Georg Kerschensteiner „die Bildungswerte der Volksschule". Es ist eine grundlegende Untersuchung des Wesens des Bildungsvorganges, das aus der Vereinigung eines objektiven und eines subjektiven Faktors, des Kulturgutes und der Bildungsfähigkeit des Individuums, erklärt wird als das „Wieder-Lebendig-Werden des im Kulturgute latent gewordenen Geistes im einzelnen Individuum", welcher Vorgang aber stets der Beschränkung unterliegt, daß immer nur die der besonderen geistigen Struktur des Individuums entsprechenden Kulturgüter für dieses wirkliche Bildungskraft gewinnen können. So allein vollzieht sich der Prozeß der Persönlichkeitsbildung, in dem also zwei gegensätzliche Deutungen der Erziehungsaufgabe in Einklang gebracht sind: die Erziehungsauffassung, die, wie die Herbart-Reinsche, ihren Standpunkt im objektiven Kulturgute nimmt und die ihre Aufgabe als „Überlieferung der Kultur an die nachwachsenden Geschlechter" bezeichnet, und die andere Anschauung, die zuerst Rousseau, Pestalozzi, Wilhelm von Humboldt und Schleiermacher verkündet haben, daß die Erziehung „Weckung und Bildung der Kräfte zu einem proportionierlichen Ganzen", oder kürzer: formale Kräfteentwicklung sei. Für die Überwindung dieses Gegensatzes sieht Kerschensteiner den subjektiven Standpunkt für den günstigeren an, denn die Schwierigkeiten, aus dem ungeheuren Reiche der Werte den Weg zum einzelnen Individuum zu finden, und die Gefahren, ihn dabei zu verfehlen, seien ganz unvergleichlich größer, als vom Individuum aus durch das seiner Natur entsprechende Tor den Zugang zu der Welt der Werte zu gewinnen. Weil die Volksschule von dem objektiven Standpunkte her, ausgehend von den Kulturgütern, die sie in einer Auswahl des sachlich Wichtigsten mitteilen will, an die Jugend herantritt, verfehlt sie so oft den Weg zur Individualität der Kinder. Denn sie übersieht dabei die psychologische Grundtatsache, daß das ursprüngliche Verhalten des Kindes ein rein praktisches ist, das sich erst allmählich im Laufe der Jahre nach Maßgabe der Veranlagung zu einem theoretischen, ästhetischen oder religiösen Interesse entwickelt, während die Dinge, die man heute als die wesentlichen Bildungsmittel der Volksschule verwendet, fast ausschließlich dem theoretischen Verhalten des Menschen entsprechen, also einem Teile des objektiven Wertsystems entnommen sind, auf den nach der erst später eintretenden Besonderung der jugendlichen Beanlagungen sich auch nur ein bestimmter Bruchteil der Menschen hingewiesen sieht. Auf die von dem subjektiven Standpunkte aus gewonnene psychologische Einsicht, daß im Seelenrelief des Kindes durchaus das praktische Verhalten vorwaltet, stützt darum Kerschensteiner die fundamentale pädagogische Forderung, die Bildungsleistung der Volksschule nach der Richtung der Arbeitsschule auszugestalten, wie er dies selbst in der großzügigen Neuorganisation des Münchener Volksschulwesens in vorbildlicher Weise ausgeführt hat. Kerschensteiner fühlt sich in der Verkündung solcher Bildungsbestrebungen als Erben

---

schaft sozialdemokratischer Lehrer und Lehrerinnen Deutschlands.

6. Heft: Oskar Hübner, Gesichtspunkte für die Gestaltung der Fortbildungsschule in der Gegenwart. — Vinzenz Adler, Fünfzig Jahre österreichischer Lehrerbildung auf Grund des Reichsvolksschulgesetzes vom 14. Mai 1869.

7. Heft: Otto Karstädt, Wilhelm Ostermann. — Alfred Bogen, Hugo Gaudigs Wirken im Dienste des Arbeitsschulgedankens. — Anton Ritthaler, „Ruhende" und „fortschreitende" Rechenbeziehungen.

8. Heft: Friedrich Fürle, Das Verantwortlichkeitsgefühl. — Die Schulforderungen des Deutschen Lehrervereins. — H. Schreiber, Die künstlerische Erziehung, besonders die Pflege des Gesanges im Laufe des natürlichen Jahres auf der Unterstufe. — M. Zeibig, Deutsche Sprachpflege im fremdsprachlichen Unterricht.

9. Heft: Stimmen zur Neugestaltung des Geschichtsunterrichts: Erich Witte, Reform des Geschichtsunterrichts. — Siegfried Braun, Über Geschichte und Geschichtsunterricht. — Walter Jentzsch, Das Auslandsdeutschtum im Geschichtsunterricht.

10. Heft: Karl Möckel, Neuer Erziehungsidealismus. — Carl Kerl, Religiös-sittliche oder nur sittliche Willensbildung? — Otto Tumlirz, Das Wesen der Frage.

11. Heft: Otto Schreiter, Zur Selbstbesinnung der Pädagogik. — Otto Tumlirz, Das Problem der „Einheitsschule" und des „Aufstiegs der Begabten". — Th. Wunderlich, Die Ausgangspunkte für eine Reform des Zeichenunterrichts nach den Forderungen der neueren Kunstanschauung und der wirtschaftlichen Lage der Gegenwart. — Johannes Günther, Eduard von Hartmann und die Neugestaltung des Raumlehreunterrichts.



Pestalozzischer Erziehungsideen. Jene älteren Gedanken, vertieft durch eine neuere psychologische und kulturphilosophische Betrachtungsweise, für die Organisation des modernen Bildungswesens fruchtbar gemacht zu haben, darin liegt die Lebensleistung des als Theoretiker und praktischer Organisator gleich großen Pädagogen, der eben jetzt vom Schauplatze seines so erfolgreichen Wirkens zurückgetreten ist. —

Die „Vierteljahrsschrift für philosophische Pädagogik",[2]) herausgegeben von Wilhelm Rein, Jena, bringt in ihrem 2. Hefte einen Aufsatz von Gymnasialdirektor Dr. Alfred Rausch und Lehrer Friedrich Rausch über „die wirtschaftliche Erziehung der deutschen Jugend", der von der Seite der Wertgebiete oder Kulturgüter aus zu ähnlichen, wenn auch nicht so weitgehenden bildungstheoretischen Forderungen gelangt wie Kerschensteiner von der psychologischen Seite her. Vor oder unter den Kulturprovinzen der Religion, der Gesittung, der Kunst und der Wissenschaft, bei deren Förderung die menschliche Leistung von den Zweckgedanken oder Idealen des Heiligen, des Guten, des Schönen und des Wahren geleitet wird, steht das Gebiet der Wirtschaft mit seinen Teilfunktionen der Urproduktion, der Stoffveredelung und des Handels, die sämtlich bestimmt und regiert werden von dem Ideal des Nützlichen. Es ist gegenüber jenen eine elementarere, reale Kulturfunktion, die ein Reich der Lebenserhaltung darstellt, wie jene höheren oder idealen Kulturgebiete die Sphäre der Lebenserhöhung ausmachen. Diese verschiedenen Kulturreiche bilden einen natürlichen Zweckzusammenhang, eine organische Ordnung von Werten, die erst in ihrer Verbindung das Ganze des Lebens erschöpfen. Zur Bewältigung des Lebens gehört das Hineinwachsen in alle diese Wertgebiete. Weder Realisten noch Idealisten haben für sich allein recht, sondern erst die gegenseitige Durchdringung dieser Lebensmächte gewährleistet das Bestehen der Lebensprobe. In der Entwicklung des Bildungslebens ist der Weg in der Würdigung dieser Kulturgüter von oben nach unten gegangen: der jahrhundertelangen ausschließlichen Pflege der rein geistigen Güter folgte seit dem 17. Jahrhundert auch die Fürsorge für das ökonomische Gebiet, die sich dann im 18. Jahrhundert organisatorisch in dem Entstehen der Realschule auswirkte. So gilt für die Schule der Gegenwart ganz allgemein die pädagogische Forderung, daß sie neben dem, was sittlich und religiös wertvoll, was schön und wahr ist, auch dem wirtschaftlich Wertvollen Beachtung zu schenken hat, freilich mit dem Abmaße, daß unter diesen Wertgebieten die rechte Rangordnung herzustellen ist, so, daß sich die niederen Kulturzwecke den höheren unterordnen, wie entsprechend auch das Leben der Völker nicht bloß von den sich hier mehr als dort vordrängenden Zielen der Lebenserhaltung beherrscht bleiben darf, sondern darüber hinaus mehr und mehr die höheren Kulturideale zur Anerkennung bringen muß. Erst zuletzt mündet dieser wesentlich kulturphilosophische Gedankengang in die psychologische Überlegung aus, daß auf den frühesten Stufen der Schulbildung gerade die Pflege des Wirtschaftlichen durch Vor-

---

2) Inhalt: 2. Heft (Januar 1919): O. Götze, Friedrich Fröbels Stellung zur Heimatkunde. — F. Neubauer, Kants „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" im Unterricht. — Alfred Rausch und Friedrich Rausch, Die wirtschaftliche Erziehung der deutschen Jugend. — W. Rein, Die deutsche Einheitsschule. — H. Weber, Ferienkurs für staatsbürgerliche Unterweisung in München. — E. Katzer, Die Doppelreligion der christlichen Kulturvölker. — Baronin P. W. v. Bülow, Kinderheimstätten. — E. Bonebakker, Schulorganisationspläne in Holland. — Paul Menge, Konzentration zwischen dem deutschen und altsprachlichen Unterricht in der Prima des Gymnasiums. — A. Volkmer, Eigene Beobachtungen über die Klärung von Tätigkeitsbegriffen bei Kindern polnischer Haussprache.

3. Heft (April 1919): Paul Oldendorff, Eine Rüstkammer deutscher Kultur. — Vogelsang, Wie Dörpfeld über Herbart urteilte. — H. Löbmann, Über die musikalische Apperzeption. — Fr. Förster, Zwanzig Jahre Landerziehungsheim. — Eberhard, Schleiermachers Gedanken zum Aufbau des Bildungswesens. — Joh. Meyer, Das Verhältnis des Robinson zur Pädagogik. — Gertrud Janke, Zum Problem der Unterrichtsfrage.

4. Heft (Juli 1919): Hermann Schwarz, Aphorismen über intellektuelle Bildung. — W. Rein, Die Volkshochschule. — W. Klatt, Die höhere Schule als Schulgemeinde. — Scholz, Universitäts-Übungsschulen oder nicht? — Luise Rhenius, Überblick über die Reformpläne auf dem Gebiet des Bildungswesens während der französischen Revolution. — H. Lietz †, Deutsche Volkshochschulen. — Bruno Bauch, Kant als Deutscher, ein Erzieher zum Deutschtum.

anstellung der praktischen Betätigung in ihren verschiedenfachen Formen (wie gärtnerische, hauswirtschaftliche, gewerbliche Arbeiten) der Eigenart der kindlichen Interessen und Bedürfnisse besser entspreche als die einseitige Hinlenkung auf die höheren Wertgebiete. Für die nähere Ausführung all dieser Gedanken verweisen die Verfasser auf das bald zu erwartende Erscheinen einer selbständigen Schrift, die gleichmäßig die Theorie und die Praxis der wirtschaftlichen Erziehung der Jugend behandeln werde.[3]) Erst in dieser besonderen Anwendung auf das unmittelbare Leben der Schule werden die hier kurz skizzierten grundlegenden kulturphilosophischen Ideen ihre pädagogische Fruchtbarkeit zu erweisen haben. —

Eine pädagogische Notwendigkeit, die der Krieg klargelegt und sein tragischer Ausgang nur noch mehr erhärtet hat, findet in dem im 3. und 4. Heft der „Vierteljahrsschrift für philosophische Pädagogik" enthaltenen Aufsatze des Studienrates Paul Oldendorff: „Eine Rüstkammer deutscher Kultur" ihre Darstellung: das Verlangen nach einer innigen Vertiefung in deutsche Art und deutsches Wesen, dem nicht nur in der engeren Welt des Schullebens, sondern auch auf dem Wege freier Bildungsvermittlung Geltung verschafft werden soll. Als den naturgegebenen Boden für diese Bemühungen betrachtet der Verfasser die Pflege des Heimatsinnes durch die Schule, für die eine ganze Gruppe von Fächern: Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde, Zeichnen und Gesang, sich gegenseitig helfend, wirken können. Darüber hinaus aber fordert er die Errichtung einer Zentralstelle zur Pflege des heimatkundlichen Interesses, der eine ganze Reihe vorzugsweise organisatorischer Aufgaben zugewiesen werden. So hätte sie etwa die der Pflege des vaterländischen und heimatlichen Sinnes am besten dienenden Anschauungsmittel zu sammeln, ein Buch von der deutschen Heimat zu schaffen, das Natur und Kultur des Vaterlandes, das deutsche Volksleben nach Stämmen und Ständen wie Persönlichkeiten von ausgeprägtem Deutschtum zur Darstellung brächte, Sammlungen heimatkundlicher und deutschkundlicher Literatur wie ein heimatkundliches Lichtbilderarchiv einzurichten, die Begründung von Heimatsarchiven an den höheren Schulen zu befördern, die Erfahrungen zu sammeln, die die verschiedenen Anstalten mit heimatkundlichen, geologischen, naturkundlichen oder kulturgeschichtlichen Ausflügen gemacht haben, Lehrgänge an Museen zu veranstalten, den Besuch bedeutsamer Kunststätten durch Lehrer in die Wege zu leiten u. ä. Aber alle diese der sog. Volkskunde dienenden Bemühungen müssen in Zusammenhang gebracht werden mit den allgemeinen kulturellen Problemen unseres Volkstums, d. h. das Bild des deutschen Volkslebens muß verstanden werden durch die ganze innere Geschichte unseres Volkes, aus den Wurzeln und Bedingungen unseres ganzen geistigen und sozialen Lebens heraus. So muß, um der Pflege der Volkskunde den rechten Resonanzboden zu geben, die Kulturphilosophie und die Kulturgeschichte die Grundkräfte für das organische Wachstum deutschen Lebens und Wesens zu enthüllen suchen. Die Zentralstelle hätte für diesen Zweck vor allem ein reiches Vortragswesen auszubauen und in einer Bibliothek der Deutschkunde alle Literatur zur Erkenntnis des Deutschtums zu sammeln. So würde sie zuletzt die Bedeutung einer „Rüstkammer deutscher Kultur zur Belebung bewußtdeutschen Empfindens und Denkens" gewinnen. Ihre Tätigkeit würde vor allem auch auf das Leben der Schule zurückwirken und dieses endlich inniger mit dem Leben der Nation verknüpfen, dadurch, daß sie innerhalb ihrer Fächer die seit langem ersehnte Einheit herstellt in der von einem einflußreichen Mittelpunkt aus geförderten Pflege volkskundlichen und deutschkundlichen Interesses. Der Verfasser erblickt in dieser innern Wandlung den sichersten Weg für die humanistische Ausgestaltung der Schule in nationalem Geiste, insofern hier alles darauf angelegt wäre, eine innere Anschauung vom Deutschtum zu gewinnen. Die Zentralstelle glaubt er am besten mit dem „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht" in Berlin verbinden zu können, das mit seinen „Deutschen Abenden" und mancherlei anderen Veranstaltungen ja schon das Ziel verfolge, die Schule zu einer Pflegestätte deutscher Kulturideale auszugestalten. — Es bedürfte noch einer näheren Auseinandersetzung mit dem Bildungsberuf der Schule, besonders auch der verschiedenen Formen der höheren Schule, etwa in der Art, wie sie Hermann Itschner in seinem Buche: „Lehrerbildung und Volks-

3) Osterwieck a. Harz, A. W. Zickfeldt.

tum“ [4]) gegeben hat, um die Anwendbarkeit der in ihrem Kern gewiß durchaus berechtigten Forderungen auf die einzelnen Funktionen der Schularbeit prüfen zu können. Weiterhin tritt an den Reformwünschen Oldendorffs der für die Eigenart unseres Reformzeitalters ganz allgemein charakteristische Grundzug hervor, daß aller Fortschritt wesentlich von der Schaffung neuer Organisationsformen erwartet wird. Während man die Hoffnungen oft zu einseitig auf neue Einrichtungen setzt, übersieht man zuweilen, daß alles pädagogische Wirken doch zuletzt eine Tat der Persönlichkeit ist, die wohl durch äußere Anregungen bereichert werden kann, die aber doch den besten Teil ihrer Kraft aus der Tiefe der eigenen Seele schöpft. —

Unter den zahlreichen wertvollen Artikeln, die die Katholische Monatsschrift „Pharus“, herausgegeben von der Pädagogischen Stiftung Cassianeum in Donauwörth, im laufenden Berichtsjahre veröffentlicht hat [5]), erscheint uns besonders beachtenswert der Aufsatz: „Bildungsziele und Berufsfortbildungsschule“ von Lehrer Dr. J. Orth. In der Bestimmung der Aufgabe der Fortbildungsschulen streiten sich seit längerer Zeit zwei gegensätzliche Auffassungen. Die eine argumentiert so: Da die Volksschule ihre Zöglinge gerade im bildungsfähigsten und bildungsbedürftigsten Lebensalter, in der Pubertätsperiode, entläßt, in der nicht nur der physische, sondern auch der geistige Mensch feste Formen annimmt, fordert diese im wesentlichen erziehungslose Zeit eine Ausfüllung durch Bildungsveranstaltungen, die eine allgemein menschliche Ertüchtigung erstreben durch Erziehung des Menschen zum Wahren, Guten und Schönen, d. h. durch Charakter- und Persönlichkeitsbildung. Für diese Ansicht hat die Fortbildungsschule wesentlich die allgemein menschliche Bildung der Volkschule fortzusetzen und zu vertiefen. Die zweite Gedankenrichtung geht von dem werktätigen Leben des Volkes aus, dessen Erfolge sie abhängig sieht von der innigen Verbindung von Wissenschaft und Technik und von der persönlichen Tüchtigkeit der wirtschaftlich tätigen Personen. Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit wird daher um so wirksamer gefördert werden, je mehr die werktätige Hand sich dem denkenden und findenden Geiste nähert und sein fähiges und williges Organ wird. So erscheint eine neben der Lehre herlaufende gründliche berufstheoretische Durchbildung und berufliche Ertüchtigung der werktätigen Jugend in einer Berufsfortbildungsschule als wichtiges Mittel für die Beförderung des wirtschaftlichen Fortschritts. Der Verfasser entscheidet sich dahin, daß beide Bildungs-

4) Leipzig 1917, Quelle & Meyer.

5) Inhalt: 11./12. Heft 1918: Kiefl, Foersters Kritik an der Religionspädagogik und Seelsorge der Kirche. — J. Göttler, Vom Geist der Kleinkinderanstalts-Erziehung in Vergangenheit und Gegenwart. — A. Luible, Die Jugendwehr nach dem Kriege.

1./2. Heft 1919: Remigius Stölzle, Pädagogische Neuorientierung und unser Erziehungsziel. — Josef Weber, Fr. W. Foersters Bedeutung für die praktische Erziehung. — J. Hoffmann, Elterntypen. — Joseph Schröteler, Zur Frage der Jugendideale.

3./4. Heft: W. Toischer, Willmanns Lebenswerk und die moderne Pädagogik. — Fr. Sawicki, Zur Ethik der Gesinnungen. — P. Kasperczyk, Das Problem der Schwererziehbarkeit in seiner Beziehung zur Fürsorge- und zur Normalerziehung. — J. Hoffmann, Schülerautonomie. — Hugo Löbmann, Zur Sicherung der Schuldisziplin.

5./6. Heft: Heinrich Kautz, Der neue Geist und die Pädagogik. — Hermann Rolle, Die Fortbildung der höheren Lehrer. — Hermann Dimmler, Karl May als Jugend- und Volksschriftsteller. — M. E. Peters, Umlernen in der Mädchenerziehung. — Rudolf Prantl, Über die Grenzen des erziehenden Unterrichts und der Erziehung überhaupt.

7./8. Heft: G. Grunwald, Gedanken zur besseren Erziehung der Erzieher. — Hermann Dimmler, Der konfessionslose Sittenunterricht. — Engert, Foerster als Pädagog. — W. Matthiesen, Der erzieherische Wert des Märchens. — J. Orth, Bildungsziele und Berufsfortbildungsschule. — Ferdinand Eckert, Strömungen und Strebungen im Gymnasial-Schulwesen.

9./10. Heft: G. Grunwald, Gedanken über Scheinbildung und wahre Bildung. — Matthias Lechner, Die personalistische Psychologie W. Sterns. — A. Böhm, Haus und Schule — Elternräte, Elternabende. — P. Josef Hettwer, Eine Schicksalsfrage der Internatserziehung.

11./12. Heft: Johann Ude, Der Lehrberuf. — R. Guardini, Über die Bedeutung der reflexiven und direkten Akte für das religiöse Leben. — Franz Weigl, Elternrecht und Schulkind. — E. Leitl, Akademische Schulräte für großstädtische Volksschulen? — A. Volkmer, Innere Fragen der Lehrerbildung.



ziele, das allgemein menschliche und das berufliche, in der Fortbildungsschule vereint erstrebt werden müssen, da für den einzelnen wie für die Gesamtheit ebensowohl die menschliche Vervollkommnung wie die berufliche Tüchtigkeit eine unabweisliche Notwendigkeit sind. Damit aber entsteht das schwierige Problem, wie in der Fortbildungsschule allgemein-menschliche und Berufsbildung, ohne sich gegenseitig zu beeinträchtigen, nebeneinander bestehen können. Das aber ist eine Lehrplanfrage, die, wie der Verfasser meint, sich lösen lasse, sobald es möglich ist, die eine Aufgabe in den Dienst der andern zu stellen.

Soll die Allgemeinbildung der beruflichen dienstbar werden, dann müssen aus den im Lehrplan der Fortbildungsschule wiederkehrenden Volksschulfächern diejenigen Lehrgüter besondere Bevorzugung erfahren, die für den Beruf der einzelnen Schülergruppen besonders bedeutungsvoll und nützlich sind. Will man umgekehrt vom Berufe aus zum allgemein Menschlichen gelangen, dann muß der Beruf selbst in all seinen Einzelheiten, der ganze Mensch, wie er in seinem Berufe lebt und wirkt, Gegenstand des Unterrichts werden. Aber in der Bestimmung der Lehrziele für die einzelnen Berufsfächer dürfte man sich dann nicht nur auf das Maß der für den Beruf unmittelbar erforderlichen Kenntnisse beschränken, sondern müßte überall vom Beruflichen zum allgemein Menschlichen fortschreiten: so etwa in der Material-, Waren- und Produktenkunde zur Berücksichtigung der volkswirtschaftlichen, wirtschaftsgeographischen und historischen Momente, in der Werkzeug- und Maschinenkunde zur Ableitung und Würdigung der in ihnen zur Anwendung kommenden Naturgesetze, im Berufszeichnen zur Weckung des Geschmacks und künstlerischen Empfindens, in der Geschäftsverkehrskunde zur Betonung moralischer Gesichtspunkte, in der beruflichen Gesetzeskunde und der Berufsgeschichte zur Erweckung staatsbürgerlicher und vaterländischer Gesinnung usw. So tritt dann mittelbar die Berufsbildung in den Dienst der Allgemeinbildung und bietet in spezifisch beruflichen Fächern die Lehrgüter und das Bildungsmaterial zu einer Erziehung zum Wahren, Guten und Schönen. Diese zwei Wege, die beiden Bildungsziele zu vereinen, sind sowohl methodisch entgegengesetzt wie auch in ihrem Ergebnis verschieden. Der erste stellt ein deduktives Lehrverfahren dar, bei dem aus dem allgemeinen Bildungsgut das in die Berufsinteressen fallende Besondere ausgewählt wird, d. h. die allgemein menschlichen Werte an Berufswerten gemessen und unter den Gesichtswinkel des persönlich Nützlichen gestellt werden, so daß bei diesem Wege die Gefahr eines engherzigen Berufsegoismus naherückt. Der andere Weg bedient sich eines induktiven Verfahrens, das dem im Berufe tätigen Menschen die Perspektive zu allem Wissens- und Erstrebenswerten eröffnet, die Berufssphäre in die allgemeine Kultursphäre erweitert, dadurch, daß es die Berufswerte an den höheren geistigen und sittlichen Werten mißt. Das ist der Weg, auf dem der Jüngling den gewählten Beruf in seinem Zusammenhange mit der gesamten Kulturgemeinschaft erfassen lernt, sich seiner Abhängigkeit von ihr bewußt wird und so die Notwendigkeit begreift, sich als dienendes Glied in das soziale Ganze einzuordnen. So wird der zum allgemein Menschlichen fortschreitende Unterricht der Berufsfortbildungsschule zuletzt zu einer „Erziehung zum Volke." Deshalb, aber auch weil durch dieses induktive Verfahren gleichzeitig auch die eigentliche Berufsbildung sicherer fundiert wird als durch das deduktive, verdient die Ausgestaltung der Fortbildungsschule als besondere Berufsfortbildungsschule den Vorzug vor jener, die in ihrer Verfassung wesentlich in der Nähe der Volksschule bleibt.

Es ist lehrreich, zu beobachten, wie in dieser Lösung des Fortbildungsschulproblems allgemeinere pädagogische Gegenwartsströmungen zur Geltung kommen. Denn dieses ist ja nur ein besonderer Fall für die pädagogische Antinomie von individueller Bestimmung und universaler Ausweitung, die für alle Berufsarten, die höheren geistigen ebenso wie die werktätigen, gilt. Dafür aber haben schon vor hundert Jahren (im Gegensatz zu den meisten der zeitgenössischen Vertreter der idealistischen Philosophie) Pestalozzi und Goethe die Lösung angedeutet, deren Herübernahme in die gegenwärtige Bildungstheorie[6]) mehr und mehr die Organisation

6) Namentlich Georg Kerschensteiner (Das Grundaxiom des Bildungsprozesses und seine Folgerungen für die Schulorganisation. Pädagogische Blätter, 1917) und Eduard Spranger (Grundlegende Bildung, Berufsbildung, Allgemeinbildung. Preußische Fortbildungsschulzeitung, März 1918;



unserer Schule zu beeinflussen beginnt: nicht in einem unbestimmten Menschentum liegt für sie das eigentliche Ziel der Bildung, sondern es gilt, den Menschen zuerst in den vollen Besitz seiner selbst zu bringen, damit er von seinem Kreise aus die allgemeine und ideale Bildung ergreife, die sich dann wie ein Kranz um den Mittelpunkt der eigenen Lebensnotwendigkeit herumlagern werde. So offenbart sich in diesem induktiven Gange ein allgemeines Bildungsgesetz, das aber erst die landläufige Auffassung von der Vornehmheit der reinen Allgemeinbildung und die historisch ererbte „Furcht vor der Berufsschule" überwinden muß, ehe es wird seine volle organisatorische Auswirkung finden können. –

Die „Pädagogischen Blätter", Zeitschrift für Lehrerbildung und Schulaufsicht, herausgegeben von Karl Muthesius, haben, ihrem Sonderzwecke entsprechend, in dem zu überschauenden pädagogisch so bewegten Zeitabschnitte sich vor allem lebhaft an der Erörterung über die Neugestaltung der Lehrerbildung beteiligt.[7]) In Heft 1 und 2/3 beschäftigt sich mit dieser Frage der Aufsatz des Herausgebers über „die Zukunft der Volksschullehrerbildung." Muthesius kämpft hier für sein altes Ziel, die Lehrerbildung aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit zu befreien durch ihre Eingliederung in den Gesamtorganismus des nationalen Bildungswesens. Das soll dadurch erreicht werden, daß man die wissenschaftliche Allgemeinbildung auf eine höhere Schule verlegt und für die berufsmäßige Fachbildung dann völlig neue Formen schafft. Ersteres kann nicht einfach durch eine mechanische Übertragung auf eine der bestehenden höheren Schulen geschehen. Denn deren Bildungscharakter entbehrt der direkten Beziehung zur deutschen Kultur, während gerade für die besonderen Zwecke der Lehrerbildung eine breite national-volkstümliche Bildungsgrundlage ein wesenhaftes Erfordernis ist. Aber auch ganz unabhängig davon wird durch die Bedürfnisse des nationalen Lebens die Schaffung einer neuen Art der höheren Schule gefordert, deren Bildungsplan sein Lehrgut um seiner Wichtigkeit für die deutsche Kultur willen auswählt. Diese höhere deutsche Schule (deutsche Oberschule, deutsches Gymnasium), die in ihrem Lehrplan nur eine fremde Sprache führt, soll sich zugleich im Sinne der Einheitsschulidee organisch aus der deutschen Volksschule entwickeln als geradlinige Fortsetzung der dort gepflegten Bildung und deshalb als Hauptstamm der über Grundschule und mittlere Schule hinausgehenden Schulorganisation. Sie soll eine höhere deutsch-volkstümliche oder bürgerlich-deutsche Bildung vermitteln, die ebendeshalb, weil sie wesentlich im deutschen Volkstum wurzelt, zugleich auch den besonderen Bedürfnissen des Lehrers, der ja den innigsten Zusammenhang mit dem Volke erstreben soll, am besten gerecht werden wird.[8])

Für die berufsmäßige Fachbildung des Lehrers bedarf es dann besonderer neuer Veranstaltungen, die sowohl das gesamte Gebiet der pädagogischen Theorie (Psychologie, Ästhetik, Ethik, Jugendkunde, allgemeine Erziehungswissenschaft, Unterrichtslehre und Geschichte der Pädagogik) wie auch die praktische Berufsvorbereitung in einer besonderen Übungsschule umfassen müssen. Muthesius lehnt die von einem großen Teile der Lehrerschaft geforderte

---

auch in der Aufssatzsammlung „Kultur und Erziehung", Quelle & Meyer, Leipzig 1919, enthalten) haben an diese Bildungsphilosophie angeknüpft und sie zu ihren speziellen pädagogischen Folgerungen hingeleitet.

7) Inhalt: Heft 11/12, 1918: Karl Muthesius, Ansprache, gehalten am 11. November im Seminar zu Weimar. — Friedrich Niebergall, Die Zeichen der Zeit. — Hermann Rolle, Schleiermachers Bildungstheorie.

Heft 1, 1919: Karl Muthesius, Die Zukunft der Volksschullehrerbildung. — Walter Vorbrodt, Das erste Berliner Seminar für Stadtschullehrer.

Heft 2/3: Schluß, bzw. Forts. obiger Aufsätze. — Friedrich Niebergall, Die Zukunft des Religionsunterrichtes.

Heft 4: Sigismund Rauh, Befreiung von der Schulaufsicht. — W. Vorbrodt, Schluß ob. Aufs.

Heft 5/6: S. Rauh, Schluß d. ob. Aufs. — Karl Reumuth, Zur Psychologie und Erziehung der Jugendlichen.

Heft 7: Hermann Schwartz, Die Lehrerbildungsfrage. — Hermann Rolle, Erziehungsnotwendigkeiten im neuen Volksstaate.

Heft 8/9: Karl Muthesius, Die Lehrerbildung in der Reichsverfassung. — Paul Brohmer, Vererbung und Erziehung.

8) Einen völligen Um- und Neubau des gesamten höheren Schulwesens fordert neuerdings Walter Kühn in seiner Schrift: „Die neue höhere Schule für die männliche Jugend." Frankfurt a. M. 1919, Franz Benjamin Auffarth.

Verlegung der pädagogischen Berufsbildung an die Universität ab, weil diese weder die Einrichtungen für die volle pädagogische Ausbildung, am wenigsten für die praktische Vorbereitung, besitzt, noch auch die Neigung hat, künftig die Pädagogik in der für die Lehrerbildung erforderten Weise auszubauen. Es bleibe daher nur übrig, eigene Anstalten für diesen Zweck zu gründen, pädagogische Hochschulen, die das Gesamtgebiet der theoretischen und praktischen Berufsausbildung umfassen. Wenn diese zugleich in die Universitätsstädte verlegt würden, könnten sie sich in enger Anlehnung an die Universitäten als eine Art Zweiganstalten entwickeln, um so auf die von einer späteren Zukunft zu erwartende Vereinigung mit jenen hinzuarbeiten. —

Die hier entwickelten Forderungen sieht ein weiterer in Heft 8/9 enthaltener Aufsatz des Herausgebers: „Die Lehrerbildung in der Reichsverfassung" durch die verfassunggebende Arbeit der Deutschen Nationalversammlung um ein gutes Stück der Verwirklichung entgegengeführt. Denn Artikel 143, Absatz 2 der neuen Reichsverfassung: „Die Lehrerbildung ist nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten, für das Reich einheitlich zu regeln", kann Muthesius als die endliche Anerkennung seines schulpolitischen Programms begrüßen, die Lehrerbildung durch Verlegung ihres allgemeinwissenschaftlichen Teils auf eine höhere Schule und der beruflichen Vorbereitung auf eine Hochschule aus ihrer bisherigen Isolierung zu befreien. Diesen bedeutsamen Entwicklungsfortschritt, der zugleich für die Lehrerschaft die Anerkennung ihrer seit Jahrzehnten vertretenen Ansprüche auf eine den andern wissenschaftlichen Berufen gleichwertige Bildung bedeutet, glaubt Muthesius für die Sonderbedürfnisse der Lehrerbildung am fruchtbarsten machen zu können, indem er für diese beiden Teile der Ausbildung die deutsche Oberschule und die pädagogische Hochschule in Anspruch nimmt. In dem Ausbau dieser beiden neuen Schulformen habe man daher die gegenwärtig wichtigste Aufgabe der Schulpolitik zu erblicken. —

Mit dem gleichen Problem beschäftigt sich in Heft 7 Geh. Oberregierungsrat Hermann Schwartz in seinem Aufsatze: „Die Lehrerbildungsfrage". Auch er verteilt die Lehrerbildung auf die beiden Anstalten des deutschen Gymnasiums und der pädagogischen Hochschule. Die allgemeine Bildung, die das deutsche Gymnasium vermittelt und die für den Volksschullehrer zugleich auch ein wesentlicher Teil der Berufsbildung sein wird, will der Verfasser aber gegenüber dem Kursus der bestehenden drei höheren Schulen um zwei Jahre verlängern, da sie nur so für die Aufgabe des Lehramts ausreichend sein würde. Denn die wissenschaftliche, technische und künstlerische Ausbildung, die dazu nötig ist, daß der Lehrer in allen Fächern der Volksschule unterrichten kann, vermöge die pädagogische Hochschule nicht selbst zu übernehmen. Diese müsse sich auf die theoretische und praktische pädagogische Ausbildung der Lehrer beschränken, die niemals eine Nebenaufgabe der philosophischen Universität werden könne, sondern bei der großen Anzahl der auszubildenden Lehrer und Lehrerinnen nur in weitgehender Dezentralisation auf einer größeren Anzahl von pädagogischen Hochschulen zu leisten sei. —

Für den Nachweis dieser letzteren Notwendigkeit ist besonders lehrreich der Bericht, den Muthesius im gleichen Hefte über eine Denkschrift: „Zur Reform der Lehrerbildung" gibt, die Seminardirektor Bär auf Grund von Beratungen der Konferenz preußischer Seminardirektoren und Lehrerbildner bearbeitet hat. Bär erhärtet die Unmöglichkeit, die Berufsbildung der Lehrer an die Universität zu verlegen, durch den Hinweis auf zwei Haupthindernisse: auf die viel zu große Zahl der studierenden Lehrer und Lehrerinnen und die innere Unvereinbarkeit der Erfordernisse der beruflichen Bildung mit der speziellen Sonderfunktion der philosophischen Fakultät. Ein Vergleich der Zahl der in den einzelnen Provinzen Preußens vorhandenen studierenden Lehrer und Lehrerinnen mit der Besucherzahl der philosophischen Fakultät der betreffenden Provinzialuniversitäten ergibt bei der Annahme einer dreijährigen Dauer der pädagogischen Universitätskurse eine Vermehrung der Besucherzahl der verschiedenen Fakultäten um etwa 68 % (Berlin) bis 350 % (Breslau) [9]. Ein so unge-

9) Die Vergleichszahlen lauten

	Stud. d. phil. Fak.	Stud. d. päd. Fak.	Vermehrung um
für Berlin	4392	3027	68 %
„ Kiel	837	996	119 %
„ Königsberg	714	1594	223 %
„ Bonn	2150	5465	254 %
„ Breslau	1108	3856	350 %



heures Anschwellen der Besucherzahl müßte die philosophische Fakultät völlig umgestalten. Gänzlich unmöglich wäre es auch, für solche Zahlen von Kandidaten die Einrichtungen für die praktische Ausbildung zu schaffen, was ja schon für die Bewerber um das höhere Schulamt nicht durchführbar war. Namentlich zeigt auch das reiche Arbeitsprogramm, das die Denkschrift der Übungsschule zuweist, die absolute Unmöglichkeit, diese Arbeit so nebenher der philosophischen Fakultät anzuhängen. —

Zu derselben Ablehnung dieser schulpolitischen Programmforderung des Deutschen Lehrervereins gelangt von einer noch breiteren Basis aus die soeben erschienene Schrift Eduard Sprangers: „Gedanken über Lehrerbildung",[10]) die um der hohen Bedeutung willen, die ihr für dieses Problem zukommt, auch in diesem Zusammenhange kurz erwähnt sei. Spranger folgert aus der Zweckwidrigkeit der philosophischen Fakultät, die durchaus im Dienste theoretischer Wissenskultur steht, für die Erregung der vom Lehrer geforderten Bildnergesinnung die Errichtung einer neuen Stätte, an der der eigentliche Bildungsgedanke, der nicht gleichbedeutend ist mit dem theoretisch-wissenschaftlichen Geiste, als solcher zu seiner höchsten Darstellung kommt: einer Bildnerhochschule. Wie der Techniker aus den Wissenschaften das herauslöst, was technisch bedeutsam ist, so löst der Menschenbildner aus ihnen heraus, was zur Bildung verhilft, d. h. zur Formung des Menschen, zur Herausbildung seiner idealen Persönlichkeit. Dazu helfen aber im Kreise der Volksschule neben den Wissenschaften auch technische Fertigkeiten, Musik und Turnen mit, zu deren Erwerbung man den Lehrer, ebenso wie für die Wissenschaften auf die Universität, dann konsequenterweise auch auf die Technische Hochschule, in die Musikhochschule und in die Turnakademie schicken müßte. Aber weder Wissenschaft noch Technik und Kunst vermögen den Erzieher zu schaffen, sondern die Erziehung besteht darin, „die objektiven Werte, die jene erzeugen, in die menschliche Seele hineinzubilden und ihnen dort eine Einheit zu geben, die nirgends anders möglich ist als in der lebendigen formenden Seele."[11]) Von diesem Punkte aus erfaßt Spranger das Wesen der pädagogischen oder Bildnerhochschule, die eine wissenschaftliche Abteilung (zu der auch die theoretische Pädagogik gehört), eine technische und künstlerische und eine praktisch-pädagogische umschließt, sie alle bezogen auf den Einheitspunkt der Selbstbildung und der Erziehungsaufgabe, der ihr Gravitationszentrum ist. Im Gegensatz zu den Organisationsentwürfen von Muthesius, Bär und auch Schwartz, die den allgemeinbildenden Teil der Lehrerbildung ganz der deutschen Oberschule zuweisen, wird hier eine erhöhte Form derselben in wesenseigene Verbindung mit dem pädagogischen Teil der Aufgabe gebracht und so die pädagogische Hochschule gegenüber jenen andern Konstruktionen zu einer weit bedeutsameren Anstalt erhoben. Zugleich ist mit dieser Neugestaltung eine glückliche Möglichkeit gefunden, die Gefahr der enzyklopädischen Ausbreitung der Sachbildung, die für die Lehrerbildung die Hauptschwierigkeit ist, zu vermeiden durch die vorgesehene Spaltung in eine geisteswissenschaftliche und eine naturwissenschaftliche Abteilung, deren jede wieder mit ihren wissenschaftlichen Stammfächern eine Gruppe von Wahlfächern ihres Gebietes oder von technisch-künstlerischen Wahlfächern verbinden kann. Mit dieser zwei Jahre umfassenden Sachbildung geht Hand in Hand die theoretisch-pädagogische Bildung; denn „Pädagogik für sich allein kann man ebensowenig studieren wie Philosophie allein".[12]) Ein drittes Jahr, das sog. praktische Jahr, bringt dann eine aus der Theorie erwachsende praktische Einführung in den Beruf, die, soll es möglich werden, die Teilnehmerzahl an den verschiedenen Unterrichtsübungen den durch die Sache selbst gegebenen Bedingungen anzupassen, nur bei starker Dezentralisation der neuen Einrichtung durchführbar ist. — Wir haben in dem Sprangerschen Programm der Lehrerbildung, das aus dem Wesen des Bildungsvorganges selbst die neue Organisationsform herauszugestalten weiß, die am tiefsten durchdachte Behandlung des Problems zu begrüßen, die, in der Abweisung aller Beweisgründe, die von Machtansprüchen und Standesgegensätzen hergenommen zu werden pflegen, sich als ein reines Bild der sie gestaltenden Idee darstellt. H. R.

10) Leipzig 1920, Quelle & Meyer.
11) E. Spranger, a. a. O. S. 44.
12) S. 47.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.




// INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

14. JAHRGANG | HEFT 5 | APRIL 1920

Die Zukunft der morgenländischen Studien in Deutschland.

Von Franz Babinger.

1.

Bis vor hundert Jahren etwa war es das natürliche Schicksal der morgenländischen Studien [1]) in Deutschland gewesen, daß sie nur von den theologischen Fakultäten getragen, gepflegt und gefördert wurden. Lediglich in Österreich, wo Handels- und politische Verbindungen die Staatsleitung und die Bevölkerung praktisch mit den Ländern des Ostens in Beziehung brachten, konnten und mußten Pflanzschulen zur Ausbildung von Dolmetschen und Diplomaten entstehen; so ist Wien schon sehr frühe eine tüchtige Pflegstätte für die Sprachen der islamischen Welt geworden. Im Reiche hingegen, wo diese Berührungen sich nur selten ergaben, lag ein solches Bedürfnis nicht vor, und es waren in der Hauptsache gelehrte, vor allem mit dem Alten Testamente gegebene Notwendigkeiten, die den Blick dem Morgenlande zuwandten. Da brachte um die Wende des 19. Jahrhunderts die von Silvestre de Sacy zu Paris begründete Orientalistenschule einen plötzlichen Umschwung in die Verhältnisse. Aus allen Ländern strömten lernbegierige

1) Unter morgenländischen Studien verstehe ich hier zunächst die Beschäftigung mit dem Vorderen Orient. Eine Erörterung der Aussichten etwa der Indienkunde oder gar der Ostasienkunde liegt somit nicht im Plane dieser Skizze. Nur so viel sei darüber zu sagen verstattet, daß die unerfreulichen Aussichten, die C. H. Becker in seinen „Gedanken zur Hochschulreform" (Leipzig 1919), auf S. 54 u. a. der Sanskritwissenschaft eröffnet, vom rein zahlenmäßigen Gesichtspunkt aus mir zu schwarz erscheinen. Die deutsche Indienforschung hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte, nicht zu ihrem Nachteil in steter engster Fühlungnahme mit der englischen Indologie, zu einer glänzenden Schule entwickelt und eine stattliche Reihe von jüngeren Kräften herangezogen: niemals wohl gab es so viele Privatdozenten für Sanskrit wie heutzutage, womit gleichzeitig wieder einmal bewiesen wird, ein wie großes Stück deutschen Hochsinns den fürchterlichen Zeiten zum Trotz noch im Privatdozententum steckt. Wie freilich sich deren Aussichten gestalten, wo man, durch praktische Rücksichten gezwungen, wenigstens an kleineren Hochschulen immer mehr die sog. Sprachvergleicher den reinen Sanskritisten vorzuziehen beginnt, ist eine andere Sache. (Dieses Bestreben muß letzten Endes doch wohl dazu führen, die deutschen Indologen von dem Wettbewerb um das Sanskrit auszuschalten und an seine Stelle eine öde, unfruchtbare Lautschieberei zu setzen, zu der man freilich die ausländische Wissenschaft ganz und gar nicht nötig hat. Gerade die Sanskritkunde wäre geeignet dem Ausland zu zeigen, daß es ohne die deutsche Beteiligung und Förderung einfach nicht auskommen kann.) Was nun endlich die Chinakunde belangt, so kann für dieses sehr zeitgemäße Gebiet auf die Schrift des Heidelberger Privatdozenten F. E. A. Krause „Die Aufgaben und Methoden der Sinologie" (Heidelberg 1919, Weiß) verwiesen werden, Ausführungen, denen man von einem höheren Gesichtspunkt aus im großen ganzen nur beipflichten muß. Der „Die sinologischen Studien in Deutschland" überschriebene Anhang zu dem ausgezeichneten Werke des Hamburger Chinaforschers Otto Franke „Ostasiatische Neubildungen" (Hamburg 1911) ist auch jetzt noch in diesem Zusammenhang höchst beachtenswert.



Jünglinge in die französische Hauptstadt, um sich bei dem Meister Belehrung zu holen und mit reichem Wissen beladen in die Heimat zurückzukehren und eigne Stätten zur Pflege der morgenländischen Studien ins Dasein zu rufen. Heinrich Leberecht Fleischer, der größte deutsche Orientalist des verflossenen Jahrhunderts, zählte zu den gelehrigsten Jüngern S. de Sacys, und dem Kreis von Schülern, die er in Leipzig mehr als fünfzig Jahr hindurch um sich scharte, gehören wiederum die bedeutendsten Forscher des In- und Auslandes an. Eine unheimliche Betriebsamkeit setzte in Deutschland ein. Die arabische Sprache, bisher nur als Nebensache meistens von Bibelforschern und zum Zwecke ihrer Wissenschaft gepflegt, ward zum Gegenstand gründlichster sprachlicher Durchspürung, das geschichtliche, erdkundliche, vor allem das dichterische Schrifttum der Araber ward in gelehrten Textausgaben und Erläuterungen verbreitet und in Europa eingebürgert, Glaube und Weltweisheit der Anhänger Mohammeds fanden eifrige Ergründer in deutschen Gelehrten. An diesem Ort, wo von der Zukunft gehandelt werden soll, kann füglich nicht von den Großtaten der Vergangenheit gesprochen werden. Nur so viel sei vermerkt, daß es in der Mehrzahl deutsche Namen waren, die jenen Zeitabschnitt verherrlichten und die zur Vertiefung morgenländischer Gelehrsamkeit beitrugen; in einer Zeit, in der die Phrase Triumphe feiert und jenseits der Vogesen, selbst in bisher ernst genommenen Köpfen, der nationalistische Wortschwall derer Beachtung findet, die als Franzosen, mit weiß Gott wieviel germanischem Blut im Leibe, von der Herrlichkeit der „lateinischen Rasse“ reden, in einer solchen Zeit können auch derartige Binsenwahrheiten nicht oft genug wiederholt und ins Gedächtnis gerufen werden. So ward im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Überfülle wissenschaftlichen Stoffes angesammelt. Dazu trat, daß schon im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts durch das Bekanntwerden der indischen Sprachen die Vorstellung, die, wenigstens an den Hochschulen, unter morgenländischen Studien praktisch nur die semitische Gruppe nebst den Literatursprachen des Islam, also Türkisch und Persisch, verstand, erschüttert und durchbrochen wurde. Freilich hatte gerade dieser Zweig der Orientalistik besonders lange zu kämpfen, bis er sich aus den Fesseln romantisch-ästhetischer Verhimmelung nicht richtig verstandener Lebensformen emporrang zur geschichtlich wahren und durchgeistigten Darstellung des Tatsächlichen.

J. V. v. Scheffel hat in der köstlichen Vorrede zu seinem „Ekkehard“ in unvergeßlichen Worten über die damals drohende Verknöcherung in den altdeutschen Studien gespottet. Das Sammeln altertümlichen Stoffes könne zu einer Leidenschaft werden, meinte der Dichter, die zusammenträgt und zusammenscharrt, eben um zusammenzuscharren, und ganz vergißt, daß das gewonnene Metall auch gereinigt, geschmolzen und verwertet werden soll. Damit werde nichts anderes erreicht als ein ewiges Befangenbleiben im Rohstoff, eine Gleichwertschätzung des Unbedeutenden wie des Bedeutenden, eine Scheu vor irgendeinem fertigen Abschließen, weil ja da oder dort noch ein Fetzen beigebracht werden könnte, der neuen Aufschluß gibt, und im ganzen eine Literatur von Gelehrten für Gelehrte, an der die Mehrzahl der Nation teilnahmlos vorübergeht und mit einem Blick zum blauen Himmel ihrem

Schöpfer dankt, daß sie nichts davon zu lesen braucht. So wenig die Bedeutung morgenländischer Gelehrsamkeit für die Belange des Staates und des Volkes überschätzt werden soll, so sicher begründet ist die Meinung derer, die auf den bisherigen Betrieb unserer orientalischen Studien den Vorwurf Scheffels mutatis mutandis anzuwenden berechtigt sein wollen. Hat mit Ausnahme der Politik auf allen andern Gebieten geistigen Schaffens die Erkenntnis bereits erfreulich an Boden gewonnen, wie unsäglich unser Denken und Empfinden unter der Herrschaft der Begriffe und Schlagwörter geschädigt wurde, so daß sich bereits da und dort Rüstung zur Abkehr aus dem Abgezogenen, Blassen, Gedanklichen zum Greifbaren, Sinnlichen, Farbigen, statt müßiger Selbstbeschauung des Geistes Beziehung auf das Leben und die Gegenwart, statt der Zergliederung die Zusammenfassung vollzieht, so haben vor allem die letzten Kriegsjahre gezeigt, wie erschreckend richtig das Volksempfinden urteilt, wenn sich mit seiner Vorstellung vom Orientalisten der Begriff des Ausbundes weltfremden, überflüssigen Gelehrtentums unangenehm zwanglos verbindet.

Um denen, die auf diese Worte hin einen Vorschlag zur Vervolkstümlichung und Verflachung der morgenländischen Studien erwarten, indem man sie etwa aus dem Hochschulbetrieb heraus in den der Handels- oder gar der Volkshochschulen verweist, von vornherein den Grund zu dieser Befürchtung zu nehmen, sei gesagt, daß man damit der Orientalistik wohl den schlechtesten Dienst erwiese und sie jenes Ansehens und jener Größe beraubte, das gerade die Vertreter dieser Wissenschaft auch im Auslande zu Verkündern deutscher Geistesgröße als einer unzerstörbaren Macht seit langem gestempelt hat. Aber gerade der sehnliche Wunsch, daß die deutsche Orientalistik auch fürderhin dazu beitrage, den Ruf des so schmählich geschändeten deutschen Namens weiter machtvoll zu künden, darf die Augen nicht blind machen gegenüber den Forderungen der Gegenwart, der auf die Dauer sich zu entziehen nur mit der Schädigung zeitgemäßer wissenschaftlicher Geltung erkauft werden könnte.

Dem etwaigen Einwand, daß man in der Ansicht des Volkes nicht einen Gradmesser für die Wertung einer Wissenschaft erblicken könne, läßt sich die gewiß berechtigte, vom Volk erhobene Forderung entgegenhalten, daß in der Gegenwart mit Fug und Recht die möglichste Dienstbarmachung verlangt werden dürfe, jeder Pfennig vor seiner Verausgabung angesehen werden müsse. Mit der Anerkennung dieses Verlangens setzt man sich noch lange nicht jenen unentwegten „Politikern" gleich, die in der Beseitigung aller nicht rein praktischen Nutzfächer vom Lehrplane der Universitäten ein Endziel ihrer parteilichen Ansprüche erblicken.

2.

Der Weltkrieg hat wie in so vielem auch in der Orientalistik gezeigt, daß die Ausnützung unserer wissenschaftlichen Kenntnisse vom Morgenland zum Wohle des Vaterlandes nicht das Ergebnis zeitigte, das hoffnungsfreudige Seelen von ihr erwarteten. Als gleich im Herbst des Jahres 1914 die Frage des sog. Heiligen Krieges die deutsche Allgemeinheit beschäftigte, ließen sich zwar im Blätterwalde häufig Stimmen vernehmen, die von dieser Einrichtung zu sprechen die Berechtigung zu haben glaubten. In all dem bekundete



sich, teilweise wenigstens, eine oft erstaunliche Kenntnis der Theorie, eine praktische Erörterung der Angelegenheit aber mit den nötigen Bedenken und Vorbehalten hat man wunderselten gelesen. Einer der wenigen, die mit Verständnis und kühler Überlegung diesen schwierigen Gegenstand zur Sprache brachten, war der unserer Wissenschaft leider allzu früh entrissene Königsberger Islamforscher Friedrich Schwally, der durch mehrmaligen Aufenthalt im arabischen Osten sich ein richtiges Bild hiervon zu machen imstande war.[2]) Damit hatte es leider nicht sein Bewenden. Mißgriffe au Mißgriffe erfolgten, je mehr die Welle des gewaltigen Ringens auch die ös lichen Länder zu erfassen begannе Wurde man, vor die Notwendigkeit g stellt sprachengeübte Personen nac den Kriegsschauplätzen des Ostens z entsenden, um die Verständigung m den türkischen Verbündeten und de Eingebornen zu vermitteln, zum En setzen gewahr, wie erstaunlich gerin die Zahl der Leute war, die eine pral tische Kenntnis der Landessprache vor allem des Türkischen, ja sogar d Arabischen besaßen, so suchte man di sem empfindlichen Mangel durch rasc eingerichtete Sprachkurse abzuhelfe Dolmetscherschulen wurden ins Leb gerufen, ihre Zöglinge schon nach w nigen Monaten für reif befunden u auf das Morgenland losgelassen. I muß mir versagen, das klägliche U wissen dieser Leute hier zu schilder man sei von der Tatsache überzeu daß die überwiegende Mehrzahl d Dolmetschen sich nicht einmal üb die landläufigsten Dinge zu verstä digen vermochte. Mit einer Strohfeue begeisterung, wie sie vielleicht nur Deutschland denkbar ist, ging man a lerorten daran, das Osmanische zu Gegenstand eifriger Pflege zu mache Jeder, der sich im Leben einmal, we auch noch so oberflächlich mit ein Sprache befaßt hatte, deren Schrift einer der unsrigen entgegengesetzt Richtung läuft, entdeckte in sich d Fähigkeit, Türkisch zu lehren. Und ha auch Erfolg, Riesenerfolg. Ich will nic einmal von jenem Volksschullehr sprechen, der in München Hundert das Türkische als die einfachste Sprac der Welt zu erklären begann (er bedien sich der Gedächtnishilfen und erinne z.B. bei türk. „bir“ = 1 an die Bie maß oder bei ojnamaq „spielen“, hon

2) Siehe 10. Jahrgang, Sp. 687 ff. Die bestenfalls vom Standpunkte des holländischen Kolonialpolitikers aus verständliche Schrift des bekannten Leidener Islamforschers und Mekkapilgers Christiaan Snouck Hurgronje „De heilige oorlog — ‘made in Germany’“ (in De Gids, Januar 1915) hat eine vornehme und höchst gehaltvolle Erwiderung in Ausführungen C. H. Beckers „Deutschland und der Heilige Krieg“ gefunden, denen die Internationale Monatsschrift im 9. Jahrg., Sp. 631—662 Raum gab. Vgl. dazu Snouck Hurgronjes „Entgegnung“ im gleichen Jahrg. Sp. 1025—1034, sowie C. H. Beckers „Schlußwort“ Sp. 1035—1042. Konnte man zuerst dem großen holländischen Gelehrten zugute halten, daß er in den lächerlichen Auslassungen der deutschen Presse über den Heiligen Krieg zur Ansicht gelangte, der dschihād sei ‚made in Germany‘, so schwanden diese Milderungsgründe, als wenige Wochen später in englischer Sprache zu New York und London jener Zeitschriftenaufsatz selbständig unter dem Titel „The Holy War — ‘made in Germany’“ erschien und, wie die Aufnahme in der Verbandspresse bewies, dort allgemein als Rechtfertigung des englisch-französischen Standpunktes gewertet wurde. Daß diese politische Kampfschrift von Richard Jakob H. Gottheil, Professor der rabbinischen Literatur an der Columbia University und Träger eines echt amerikanischen Namens, bevorwortet ward, machte die Angelegenheit in mehrfacher Hinsicht doppelt unerfreulich. In diesem Zusammenhang mag auch auf C. H. Beckers holländischen Aufsatz „Islampolitiek“ in De Gids, 1915, S. 311—317 als auf ein Muster klarer Einsicht in die Verhältnisse hingewiesen werden.

sit auribus!, nein ...!)[3]); daß sich aber ein süddeutscher Lyzealprofessor dazu hergab, vor etwa 300 Zuhörern das Osmanische (in altbayrischer Betonung!) zu lehren, ist eine geradezu unentschuldbare Bloßstellung eines akademischen Grades gewesen und ein von keuschen Gelehrten beseufzter Skandal. Unus multorum! Wenn auch an deutschen Hochschulen das Türkische Mode wurde, so sind daran sicherlich nicht in dem Maße die Orientalisten schuld, die diesen Wünschen glaubten Rechnung tragen zu sollen, sondern wohl eher die Unterrichtsverwaltung, die etwa vom Professor für Assyrisch verlangte, daß er einen Lehrauftrag für Türkisch übernehme.[4]) Die weitere Folge war eine Flut von Lehrbüchern für das Türkische, mit denen sich mancher Gelehrte um das auf anderm Gebiete wohlbegründete wissenschaftliche Ansehen brachte. Die Überzeugung freilich, daß das frohe Bewußtsein nicht genüge, auf einer flüchtigen Fahrt nach Stambul mit einem Lastträger sich zur Not verständigt zu haben, um mit Erfolg und Nachhaltigkeit im Osmanischen unterrichten zu können, setzte sich bei Lehrenden und Lernenden erfreulich bald durch und machte jener Tragikomödie ein verhältnismäßig rasches Ende, die ein unerfreuliches Schlaglicht auf die sonst so gründliche deutsche Wissenschaft warf. Man erhielte eine völlig falsche Vorstellung, wenn man etwa vermutete, daß in Deutschland sich nicht Gelehrte fanden, die jene Sprachen auch wirklich verstanden und mit einer Geläufigkeit redeten, die sie in nichts von dem Eingebornen unterschied. Aber man hat diese Männer fast niemals auf den Platz gestellt, auf dem sie dem Vaterland und nebenbei ihrer eignen Wissenschaft unschätzbare Dienste hätten leisten können. Zum Beweis dessen sei an Enno Littmann in Bonn erinnert, ein Sprachgenie sondergleichen, der nicht nur fast alle europäischen Sprachen, sondern auch die östlichen (darunter eine Anzahl arabischer Mundarten) mit einer unerreichten Meisterschaft beherrscht. Statt ihn nach dem Osten zu schicken, mußte er Jahre hindurch auf

3) Für Einbildungskräftige sei gesagt, daß er den Ausdruck lautlich mit einer alttestamentlichen Person (vgl. 1. Mos. 38, 4, 8—10) in Verbindung brachte und auch den Begriff in Beziehung zu jener Figur setzte.

4) Während zu Ausgang des 19. Jahrhunderts in den morgenländischen Studien wie überall die Pfade, auf denen Gelehrte und Forscher wandelten, sich immer strenger schieden, immer schmäler wurden, auf stets kleinere Ziele hinführten, indem genaue sprachliche und sachliche Ermittlungen in unermeßlicher Zahl sich häuften und eine immer weitergehende Spaltung der Einsichten und der geistigen Arbeit überhand nahm, erwartet, ja verlangt man anderseits nicht selten heute noch vom Orientalisten schlechtweg, daß er auf den verschiedensten Gebieten dieser ungeheuren Wissenschaft beschlagen, daß er „Mädchen für alles" sei. Der frühverstorbene Straßburger Iranist und Turkologe Paul Horn hat gerade diesen Übelstand in einem beweglichen Klageruf einmal grell beleuchtet (vgl. W. Geiger und E. Kuhn, Grundriß der iranischen Philologie II, 551 ff., Straßburg 1904). Solch übertriebene Anforderungen an das Fachwissen des einzelnen mußten dann eben bei überheblichen und selbstüberzeugten Naturen den weiteren, wegen seines unerquicklichen Gefolges von Abgeschmacktheiten, Unzulänglichkeiten, ja Ungeheuerlichkeiten, womöglich noch betrüblicheren Mißstand zeitigen, daß diese, in fester Überzeugung von ihrer Allwissenheit, über alles das Morgenland Betreffende ein zuständiges Urteil sich bilden zu können und zu müssen wähnten. Auf diesen Umstand mag, zum Teil wenigstens, die unleugbare Tatsache zurückzuführen sein, daß in wenig Wissensgebieten seit alters (über einen besonders grassen Fall aus dem 17. Jahrh. vgl. meine Ausführungen in „Die Welt des Islams", VII. Jahrg. Berlin 1919, S. 124 ff.) die gelehrte Fehde so unerquickliche Formen an- und einen so breiten, so unverhältnismäßig breiten Raum eingenommen hat wie in der Orientalistik.



einer Berliner Kanzlei in einer Stelle seiner vaterländischen Pflicht genügen, die ein Anfänger in einer Wissenschaft gut hätte ausfüllen können, in der er König und Meister ist.

Fas est et ab hoste doceri. Der alte Spruch des Ovid kann uns auch heute noch nutzen, wenn auch die Belehrung reichlich spät kommt. Es war den Kennern der östlichen Verhältnisse schon während des Krieges kein Geheimnis mehr, daß die Gegner, vorab die Engländer, alle Orientalisten und Orientreisenden, Frauen eingeschlossen, in das Kampfgebiet entsandten, wo sie der gemeinsamen Sache unbeschreibliche Förderung brachten. Erst jetzt wird beispielsweise der ungeheure Einfluß des Oxforder Arabienforschers und Archäologen T. E. Lawrence in Einzelheiten bekannt.[5]) Dieser Orientalist ist einer der romantischen Figuren des Weltkrieges, der auf einem der weniger beachteten, aber keineswegs unwichtigen Kriegsschauplätze seine Hand entscheidend im Spiele hatte. Den „ungekrönten König von Arabien" nannte man ihn nicht ohne guten Grund. War er es doch, der die Araber auf Seite des Vielverbandes brachte, das Königreich Hedschaz begründete und ein arabisches Heer auf die Beine brachte, das in die Kämpfe um Syrien erfolgreich eingriff. Lawrence ist wohl einer der größten lebenden Kenner Arabiens und seiner Altertümer, der die sämtlichen Mundarten Mittelarabiens geläufig spricht. Auf dieser seltenen Fähigkeit, auf diesem Verständnis des arabischen Wesens und seinen Kenntnissen beruhten seine Erfolge. Bei Eintritt des Krieges unterbrach er seine Forschungsreise im Innern Arabiens und diente zunächst als Leutnant in der Kartenabteilung des britischen Hauptquartiers zu Kairo. Aber knirschend unter dem zopfigen Zwang der Armeeverordnungen und nach mancherlei Reibungen mit dem General Sir Archibald Murray, dem damaligen Oberbefehlshaber der englischen Truppen im Osten, nahm er Urlaub, um einen Vertreter des englischen Auswärtigen Amtes nach dem Roten Meere hinunter zu begleiten. Hier war die arabische Umsturzbewegung mit zeitweiligen Erfolgen gerade im Gang, und nachdem er zwei Wochen im Lande geweilt hatte, gewann Lawrence die Überzeugung, daß die Möglichkeit, ein ansehnliches arabisches Freischärlerheer zu bilden, gegeben sei. Es gelang denn auch dem jungen Offizier, nicht nur eine einzigartige Armee von rund 200 000 Mann aufzustellen und sich ihr Vertrauen zu erhalten, sondern auch einen wirkungsvollen Kleinkrieg gegen die türkischen Verbindungslinien einzuleiten. Auf jeden Fall verursachte er den Osmanen derartigen Schaden, daß sie eine Belohnung von 100 000 Pfund auf seinen Kopf aussetzten. Mit allen Kriegsorden geschmückt, die die englische und die französische Regierung zu vergeben hatten, begab sich Lawrence, nach einzigartiger erfolgreicher Tätigkeit zum Oberst befördert, in die Heimat zurück; mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der er seine Altertumsforschungen aufsteckte, als der Kriegsruf an ihn erging, hängte er das Soldatenhandwerk an den Nagel, als er seine Aufgaben erfüllt hatte, und kehrte

5) Thomas Edward Lawrences (geb. 1888 zu Carnarvon, Wales) so abenteuerlich bewegten Lebenslauf führt soeben der amerikanische Zeitungsschreiber Lowell Thomas der britischen Welt mündlich (Albert Hall und Covent Garden Opera House vor angeblich einer halben Million Zuhörern) und schriftlich (vgl. The Strand Magazine, 59. Band, 1. u. 2. Heft, London 1920, „to be continued"!), Dichtung und Wahrheit anmutig und bedachtsam mengend, als den einer „of the most remarkable and romantic figures of modern times" vor Augen.

in die Weltabgeschiedenheit seiner Oxforder Studierstube zurück.

Gewiß, auch bei uns hatte man abenteuerliche Pläne, und an Unternehmungslust hat es hier so wenig gefehlt wie drüben auf feindlicher Seite. Aber all die kühnen Taten, mit denen man orientkundige Deutsche während des Weltkrieges betraute, zeigen zumeist schon in ihren Plänen und dann in ihren Ausführungen, daß sie mit einer schwer beschreibbaren Unkenntnis der Verhältnisse ins Werk gesetzt worden waren und alle Voraussetzungen vermissen ließen, die einen nachhaltigen und der Opfer werten Erfolg verbürgten. Es genügt hier den Namen Oskar v. Niedermayers zu nennen, der, in ähnlicher Eigenschaft wie Lawrence verwendet, gerüstet und unterstützt, dem Krieg im Orient unabsehbare Wendungen hätte geben können.

Ein Grundfehler wäre es, wollte man für all diese Mißgriffe in unseren politischen und kriegerischen Maßnahmen im Morgenland etwa die deutschen Orientalisten verantwortlich machen. Daß unsere völlig unzureichende diplomatische Vertretung im Orient, vor allem aber die nun schwer gerächte Vernachlässigung unserer Orientdeutschen die Hauptschuld an diesen Unverständlichkeiten tragen, ist heute wohl unbestrittene Tatsache. Trotz alledem hätte manche Enttäuschung, mancher folgenschwere Fehlschlag vermieden werden können, wenn bei uns der Betrieb der morgenländischen Studien nicht seit langen Jahren eine Richtung genommen hätte, die nicht immer mit praktisch Verwertbarem gleichlief. Die Ursachen liegen offen zutage. Während man in Frankreich und in England seit langem zum orientalischen Lehrbetrieb Gelehrte verwendet, die sich durch längeren Aufenthalt im Morgenland eine hinreichende Sachkenntnis von Land, Leuten und Sprachen erworben hatten, hat man in Deutschland auf derlei Dinge erstaunlich wenig Wert gelegt. Dem Einwurf, daß bei den Engländern die weltumspannenden Beziehungen es ermöglichten, ihre Orientalisten mit den Ländern des Aufgangs leichter in engere Fühlungnahme zu bringen, kann man die unumstößliche Tatsache entgegenhalten, daß es eben Zweige der Wissenschaft gibt, die nicht von der Stube aus gefördert und nutzbar gemacht werden können.[6]) So gut man beispielsweise bei einem Geographen, der über Südamerika eine brauchbare Vorlesung halten muß, billigerweise die vorherige Bereisung des Landes zur Voraussetzung nimmt, ebensogut darf man fordern, daß ein Orientalist sich wenigstens einmal im Leben gründlich und nicht als Cook-Reisender („Kukî") in den Zonen umgesehen habe, die er zum Gegenstand seines Berufes erwählt hat. Daß S. de Sacy etwa oder unser verehrter Altmeister, der 84jährige Theodor Nöldeke in Straßburg, in seinem langen Leben, wie er oft scherzend meint, nach Osten niemals über Wien vorgedrungen sei, scheint mir ebensowenig gegen die Berechtigung jener Forderung zu beweisen, da, nun da eben nicht jeder mit der gleichen erstaunlichen Anpassungsfähigkeit und Vergegenwärtigungskraft sich in die Gedankenwelt des Ostens einzuleben versteht, wie dies Nöldeke, Fleischer oder de Sacy gelang. Dann liegt gewiß auch nicht die Hauptstärke dieser Ge-

6) Was Aloys Sprenger, der glänzende Orientforscher, vor mehr als 50 Jahren auf S. XX—XXI des 1. Bandes seines Werkes „Das Leben und die Lehre des Mohammed" (2. Ausg., Berlin 1869) sagte, gilt leider heute noch. Für unsäglich viele bedeutet das Morgenland eben nicht mehr als eine stattliche Zahl sprachlicher und geschichtlicher ἀποϱίαι.



lehrten in der Richtung orientalistischer Betätigung, wie sie die Zukunft mit größerem Nachdruck denn jemals fordern wird. Daß ein Verweilen im Lande selbst überdies das Verständnis morgenländischer Schriftsteller erleichtert, ist selbstverständlich. Mit den Worten:

> Wer den Dichter will verstehen,
> Muß in Dichters Lande gehen

leitet Goethe seine Noten zum Westöstlichen Diwan ein. Sie gelten gewiß auch von den morgenländischen Studien, die das Einleben in eine Welt verlangen, die von der unsrigen durch Denkart, Sitte, Gefühl und Glaube unendlich weit entfernt ist. Die Erkenntnis davon scheint freilich in weitesten Volkskreisen noch nicht zu der wünschenswerten Tiefe durchgedrungen zu sein. Sonst wäre während des Krieges wohl das unsäglich dreiste Treiben jener Persönlichkeiten nicht in dem Maße erfolgreich gewesen, „deren Namen die Erwähnung nicht verdienen, die jedermann kennt, die unter dem Anschein wissenschaftlicher oder wirtschaftlicher Interessen und, so unberufen sie waren, allein von der alten Regierung herangezogen und unterstützt, schon ein Jahrzehnt vor dem Kriege und vor allem während des Krieges ihr unerhört verderbliches Wesen in der Türkei getrieben haben". In diesem Satz hat sich ein so gewissenhafter Forscher und Orientkenner wie E. Herzfeld in seinem lesenswerten Aufsatz über „Vergangenheit und Zukunft der Erforschung Vorderasiens" (Der neue Orient IV. Bd., 1919, 7./8. Heft) gegen diese Leute gewandt, die die deutsche Öffentlichkeit so lang in verheerender Weise über Fragen des Orients irreführen durften. Der ehrliche Blick erschrickt vor dem Wuste von Unwahrheiten, Flachheiten, Unrichtigkeiten, durch den die öffentliche Meinung bei uns gefälscht wurde. Schriften und Abhandlungen über die schwierigsten Fragen der Orientpolitik und -wirtschaft flossen aus der Feder gewissenloser Dilettanten, und ein gewiegtes Urteil über türkisch-arabische Zustände schien eine Spielerei für jeden, der einmal im Leben etwa die Halbmonde der Moscheen von Stambul oder gar Damaskus im Schein der östlichen Sonne erglänzen sah. Also, daß ein gutmütiger Gesell über all dem Gerede und Geschreibe zu dem Glauben gelangen mußte, in Deutschland wimmle es von erfahrenen Orientkennern. Wenn diesem unerwünschten Gebaren seitens der zünftigen Erforscher des Morgenlandes nicht mit der gebührenden Schärfe entgegengetreten wurde, so liegt dies wohl weniger an der bescheidenen Zurückhaltung unserer Orientalisten oder etwa an der Verbitterung, daß sie nicht befragt und zu Rate gezogen wurden, sondern wohl eher daran, daß die Zahl der wirklich gründlichen Landeskenner bei uns nicht so zahlreich ist, als man gemeiniglich annehmen möchte.

3.

Erhebt sich also für die Zukunft die unabweisbare Forderung einer mehr praktischen Veräußerlichung im morgenländischen Studienbetrieb, so tritt in diesem Zusammenhang die Frage auf, wie sie sich im Rahmen der bestehenden Verhältnisse am besten erfüllen läßt. Daß wir nicht nur kaufmännisch, sondern auch wissenschaftlich, für die nächste Zeit wenigstens, von einer Betätigung im Orient selbst ausgeschlossen bleiben, darüber haben uns z. B. die Gewaltverfügungen der Engländer gegen F. Sarre, dem man die Einreise nach Persien rundweg verwehrte, nicht im unklaren gelassen. Nicht einmal die



Bergung der wissenschaftlichen Ausbeute gestattet man, indem man Herzfelds und Sarres prachtvolle Grabungsfunde von Samarra ohne auch nur den Schein eines Rechtes nach London verschleppte. So wenig also von dieser Seite Rücksichten zu erwarten sind, so wenig können wir durch sie an bescheidenen praktischen Umgestaltungen im orientalistischen Lehrbetrieb gehindert werden. Im Ausland, vorab in England, hat man schon seit langem den morgenländischen Sprachunterricht in die Hände sogenannter Lektoren gelegt. Welche Entlastung diese Maßnahme bedeutet, kann ein Blick in die Vorlesungsverzeichnisse lehren, wo mancher Gelehrte, der gerne einem größeren Teilnehmerkreis durch Abhalten zusammenfassender Sachvorträge entgegenkäme, im Drange philologischer Betätigung nicht die Zeit dazu findet. Die reichere Ausnützung der Lektor-Einrichtung (man hat bisher an einigen Universitäten bereits türkische Lektoren zugezogen) käme sicherlich auch dem praktischen Sprachunterricht zugute. Daß eine gründliche, allseitige Kenntnis vom Sprachbau nicht gleichbedeutend mit der Fähigkeit ist, sich in der betreffenden Zunge auch geläufig auszudrücken, ist eine alte Tatsache. Eine praktisch verwertbare Sprachkenntnis wird also in der Hauptsache wohl nur auf Hochschulen vermittelt werden können, an denen ein sprechgeübter, landerfahrener Gelehrter wirkt. Wenn die Zahl solcher Leute in nichtdeutschen Ländern auffallend groß ist, so ist daran gewiß auch der Umstand schuld, daß man eine stattliche Anzahl früher im Konsulatsdienst tätig gewesener Männer zuzog. Ein Blick in die Geschichte etwa der französischen Orientalistik lehrt zur Genüge, daß gerade die bedeutendsten Forscher aus dieser Laufbahn hervorgegangen sind. Auch wir besitzen eine Reihe glänzender Gelehrter, die sich durch langes Verweilen im Morgenland eine beneidenswerte Kenntnis von Land, Leuten und Sprachen erworben haben; es sei hier nur an Namen wie (†) A. D. und J. M. Mordtmann, (†) P. Schröder, (†) J. G. Wetzstein erinnert. die Heranziehung von Kräften wie diese, die an wissenschaftlicher Bedeutung hinter wenigen zurückstehen, könnte nur im Interesse unserer Wissenschaft liegen. Da neuerdings die Meinung, daß lediglich ein Jurist zur Übernahme der Konsulatsgeschäfte geeignet sei, nicht unbegründeten Zweifeln begegnet, so wäre vielleicht der Orientalistik in der Weise ein guter Dienst erwiesen, daß man jüngere Forscher, denen eigne Mittel ausgedehnte und kostspielige Reisen nicht erlauben, zum Konsulatsdienst heranzieht und ihnen später etwa den Übertritt an eine Hochschule gestattet. Die ohnedies nicht sehr zahlreichen Stiftungen zur Förderung orientalischer Studien haben bei der derzeitigen Geldentwertung nahezu jegliche Bedeutung verloren. Zur Unterstützung von Forschungsreisen kommen sie hinfür ebensowenig in Betracht wie für die Drucklegung morgenländischer Werke. Der zumal während des Krieges ernstlich erwogene Plan, in Stambul, ähnlich wie in Athen und Rom, eine Anstalt zu begründen, an der jüngere Gelehrte ihren Studien obliegen und durch Reichsunterstützung die Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten aufbringen können, hat durch die grausame Wendung des Geschickes eine jähe Zerstörung erfahren. Dennoch wäre vielleicht die Schaffung sog. wissenschaftlicher Attachés an den Hauptgesandtschaften des Orients ein Vorschlag, dem nicht allein um der öst-



lichen Studien willen näherzutreten sich empfehlen dürfte. Wird auch der Umschwung der Verhältnisse nicht verhindern können, daß den neuorientalischen Studien an deutschen Hochschulen nach wie vor die Teilnahme und Unterstützung erhalten bleiben muß, so kann man nicht ohne bange Sorgen der Zukunft der altmorgenländischen Wissenschaft entgegensehen. Abgesehen davon, daß fürderhin nur ganz wenige große Universitäten sich den Luxus einer Zweiteilung des orientalischen Lehrstuhls werden gestatten dürfen, indem ein Gelehrter etwa Assyrisch, Sumerisch usw., der andere aber die islamischen Studien pflegt, wird die notwendige Betonung praktischer Gesichtspunkte wohl dazu führen, den einen oder andern mit einem Assyriologen besetzten Lehrstuhl nach seiner Erledigung etwa durch einen Islamforscher zu besetzen. Eine gewisse Entschädigung freilich bilden die Museen, die für ihren Betrieb assyriologisch und altorientalisch geschulte Kräfte benötigen. Aber abgesehen davon, daß diese Gelehrten dann als Lehrer nicht in Frage kommen, weil an den Museumsorten wie Berlin, Leipzig, München ohnedies im Lehrplan der Assyriologie Rechnung getragen wird, ist die Zahl dieser Unterbringungsmöglichkeiten eben auch nur beschränkt. Schließlich wird aber an vielen Hochschulen die Assyriologie von Alttestamentlern mitversorgt, deren fachliche Gebundenheit durchaus nicht hindert, daß unter ihnen sich eine Reihe glänzender Sprachkenner befindet, und jemand, der sich tiefer in dieses Gebiet hineinzuarbeiten beabsichtigt, wird nicht um den Zwang herumkommen, an einer großen Hochschule einen Sonderfachmann zu hören. Die Museen bieten, wie das Kaiser-Friedrich-Museum oder das Museum für Völkerkunde, auch für einige neuorientalisch gerichtete Gelehrte eine dauernde und lohnende Stätte. Die Lehrtätigkeit ist nicht nach jedermanns Neigung und Geschmack. Nach wie vor macht allein der Vortrag des Redners Glück, und es mag manchen Orientalisten geben, der zwar ein angesehner Forscher und Büchergelehrter ist, dessen Stärke aber auf einem ganz andern Gebiet als auf dem des Vortrags liegt. Diesem Schlag von Gelehrten müßte in erster Linie der Zutritt zur Museumslaufbahn offen gehalten werden, wo sie, umgeben von ihren Sammlungen und Büchern, sich weit wohler und sichrer fühlen würden als auf der Lehrkanzel.

In diesem Zusammenhang wäre wohl auch der schwierigen Frage näherzutreten, inwieweit sich etwa die Ausgestaltung des Orientalischen Seminars in Berlin zu einer Ausland-Hochschule empfiehlt. Die Einwände, die Adolf v. Harnack vor zwei Jahren in dieser Zeitschrift[7]) mit guten Gründen dagegen erhoben hat, lassen sich in ihrer Gesamtheit jetzt vielleicht nicht mehr aufrechterhalten. Die Überzeugung von der Notwendigkeit der Auslandstudien hat sich längst durchgesetzt; eine besondere Betonung des Morgenlandes wird sich dabei auch trotz des gewaltsam unterdrückten deutschen Einflusses im nahen und fernen Osten nicht umgehen lassen. Die Gewißheit, daß einschlägige Unterrichtsgegenstände wie Sprach- und Länderkunde, Gesellschaftslehre und Volkskunde etwa in Berlin oder Hamburg eine ausreichende Pflege finden werden, darf die übrigen Hochschulen des Reiches nicht in das laue Bewußtsein einwiegen, daß deshalb anderwärts nichts hierfür geschehen müsse. Im bescheidenen Rah-

7) 13. Jahrgang, Sp. 181 ff.



men sollte auch an den kleineren Universitäten der praktischen Orientkunde Rechnung getragen werden. Daß das Orientalische Seminar allein nicht ausreicht, eine richtige Kenntnis der östlichen Verhältnisse zu vermitteln, hat ebenfalls der Krieg erwiesen. Sonst hätte die Zahl derer, die sich im Morgenland etwa wie in der Mark Brandenburg einrichteten und benahmen, nicht so erschreckend hoch sein können. Das Maß von Unverstand, mit dem man z.B. unsere türkischen Bundesgenossen behandelte, übertrifft jede noch so verstiegene Vorstellung. Daß der gute Wille, sich dem fremden Volkstum anzupassen, allein nicht ausreicht, haben viele unerfreulich deutlich gezeigt, die sich mehrere Jahre im Orient aufhielten. Ihr Benehmen war teilweise ebenso unverständlich wie älterer Orientfahrer schriftliche Ergüsse, die nach Zettelkästen schmeckten oder, um mit Pytheas zu sprechen, nach der Lampe rochen.

Die Gefahren, die mit einem derartig gerichteten Kurs auf einem nur scheinbar so abgelegenen Gebiet wie die morgenländischen Studien erwachsen müssen, hat man im Ausland längst erkannt. Und wenn bei Vergleichen, wie sie etwa T. W. Rhys Davids in seinem Aufsatz „Oriental studies in England and abroad" darlegte (Proceedings of the British Academy, I. Bd.), Deutschland verhältnismäßig glänzend abschnitt, so ist das auf die ausschließliche Verwertung zahlenmäßiger Unterlagen zurückzuführen. Zahlen entscheiden eben trotz J. F. Benzenberg nichts oder nur wenig.[8]) Höchst lehrreich wegen der darin enthaltenen Gutachten auch von Großkaufleuten, Reisenden und Ausländern sind für die Neugestaltung des morgenländischen Studienbetriebes in Deutschland die „Minutes of evidence taken by the Committee appointed by the Lords Commissioners of His Majesty's Treasury to consider the organization of oriental studies in London" (London, 1909, 324 Ss.) sowie der „Report of treasury committee on the organization of oriental studies in London" (London, 1909, Wyman).[9]) Die Berücksichtigung der dort vor allem auch um des auswärtigen Regierungsdienstes willen getroffenen Bestimmungen hat zweifellos ein gut Teil der englischen Erfolge auf den morgenländischen Kriegsschauplätzen bewirkt, ganz abgesehen von den übrigen, auf feines Verständnis der östlichen Seele gegründeten diplomatischen Maßnahmen des schlauen Britenvolkes.

Es wäre verkehrt, grundverkehrt, wollte man etwa vom lebenden Geschlechte der deutschen Orientalisten ein Aufgeben ihrer bisherigen Lehrweisen verlangen oder ihnen gar zumuten, in beschwerlichen Orientreisen die etwaigen Lücken in ihrer Landeskenntnis auszufüllen. Zumal von den älteren unserer Orientforscher wird man ein Mit-der-Zeit-Gehen[10]) nicht mehr verlangen dürfen. Manche unter ihnen haben übrigens seit langem in weiser Voraussicht die Wichtigkeit gewisser Zweige der morgenländischen Studien

8) Das gleiche gilt m. E. auch von dem Aufsatz S. Levis „L'enseignement de l'Orientalisme en France. Son état actuel — les réformes nécessaires" in der Revue de synthèse historique, XX. Band, S. 261—277.

9) Vgl. dazu M. in dieser Zeitschrift, III. Band, 1909, Sp. 1397—1400 sowie H[enri] D[éherain] „La nouvelle organisation des études orientales en Grande Bretagne" im Journal des Savants, 1909, S. 521—523, ferner Journal Asiatique, X. Reihe, 14. Band, S. 545.

10) Vgl. dazu die trefflichen Worte Richard Hartmanns „Der nähere Orient im Lehrbetrieb unserer Hochschulen" im II. Jahrg. des Deutschen Vorderasien- und Balkanarchivs, Leipzig 1919, S. 77—79.

betont und in ihrem Lehrbetrieb berücksichtigt. Ich denke z. B. an Georg Jacob in Kiel, der als einziger Deutscher schon vor 30 Jahren ein Hauptgewicht auf das Osmanische legte und erst durch die Gegenwart die angenehme Bestätigung erhielt, wie gut er daran getan habe. Auch wird niemand etwa die unbillige Forderung erheben, daß die in Jahrhunderten bewährte reinsprachliche Arbeit etwa durch ein seichtes, im Feuilletonstil gehaltenes Gerede ersetzt werde. Der Wunsch, daß die alte Fleischersche Schule ihre ehrwürdige Überlieferung aufrechterhält, wird auch in Zukunft von allen Einsichtigen geteilt werden. Ist ja Leipzig heute noch nicht nur eine treffliche Pflegstätte für Islamkunde und die klassisch-orientalischen Studien, sondern auch für die sprachwissenschaftliche Erforschung der Islamwelt ganz im Sinne des guten „Schejch" geblieben. Trotz alledem wird man zugeben müssen, daß nicht allein im Universitätsbetrieb, sondern auch in der Stubenarbeit immer noch eine Richtung vorherrscht, die den Bedürfnissen der Neuzeit nicht immer entgegenkommt. Mit jedem Jahre bringen die Meßkataloge eine Menge tiefgründiger Untersuchungen und vermehren die im letzten Jahrhundert erschienene Reihe ähnlich gearteter Schrifterzeugnisse. An zusammenfassenden, dringend erforderten Hilfsmitteln oft notdürftigster Gattung fehlt es dagegen bedenklich. In diesem Sinn allein kann man als Schreiber vielleicht das Eingehen so zahlreicher Fachzeitschriften begrüßen, die eine Unzahl kleiner Forschungen brachten und damit die großzügige Arbeit behinderten.

4.

Im vorstehenden konnten nur Andeutungen darüber gemacht werden, wie etwa die morgenländischen Studien sich den Erfordernissen der Gegenwart anzugleichen haben. Ins einzelne gehende Vorschläge zu machen, liegt ebensowenig in meiner Absicht wie in meiner Zuständigkeit. Seit den letzten Monaten ist eine große Bewegung innerhalb der deutschen Orientalistenwelt im Gange, die sich im Rahmen eines Verbandes für morgenländische Forschung mit diesen Dingen zu befassen sicherlich angelegen sein läßt, sobald der von C. H. Becker und E. Herzfeld entworfene großzügige und ganz zeitgemäße Plan verwirklicht worden ist. Es ist ein Segen für die deutsche Orientalistik, daß in einer Zeit, wo die drohende feindliche Haltung großer wissenschaftlicher Kreise des Auslandes ihren Lebensnerv zu lähmen droht, wo Lohnverhältnisse und Stoffmangel die Schreibmöglichkeit in einer fast nicht mehr erträglichen Weise beschränken, ihre Belange von einem Manne getragen und gefördert werden, dessen Persönlichkeit die zuversichtliche Bürgschaft gibt, daß die schwere Not der Zeit dereinst überwunden und in der Zukunft wieder erträgliche Daseinsbedingungen für die deutsche Orientalistik geschaffen werden: ich meine Carl Heinrich Becker. Selbst dem Hochschullehrerberuf entstammend, wo er, mit dem Ruf eines der besten lebenden Islamkenner, in Hamburg burg und zuletzt in Bonn eine anregende, weitausgreifende Lehrtätigkeit entfaltete und sich zugleich als gedankenreicher und zielbewußter Umgestalter erwies, ward er schon vor dem Umsturz, noch von der alten Regierung in das preußische Unterrichtsministerium berufen. Dort wurden ihm als Wirkungsfeld die Universitäten übertragen. In seiner neuen Eigenschaft ward er dann vor die ebenso dankenswerte wie undank-



bare Aufgabe gestellt, die Umgestaltung der Hochschulen durchzuführen. Daß dabei von einem so hervorragenden Orientalisten die Interessen seines alten Sonderfaches sachgemäß und nachdrücklich vertreten werden, steht wohl ebenso außer Frage, wie die Hoffnung nicht zuschanden werden wird, daß diese Umwandlung unter der Leitung eines so welterprobten und praktischen Führers in einer zweckmäßigen, berechtigten Ansprüchen der Neuzeit angepaßten Form erfolgen wird.

Eine Hauptschwierigkeit wird auch hier der nervus rerum sein, der der Betätigung eines guten Willens an einer gewissen Stelle ein Ziel setzen wird. Doch steht zu hoffen, daß gerade vom Gesichtspunkt der praktischen Umbildung des morgenländischen Studienbetriebes aus auch der geldliche Aufwand vom Reiche mit offenerer Hand bestritten werden wird, als dies etwa bisher der Fall war, wo man über die Orientalistik als einen untergeordneten Zweig des Wissenschaftsbetriebes glaubte hinwegsehen und sie als notwendiges Übel betrachten zu dürfen. Kein Zweifel, der östlichen Wissenschaft dienen so treffliche Kräfte, daß auch weiterhin das ernst und sachlich urteilende Ausland in ihr ein gewaltiges Bollwerk deutschen Geistes erblicken wird. Wir dürfen getrosten Mutes in die Zukunft schauen. Der neue Orient muß sich auch dem Deutschen wieder öffnen, und das alte Morgenland wird seine Bedeutung bewahren, solange die Kirchen etwas gelten, die ihm ihre Urkunden verdanken.

Neue Veröffentlichungen über die Vorgeschichte des Weltkrieges.

Von Justus Hashagen.*)

II.

Außer den bisher besprochenen Sammlungen und Editionen sind auch zwei lehrreiche Darstellungen erschienen, von denen die Hiltebrandts die umfassender ist; denn sie behandelt unter dem Gesichtspunkte der Vorgeschichte des Krieges drei Gegenstände von größter Tragweite: 1. Die traditionelle Politik der großen Mächte. 2. Den Ausbruch und die Ausbreitung des Weltkrieges. 3. Den Kampf der politischen Ideen.

Von diesen Abschnitten ist der zweite durch die neuen Veröffentlichungen über die diplomatische Geschichte des Kriegsausbruchs zwar teilweise überholt, aber besonders wegen seiner allgemeinen brauchbaren Gesichtspunkte, in deren Aufstellung der umsichtige Verfasser nicht hier nur große Geschicklichkeit bekundet, recht lesenswert, zumal da Hiltebrandt, ohne der geschichtlichen Wahrheit zu nahe zu treten, eifrig und erfolgreich bemüht ist, den Umfang und die Stärke der deutschen Friedensliebe, wie sie sich noch während der unglücklichen Dreizehn Tage mehr als ein Denkmal gesetzt hat, gebührend hervorzuheben. Einen sprechenden Beweis dafür erblickt der Verfasser mit Recht auch in der Tatsache, daß ein „Hyperpazifist" wie Lichnowsky fast zwei Jahre lang Vertreter des Deutschen Reiches in London sein konnte. Andererseits wird der Haltung der englischen Regierung während dieser letzten Krise eine of-

*) Siehe Heft 4.

fene Kritik gewidmet, und was S. 232 ff. über die Schuldfrage im ganzen gesagt wird, ist durchweg wohlbegründet und gehört mit zu dem Besten, was bisher darüber geschrieben ist. Unter der Überschrift „die Ausbreitung des Krieges“ wird dann noch die Haltung Belgiens, Italiens und der Vereinigten Staaten von Amerika erörtert.

Nicht minder beachtenswert ist der dritte den „Kampf der politischen Ideen“ darstellende Teil. Indem Hiltebrandt hier, wenn auch in gedrängter Kürze, die Prestige-, Verleumdungs- und Idealisierungspropaganda der Entente eindrucksvoll und auf Grund umfassender Kenntnis der feindlichen Ziele und Mittel zur Anschauung bringt, gräbt er politisch und historisch weit tiefer als Rohrbach mit seinem ersten Bande. So hat der Verfasser gerade mit diesem Kapitel seinem formal aufs beste durchgearbeiteten Werke den wirksamsten Abschluß geben können. Auch an andern Stellen kommt er auf dies unerschöpfliche Thema zurück. Trefflich gelungen ist S. 150 ff. die Kritik des englischen „Pazifismus“ und seines „moralischen Alibi“, auf das er verweisen konnte, wenn es trotz seiner Abrüstungsvorschläge zum Kriege kam.

Der Schwerpunkt der Darstellung liegt jedoch durchaus im ersten Teile, dessen Überschrift „die traditionelle Politik der großen Mächte“ noch nicht einmal deutlich genug erkennen läßt, um was es sich handelt. Man findet hier eine großzügige Einführung in die Hauptprobleme der Vorgeschichte des Weltkrieges im weiteren und weitesten Sinne (auch die Staatengeschichte früherer Jahrhunderte wird mit Erfolg herangezogen) vom Standpunkt der besonderen Eigenart der großen Mächte aus, gewissermaßen eine zeitgemäße, durch die Kriegserfahrungen befruchtete Weiterbildung der klassischen Arbeiten von Ranke und M. Lenz über die großen Mächte. Wenn man auch Italien, die Vereinigten Staaten und Japan in dieser sonst durchaus weltgeschichtlich orientierten Aufstellung nur ungern vermißt, so dürfen doch diese Darlegungen trotz ihres verhältnismäßig knappen Umfangs als eine Zierde unsers neusten politisch-historischen Schrifttums bezeichnet werden. Sie sind, wie man sich denken kann, ihrem allgemeinen Zwecke entsprechend nicht zeitlich, sondern örtlich-sachlich gegliedert. Das war unvermeidlich, wenn die Haupt- und Grundzüge der auswärtigen Politik der großen Mächte mit der nötigen Klarheit herausgearbeitet werden sollten. Wiederholungen ließen sich dann nicht ganz vermeiden. Aber der kritische Leser nimmt diese und kleinere chronologische Versehen in Kauf, wenn er sonst, besonders mit der Aufstellung allgemeiner Richtlinien, so reich entschädigt wird.

Von einem deutschen, unter dem Eindrucke des Waffenstillstands abgeschlossenen Kriegsbuche kann man völlige Unparteilichkeit nicht verlangen. Einer blutleeren und politisch selbstmörderischen Objektivität vermag sich der seiner vaterländischen Aufgabe durchaus bewußte und in seinem deutschen Gewissen gebundene Historiker nicht zu verschreiben. Vielmehr führt Hiltebrandt mit scharfem Geiste und mit scharfer Feder die historisch-politische Verteidigung seines unglücklichen Vaterlandes. Er gibt ferner dieser von der ersten bis zur letzten Seite fesselnden Verteidigung damit die richtige Spitze, daß er in seinem ersten Teile Licht und Schatten mit Absicht ungleichmäßig verteilt: der britischen Festlands- und Weltpolitik wird mit vollem Bewußtsein der breiteste und zu-



gleich der dunkelste Platz angewiesen. Gerade in diesem für die allgemeine Beurteilung der Vorgeschichte des Krieges im weiteren Sinne und der ganzen Schuldfrage entscheidenden Punkte bleibt er hinter dem angeblich so alldeutschen, noch zu würdigenden Grafen Reventlow kaum eine Schrittlänge zurück. Als Apologet läßt er sich von ihm durchaus nicht übertreffen, obwohl er selbst mit den Alldeutschen nichts zu tun haben will. In Hiltebrandts ganzem Werke gibt es keinen Abschnitt, der auf einen so scharfen, unerbittlichen Ton gestimmt ist wie der über England.

Die große Apologie der deutschen Politik wird vorbereitet durch eine eindringliche Würdigung Preußen-Deutschlands, die, ohne sich von den gegenteiligen feindlichen und heimatlichen Behauptungen beirren zu lassen, dem Staate Preußen als dem in der Geschichte bewährten Horte Deutschlands endlich wieder die notwendige Gerechtigkeit widerfahren läßt. Damit wird der richtige Auftakt sowohl zur umfassenden Schilderung der auswärtigen Reichspolitik wie des ganzen Kapitels über die großen Mächte gefunden. Die paar Seiten, die der Verfasser am Schlusse dieser Einleitung über die Alldeutschen anfügt, sind zur Anbahnung eines gerechten Urteils über sie dienlicher als Rohrbachs ganzer zweiter Band.

Der Abschnitt über Frankreich andererseits mit seiner Brandmarkung des französischen Militarismus und des französischen Hangs zu Völkerrechtsverletzungen (Bruch der Algecirasakte) führt dann allmählich in das britische Reich der Finsternis hinüber. Auf dem Kapitel über England liegt der ganze Nachdruck. Es steht in einem inneren, notwendigen Zusammenhange mit dem Kapitel über Deutschland. Denn was früher in dieser Einleitung als geschichtlich notwendige Wesenszüge deutscher Festlands- und Weltpolitik aufgezeigt worden ist, erscheint jetzt in dem Kapitel über England als notwendiger Grund der englischen Feindschaft gegen Deutschland: 1. Die Friedens-, 2. die Gleichgewichts-, 3. die Welthandels-, 4. die Marinepolitik (vgl. die lichtvolle Zusammenfassung S. 137). Der Verfasser führt hier zu dem Kernpunkte des schon im Titel des ganzen Werkes packend zum Ausdruck gebrachten „europäischen Verhängnisses". In dem trotz aller Kürze überzeugend geführten Nachweise von der Notwendigkeit dieses inneren Zusammenhanges zwischen deutschem Lebens- und englischem Vernichtungswillen liegt der wissenschaftliche Hauptertrag des Buches, von dem auch Geschichts- und Kriegsphilosophie einen Anteil erhalten können.

Der zweite Hauptgegenstand des Englandkapitels ist die Entwicklungsgeschichte der von Lichnowsky (vgl. S. 177) so völlig verkannten Einkreisungspolitik Englands. Auch hier finden sich im allgemeinen und im einzelnen viele treffende Beobachtungen. Und doch hat selbst dieser gegenüber England so hellsichtige Deutsche in einer Hinsicht noch nicht alles gesagt. Seine Entwicklungsgeschichte der englischen Einkreisungspolitik vor dem Kriege ist insofern lückenhaft, als die Einbeziehung neutraler Mächte in den großen um das Deutsche Reich von England vor dem Kriege geschmiedeten Ring, ohne dessen Dasein der Krieg nie zugunsten des allmächtigen Inselreiches ausgeschlagen wäre, fast gar nicht berücksichtigt wird, obwohl schon die bisherigen deutschen Darstellungen, wie z. B. Reventlows Hauptwerk, zur Genüge

darauf eingehen.[1]) Immer wieder lassen sich lange vor dem Kriege drei Hauptbetätigungen dieser Einkreisungspolitik nachweisen: die Wühlarbeit innerhalb des Dreibundes, überhaupt die Untergrabung alter deutscher Freundschaften, die Wiederbelebung alter deutscher Feindschaften, darüber hinaus aber auch die langjährige und an mehr als einer Stelle von Erfolg gekrönte Bearbeitung der Neutralen. Diese letzte Betätigung wird vom Verfasser unterschätzt, wie auch das S. 161 über die Haltung der Neutralen gefällte allzu optimistische Urteil erkennen läßt.

Noch in einem andern Punkte vermag man dem Verfasser nicht zu folgen. Im Hinblick auf den von Deutschland während der ersten Marokkokrise von 1905 und von den Mittelmächten während der Bosnischen Annexionskrise von 1908/09 errungenen diplomatischen Erfolg konstatiert Hiltebrandt das Scheitern der englischen Einkreisungspolitik. Er kann sich für diese Feststellung nicht nur, was er wirklich tut, auf G. Hanotaux und P. Leroy-Beaulieu, sondern, was schwerer ins Gewicht fiele, auch auf manchen deutschen Politiker wie Jäckh berufen, besonders aber auf den Hauptspieler selbst, nämlich den Fürsten Bülow, der diese Anschauung auch in der Kriegsfassung seiner „Deutschen Politik" hartnäckig festgehalten hat. Aber selbst solche Autoritäten können auf dem Wege zur geschichtlichen Wahrheit nicht das letzte Wort behalten, sondern allein die Tatsachen aus der Zeit nach Beilegung der Annexionskrise. Diese lassen einem unvoreingenommenen Beurteiler keinen Zweifel darüber, daß jene diplomatischen Erfolge Deutschlands oder der Mittelmächte von 1908/09 oder gar von 1905 nur vorübergehend gewesen sind. Die englische Einkreisungspolitik wird durch sie so wenig zurückgedämmt, daß sie vielmehr gerade aus jenen Erfolgen einen um so stärkeren Antrieb erhält, nur daß sie jetzt äußerlich allerdings weit vorsichtiger als früher auftritt, und daß England sich immer mehr in das Zwielicht eines in pazifistische Fernen verschwimmenden Hintergrundes zurückzieht und die äußere Führung des Chors in der Tragödie immer mehr den Russen und ihren französischen und balkanischen Freunden überläßt, zumal im Orient. Aber das ist nur Schein, durch den man sich nicht blenden und von der Erkenntnis des wahren Seins abhalten lassen darf. Auch die Tatsache, daß Deutschland bis 1910 seine Flottenpolitik gegen England im allgemeinen durchgesetzt hat, kann nur als vorübergehender Erfolg bezeichnet werden. Schon die vom Verfasser zu kurz behandelte und übrigens ein Jahr zu spät angesetzte, für die Beurteilung der Schuldfrage im weiteren Sinne grundlegende Berliner Mission Haldanes hat 1912 die deutsche Flottenrüstung beeinträchtigt, womit den anerkennenden Worten des Verfassers über die Verdienste der im übrigen intakten deutschen Flotte im Weltkriege (S. 160 f.) natürlich nicht widersprochen werden soll. Aber von dem „Scheitern der englischen Isolierungspolitik" in den letzten Jahren vor dem Kriege mit einer solchen Zuversichtlichkeit zu sprechen, wie Hiltebrandt es tut, gehört zu den unausrottbaren deutschen Illusionen, von denen sich gerade unser Autor

1) Einiges habe ich 1918 in zwei Kriegsvorträgen zusammengestellt: Vorgeschichte des Weltkrieges 1890—1908 (Deutscher Staat und deutsche Kultur S. 97 ff.) und Vorgeschichte des Weltkrieges seit Bismarcks Entlassung (Vorträge des Lehrgangs für den Heimatdienst im Bereich des Stellv. Gen.-Kommandos XXI. und XVI. A. K. S. 7 f.).

sonst mit Bewußtsein und Erfolg fernhält. Auf solche Illusionen geht es auch zurück, wenn das Ergebnis der außerordentlich verhängnisvollen Zusammenkunft von Racconigi als nur „platonisch" bezeichnet wird. Das Urteil über die italienische Politik und ihre Einwirkung auf die Vorgeschichte des Krieges lautet hier und sonst viel zu günstig, obwohl der Verfasser zu den guten deutschen Italienkennern zu rechnen ist. Gewiß kam es im Tripoliskriege zu Reibungen zwischen Italien und den Westmächten. Aber die, auch in einem der früheren in dieser Zeitschrift erschienenen Beiträge des Referenten[2]) noch teilweise verkannte, weltpolitische Hauptwirkung des Tripoliskrieges liegt doch vielmehr darin, daß Italien durch das Tripolisabenteuer in eine noch viel größere Abhängigkeit von den Westmächten geriet, als vorher bestanden hatte. Auch die friedliche Gesinnung Rußlands wird S. 164 f. vom Autor überschätzt. In Persien war es weit mehr der schuldige Teil, als er erkennen läßt.

Im übrigen hat jedoch der Verfasser auch für die russische Gefahr volles Verständnis. Das zeigt sich in seiner nüchternen Erörterung der deutschen Ablehnung des „Bundes" mit England um die Jahrhundertwende (S. 154 ff.). Heute ist es, wozu auch die Veröffentlichungen von Hayashi, Hammann und Eckardstein Anregung gegeben haben, außerordentlich beliebt, über das damalige Scheitern des deutsch-englischen Ausgleichs zu klagen. Hiltebrandt verweist demgegenüber sehr richtig darauf, daß die Folge eines Ausgleichs mit England für das Deutsche Reich auch außerordentlich verhängnisvoll hätte sein können, daß Deutschland „künftighin neben dem französischen Revanchekrieg den viel gefährlicheren russischen zu fürchten hatte" ...

Auch an andern Stellen tritt ein gesundes politisches Urteil zutage. So hat Hiltebrandt zum ersten Male in helles Licht gestellt, wie verhängnisvoll die 1911 unter englischem Druck erfolgte Preisgabe der Algecirasakte durch Deutschland gewirkt hat: „Man hoffte, durch Beseitigung des marokkanischen Konflikts den Weg zu einer Entspannung... freizumachen und den... Frieden... zu sichern. In Wirklichkeit bedeutete die Beilegung der marokkanischen Frage zugunsten Frankreichs die Eröffnung der orientalischen Frage, die das europäische Gleichgewicht aufs schwerste erschüttern mußte. Ein Meer von Wirren war die Folge" (S. 179 f). Es verdient auch hier angemerkt zu werden, daß sich dies Urteil von dem Reventlows kaum noch unterscheidet. Hiltebrandts Ansicht, daß die orientalische Frage nicht nur durch die Bosnische Annexionskrise von 1908/09, sondern auch durch die letzte und schärfste Marokkokrise von 1911 in verhängnisvollem Umfange aufgerollt worden ist, erweist sich als durchaus begründet und fruchtbar. Man braucht nur an den Zusammenhang zwischen dieser Marokkokrise und dem Tripoliskriege zu erinnern.

* * *

Graf Reventlow sagt im Vorworte über die Anlage seines Buches, er habe es für wichtig gehalten, „den Zusammenhang zwischen Anlaß und Ursache des Weltkrieges durch den Inhalt und durch die Anordnung des Textes sichtbar zu betonen. Das ... Bild vom Funken, der in das offene Pulverfaß fällt, ist nicht zutreffend; denn der Funke ist ... ebenso zufällig

2) 9 (1915) S. 622 ff.

wie das Pulverfaß ... Die Ermordung des Erzherzogs läßt sich mit diesem Funken nicht vergleichen; denn die Tat selbst erwuchs in jahrelanger Entwicklung aus der Lage und aus den Verhältnissen, die zum Kriege geführt haben" ... Dem Verfasser ist sachlich darin beizustimmen, daß das Attentat von Sarajewo nicht als ein zufälliges wie Zündstoff wirkendes Ereignis bezeichnet werden kann. Es hängt vielmehr als eine Art von Exponent oder Symptom der großserbischen gegen den Bestand der Doppelmonarchie gerichteten Bewegung auch mit den tieferen Ursachen des Krieges zusammen. Und es ist keineswegs überflüssig, diesen allgemeinen Standpunkt gegenüber mancher in Deutschland und besonders im Ausland beliebten Verschleierung „sichtbar zu betonen". Nur ist das auch ohne Änderung der Zeitfolge möglich. Formal liegt kein zwingender Grund dafür vor, die Zeitfolge zu verlassen und vom Attentate aus den Weg nach rückwärts einzuschlagen. Lästige Verweise und Wiederholungen sind die Folge. Auch sonst wird die Klarheit dadurch nicht gefördert. Ebenso hätte sich „die britische Hand", die um so deutlicher sichtbar werde, je weiter man sich vom Attentate entferne, auch ohne die Umkehrung der Zeitfolge aufzeigen lassen.

Es ist hier nicht der Ort, auf andere formale Mängel des Buches näher einzugehen. Dem Grafen Reventlow, der als schlagfertiger und schlagkräftiger Publizist bekannt ist, will es anscheinend nicht gelingen, sich einen eigenen historiographischen Stil zu schaffen. Seine Stärke liegt im politischen Räsonnement, in der Erörterung politischer Eventualitäten. Darüber kommt die eigentliche Geschichtsdarstellung zu kurz. Es werden zu wenig Tatsachen geboten. Auch das Kompositionstalent des Verfassers hat sich nicht entwickelt. Bis auf die Formalien des Stiles herunter ist Reventlows neues, in der Form keineswegs ausgereiftes Werk ein Rückschritt hinter sein altes über Deutschlands auswärtige Politik. Daher ermüdet die Lektüre, und der Leser hat oft den Eindruck, daß der Verfasser es an der nötigen formalen Sorgfalt hat fehlen lassen. In formaler Beziehung bedürfte dies Werk einer gründlichen Revision, und das beste wäre vielleicht, es mit dem früheren Hauptwerk, zu dem es eine Ergänzung darstellt, zusammenzuarbeiten, ebenso wie mit dem noch nicht herausgekommenen über die Kriegsverhandlungen. Dann würde auch die unhaltbare, allem Sprachgebrauch widersprechende Unterscheidung zwischen diplomatischer und politischer Vorgeschichte des Krieges entbehrlich.

Wenn sonst der Publizist zum Historiker wird, erwartet man von ihm eine besonders temperamentvolle Leistung. Manches Ereignis der älteren kleindeutschen Geschichtschreibung bestätigt diese Erwartung. Bei Reventlow aber, obwohl er in erster Linie Publizist ist und Historiker vielleicht nur im Nebenamte, macht man beinahe die gegenteilige Erfahrung. Die Schreibart ist durchweg ruhig, ja trocken. Sie hält sich frei von dem Radikalismus des Publizisten. Aber auch in sachlicher Hinsicht vermeidet der Historiker übertriebene Zugeständnisse an den Publizisten. Reventlow verschmäht es, mit Enthüllungen und Sensationen zu arbeiten. Wer dergleichen bei ihm sucht, wird enttäuscht. Wirklich Neues wird man deshalb bei ihm vielleicht weniger finden als bei Hiltebrandt. Eine Ausnahme bilden nur etwa die interessanten Mitteilungen über seine Be-

ziehungen zum japanischen Botschafter Sugimura in den Jahren 1913/14 (S. 290 f.). Wo sich der Verfasser vom Boden der Tatsachen entfernt, sei es, daß er seiner Vorliebe für breit ausgesponnenes politisches Räsonnement nachgibt, sei es, daß er sich in der Erörterung von allerlei Eventualitäten oder in sonstigen Vermutungen ergeht: überall wird das klar zum Ausdruck gebracht. An mehr als einer Stelle wird die Unsicherheit und Lückenhaftigkeit unserer Kenntnis ausdrücklich betont.

Die beiden ersten Kapitel über das Attentat von Sarajewo und über die Balkanpolitik seit der Annexionskrise tragen mehr einen skizzenhaften Charakter. Schon hier wird jedoch das Leitmotiv des Ganzen angeschlagen, indem der aktive Anteil Englands an der Erregung balkanischer Wirren und an ihrer Auswertung gegen die Mittelmächte zwingend nachgewiesen wird. „Wenn über die Rolle Großbritanniens im letzten Jahrzehnt vor dem Großen Kriege nichts weiter bekannt wäre als seine Balkan- und Orientpolitik, so müßte es als Anstifter des Weltkrieges bezeichnet werden."[3]) Auch die Haltung der Westmächte zum Tripoliskrieg wird hier weit treffender gewürdigt als bei Hiltebrandt.

Reventlows Untersuchungen zur Vorgeschichte des Krieges sind manchen andern besonders deshalb überlegen, weil ihnen eine klare Einsicht in das Wesen und die Tragweite, in die Ziele und Mittel der englischen Auslandspolitik zugrunde liegt. Daher ist sachlich-politisch auch kein anderer so wie Reventlow befähigt, „die europäische Politik" im letzten Jahrzehnte vor dem Weltkrieg darzustellen. In der gegen England gerichteten Grundanschauung deckt sich dies neue Buch im wesentlichen mit dem zuerst kurz vor dem Kriege erschienenen Hauptwerke. Wer sich mit ihm auseinandersetzen will, muß sich mit dieser seiner Grundanschauung auseinandersetzen.

Sie beeinflußt vor allem die Beurteilung der Bülowschen Politik. Reventlow kritisiert Bülows Marokkopolitik und weist den Optimismus des Fürsten hinsichtlich des Mißerfolgs des „luftigen Gebildes" der Einkreisungspolitik zurück. Seines Erachtens „beruhte das Gelingen der Bülowschen Politik in der bosnischen Angelegenheit nicht auf einer als überwältigend angesehenen Stärke Deutschlands an sich, sondern auf der Unbereitschaft und Uneinigkeit der Koalition" (S. 205). Im weiteren Verlaufe bemüht sich der Verfasser mit Erfolg um den Nachweis, daß diese Unbereitschaft und diese Uneinigkeit in der bis zum Ausbruch des Weltkrieges noch zur Verfügung stehenden Zeitspanne auf seiten des werdenden Vielverbandes immer mehr beiseitigt worden sind. — Man wird also nicht sagen können, daß Reventlow der Politik Bülows kritiklos gegenübersteht. Aber ihre Zurückhaltung gegenüber England vermag er gerade vom Boden seiner gegen England gerichteten Grundanschauung aus am wenigsten zu verurteilen. Was er zu ihrer Rechtfertigung anführt, verdient gerade heute dieselbe Beachtung wie die ähnlichen Anschauungen Hiltebrandts. Wenn die Engländer Bülow für „falsch" erklärten, so bedeutet ein solches Zeugnis aus Feindesmund für Reventlow S. 207 nur: „daß der deutsche Staatsmann sich englischer Vormundschaft nicht rückhaltlos anvertraute, nicht für seine Pflicht hielt, seine Karten aufzudecken, sondern eine eigene unabhängige Politik zu treiben versuchte." Die Beweggründe, aus denen sich Reventlows Ver-

3) S. 67; vgl. S. 71 und 98 f.

teidigung dieser Seite der Bülowschen Politik erklärt, liegen nicht neben der Sache, sondern in Reventlows Grundanschauung über England. Von der inneren Politik ist in dem ganzen Buche fast gar nicht die Rede.

Vom Boden seiner gegen England gerichteten Grundanschauung aus muß der Verfasser endlich die auswärtige Politik Bethmann Hollwegs einer scharfen Kritik unterziehen. Als die beiden innerlich zusammenhängenden verhängnisvollen Merkmale des „letzten Kurses" erscheinen ihm die Illusionen über England und die Gegnerschaft gegen die deutsche Flottenpolitik. Zu diesen allgemeinen Grundfehlern kommen aber noch eine Reihe kräftiger Irrtümer im einzelnen. Im Gegensatz zu den S. 238 ff. zum ersten Male genauer dargestellten aggressiven englischen Flottenbewegungen während der Agadirkrise ist die deutsche Marokkopolitik des Jahres 1911 ein weiterer Beweis für die typische deutsche Versöhnungspolitik. Aber sie ist völlig gescheitert. Ähnlich wie Hiltebrandt bemerkt der Verfasser dazu: „Die Größe des Mißerfolges lag im Scheitern der Verwirklichung des politischen Leitgedankens: reinen Tisch zu machen, um daran anschließend Verständigung mit Frankreich und Großbritannien anzubahnen und dem labilen Gleichgewichte des Weltfriedens Stabilität zu geben... Tatsächlich wurde das Gegenteil erreicht." Das ist in der Tat der für das Urteil über die deutsche Agadirpolitik entscheidende Gesichtspunkt; „dabei kann man ganz von dem konkreten Ergebnisse des Marokkohandels selbst absehen". Ferner hat Reventlow die Verhandlungen mit Haldane einer eingehenden kritischen Betrachtung unterworfen. Mit Recht verweist er auf die Unzulänglichkeit des von der deutschen Regierung darüber veröffentlichten (bisher nur durch Tirpitz ergänzten) Aktenmaterials. Sodann macht er auf die Verständnislosigkeit aufmerksam, die von der Reichsregierung gegenüber dem in Berlin seit März 1913 bekannten Grey-Cambonschen Briefwechsel vom November 1912 bekundet wurde. Die große Bedeutung des Zeitpunktes dieses wichtigen Kriegsschrittes wird treffend dargelegt. Ähnlich werden die Limankrise von 1913/14 und die deutsche Japanpolitik kritisiert.

Daß die deutsche Regierung und die deutsche Diplomatie an dem Ausbruch des Weltkrieges und besonders an der ständigen Verschlechterung der internationalen Lage zuungunsten Deutschlands nicht ohne Schuld sind, folgt schon aus diesen leicht vermehrbaren Mitteilungen. Auffallend ist nur, daß auch Reventlow ebensowenig wie Hiltebrandt auf die schweren Bedenken, die das Verhältnis zu Österreich-Ungarn wachrufen müssen, genauer eingeht. Der deutsche Grundfehler war hier, daß man die Nibelungentreue versprach und hielt, ohne sich den nötigen Einfluß auf die Politik des Ballplatzes, ja ohne sich auch nur den nötigen Einblick in die Arbeit der Wiener Diplomatie zu sichern. Schon jetzt läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, daß eine intimere Arbeitsgemeinschaft zwischen Ballplatz und Wilhelmstraße nie bestanden hat, von einer Gesinnungsgemeinschaft ganz zu schweigen. Sie fehlte schon während der Annexionskrise und war auch während der Attentatskrise nicht vorhanden. Man schloß sich auf Gedeih und Verderb zusammen und hegte doch gegeneinander tiefes Mißtrauen. Der Verfasser erklärt Deutschlands bosnische Politik S. 203 für eine „Lebensnotwendigkeit". Aber er fährt dann seltsamerweise fort:

„Deshalb ist die Frage nur von man möchte sagen diplomatisch-feuilletonistischem (!) Interesse, ob und wie weit und wann Bülow ... von den Annexionsabsichten Aehrenthals unterrichtet worden ist."

An andern Stellen beantwortet aber auch Reventlow in genauer Übereinstimmung mit den Ergebnissen der oben besprochenen Schriftsteller die Schuldfrage zugunsten Deutschlands. Immer wieder ergibt sich trotz aller am Auswärtigen Amte geübten Kritik auch aus dieser Darstellung einwandfrei, daß alle Hauptziele der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches im Frieden erreicht werden konnten, weil sie sich in der Aufrechterhaltung des Statusquo erschöpften, während die Feinde den Weltkrieg entfesseln mußten, wenn sie ihre imperialistischen Ideale verwirklichen wollten. Was der Verfasser S. 201 über die Offensive des Verbandes und über die Defensive der Mittelmächte sagt, gehört in denselben Zusammenhang und sollte bei jeder gerechten Erörterung der Schuldfrage gegenwärtig bleiben. Nicht minder scharf hat man dabei die vom Verfasser eindringlich gezeichnete Größe des anglo-amerikanischen Kapitalismus ins Auge zu fassen, wenn man die ständig wachsende Gefahr würdigen will, in der Deutschland schwebte. Als einer der Hauptkriegsgründe ist dieser Kapitalismus aller Beachtung wert.

Von dem reichen Inhalte des vorliegenden Werkes eine genauere Vorstellung zu geben, ist aus Raumgründen hier leider unmöglich. Nur auf die Analyse des Artikels 7 des belgischen Neutralisierungsvertrages von 1839 sei noch besonders hingewiesen.

Jean Paul im Lichte des Humors.

Von Alfred Biese.

In den mannigfachsten Schattierungen schillert die Persönlichkeit Jean Pauls, und nicht minder bunt und schwankend ist der Begriff des Humors. Vielleicht aber bietet der eine Proteus den besten Schlüssel zum Verständnis des anderen. Doch mancher fragt wohl: Was soll uns heute noch Jean Paul, dieser verschwommene Idealist, ja Spiritualist, in einer Zeit, wo nur harte Not und herbe, rauhe Wirklichkeit das Zepter führen? Und wohl mancher wendet mit bitterem Lächeln ein: Der sonnige, göttliche Humor mit der lachenden Träne im Wappen ist längst in der Welt vom Throne gestürzt und im Blute von Millionen Menschen ertränkt worden, und seine Stelle hat mit grinsendem Lächeln der Tod eingenommen: Mors imperatrix. Können wir es denn noch verstehen, daß es eine Zeit gab in deutschen Landen, wo man in Tränen seligster Rührung zerschmolz über den Schriften dieses wunderlichsten und seltsamsten Dichters, den unser Vaterland hervorgebracht hat? Begreifen es deutsche Frauen, die in seinen Werken heute blättern, daß es nicht die schlechtesten unter ihnen einst waren, die zu Jean Paul wie zu einem überirdischen Wesen in Verzückung aufschauten, die seinetwegen Gatten und Kinder verließen und nur in der Vereinigung mit ihm ihre Seligkeit finden zu können glaubten, die bei Jean Paul Wärme, Liebe, Religion in weit höherem Grade gewannen als bei Goethe und Schiller! Denn freilich kein größerer Gegensatz ist denkbar als zwischen Goethe und Jean Paul. „Die plastische Sonne", sagt



J. P., „leuchtet einförmig wie das Wachen, der romantische Mond schimmert veränderlich wie das Träumen.“ Und deshalb suchte er das magische Zwielicht mit den verschwimmenden Umrissen, das Ineinanderspielen aller Formen, die Vermischung des Verschiedenartigen, die Verwischung aller Grenzlinien, das Schimmernde, Schillernde, Andeutende, in die Fernen Weisende. „Goethe faßt alles bestimmt auf, bei mir ist alles romantisch zerflossen“, bekennt er selbst. Und Goethe schrieb, als ihn J. P. in Weimar besucht hatte, an Schiller: der sei ein so kompliziertes und wunderliches Wesen, daß niemand ihn recht anzufassen wisse, und daher schwankt das Urteil zwischen Überschätzung und Unterschätzung hin und her, und er zweifelt, daß er sich ihnen jemals nähern werde. Und J. P. erschien Schiller, als er den „Hesperus“ gelesen, wie einer, der aus dem Mond gefallen sei, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht. — Herder und Jean Paul aber flogen einander bei der ersten Begegnung im Hause der Titaniden Charlotte v. Kalb an die Brust und schluchzten vor Freude darüber, daß sie beide, die in Phantasie und Gefühl so viel Verwandtes und ein so reges und tiefes Verständnis für ihr Schaffen besaßen, sich endlich Auge in Auge sahen. Es ist gewiß unrecht, J. P. an einem Goethe zu messen, wie etwa Dürer an Raffael, den gotischen Dom an einem griechischen Tempel usf. Wohl ist J. P. ein sonderbarer Kauz, aber auch ein König zugleich auf seinem Gebiet. Er ist ein Bahnbrecher und Meister in seiner Art. Wie eine überquellende Phantasie sich der Welt zu bemeistern sucht, wie ein sentimentales Gemüt immer wieder durch die rauhe Wirklichkeit in sich selbst zurückgewiesen wird, wie an den inneren Zweifeln über Gott und Unsterblichkeit, über Frauen- und Freundesliebe edle Gemüter innerlich verbluten, wie ein überschwengliches Herz kein Genüge finden kann, weder im Weltleben noch in der Häuslichkeit und in der Ehe, wie das Vollkommene nur Traum und Schaum für den Staubgeborenen bleibt: das schimmert und schillert in tausend Farbenbrechungen durch die Jean Paulsche Dichtung hindurch. Die Phantasie, dieser frère terrible, wie er sie nennt, das gefühlsselige Ich bleibt seine Schwäche, aber es ist auch sein Reichtum und seine Stärke. Wie oft ist es uns in seinen Werken, als ob wir vor lauter Gestrüpp keinen Schritt tun könnten, und dann wieder grüßen uns inmitten von Wüsten liebliche Oasen, wo Palmenwipfel sich wiegen und Quellen rauschen.

Jean Paul ist einer der wurzelechtesten Deutschen, die unsere Erde geboren, er ist einer der selbstherrlichsten Sprachschöpfer und Wortbildner von wahrhaft mächtiger Eigenart, ein Klassiker der Seele und ein Klassiker der bildlichen Rede, die jeden Koboldsprung des Witzes begleitet; er überschüttet uns mit Metapherngold und entzündet unablässig ein Sprühfeuer geistreichster Gedankenblitze und verwegenster Ideenverbindungen. Er ist aber auch von einer Verschwommenheit in der Linienführung der Handlung und von einer Unklarheit im einzelnen, die uns immer wieder von Bewunderung in Verzweiflung, von Freude in Ärger und Verdruß herabstürzt. Wie senkt sich nun wohl das Lot eines gerechten Abwägens und eines wirklichen Verstehens in die Tiefen dieser chamäleonhaften Seele hinab? Was gibt des Rätsels Lösung, was

eine Einheit in all dem Verwirrenden und Verworrenen? **Der Humor!** —

* * *

In der Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Hegelsche Philosophie herrschte, war das Zauberwort, das alles Geschehen regelte, „Entwicklung", nach jenem Dreitakt von Thesis, Antithesis und Synthesis. Zwei Gegensätze stoßen einander ab und versöhnen sich in einer höheren Einheit. So glaubte man, auf den Gipfeln der großen Epoche unserer vaterländischen Literatur, bei Goethe und Schiller, angelangt und den Gang der ganzen bis dahin fortgeführten Entwicklung überschauend, immer noch eine höhere Vermittlung der beiden Seiten des Schönen, des Idealen und des Realen, auf historischem Boden aufsuchen zu müssen.[1]) Man fand in der Entwicklungsreihe von Gottsched, Hagedorn, Wieland, Goethe das Realprinzip, in Bodmer, Haller, Klopstock, Schiller das Idealprinzip in immer höherer Potenz, und man fragte sich: worin kann der Fortschritt über Goethe und Schiller hinaus liegen? Und man antwortete: in der Synthese des Realismus und des Idealismus, in der Vermittlung des Endlichen und des Unendlichen, und dies vermittelnde Prinzip beider Weltanschauungen ist **der Humor Jean Pauls.** Freilich war man auch damals schon sich bewußt, daß ein Vollendetes durch die Tat Jean Pauls noch nicht erreicht, daß mit ihm erst die Morgenröte einer neuen höheren Kunstform angebrochen sei, jedoch habe der Genius der deutschen Literatur in ihm den Durchgangspunkt zum humoristischen Ideal gewonnen, und der Humor sei als Träger und Vermittler und Versöhner des Unausgeglichenen und des Widerstrebenden der entsprechende Kunstausdruck für eine in mächtigen Gegensätzen wogende Zeit.

Die Wurzeln des Humors liegen im **Komischen** und im **Tragischen.** Den einen wie den anderen Begriff auf eine kurze und doch alles umfassende Formel zu bringen, hat vom Altertum bis zur Gegenwart, von Aristoteles bis zu Lipps und Volkelt nicht recht glükken wollen. Indessen man erkannte von Aristoteles ab den Kontrast, das Unerwartete, Widrige, das zugleich unschädlich sei, als den Kern des Komischen. Kant sprach von der Auflösung der Erwartung in Nichts, Jean Paul und Vischer von der Verkoppelung des Heterogenen, der unendlichen Ungereimtheit, Lipps von dem Zergehen eines irgendwie Bedeutsamen und Erhabenen usf. Jean Paul fand das Lächerliche in der Unterschiebung einer besseren Einsicht, wodurch die unbewußte Torheit sich in eine bewußte verwandele. Wenn z.B. Sancho Pansa sich eine Nacht hindurch über einem seichten Graben in der Schwebe hält, in dem Wahn, es klaffe ein ungeheurer Abgrund unter ihm, so erscheint diese unbewußte Zweckverkehrung als bewußte Zwecksetzung, und das Gefühl für die unendlich irrationale Entfernung vom Zwecke ist der eigentliche Kern des Komischen (vgl. Joh. Ziegler, „Das Komische"). In allen Formen und Farben und Lichtern solcher Komik funkelt und blitzt die Dichtung Jean Pauls.

Auch das Tragische beruht auf dem Irrationalen des Lebens[2]), auf dem unauflöslichen Dualismus, der die Welt spaltet, denken wir nun an Idee und Erscheinung, Mensch und Welt, Menschheit und Einzelmensch, Tod und

1) Vgl. Walter Robert Griepenkerl, Der Kunstgenius der deutschen Literatur des letzten Jahrhunderts. Leipzig 1846.

2) Vgl. Joh. Volkelt, Ästhetik des Tragischen. 3. Aufl. München 1917, Beck.



Leben, Pflicht und Neigung, Sinnenglück und Seelenfrieden und so ins Unendliche fort. Es war wiederum die Hegelsche Philosophie, die durch ihren Trilogismus Klarheit in den Begriff des Tragischen brachte. Es bedeutet das Erliegen menschlicher Willenskraft im Widerstreit mit dem Walten unerbittlicher Schicksalsmächte; das individuelle Sein sinkt auf der Spitze einer universellen Tatäußerung vor der Macht des Unendlichen in den Staub. Hebbel nennt wie Hegel jede Regung des einzelnen im Kampfe mit Hemmnissen und Widerständen der Allgemeinheit eine Verletzung der Einheit, einen Abfall von der Idee. Er spricht von dem Pantragismus der Welt: es ist Bedingung des Lebens, daß der Mensch seine Kräfte gebraucht, Kraft gegen Kraft setzt, aber das bedingt Überschreitung der Schranke des Endlichen. „Das Drama" — sagt er in einem schönen Bilde — „stellt die beiden Kreise auf dem Wasser dar, die sich eben dadurch, daß sie einander entgegenschnellen, zerstören und in einem einzigen großen Kreis, der den zerrissenen Spiegel für das Sonnenbild wieder glättet, zergehen."

Wie nun Komisches und Tragisches in der Totalität des Humors sich verschmelzen, das hat uns niemand großartiger vorgeführt als Jean Paul, sei es theoretisch in seiner genialen „Vorschule der Ästhetik", sei es in seinen Werken praktisch. Er fragt sich, wie das Komische (das unendlich Kleine) romantisch werden könne, da es doch bloß im Kontrastieren des Endlichen mit dem Endlichen bestehe und keine Unendlichkeit zulasse, denn der Verstand und die Objektenwelt kennen nur Endlichkeit, im Romantischen (Tragischen) aber haben wir den unendlichen Kontrast zwischen den Ideen (der Vernunft) und der ganzen Endlichkeit selber: „wie aber, wenn man ebendiese Endlichkeit als subjektiven (d. h. durch unsere Einsicht geliehenen) Kontrast jetzo der Idee (Unendlichkeit) als objektivem unterschöbe und liehe und statt des Erhabenen als eines angewandten Unendlichen jetzo ein auf das Unendliche angewandtes Endliche, also bloß Unendlichkeit des Kontrastes gebäre, d. h. eine negative? Dann hätten wir den humour oder das romantische Komische." —

* * *

Wenn wir den Begriff „Humor" entwickeln wollen, werden wir zu den Alten zurückgeführt. Hippokrates, der große griechische Arzt und Philosoph, machte das Wohlbefinden des Körpers von einer harmonischen Verbindung von vier Säften abhängig: dem Schleim (Phlegma), dem Blut und der gewöhnlichen (grünen) und der schwarzen Galle. Diese physische Scheidung wurde dann auf das Psychische übertragen und zur Grundlage der vier Temperamente gemacht, und unter Vertauschung von Ursache und Wirkung wurde humor (die Flüssigkeit) zur Gemütsstimmung in ihrem — fließenden — Wechsel, zur Laune. Ben Johnson, der Zeitgenosse Shakespeares, schrieb zwei Lustspiele: Every man in his humour und Every man out of his humour und sagt zur Erläuterung des Wortes humour: „In einem jeglichen menschlichen Körper sind das cholerische, phlegmatische, melancholische und sanguinische Temperament humours, weil sie beständig in irgendeinem Teile im Flusse sind, und so kann man die Metapher auch auf die allgemeinere Gemütsverfassung eines Menschen anwenden." So entstand der literarhistorische Begriff der Humoristen gemäß der Darstellungsweise eines



Swift, Sterne, Goldsmith u. a. und der ästhetische Begriff des Humors als ein smiling in grief, tristesse dans la gaîté, als der Kuß, den Freude und Schmerz sich geben, als der Doppelkopf mit dem weinenden Heraklit und dem lachenden Demokrit. Es ist nicht rosenroter Optimismus, nicht galliger Pessimismus, sondern die höhere Versöhnung beider. Wohl ist er die Blüte, ja die reife Frucht des Komischen, aber er hat mit dem Tragischen gemeinsam, daß auch er, in tiefen Ernst gesenkt, die Zusammenhänge und innersten Gründe des Menschendaseins zu erfassen strebt. Wie das Tragische eine doppelte Wirkung, die des Niederdrückenden und zugleich die des Erhebenden, erzeugt, so ist er der Sieg eines starken Herzens und eines starken Geistes über die Wirrsale der Welt und über die Doppelseitigkeit des Lebens. Seine Hauptquellader ist die Liebe eines unergründlich tiefen Gemüts voll Glauben und Vertrauen. Längst hat man — von Hegel und Vischer bis auf Lipps und Volkelt[3]) — in den mannigfachsten Abstufungen erkannt, daß „Humor" erst einen Sinn gewinnt, wenn man den Begriff nicht bloß ästhetisch faßt, sondern als vermischt mit Weltanschauung oder besser als Weltgefühl, denn der Humor denkt nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen. Jean Paul definiert ihn also: „Er ist die Parodie des Großen durch das Kleine, der komische Weltgeist. Er verknüpft und mißt mit der kleinen Welt die unendliche, er adelt die Narrheit zur Weisheit. Er vernichtet das Endliche durch den Kontrast mit der Idee; er erniedrigt das Große, um ihm das Kleine, und erhöht das Kleine, um ihm das Große an die Seite zu setzen und so beide zu vernichten. Seine Höllenfahrt bahnt ihm die Himmelfahrt. Er gleicht dem Vogel Merops, der zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung in den Himmel auffliegt." Jean Paul wird nicht müde, Satire und Ironie und Humor oder satirischen und versöhnten Humor (in Swift und Sterne z. B.) zu unterscheiden, doch so wenig klar er theoretisch beide auseinanderzuhalten vermocht hat, so wenig vermag er es auch in der Dichtung, weil in ihm selbst, dem „fleischgewordenen Widerspruch", beide Weltstimmungen miteinander im Kampfe lagen. Wohl möchte er alles sub specie aeternitatis betrachten, erhaben über das Leben, so daß ihm ein unaufhörliches Lustspiel bereitet sei, in dem er den irdischen Motiven der Menge seine höheren unterlegt und dadurch jene zu Ungereimtheiten macht. Dann durchzuckt ihn wohl „die Überzeugung von der ganzen irdischen Bettelei", von dem relativen Gleichwert und dem absoluten Unwert aller endlichen Bestrebungen. Doch er sinkt immer wieder entweder in die satirische oder in die sentimentalische, die elegisch-romantische Seite des Humors zurück. Der Humor durchkreist bei Jean Paul die Welt in ewig wechselndem Fluge, bald dem tief Ernsten und Rührenden und Pathetischen, bald dem barock Komischen und niedrig Burlesken hingegeben.[4]) Von der rein satirischen, herb realistischen Periode mit den „Grönländ. Prozessen" und der „Auswahl aus des Teufels Papieren" gelangte er zu der humoristisch-sentimentalischen, d. h. dem Übergewicht des schmerzlichen Kontrastes von Idee und Wirklichkeit. Im „Schul-

3) Vgl. Joh. Volkelt, System der Ästhetik. II 529 f. München 1910, Beck.

4) Vgl. K. Ch. Planck, Jean Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung. Berlin 1867, Reimer.

meisterlein Wuz" liegt noch der Humor in der idyllischen Mischung des menschlich Rührenden mit dem Komischen, ohne herben Riß; aber die „Unsichtbare Loge" und der „Siebenkäs" und gar der „Hesperus" zeigen schon die sentimentale, schmerzliche Seite des Humors. Das idealistische Pathos erreicht im „Titan" seinen Höhepunkt, indem der phantasie- und gefühlsschwelgerische Albano sein Gegenbild in dem realistisch-satirischen Schoppe findet, der freilich ein Herz voll Liebe zugleich besitzt. In den „Flegeljahren" bricht der komische Realismus hindurch. Dies — auch heute noch am meisten genießbare — Werk stellt den Gegensatz idealer Begeisterung und nüchterner Weltgewandtheit dar, freilich fehlt auch hier die wirkliche Lösung des Kontrastes. Zum derb-komischen Realismus, zur satirisch-zynischen Erhebung über alle schmerzliche Entzweiung und Sentimentalität gelangt der Humor im „Katzenberger" und in „Fibel".

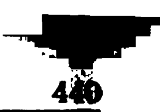
Damit ist der Kreislauf dieses ebenso wunderlichen wie tiefblickenden und hochfliegenden Genius in aller Kürze umschrieben.

* * *

Der Jean Paulsche Humor ist eine Blüte grüblerischen Weltgefühls, das mit den Rätseln und Widersprüchen des Daseins bald in heiterer, närrischer, bald in tiefernster Weise spielt. Denn ein Phantasiespiel, geboren aus einem abgründigen Herzen: das ist der Humor in der Dichtung. Und bei J. P. vermischt er sich mit dem feinsten Spürsinn, der in die geheimsten Falten der Menschenbrust dringt; und in ihm liegt eigentlich die Größe Jean Pauls, deren Erkenntnis sich nur liebevoller, geduldiger Vertiefung erschließt. Die Jugend J. P.s stand unter dem Zeichen des herbsten Kontrastes zwischen der äußeren Lage voll Elend und Armut und dem inneren Reichtum voll ungemessenen Strebens und Selbstbewußtseins. Es war kein Wunder, daß ein grimmiger Humor ihm zuerst die Feder führte. Er ist Realist in der genauen Zeichnung kleinbürgerlicher Zustände und Idealist in dem Aufbau einer reinen Phantasiewelt. In beidem urdeutsch. Wie anheimelnd ist das idyllische Stilleben der Schulmeisterlein, und wie hoch fliegen die Weltgefühle im Titan, im Hesperus usw.! Es ist ein so bezeichnender Kreislauf, der sich in der Entwicklung unseres ganzen deutschen Lebens widerspiegelt: die Enge der Umstände fördert die Weite der Ideen, und die Weite der Ideen ist wieder schuld an der äußeren Enge. Der verstiegene Idealismus wird durch die Unbefriedigtheit, durch Wehmut und Sehnsucht noch verschärft, und die Abkehr von der nüchternen, aber notwendigen Erwerbstätigkeit steigert die Zersplitterung, die Unfreiheit und Kläglichkeit der Zustände. Zu einem positiven, im Diesseits zu verwirklichenden Ideal eines reinen Menschentums gelangt J. P. auch in seinen bleibendsten Werken, wie „Siebenkäs", „Titan" und den „Flegeljahren", nicht, sondern er beharrt in der Verneinung der Wirklichkeit und in der Flucht in ein verschwimmendes, form- und farbloses Jenseits. Mit dem Philisterhaften kontrastiert der Universalismus einer Gelehrsamkeit, die in wüster Bilderhatz alle Gebiete des menschlichen Wissens in wirrer Unordnung umfaßt. Der überschwengliche, blumenhafte Stil mit all seiner Vertracktheit und Verrücktheit ist ein Abbild der zwischen Extremen hin und her pendelnden Seele. Aber wer nicht bloß die Idyllen J. P.s, sondern die erschütternde Tragikomik

eines „Siebenkäs“, die Reden eines Viktor, Ottomar, Leibgeber und eines Schoppe auf sich wirken läßt, der erkennt, daß der humoristische Philosoph über alle Stufen optimistischen und pessimistischen Weltgefühls sich auf und ab zu schwingen weiß, in bunter Mischung von Ernst und Scherz, von Weltschmerz und Weltfreude. „Man tadelt“, sagt er selbst, „den Humoristen, daß er den Leser ins Dampfbad der Rührung führt und ihn sogleich wieder ins Kühlbad der frostigen Satire hinaustreibt. Es muß aber — entgegnet er —, da das Leben an einem Fuße einen Kothurn und am andern einen Soccus trägt, uns lieb sein, daß eine Lebensbeschreibung auch in einem Atem lacht und weint.“ Die Charaktere seiner Romane sind Bruchstücke eines unerschöpflich reichen Innenlebens, Strahlenbrechungen eines der seltsamsten Ichs, die je unter dieser Sonne gewandelt sind, selbst eine Sonne in ihrem Herzen tragend. Und diese Sonne ist der Humor. Verkörpert uns Hoppedizel in der „Unsichtbaren Loge“ den Humor als Laune, Scherz und Gefallen an Schnurren, so Ottomar den gebrochenen, melancholisch-tragischen: alles ist eitel, alles ungestillte Sehnsucht; in den Viktor des Hesperus hat J. P. drei Seelen hineingeheimnist: eine humoristische, eine empfindsame und eine philosophische. Zerrissene Höhennaturen [5]) sind vor allem Leibgeber und Schoppe, aber auch Siebenkäs, von dem krausen Kleinkram des Alltagslebens umsponnen, ist mit seinem zerquälten, feinnervigen Herzen ein Spielball bald des bohrenden Mißmutes, bald wieder weihevollster Gefühle; seine Todeskomödie ist die Blüte eines gespenstisch-grotesken Humors. In Schoppe leben Faust und Manfred zugleich, und die Begriffsgespenster Fichtes geben sich ein Stelldichein in seinem armen Hirn, das dem Wahnsinn verfallen ist. Nicht minder genial ist im „Titan“ Roquairol, dessen Humor satanisch ist, gemischt aus Himmelsäther und Schlamm. J. P. sagt von ihm, er habe hebende Flügel und kriechende Schlangenfüße; er hat sich in Gift betrunken, und alle herrlichen Leidenschaften erscheinen ihm wie Eingeweidewürmer des Ichs; bis zum Selbstmord spielt er Theater in grausig mephistophelischem Humor. Eine gewaltige dichterische Schöpfung ist der „Titan“ unzweifelhaft, aber wie ihm fehlt auch den „Flegeljahren“ die eine Einheit im Dualismus gebende Vollendung. Es ist ein köstlicher, echt humoristischer Gedanke, daß der arme treffliche Gottwalt zum Erben des großen van der Kabelschen Vermögens gemacht und zugleich dazu bestimmt wird, erst bei den bösen sieben Enterbten in die ernste Schule des Lebens genommen zu werden; die sollen ihn schütteln, vexieren und schikanieren. Wer nun aber wähnt, endlich werde bei J. P. einmal nicht nur ein Ziel gesetzt, sondern auch in stufenweiser Entwicklung erreicht, der irrt sich. Sehr bald verliert sich die Darstellung wieder ins Idyllisch-Humoristische und Lyrische. Walt besitzt die Fähigkeit eines reinen goldigen Herzens, aus allem — und sei es das Ärmste und Kleinste — unendlichen Reichtum an Seligkeitsgefühlen zu schöpfen; er ist ein zartes Gemüt, das spießbürgerlich eng, unbeholfen und ungewandt ist, aber auch allem Unlauteren und Niederträchtigen verständnislos und daher machtlos gegenübersteht. Er ist der deutsche Michel, wie er leibt und lebt und leider Gottes

5) Joh. Volkelt, Zwischen Dichtung und Philosophie V. „Jean Pauls hohe Menschen“. S. 106 ff. München 1908, Beck.



in der Politik auch heute noch nicht ausgestorben ist. Anderen Kalibers ist Vult: von ätzender, satirischer Art ist sein Humor; wie er den wackeren Walt von seiner täppischen Art zu kurieren sucht, das ist gar prächtig, denn er hat unter harter Kruste ein feuriges Herz; doch wie er sieht, daß der weltblöde Träumer nicht zu ändern ist und doch die auch von ihm selbst geliebte Wina errungen hat, da reißt er sich von allem los und geht ins Weite.

Wer die Schranke J. P.scher Dichtung und die Schwäche seiner Gestalten würdigt, der wird auch immer wieder auf das Grundübel des deutschen Charakters hingeführt, das zugleich mit der Grundstärke aufs engste verwoben ist. Es ist die weltfremde, tatenscheue Innerlichkeit, die alles andere — Menschen und Dinge — nur nach sich selbst beurteilt, überall den eigenen guten Willen, das eigene Wahrheits- und Anständigkeitsgefühl auch bei den anderen voraussetzt und daher bei den Zusammenstößen mit einer ganz anders gearteten Welt von einer Enttäuschung und Niederlage in die andere geschleudert wird. Wir sind ein politisch junges, ja in J. P.scher Art noch jünglinghaft unreifes Volk, unüberwindlich mit den Waffen und doch immer wieder zurückgeworfen und gedemütigt durch Ränke einer in allen, auch den verwerflichsten Mitteln ergrauten Staatskunst, die fern von jeder schwächlichen Sentimentalität, nüchtern, hart, brutal die Dinge erfaßt und danach die Menschen und Völker behandelt. Dem Walt stellt J. P. einen Vult gegenüber. Sollte es nicht eine Synthese beider im Leben geben können? Bietet nicht Goethes Herzog Alphons eine Vereinigung der Tasso- und Antonio-Natur? J. P. wollte eine solche Gestalt nicht gelingen.

Paul Stäckel zum Gedächtnis.

Von Ernst Goldbeck.

Am 12. Dezember 1919 starb nach schwerem Leiden der Geheimrat und Professor der Mathematik an der Universität Heidelberg Dr. phil. Paul Stäckel in seinem 58. Lebensjahre. Er mußte, wie so viele seiner Schicksalsgenossen, zumal in unsrer Zeit, die Feder aus der Hand legen, ehe er gesagt hatte, was er zu sagen hatte, denn vielleicht aus seinen tiefsten Arbeiten hat ihn der Tod herausgerissen. Eine inoperable Geschwulst im Gehirn hat dem Leben dieses gesunden, unerhört arbeitsfreudigen Mannes ein Ziel gesetzt. Wir versuchen das Bild seiner kräftigen und reinen Persönlichkeit festzuhalten und finden so einigen, aber unzureichenden Trost für ein dunkel waltendes Schicksal.

Stäckel wurde am 20. August 1862 in Berlin als Sohn eines Direktors einer höheren Mädchenschule geboren. Das pädagogische Interesse, das ihn zeitlebens neben seiner rein wissenschaftlichen Hauptarbeit begleitete, war also erblich. Seine Schulbildung erhielt er auf dem altehrwürdigen Joachimsthalschen Gymnasium von Michaelis 1871 bis Michaelis 1880. Er studierte in Berlin bis zum Oktober 1884 während der Blütezeit der Mathematik an dieser Universität. Seine Lehrer waren dort Kummer, Kronecker, Borchardt, Weierstraß. Seine Doktorprüfung bestand er am 12. August 1885 vor Weierstraß, Kronecker, Helmholtz und Dilthey. Glänzendere Sterne konnten ihm nicht in sein Leben hineinleuchten. Bis Früh-



jahr 1890 blieb er Hilfslehrer am Kgl. Wilhelms-Gymnasium in Berlin, um dann die akademische Laufbahn einzuschlagen. Anfänglich am Physikalischen Institut in Berlin tätig, habilitierte er sich in Halle im März 1891. Im Herbst 1895 wurde er als Extraordinarius nach Königsberg berufen, 1897 nach Kiel, wo er 1899 Ordinarius wurde. Das Jahr 1905 bezeichnet wieder einen Wendepunkt in seinem Leben, da er als Professor an die Technische Hochschule in Hannover überging. 1908 folgte er einem Ruf an die Technische Hochschule in Karlsruhe. 1913 kehrte er wieder zur Universität zurück nach Heidelberg. An äußeren Ehren hat es ihm nicht gefehlt. Eine ganze Reihe von gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes ernannten ihn zu ihrem Mitglied. Der Heidelberger Akademie gehörte er seit 1911 an.

Stäckels zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten handelten vornehmlich von Flächentheorie, Mechanik, Funktionen- und Zahlentheorie. Es ist das Schicksal des Mathematikers, daß die weiten Kreise der Höchstgebildeten das Urteil über den Wert seiner Leistungen von den Fachgenossen auf Treu und Glauben hinnehmen müssen. Es gibt keinen Königsweg in die Geometrie. Erst recht aber führt den Ungeübten kein Aufstieg zu jenen Gipfeln empor, die der Mathematiker erklimmt. Was er dort oben erschaut, enthüllt sich nur wenigen. Anderen bleibt es so unbekannt wie dem Tauben die Welt der Töne. Es erübrigt sich von jener Idealwelt zu sprechen, die sich geheimnisvoll und doch in höchster Klarheit leuchtend den Blicken des forschenden Mathematikers auftut. Stäckel aber war für den Zauber seiner Wissenschaft in seltenem Maße zugänglich. Es sind wohl die höchsten Augenblicke in seinem Leben gewesen, wenn er eine neue Wahrheit ergriffen hatte. Redete er von diesen Dingen, so ging ein Glanz besonderer Art von ihm aus. Mit einem ihm eigenen schwer beschreiblichen Entzücken sprach er von der Eleganz gewisser Methoden und Resultate. Sonst kein Phantasiemensch, konnte man beobachten, wie sein Geist in kühnem Fluge höher zu steigen liebte in die noch unerforschten Fernen, aber sein lauterer Wahrheits- und Wirklichkeitssinn gestattete ihm nie die Veröffentlichung rasch hingeworfener, unzulänglich geformter Ideen. Er blickte in vertrauter Unterhaltung und im Selbstgespräch gern ins Weite. Der Öffentlichkeit übergab er nur das zur absoluten Reinheit durchgebildete Kunstwerk.

Ihn interessierte sogar im Gegensatz zu so manchem anderen schaffenden Mathematiker die Psychologie der Produktion. Er hat da viel gewußt, ohne sich im Zusammenhang darüber zu äußern. Sein ungeheurer Überblick über die mathematische Arbeit der Vergangenheit und Gegenwart schenkte ihm eine Fülle von Einblicken, die er vermutlich niemals niedergeschrieben hat. Über die Seltsamkeiten so mancher Forscher, über die Genesis der Erfindung, über das Wesen der mathematischen Intuition, besonders bei Gauß, über die Grenzen des mathematischen Verstehens, über die Rätsel seines gelegentlich sprunghaften Einsetzens, über die Psychopathie in mathematischer Richtung veranlagter Personen hatte er zahllose Erfahrungen zu verzeichnen. Es ist zu fürchten, daß dieses ganze Material verloren ist.

Im Zusammenhang mit solchen psychologischen Neigungen stand sein Bestreben, den Ursprüngen von mathematischen Ideen nachzuforschen, um entweder ihre Kontinuität aufzudecken

oder ihre Diskontinuität in einem genialen Kopf wenigstens festzustellen. Stäckel hat umfassende mathematisch-historische Studien getrieben. Besonders die Geschichte der nichteuklidischen Geometrie hat ihn zu zahlreichen Untersuchungen veranlaßt. Mit erstaunlicher Vollständigkeit sind die Vorläufer von Gauß und der beiden Bolyai von ihm aufgedeckt und die Arbeiten der eigentlichen Schöpfer der nichteuklidischen Geometrie selbst ergründet worden. Ein zweites Stoffgebiet gab ihm die Geschichte der Mathematik im 18. Jahrhundert ab. Für Euler und besonders die Grundlegung der großen Gesamtausgabe seiner Werke hat er eine gewaltige Kleinarbeit geleistet. Seine Überblicke über die Literatur großer Gebiete, besonders der höheren Mechanik, sind Arbeiten von selten erreichter Genauigkeit und Vollständigkeit. In frühere Perioden begab er sich nicht gern zurück. Es mag sein, daß ihn der philosophische Einschlag, der alsdann häufig anzutreffen ist, unsicher machte. Es ist eigenartig zu sehen, daß eine Wissenschaft wie die Mathematik, die seit Platos Zeiten so nah an Philosophie heranführt wie keine andere, dennoch gerade von schaffenden Mathematikern nicht selten mit einer gewissen Vorsicht gemieden wird. Auch Stäckel hielt sich bei aller Hochachtung vor wissenschaftlichem philosophischen Denken doch von ihm zurück. Als er einmal einen Schritt vom Wege in dieser Richtung gemacht hatte und ihm eine prinzipielle Unklarheit in seinen Darlegungen nachgewiesen worden war, verzichtete er ein für allemal auf weitere Versuche.

War er so des höchsten Ideenfluges auf mathematischem Gebiet fähig und liebte er die reine Mathematik bis in ihre weltfernsten Spekulationen hinein, so kannte er doch auch und fürchtete alle Ausschreitungen, die als mathematische Scholastik bezeichnet werden. Hierin mag es begründet liegen, daß er immer wieder zur angewandten Mathematik zurückkehrte und seinen Lebensweg sogar durch sein Interesse für technische Mathematik bestimmen ließ. Er bedurfte der Berührung mit der Erde, um der Gefahr der Spezialisierung und Steigerung auf Gebieten zu entgehen, in die ihm nur noch wenige folgen konnten. So ist sein vorübergehender Übergang von der Universität zur Technischen Hochschule zu verstehen.

Eine rastlose Lebendigkeit seines Denkens führte ihn von aller Erstarrung, die ihm instinktiv verhaßt war, ab. In den Worten, die er in der „Internationalen Monatsschrift" einmal niederschrieb, ist der eigentliche Vegetationspunkt seines Wesens aufgedeckt: „Die Bestrebungen, den Begriff der Funktion, das heißt den Begriff des Werdens, in den mathematischen Unterricht einzuführen und ihn von der Starrheit der antiken Denkweise zu befreien, haben den mathematischen Unterricht in allen Kulturländern beeinflußt und werden ihn ohne Zweifel im Laufe der nächsten Jahrzehnte noch stärker beeinflussen." Sieht man von der besonderen Anwendung auf den Unterricht zunächst ab, so findet man in dem lebendigen Interesse am Prozeß des Werdens den Schlüssel für Stäckels innerstes Wesen. Er beschäftigte sich mit der Mathematik des 18. und 19. Jahrhunderts, weil diese den Zentralbegriff des Werdens in der Funktion ergriffen hatte. Aus demselben Grunde reizte ihn auch die Psychologie des mathematischen Denkens. Ein immer von innen heraus Werdendes, Wach-



sendes, natürlichem Leben Entstammendes und LebenSpendendes sah er in der Technik.

Hierher gehört auch seine Neigung zur Pädagogik. Diese Neigung war gewiß vom Vater her eine erbliche, aber sie war doch im Sohne persönlich verengt und geprägt. Stäckel war kein enzyklopädischer Pädagoge. Es interessierte ihn im wesentlichen nur die von Felix Klein eröffnete und geführte Reformbewegung, der er sich rückhaltlos hingab, und die er mächtig unterstützt hat. Das Wesen dieser Reform liegt in der Überwindung der antiken starren euklidischen Geometrie und der ebenso starr aufgefaßten algebraischen Formen zugunsten des Funktionsbegriffs und des Infinitesimalkalküls. Diese modernen Auffassungsweisen wollte er bereits in die Schule einführen.

Im Interesse dieses Zieles hat er für die „Internationale mathematische Unterrichtskommission" eine bedeutende organisatorische, schriftstellerische und propagandistische Tätigkeit entwickelt. Er hat sich sogar der für ihn peinlichen Aufgabe unterzogen, ein modernes französisches Lehrbuch von Borel zu übersetzen und für deutsche Schulen zuzuschneiden. Dieses Zieles wegen und um der mathematischen Unterweisung des Ingenieurs willen ist er auf den Kongressen in Rom, Paris und Cambridge hervorgetreten. In Paris sprach er in französischer Rede eingehend „sur la préparation mathématique des ingénieurs dans les différents pays."[1])

Er, der selbst kein Politiker war und sein gesundes Deutschtum als eine Selbstverständlichkeit ansah, von der man nicht spricht, ebensowenig wie man das Lob seiner Mutter in die Welt hinausposaunt, begab sich getrost auf internationales Gebiet da, wo er gemeinschaftliches Leben und innere Zusammengehörigkeit herausfühlte. Seine Reisen nach Ungarn um der beiden Bolyai willen, sein Studium des Russischen um der Kenntnis der abgelegenen russischen mathematischen Literatur willen, sein Auftreten in Italien, Frankreich, England hatten ihren Ursprung in keiner überhitzten politischen Phantasie, sondern in dem natürlichen Drang zusammenzuschließen, was eben lebendig zusammengehört.

Starkes gestaltendes Schaffen entspringt oft gegensätzlichen Antrieben des Innenlebens. Erkannten wir in dieser unbeirrten jugendlichen Lebendigkeit seines Wesens, seiner Hingabe an jedwedes Werden einen Grundzug seines Wesens, so ist in dem starken Drang nach künstlerisch geschlossener Form eine entgegengesetzt wirkende Kraft deutlich am Werk. Es ist bezeichnend, daß er die Mathematik erst seit dem Auftreten des Funktionsbegriffs und des Infinitesimalkalküls betrachtete. Hier ist es geglückt, das Werdende in scharfe mathematische Formen einzufangen. Die Psychologie, der das nicht gelingt, war nur ein Nebengebiet für ihn. Die starre Form der alten Mathematik hinwiederum war ihm peinlich. Bolyais mystische Mathe-

1) Siehe Jahrgang 1914, Sp. 1156. Außer diesem Bericht über die Versammlung der Internat. Mathemat. Unterrichtskommission zu Paris April 1914 sind von Stäckel in der Internat. Monatsschrift noch veröffentlicht seine Festrede beim Rektoratswechsel 1910 an der Technischen Hochschule in Karlsruhe Jahrg. 1911, Sp. 1 ff., „Hermann Graßmann, ein Beitrag zur Psychologie des Mathematikers" 1912, Sp. 1185 ff. und der Bericht über den 5. Internat. Mathematikerkongreß zu Cambridge 1913, Sp. 239 ff. — Stäckels Buch über die ungarischen Mathematiker Wolfgang und Johann Bolyai (2 Bde., Leipzig 1913, B. G. Teubner) ist besprochen von E. Study 1914, Sp. 1231 ff. Die Red.

matik fesselte ihn, insofern sie zu geformten Ergebnissen gelangte. Philosophie, die dazu allermeist unfähig ist, blieb ihm fremd. Wollte man das auf eine Formel bringen, so könnte man sagen, er war der Mann des in geprägten endlichen Formen sich auslebenden Werdedranges. Die „Funktion" spiegelte sein innerstes Wesen wider.

Diese seine eigentümliche persönliche Prägung hat, wie nicht selten, im Reifealter in Obersekunda eingesetzt. Erst damals begann er sich für Mathematik zu interessieren. In der Prima hat er noch geschwankt, ob er nicht Jurist werden sollte. Auch da hätte er Hohes erreicht. Bezeichnend dafür ist ein Aufsatz aus dem Jahre 1915 im Anschluß an Adolf Matthias' Buch „Erlebtes und Zukunftsfragen aus Schulverwaltung, Unterricht und Erziehung". Die eingehende Besprechung verlangt „beratende Behörden, Beiräte und Ausschüsse für das Unterrichtswesen". Man liest diese Forderungen eines Mannes, dem nichts ferner lag als revolutionärer Sinn, heute, wo dies alles auf dem Marsche ist, mit höchstem Erstaunen. Derselbe Mann aber lehnte eine Berufung in das Kultusministerium ab, „weil er die Gärten nicht vertrocknen lassen mochte, die er in einem langen und tätigen Leben angelegt und gepflegt hatte".

Als er sich dann für das mathematische Studium entschieden hatte, führte er es mit der ihm eigenen zielbewußten gleichmäßigen Tatkraft durch. Wohl selten hat jemand aus seiner natürlichen Anlage soviel gemacht wie er. Vom ersten Semester an, wo er Kirchhoffs Mechanik sogleich nach Tisch ausarbeitete, bis zu seiner Todeskrankheit hat er rastlos gearbeitet.

Das Studium der Mathematik führt häufig eine Verengerung des menschlichen Horizontes mit sich, und zielbewußte gleichmäßige Energie tut das Ihre hinzu. Das bewegte Auf und Nieder, die langen Ruhepausen und Tage äußerster Arbeit, die Ekstasen und ihr Absturz fehlten in seinem Leben. Er war aber alles andere als ein trockener oder gar düsterer Asket. Eine schier unfaßliche Jugendlichkeit verblieb ihm, als seine Altersgenossen schon den Jahren Tribut zahlen mußten. Er war ein Freund lebendiger Geselligkeit und verschmähte einen guten, in früheren Jahren reichlich bemessenen, Tropfen keineswegs. Sonst aber beschränkte er sich auf sein weites Arbeitsgebiet. Ausspannung in Kunst, Literatur, Politik, Reisen und dergleichen gönnte er sich nicht. Als er aus Rom heimkehrte, hatte er, abgesehen vom mathematischen Kongreß, nichts Nennenswertes gesehen. Hier hat persönliche Energie gewisse Keime in ihm unentwickelt gelassen. Ein Mitschüler und Jugendfreund, der ihm bis zu seinem letzten Atemzug verbunden blieb, regte ihn als Studenten zur Lektüre der Novelas ejemplares von Cervantes an. Er las sie spanisch mit ihm. Zola präparierte er sorgfältig, aber sichtlich nur aus sprachlichem Interesse. Scharf geschliffene französische Form lag ihm gut. Den Zola wählte er nur „der vielen Vokabeln wegen". Er war überhaupt polyglott. Noch als älterer Mann schrieb der ehemalige Joachimsthaler ein lesbares Latein, er beherrschte das Französische in gleicher Weise vorzüglich und durfte sich erlauben, in der Sorbonne in dieser Sprache eine lange Rede zu halten. Er verstand überdies Italienisch, Englisch und Russisch.

Sein literarisches Interesse erhielt sich aber in einem Punkt verdichtet sein lebelang. Derselbe Freund, der ihn als



jungen Studenten zu Cervantes geführt hatte, wies ihn im Jahre 1882 auf Gottfried Keller hin, dessen „Sinngedicht" damals in der „Deutschen Rundschau" erschien. Jugendeindrücke, die unserm eigensten Wesen konform sind, haben eine unabsehbare Wirkungssphäre. So las er im August 1919 das „Sinngedicht" wieder und dankte seinem Freund für die Anregung, die 37 Jahre zurücklag. Es mag diese Lektüre ihm sehr entsprochen haben. Hier ist natürliche Lebendigkeit in eine wunderbar glänzende Form gegossen, und über dem Kunstwerke schweben die Geister eines feinen Spottes, wie ihn das Menschliche-Allzumenschliche bei gereiften Männern manchmal hervorbringt. Im Kriege hatte er als alter Offizier aufopferungsfreudig über seine Kräfte gearbeitet. Dann sah er, der allem Pessimismus fernstand, mit seinen klaren Augen frühzeitig das unglückliche Ende kommen. Ein furchtbarer Verlust infolge des Krieges in seiner Familie hat ihn schwer erschüttert. So mag er denn später das „Sinngedicht" mit ganz eigenen Gefühlen gelesen haben.

So stellt sich seine Persönlichkeit uns dar. Wir könnten verzweifeln in dem vergeblichen Bemühen, sie rein zu erfassen und nachzuzeichnen, wenn nicht das „individuum ineffabile" uns von der letzten Verantwortung befreite. Man könnte noch sagen, daß er ein vollkommener gentleman und unerschütterlich treuer Freund und Mensch war, doch das sollten Selbstverständlichkeiten sein. Ihre nähere Ausführung muß der Öffentlichkeit vorenthalten werden. Sie bleibt ein Besitz derer, die ihm nahe standen.

Lope de Vega.

Von Max J. Wolff.

1.

Wenn es einen Dichter gibt, bei dem sich Leben und Schaffen, das Werk und der Mensch völlig decken, so ist es Lope de Vega, zum mindesten soweit seine dramatische Kunst reicht.[1]) Seine „Comedia", ein Begriff, unter dem die Spanier sowohl Lustspiel wie Trauerspiel verstehen, ist in erster Linie Liebeskomödie. Die Liebe spielt auch in seinem Leben die Hauptrolle, die Liebe in jeder nur denkbaren Form, die legitime wie die illegitime, die niedrige wie die erhabene, die zur Jungfrau wie zur Dirne. Als Jüngling von zwanzig Jahren fängt er an zu lieben und er liebt noch an der Schwelle des Greisenalters. Die Liebe füllt sein Leben aus wie seine Dichtung. Die schwersten Schicksalsschläge treffen ihn, aber nichts kann ihm die Kraft, aufs neue zu lieben und zu dichten, rauben. Seine Komödie ist abenteuerlich, so abenteuerlich wie das Leben des Verfassers. In jungen Jahren als Verbrecher aus Madrid verbannt, ist er später das Wunder und die Sehenswürdigkeit der Stadt, dessen täglicher Ausgang infolge des Andranges der Menge einer königlichen Prozession gleicht. In der Zwischenzeit wird der Ruhelose durch ganz Spanien umhergetrieben, gelegentlich wird er das Opfer eines nächtlichen Überfalls. Wer der Täter ist? Niemand weiß es. Viel-

1) Die tatsächlichen Angaben dieses Aufsatzes stammen zum größten Teil aus der vorzüglichen Biographie des Dichters von H. A. Rennert, The Life of Lope de Vega. Glasgow 1904.



leicht ein eifersüchtiger Nebenbuhler, vielleicht ein wachsamer Ehemann? Seine Komödie ist Intrigenstück, er selbst scheut bei seinen Liebschaften vor keiner Intrige, weder vor Verleumdung noch Fälschung zurück, und mit allen Mitteln intrigiert er gegen Autoren, deren Anfangswerke ihm, dem allmächtigen Beherrscher der Bühne, gefährlich erscheinen. Seine Komödie ist patriotisch: Lope kämpfte für sein Vaterland und nahm an der Ausfahrt der „unüberwindlichen Flotte" teil; sie ist katholisch: der Dichter führte als Familiar der Inquisition den Vorsitz bei Verbrennung eines Ketzers und geißelte sich Freitags bis aufs Blut in Erinnerung an die Leiden Christi. Auch tragisch kann seine Kunst werden, wie es auch in seinem Leben an tragischen Geschehnissen nicht fehlt: eine leidenschaftlich angebetete Geliebte erblindet ihm und verliert, vielleicht durch seine Schuld, den Verstand; seine Tochter, die er über alles liebt, läuft mit einem hochgestellten Herrn davon, den der Dichter nicht zur Verantwortung ziehen kann. Zwei Söhne muß er begraben, den einen in vielversprechenden Knabenjahren, den anderen im besten Jünglingsalter. Zwei Frauen verliert er. Beide haben ihn offenbar innig geliebt, und auch er scheint ihnen von Herzen zugetan gewesen zu sein. Und jedes dieser Ereignisse, Freude wie Leid, wird ihm zum Gedicht, immer hat er das Bedürfnis, sich in Vers und Reim auszusprechen.

Nichts Menschliches ist dem Dichter fremd. Er ist der hingebendste Ehemann und verrät seine Frau; er ist ein verzückter Liebhaber und erklärt dabei, daß den Weibern in der Liebe das Gemeine am besten gefällt; er ist der zärtlichste und zugleich der nachlässigste Vater, er verdient viel Geld und besitzt nie einen Pfennig; er erringt Erfolg über Erfolg und klagt immer über Neid. Lope ist alles in einer Person, vom Verbrecher und Bettler bis zum Beherrscher der Bühne, dem Liebling seiner Nation und dem größten Dramatiker seines Landes. Er ist die Seele Spaniens. So widerspruchsvoll wie diese, gleich fähig zum Höchsten wie zum Gemeinsten, so ist der Charakter des Dichters. Nach seinem eigenen Wort ist er in Extremen geboren, in Liebe und Haß, und den Mittelweg kennt er nicht. Er besteht nur aus Gegensätzen; auch darin die Verkörperung eines Volkes, das nur aus Gefühlen, nie in vernunftgemäßer Erwägung handelt. Er überläßt sich unmittelbar jeder Regung mit der Natürlichkeit eines Kindes, die er mit der Liebenswürdigkeit und der Ungezogenheit eines solchen paart. Jede Spur von Pose fehlt bei ihm, selbst zu der Zeit, da die Welt einen berühmten Mann aus ihm gemacht hat und er das Bewußtsein seiner Größe besitzt. So sind die Widersprüche in seinem Wesen nur scheinbar, sie beruhen auf seiner innersten Natur, die nur Empfindungen und Eindrücke, keine Grundsätze kennt und jenen unmittelbar folgt. Gerade im Wechsel ist Lope sich selbst am getreuesten. Er ist, wie man von Shakespeare gesagt hat, der tausendseelige Dichter mit der ganzen Proteusnatur eines solchen, mit jener Allempfänglichkeit, die das größte Glück und das tiefste Weh des Schaffenden ausmacht.

2.

Lope ist ganz Dichter, aber wenn man unter Dichten die bewußte Ausübung einer geistigen Tätigkeit versteht, so dichtet er eigentlich überhaupt nicht. Die Poesie ist für ihn eine notwendige, ja die einzig mögliche Aus-



drucksform. Seine Empfindungen setzen sich unmittelbar, ohne daß es eines besonderen Willens, geschweige einer Anstrengung bedürfte, in Vers und Reim um. In den Briefen an seinen Gönner, den Herzog von Sessa, erklärt er mehrfach, daß er auch gute Prosa schreiben könne, und gewiß war der Zweifel berechtigt, ob eine Begabung wie die seine sich überhaupt anders als in Versen auszudrücken vermöge. Die dramatischen Bilder und Gestalten stehen in greifbarer Klarheit vor seiner Phantasie. Er bedarf keiner besonderen Anregung, um sie zu schauen, noch weniger einer besonderen Mühe, das Geschaute festzuhalten und zu Papier zu bringen. Den aufreibenden Kampf zwischen Konzeption und Ausführung, der kaum einem Dichter erspart bleibt, kennt Lope offenbar nicht. Die poetischen Traumgebilde nehmen bei ihm von selber Form und Vers an. Wenn er dichtet, so ringt er nicht mit dem Stoff, sondern dieser gestaltet sich unter seiner Feder aus sich selbst heraus. Sein Dichten ist beinahe eine mechanische Niederschrift. Daher seine unerhörte Fruchtbarkeit. Er selbst beziffert die Zahl seiner Komödien auf 1500. Man hat die Angabe angezweifelt; wenn man aber bedenkt, daß er 1618/20, also in der zweiten Hälfte der Fünfziger, zu einer Zeit, wo die geistige Spannkraft nachzulassen pflegt, in einunddreißig Monaten einhundertsiebenund zwanzig Stücke schrieb, so erscheint die obige Riesenzahl nicht mehr unglaublich. Dazu kommen noch mehrere Novellen, eine reiche Lyrik und zahlreiche große Epen, die zusammen schon für das Lebenswerk eines Menschen ausreichen würden. In den erzählenden und teilweise auch in den lyrischen Gedichten versucht Lope mit den Italienern zu wetteifern, mit Ariost, Tasso, Petrarca. Darin liegt schon ihre Verurteilung. Lope kann nur sich selber geben; wo er in fremden Spuren wandelt, versagt er trotz einzelner Schönheiten und gewandtester Technik. Wer so reich ist, daß er aus eigenem Tausende von Stücken füllen kann, kann sich nicht zum Nachahmer entäußern. Aber er geizte nach dem Ruhm eines Dichters. Mit Komödien, die auf der spanischen Volksbühne gespielt wurden, war er nicht zu gewinnen. Sie verstießen gegen die Regeln des Aristoteles und galten nicht als Kunstwerke. Lope schrieb sie, wie er selber versichert, nur um Geld zu verdienen; den Ruhm erwartete er von seinen anderen Werken. Es hat etwas Rührendes, wie der große Mann sich beständig um den Beifall des Meisters der Kunstdichtung, um den Gongoras bemüht, obgleich ihm dessen Schaffen, so sehr er es bewunderte, von Herzen unsympathisch sein mußte. Erst später änderte sich seine Auffassung, als er sich von dem Jubel und der Zustimmung der ganzen Nation emporgetragen fühlte. Da erklärt er, daß die großen Genies über die Regeln erhaben seien, und stolz rühmt er sich als den Schöpfer und Meister des spanischen Nationaldramas. Diesen Ruhm hat ihm die Nachwelt und, von wenigen Ausnahmen abgesehen, schon die Mitwelt zugebilligt.

Sowohl die Begabung Lopes wie die damalige geringe Einschätzung der Komödie bringen es mit sich, daß er so gut wie keine Entwicklung durchmacht. Der Gedanke, daß selbst das größte Talent in strenge Zucht genommen werden muß, kommt ihm nicht. Wohl hat er über seine Kunst nachgedacht, ja er schreibt sogar eine Ars poetica, aber er befaßt sich darin nur mit der objektiven Seite des Dramas,

mit dessen Wirkung auf das Publikum, niemals mit seiner subjektiven Grundlage, mit der Person des Dichters. Mit elf Jahren fängt er an, Stücke zu schreiben; sie sind unbeholfen und kindlich, aber bald sind die Mängel überwunden, und mit zwanzig Jahren hat er seinen Stil gefunden, dem er fünf weitere Jahrzehnte treu bleibt. Die Jahre bedeuten weder einen Fortschritt noch einen Rückschritt in seiner Kunst. Ob ein Drama besser oder schlechter ausfällt, hängt in erster Linie vom Stoffe, vom Dichter nur insofern ab, als ihm die äußeren Ereignisse mehr oder weniger Zeit lassen und ihn in eine freiere oder gedrücktere Stimmung versetzen. Wenn seine Stücke in den letzten Lebensjahren mehrfach versagen, so schiebt Lope das mit Recht auf die Launenhaftigkeit des Publikums, das sich neuen Größen zuwendete. Zwanzig Jahre lang hat er die Bühne unbeschränkt beherrscht, aber er blieb sich immer bewußt, daß seine Herrschaft auf schwankender Grundlage, auf der Gunst der Menge, aufgebaut war. Jedes neue Talent erscheint ihm gefährlich, es kann ja der Nebenbuhler sein, der ihn stürzt. Daraus erklären sich seine dauernden Klagen über Neid und Anfeindung, während wir den Eindruck haben, daß er es ist, der jeden Wettbewerber neidisch bekämpft. Aber Lope ist frei von jeder Bosheit. Die jüngeren Dichter, die ihm als Meister huldigen, lobt und fördert er; nur diejenigen, die ihm die schuldige Anerkennung versagen, verfolgt er. Dabei ist ihm jedes Mittel recht. Diese Kämpfe werden nicht zwischen Dichtern geführt, sondern zwischen Konkurrenten, die sich gegenseitig in ihrer Existenz bedrohen. Es sind Wirtschaftskämpfe, die mit der ganzen Erbitterung des Wirtschaftskrieges ausgetragen werden.

3.

Lope wie seine Genossen waren darauf angewiesen, von ihren Stücken zu leben, und die damalige Bühne gewährte einem Autor, zumal von der ungeheueren Schaffenskraft des unseren, einen ausreichenden Lebensunterhalt. Er hatte für seine Zeit recht gute Einnahmen, aber da ihm Rechnen offenbar schwerer als Dichten fiel, niemals Geld. Um dem Mangel abzuhelfen, mußte er sich nach damaliger Sitte einen Gönner suchen, d. h. er begab sich in den Dienst eines vornehmen Herrn. Seine ersten Versuche scheinen nicht erfolgreich gewesen zu sein, wenigstens führten sie zu keinen dauernden Beziehungen, erst in dem Herzog von Sessa fand er den richtigen Mann. Es ist ein Verdienst dieses Aristokraten, daß er für den Dichter treu bis zu dessen Tode gesorgt hat; die Aufgabe war nicht leicht, denn Lopes Bedürfnisse sind groß und mit jeder Kleinigkeit wendet er sich bettelnd an den Gönner, sei es, daß seine Frau einen Wagen braucht, sei es, daß seine Kinder neue Kleider haben müssen. Geld ist nie vorhanden. Der Dichter war dem Herzog dankbar, und wenn sein Dank zuweilen Formen annimmt, die unser Gefühl verletzen, so liegt das in den zeitlichen Verhältnissen begründet, entsprach aber auch dem großen Abstand, der zwischen ihm und einem Granden des Reiches bestand. Lope küßt, wie er schreibt den Staub, den der Fuß seines Gönners betreten, ja der Erdboden, den jener berührt hat, ist ihm wertvoller als seine Frau und Kinder. Aber Huldigungen genügten dem Herzog nicht, er beanspruchte weitere Dienste. Er besaß wie sein Schützling eine starke Neigung für das weibliche Geschlecht, besonders für die Damen des Theaters, und die Korrespondenz mit

diesen Freundinnen mußte Lope de Vega führen. Daß man sich Liebesbriefe von einem poetisch veranlagten Diener schreiben ließ, war in der Renaissance nichts Außergewöhnliches, aber die des Herzogs trugen einen eigentümlichen, offenbar höchst unmoralischen Charakter. Der Dichter empfand später Gewissensbisse, diese Tätigkeit fortzusetzen, und der Priester verweigerte ihm sogar die Absolution, falls er das Amt nicht aufgäbe. Man kann zur Entschuldigung des großen Dramatikers nicht sagen, daß er sich ausschließlich auf Befehl des Gönners mit solchem Schmutz befaßte, denn er muß zugeben, daß auch seine eignen Briefe an Amarilis, die der Herzog dringend zu lesen wünscht, „mehr Zoten als Witz" enthalten. Er war eine stark erotische Natur, die nicht nur wie alle Zeitgenossen an der gut vorgetragenen Pikanterie, sondern am Obszönen selber Gefallen fand.

Das Kapitel „Lope und die Frauen" würde, wenigstens nach dem vorhandenen Material, trotz der Vielheit der Erscheinungen an einer gewissen Einförmigkeit leiden, vor allem würde der moderne Leser eine Liebe zu einer geistig hochstehenden Frau vermissen. Das ist eine anachronistische Auffassung. Höheres geistiges Leben gab es damals nur in der vornehmsten Aristokratie, und diesen Herzoginnen und Marquisen durfte der Dichter wohl huldigen und seine Werke widmen, aber für seine Liebe standen sie viel zu hoch. Das Höchste, was ihm erreichbar war, war die reiche Bürgersfrau. Eine solche hat er in seiner Amarilis gefunden, aber auch diese Liebe ist derb-sinnlich und der Gesang der Geliebten ist der einzige nichtkörperliche Vorzug, den er an ihr zu rühmen weiß. Was er sonst liebt, sind zumeist Schauspielerinnen. Ihre Selbständigkeit und ihre Tätigkeit brachten es mit sich, daß sie geistig freier und regsamer waren als die gedrückten Frauen des Bürgerstandes; desto schlechter war ihr Ruf. Lope macht sich keine Illusionen und gelegentlich nennt er sie spöttisch: mehr Dirnen als Damen. Es kommt nicht darauf an, wen man liebt, sondern wie man liebt. Der Dichter stürzt sich in diese „Verhältnisse" mit der ganzen Wucht der großen Leidenschaft, die selbst das Gemeine adelt. Seine Liebe ist sinnlich, sogar roh, aber niemals lüstern. In jedem Weibe sucht er das Ideal, und wenn ihn die Sinnengier von einer Frau zur andern jagt, so liegt es daran, daß er das Ideal niemals findet. Freilich ist es ein körperliches und menschliches Ideal, nach dem er trachtet. Dem übermächtigen Petrarkismus macht er selbst in seiner Lyrik so wenig Zugeständnisse, als es im 16. Jahrhundert möglich war, und in seinen Komödien zeichnet er Frauen, die gesund und fest mit beiden Füßen auf der Erde stehen, keine ätherischen Wesen, keine deklamierenden Heroinen, aber auch keine Teufelinnen. So natürlich wie seine Liebe sind seine Frauengestalten, sie wollen begehrt, aber nicht vergöttert werden.

Diese Liebschaften begleiten den Dichter durch sein ganzes Leben; selbst seine zweimalige Vermählung unterbricht sie nicht. Dabei hat er offenbar seine erste Gattin innig geliebt und mit der zweiten eine gute Ehe geführt. Er weiß das Glück der Häuslichkeit zu würdigen, er schwärmt für seinen kleinen Garten und mit Entzücken beobachtet er die geringen täglichen Fortschritte seines Söhnchens. Aber so sehr ihm auf der einen Seite die Ruhe und das stille Glück willkommen sind, ebensosehr braucht er den Sturm der



Leidenschaft. Dafür ist er ein Dichter. Eine alte Geliebte kehrt aus Italien zurück. Die Erinnerung an die genossenen Freuden wird übermächtig, Lope verläßt Weib und Kind, um in die Arme dieser Theaterprinzessin zu stürzen, die er selbst nur als die „Tolle" (la Loca) bezeichnet. Sein Herz war groß genug für Gattin und Geliebte. Er findet bei solcher Gelegenheit sogar ergreifende Töne, um den Schmerz der verlassenen Frau und Mutter zu schildern, wie ihn auch seine soeben geschlossene Ehe nicht verhindert, den Todestag einer verstorbenen Freundin mit wehmütigen Klagen erinnerungsstill zu begehen. Lope brauchte neben der Frau eine Geliebte, die seine Sinne entflammte, die ihn durch ihre wechselnden Launen abstieß und anzog, kurz, die ihm das gewährte, was ihn zum Dichter machte. Ob seine Frauen unter seiner Untreue litten? Ob sie einer so tiefen Empfindung überhaupt fähig waren, wie sie der Dichter in dem schon erwähnten Gedicht der einen in den Mund legt? Wir wissen es nicht, aber nach der damaligen Stellung und Erziehung der spanischen Mädchen müssen wir es bezweifeln. Vermutlich trugen sie ihr Schicksal in dumpfer Ergebung; sollten sie aber ihre Zeitgenossinnen überragt haben, so wurden sie, wie die Frauen großer Männer zumeist, das Opfer dieser Größe.

Lope war ein liebevoller, zärtlicher Vater, sowohl für seine ehelichen wie unehelichen Kinder, die er bereitwillig, wenn auch nicht gegen die Gewohnheit seiner Zeit, in sein Haus aufnahm. Er hat das Vaterglück, aber noch mehr den Vaterschmerz bis zur Hefe ausgekostet. Die meisten seiner Kinder starben vor ihm, und ihm blieb nur der Trost, ihren Verlust im Gedicht zu beweinen. Als schwerster Schlag aber traf ihn ein Jahr vor seinem eignen Ende die Entführung seiner siebzehnjährigen Tochter Antonia Clara, des Kindes der einst heißgeliebten Amarilis. Sie war die Freude seines Alters, in ihr lebte die Erinnerung an seine Jugend, an seine Geliebte und an das eheliche Glück, das er dereinst genossen. Daß sie für ihn „eine Seele aus Stein und ein Herz von Eis" besaß, muß ein entsetzlicher Schlag gewesen sein. Noch schwerer freilich mochte er empfinden, daß der hochgestellte Verführer für die Gerechtigkeit wie für seine Rache unerreichbar war, am schwersten aber, daß er sich selbst die mittelbare Schuld an diesem Unglück zuschreiben mußte. „Wie der Baum, so die Frucht", mit diesem bittern Selbstvorwurf schließt das Gedicht, in dem der Zweiundsiebzigjährige diesen vielleicht herbsten Schmerz seines Lebens beklagt. Er mußte sich sagen, daß er trotz aller Liebe kein guter Vater gewesen war, wenn man unter Vater den Erzieher und das Vorbild der Kinder versteht.

4.

Lope hatte schon manches Bittere erduldet, als er sich zweiundfünfzigjährig dem geistlichen Stande widmete. Ein gläubiger Katholik war er zeit seines Lebens, das war in dem damaligen Spanien selbstverständlich; der Entschluß wäre also begreiflich, wenn der Dichter damit die Absicht einer Ein- und Umkehr verbunden hätte. Aber trotz zweimaliger Witwerschaft, trotz des Todes des kleinen Carlos waren seine Lebenskraft und Lebenslust unvermindert. In ungebrochener Frische stand er da und dachte nicht an Reue und Buße. Als er in Toledo weilt, um die Weihen zu empfangen, wohnt er bei seiner Geliebten, einer bekannten



Schauspielerin, und seine Briefe aus dieser Zeit befassen sich mit Theaterklatsch, aber nicht mit Weltentsagung. Man kann nur annehmen, daß er aus materiellen Gründen Geistlicher wurde, vermutlich in der Hoffnung auf eine gute Pfründe. Die Frömmigkeit spielt nur insoweit mit, als sie dem Dichter gestattete, diesen Schritt aus voller Überzeugung zu tun. Heuchelei ist Lope fremd, im Gegenteil, er neigte dazu, seine Fehler zur Schau zu stellen; und nichts lag ihm ferner als der Gedanke, unter dem Schutze des Priesterkleides einen ausschweifenden Wandel zu führen. Er war aufrichtig wie immer, aber der Geistliche konnte in ihm weder den Dichter noch den Menschen ertöten. Die Kirche in Spanien stand dem Theater duldsamer gegenüber als in andern Ländern, aber die Gegensätze waren doch unversöhnlich. Lope hat diesen Konflikt offenbar nicht gefühlt, so wenig wie den zwischen seiner Ehe und seiner Liebe. Er erfüllte seine priesterlichen Pflichten und er schrieb weiter Bühnenstücke. Das eine hat nichts mit dem andern zu tun. Erst mit den Jahren kommen ihm Gewissensbedenken, er macht sich Vorwürfe, daß er noch immer verliebte Komödien schreibt, er will sich vom Theater zurückziehen, ja er schlägt sogar dem Herzog von Sessa vor, sein Hauskaplan zu werden. Dieser seelische Kampf schließt, nachdem zeitweilig die Frömmigkeit die Oberhand gewonnen hatte, mit dem Siege der Bühne. Der Greis von zweiundsiebzig Jahren erklärt, daß er sich aufs neue in den Dienst des verehrten Publikums stelle, und er schreibt ein Stück so frisch und lebendig wie in seiner besten Zeit. Aber ein neues Geschlecht saß im Theater, das neue Reizmittel verlangte. Lopes letzte Stücke führten nur zu halben Erfolgen, wenn nicht gar zu Mißerfolgen. Er hatte sich selber überlebt. Die schwerste Kunst, zur rechten Zeit aufzuhören, die Shakespeare besaß, war ihm versagt. Er mußte es erleben, daß der Zauber, den er auf die Massen ausgeübt hatte, versagte.

* * *

Lope de Vega in seiner Gesamtheit ist eine der wunderbarsten Erscheinungen der neueren Literatur, ja der neueren Geschichte überhaupt. Die Natur selber spricht aus ihm. Er ist ein Vollmensch, ungebrochen, von keinem Bedenken gehemmt, von keinem Zweifel zerrissen, wie er auf dem Boden des Christentums kaum wieder vorkommt. Aus dieser unverkünstelten Ganzheit fließt die unverwüstliche Lebensenergie des Mannes, aus ihr auch das Wesen seiner Begabung. Er gehört zu den Genies, die nur sich selber zu geben brauchen, und sie geben der Menschheit das Höchste, was ihr zuteil werden kann. Diese Glücklichen wissen nichts von dem qualvollen Ringen der Tantaliden, die sich auf der Folter des eigenen Ichs winden. Lope war in dieser Hinsicht in seltenem Maße begünstigt. Und doch hat auch er das Leben als Kampf empfunden, sich selbst als Kämpfer betrachtet. Auch er zog dahin „unbefriedigt jeden Augenblick“. Er ist völlig einig mit seiner Zeit, daran liegt es, daß er erst spät nach innen zu leben beginnt, nachdem seine stürmischen Jugend- und Mannesjahre vorüber sind; erst an der Schwelle des Alters stellt sich bei ihm das Gefühl der Glücklosigkeit ein. Es entspringt nicht dem Titanentrotz und der jugendlichen Zerrissenheit wie bei Goethe, sondern der reifen Erkenntnis; es äußert sich nicht als ein Aufbäumen gegen das Schicksal, sondern als wehmutsvolle



Unterwerfung, und es ist mit der Einsicht gepaart, daß uns diese Unbefriedigtheit nicht zum Fluch, sondern zum Segen gegeben ist, daß der Mensch nicht bestimmt ist, behaglich zu genießen, sondern dauernd zu streben. Als gläubiger Christ erwartet er den Frieden im Jenseits, auf Erden dagegen, so faßt er die Weisheit seines langen und arbeitsreichen Lebens zusammen, ist das Ringen das Wertvollste, wertvoller als das Besitzen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Neue Literatur zur Geschichte des Altertums.

Wir stehen an einer Weltenwende wie in den Tagen des Übergangs vom Altertum zum Mittelalter. Zweigeteilt als Westrom und Ostrom hatte das Imperium Romanum, in welchem die antike Kultur wie in einem großen Sammelbecken zusammengeflossen war, sich hinübergerettet in die neue Zeit Europas, die durch Christentum, Germanentum und Slawentum heraufgeführt wurde. Heute sehen wir die beiden Erben Ostroms, Rußland und die Türkei, die so lange um das Wahrzeichen des Ostreiches, die Hagia Sophia, im Kampf miteinander gelegen haben, aufs tiefste getroffen am Boden liegen. Das Zarentum, das mit dem doppelköpfigen Adler der Paläologen einst das byzantinische Griechentum mit seinen Weltherrschaftsplänen nach Moskau verpflanzt hatte, hat aufgehört zu existieren, und das Khalifat, das trotz der Vernichtung des romäischen Kaisertums im inneren Aufbau des türkischen Staates so unendlich viel von dem Byzantinertum ererbt hatte — auch hier gilt das Horazische Wort: Graecia capta cepit victorem —, ist ein Schatten seiner ehemaligen Größe. Mit dem Habsburger-Staate aber ist der letzte Rest des römischen Kaiserreiches deutscher Nation, des mittelalterlichen Westroms, das unter Kaiser Sigismund ebenfalls den oströmischen Doppeladler rezipiert hatte, dahingesunken.

Bei der letzten großen Weltenwende war die Geschichte Europas vom Süden des Kontinentes nach dessen Mitte gewandert, heute scheint es, als wolle sie Europa verlassen. Der „Untergang des Abendlandes" ist im Anzug, die Weltgeschichte beginnt. Wir sind mit unserem jungen Reiche trotz höchster Kraftanstrengung nach schier übermenschlichen militärischen Leistungen, wie sie noch kein Volk bis heute vollbracht hat, in den Zusammenbruch Europas, dessen räumliche Mitte, dessen Seele und Gewissen zugleich wir waren, mit hineingerissen worden.

Kein Wunder, daß viele unserer Besten in diesen Tagen, da das Schicksal unserem armen Volk so furchtbar mitspielt, den Blick rückwärts wenden, über das letzte Säkulum europäischer Geschichte hinweg, in die alte Geschichte der Mittelmeervölker, wo die Entwicklung großer Reiche durch die Jahrtausende hindurch sich überschauen läßt und Völker uns entgegentreten, die nach Jahrhunderten des Aufstieges auch solche des Niedergangs aufweisen, um dann wieder wie verjüngt von neuem emporgetragen zu werden.

Wie in allen großen und entscheidenden Entwicklungsphasen unseres Volkes sehen wir auch heute wieder in diesen Zeiten der inneren und äußeren Not viele unter uns vor allem „das Land der Griechen mit der Seele suchend". Zeugnis hiervon legen zwei kleinere Werke ab, von denen das eine — eine Sammelschrift „Vom Altertum zur Gegenwart" — in dieser Zeitschrift bereits eingehend gewürdigt ist.[1]) Das andere ist das Werk eines Einzelkämpfers[2]). Beide versuchen die großen Zusammenhänge zwischen Altertum und Gegenwart nach dem Stande und mit den Mitteln der neuesten Forschung aufzuzeigen, offenbar aus dem instinktiven Gefühl heraus, daß in einer Zeit, die im Dasein unseres Volkes nach außen und im Inneren so vieles niederreißen will, die Tradition und zwar als produktives Element für die weitere Entwicklung gepflegt werden muß. Denn „alles, was in unserem Volkstum alt und von Adel ist, alle Urkräfte, die mitgewirkt haben an der Kraft und Schönheit seines unvergleichlichen Aufstiegs, den niederzuschmettern

1) Siehe Alfred Körte im Augustheft 1919 (Jahrg. 13, Sp. 767—782).

2) Otto Immisch, Das Nachleben der Antike. Das Erbe der Alten. Neue Folge I. Leipzig, Dietrich 1919. Vgl. auch E. Stemplinger und H. Lamer, Deutschtum und Antike in ihrer Verknüpfung. Aus Natur- und Geisteswelt Bd. 689. Leipzig 1920, Teubner.



nur der Übermacht einer ganzen Welt ruhmlos gelang, alles was uns nach rückwärts bindet an das, was das Edelste und Beste in unserer Art war, das bedarf jetzt sorgsamerer Pflege als je zuvor"[3]. Unter den Mustern kurzer wissenschaftlicher Orientierung, die das Sammelwerk bietet, ist ein Kabinettstück die Skizze von L. Curtius über das Verhältnis der nachantiken Kunst zur Antike, in der das immer wieder von neuem aufgenommene Ringen jedes Zeitalters mit der alten Welt gewissermaßen „als immanentes Schicksal der ganzen neuen Geschichte" zur Darstellung gebracht wird[4].

Die Wissenschaft, die solche Problemstellungen in den Vordergrund schiebt, hat zur Voraussetzung eine klare Erfassung des Altertums und zwar des gesamten Altertums vom alten Orient bis nach Byzanz. Wenn manche der betrachteten Skizzen noch etwas vermissen lassen, so ist es eine lebendige Erkenntnis der Bedeutung des alten Orients. Die Antike ist nichts Einheitliches, zum mindesten sind es zwei Welten und zwei Weltanschauungen, die innerhalb derselben miteinander ringen, die des Orients und des Okzidents, wie schon der alte Herodot erkannt hat. Eine Übersicht über die das Altertum behandelnde neueste Literatur kann daher den Orient nicht beiseite lassen, muß vielmehr bei der heutigen Lage der Altertumswissenschaft von ihm ausgehen.

In der orientalischen Geschichte hat heute die Archäologie das Wort, die unausgesetzt neues Material herbeischafft und dadurch allmählich die großen Lücken unserer Erkenntnis ausfüllt. Keine Entdeckung aber verspricht so weittragende Früchte zu bringen als diejenige des Reichsarchivs der Hethiter-Hauptstadt in Bogahzköi, für die Hugo Winckler sein freudeloses Forscherleben hingegeben hat[5]. Die Wissenschaft ist eben daran, die neuen Funde der Öffentlichkeit bekannt zu machen. Am besten orientiert über die Hethiter-Literatur ein Aufsatz von Walter Otto[6]. Die Entzifferung der Sprache und andere Indizien haben erwiesen, daß ein indogermanischer Bestandteil in diesem ostanatolischen Volkstum, das dann auch nach Syrien übergegriffen hat, steckt. Für ein anderes Volk Kleinasiens, das lydische, haben die Ausgrabungen der Amerikaner in Sardes neue Erkenntnis geliefert, und es ist zu begrüßen, daß Enno Littmann[7] die inschriftlichen Ergebnisse dieser Ausgrabungen, einheimische lydische Denkmäler, darunter zweisprachige (lydisch-aramäische und lydisch-griechische) in mustergültiger Weise veröffentlicht und die Beziehungen des Lydischen zu den übrigen kleinasiatischen Sprachen und zum Etruskischen untersucht hat, der erste große Fortschritt über Paul Kretschmers glänzende „Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache" hinaus. Auch die Assyriologie und Ägyptologie stehen im Zeichen neuer, umfangreicher Materialveröffentlichungen, die hier aufzuzählen zu weit führen würde. Danebenher gehen große Arbeiten zur Auswertung vorhandener Quellen. L. Borchardt[8] hat die auf dem Stein von Palermo erhaltenen Annalen des alten Reiches scharfsinnig rekonstruiert und die seither übliche, von Eduard Meyer aufgestellte ägyptische Chronologie der älteren Zeiten ernstlich in Frage gestellt. Nach Borchardts Zeitrechnung ist die ägyptische Geschichte viel älter, als wir seither annahmen (erstes Jahr des Menes gleich 4186 statt seither 3315 ± 100). Ein sehr verdienstliches Unternehmen hat der Königsberger Professor Walter Wreszinski[9] begonnen, das uns durch Wort und Bild in ausgezeichneter Weise in altägyptisches Kulturleben einführt. Aus langjähriger Beschäftigung mit der ägyptischen Kunst ist das Werk Heinrich Schäfers[10] hervorgegangen. Es ist wie kein zweites

3) O. Immisch, a. a. O. S. 63.

4) „Kunst" in „Vom Alt. z. Gegw." S. 173—192.

5) Vgl. die zwei Gedächtnisreden von A. Jeremias und O. Weber nebst Winckler-Biographie von O. Schroeder in den Mitt. der Vorderasiat. Gesellschaft 20, 1 (1916.)

6) Historische Zeitschrift CXVII, (1917) S. 189 ff.

7) Sardis. Publications of the American Society for the excavation of S. Vol. VI Lydian inscriptions Part. I by Enno Littmann. Leyden 1916.

8) Quellen und Forschungen zur Zeitbestimmung der ägyptischen Geschichte I (1917); vgl. dazu C. F. Lehmann-Haupt, Klio XVI (1919/20). S. 200 ff.

9) Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte, bis jetzt fünf Lieferungen (I. Band, 1. Hälfte) 1914/15.

10) Von ägyptischer Kunst, besonders der Zeichenkunst. Eine Einführung in die Betrachtung ägyptischer Kunstwerke. I. Bd. (Text). II. Bd. (Tafeln). Leipzig 1919, J. C. Hinrichs. M. 18 ohne Teuerungszuschlag.

geeignet, das Wesen dieser Kunst, die in immer steigendem Maase auch das Interesse moderner Künstler wachruft, uns näherzubringen. Ein wissenschaftlicher Streit ist um die Bedeutung des großen religiösen Neuerers, des „Ketzerkönigs" Amenophis IV. (1375—1358), ausgebrochen. L. Borchardt[11]) hat ihm die religiöse Originalität und Genialität absprechen wollen. Die neue These ist nicht durchgedrungen[12]). Durchschlagend ist die Verteidigung H. Schäfers[13]). Auch die archäologische Durchforschung Palästinas ist sehr rege. Ich erwähne nur das Erscheinen des großen Synagogen-Werkes von H. Kohl und C. Watzinger[14]), welches die jüdische Synagoge in Abhängigkeit von der hellenistischen Basilika, also als Mittelglied zwischen Basilika und christlicher Kirche, erweist. Das archäologische Material verwertet sehr stark auch die neue Kulturgeschichte Palästinas, die soeben Alfred Bertholet[15]) herausgegeben hat, ein großes abschließendes Werk, das nicht nur für den Historiker des Altertums, sondern auch für jeden Bibelleser von hoher Bedeutung ist. Während des Krieges sind im Auftrage der türkischen Heeresleitung von deutschen Gelehrten unter Führung von Th. Wiegand Forschungen und Aufnahmen im türkischen Operationsgebiet veranstaltet worden, die in einem Prachtwerk niedergelegt sind.[16])

Beim Übergang zur Geschichte der Griechen und Römer sei auf die Neubearbeitung von Webers Weltgeschichte durch Ludwig Rieß[17]) und auf die von L. M. Hartmann[18]) herausgegebene Weltgeschichte hingewiesen. Von beiden ist bis jetzt der auf das Altertum bezügliche Teil erschienen. Bei Hartmann ist die Behandlung der altorientalischen Geschichte doch etwas zu summarisch. Wertvoll ist J. Kromayers und des Herausgebers Darstellung der römischen Geschichte. Orient und Griechenland zugleich werden auch in dem kleinen von Fr. Boll[19]) in Gemeinschaft mit C. Bezold herausgegebenen Büchlein über die antike Astrologie behandelt. Boll bietet hier in meisterhafter Zusammenfassung Ergebnisse eigner und fremder Studien über ein ungeheures, kulturgeschichtlich sehr bedeutsames Gebiet. Außerordentlich zu begrüßen sind die Arbeiten über antike Technik, das Büchlein von H. Diels[20]) und das umfassende Werk von A. Neuburger[21]). Hier sind Fragen behandelt, durch deren Beantwortung uns das Altertum von einer neuen Seite gezeigt wird.

Die stark subjektiv gefärbte Geschichte von K. J. Beloch[22]) erscheint zur Zeit in zweiter Auflage, die stellenweise eine vollkommene Neubearbeitung darstellt. Nicht alle Neuaufstellungen des hyperkritischen Verfassers werden sich als haltbar erweisen. Auf den Pfaden eines Ivo Bruns wandelt Joh. Geffcken[23]) in seinem schönen Buche über die griechischen Menschen. Er zeigt uns die allmählich sich vertiefende Kunst der griechischen Schriftsteller, Menschentypen und Charaktere zur Darstellung zu bringen. Gar vieles in dem Buch ist nicht neu, aber noch niemals ist uns das Material in solchem Umfange von Homer bis Poseidonios gleichzeitig vorgelegt worden. Der große Menschensucher und Menschenkenner Sokrates ist nicht nur das ausgesprochenste Individuum, sondern auch der reinste Typus des Griechentums, dessen größte Tat die Entdeckung des Menschen ist, wie sie dann in der Neuzeit nur noch

11) Mitteilungen der deutschen Orientgesellschaft Nr. 57 (März 1917).

12) C. F. Lehmann-Haupt, Klio XV (1918) S. 425ff.

13) Zeitschr. für ägypt. Sprache u. Alterskunde 55 (1918) S. 1 ff. und Sitzungsberichte der Berl. Ak. 1919.

14) Antike Synagogen in Galiläa, Leipzig 1916, J. C. Hinrichs.

15) Kulturgeschichte Palästinas, Göttingen 1920, Vandenhoeck & Ruprecht.

16) Alte Denkmäler aus Syrien, Palästina und Westarabien, veröffentlicht auf Befehl von Ahmed Djemal Pascha.

17) Georg Webers Allgemeine Weltgeschichte in 16 Bänden. 3. Auflage vollständig neu bearbeitet von Ludwig Rieß. I. Bd. Leipzig 1919, Engelmann.

18) Weltgeschichte in allgemeinverständlicher Darstellung herausgeg. von Ludo M. Hartmann, bis jetzt drei Bände, Gotha 1919/20, Perthes.

19) Sternglaube und Sterndeutung. Die Geschichte und das Wesen der Astrologie. Unter Mitwirkung von C. Bezold. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 638. Leipzig 1918, Teubner.

20) Antike Technik. 2. Aufl. 1920, Teubner.

21) Die Technik des Altertums, Leipzig 1919, R. Voigtländer.

22) Griechische Geschichte. 2. Aufl. bis jetzt 2 Bände in je 2 Abteilungen. Straßburg, Trübner 1912—1916.

23) Griechische Menschen. Studien zur griechischen Charakterkunde und Menschenforschung. Leipzig 1919, Quelle & Meyer.

einmal der Renaissance gelungen ist. Es ist äußerst reizvoll zu sehen, wie Dichter, Philosophen, Mediziner, Redner und Historiker in den drei großen Epochen griechischer Geschichte an derselben Aufgabe sich versuchen, wie das Problem sich erweitert und vertieft, wie z. B. Euripides das psychologische Rätsel des Weibes erfaßt, wie Aristophanes zum erstenmal darüber gelacht hat, wie endlich ein Aristoteles, dem der Mensch wie das Tier in gleicher Weise Gegenstand der Forschung wird, die Charakterkunde auf psychologischer Grundlage zur Wissenschaft erhebt, so daß in seiner Schule dann die Biographie, das größte literarische Produkt der hellenistischen Zeit, geschaffen werden konnte. Einen einzelnen dieser griechischen Menschenschilderer, den größten Historiker des Altertums, hat Ed. Schwartz[24]) sich zum Vorwurf genommen, um das alte Problem von der Entstehungsweise des thukydideischen Werkes der Lösung näherzubringen. Ausgangspunkt ist die Tatsache, daß das Werk Urkunden enthält, die mit der streng gewahrten Stileinheit des Ganzen in unerträglichem Widerspruch stehen. Die Teile, die diese Urkundeneinlagen enthalten, sind erst nach 404 verfaßt oder wenigstens damals von neuem in Arbeit genommen worden, um unfertig zu bleiben. Ein Herausgeber hat den jetzigen Zustand der Dinge in diesen Partien herbeigeführt. Von hier aus wird dann in kühnem Zugreifen der Gegensatz der älteren Darstellung des Archidamischen Krieges und der letzten „Retraktation" des Werkes zu erweisen gesucht, und zum Schluß ein Bild gezeichnet, das auf den deutschen Leser von heute erschütternd wirkt. Nach des Vaterlandes Zusammenbruch kehrte der Historiker aus der Verbannung zurück und stand einsam unter seinen Landsleuten, deren Denken und Handeln er nicht mehr begriff. Da hat er sich zu seinem Lebenswerk geflüchtet und hat es aus den bitteren Erfahrungen der nun beginnenden Leidenszeit Athens heraus von neuem überarbeitet. „Sein starker, durch das eigene Schicksal und die Katastrophe des Vaterlandes nicht gebrochener Geist sträubte sich dagegen, in dem Krieg, dessen Größe ein Teil seines eigenen besten Seins geworden war, das Resultat eines groben Fehlers zu sehen, den Perikles hätte vermeiden können, wenn er nur gewollt hätte; in dem leidenschaftlichen Groll gegen das neue Geschlecht, das, nicht zufrieden mit dem Unglück der Gegenwart, Athen auch um den unvergänglichen Glanz der Vergangenheit betrügen wollte, verstand er die eigene Darstellung nicht mehr, die er unter dem Eindruck des Friedens von 421 entworfen hatte, und beschloß etwas ganz Neues an die Stelle zu setzen. Mit dem gewaltsamen Subjektivismus des Künstlers, dem das, was er geschaffen hat, fremd geworden ist, schob er jetzt (an Stelle des früher betonten Gegensatzes Athen-Korinth) ausschließlich den erst gewordenen Gegensatz zwischen Athen und Sparta in die Mitte, um den theoretischen Lakonismus an der Wurzel zu treffen; geschichtlich betrachtet hatte er insofern recht, als Griechenland an diesem Gegensatz allerdings zugrunde gegangen ist" (S. 238f.). Und was die innere Politik betrifft, wurde das Werk jetzt zu einer Apologie Athens und des Perikles, so fern auch der Verfasser der Demokratie gestanden hatte. Ein neuer, bis auf die Fundamente veränderter Bau erstand und wuchs rasch empor. Da nahm, ehe das Ende erreicht war, der Tod dem Greis die Feder aus der Hand. „Die Fittiche des Ruhmes, die den Toten über die Jahrtausende hinwegtragen sollten, haben den Lebenden nicht einmal gestreift." Der Analyse des Werkes im ersten Abschnitt folgt ein zweiter Teil, der der Textkritik gewidmet ist. Neben manchen Gewaltsamkeiten finden sich hier Perlen philologischer Textbehandlung und Interpretation. Hingewiesen sei nur auf die Behandlung des berühmten Stückes III 82—84, wo Thukydides von der Zerrüttung der nationalen Sittlichkeit durch den Geist der Selbstsucht infolge des verlorenen Krieges spricht, Kapitel, die in unseren Tagen leider wieder ganz modern anmuten. Von Schwartz' bedeutendem Buch wird eine neue Belebung der Thukydidesforschung ausgehen, wie wir jetzt schon sehen können.[25])

Seit 404 hat der griechische Stadtstaat abgewirtschaftet. Die nun folgende Übergangs-

24) Das Geschichtswerk des Thukydides, Bonn 1919, Friedrich Cohen.

25) M. Pohlenz, Thukydidesstudien. Nachrichten der Gesellschaft der Wiss. zu Göttingen, phil.-hist. Kl. 1919 I S. 95—138, U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Das Bündnis zwischen Sparta und Athen. (Thukydides V), Sitz.-Ber. Ak. Berlin 1919 XLIX S. 934ff. Beide lassen den Herausgeber minder selbständig arbeiten als Schwartz.

zeit zur hellenistischen Epoche ist, wie bekannt, angefüllt mit Versuchen, ein neues Staatsideal aufzustellen, da die politischen Verhältnisse der Gegenwart die Besten der Nation abstießen. Die Ansichten der größten Geister sind neuerdings von führenden Männern unserer Wissenschaft dargestellt worden. Grundlegend war Sokrates' Kritik des perikleischen Staates, worüber Heinrich Maier[26]) kurz vor dem Krieg gehandelt hat. Was der große Bahnbrecher der neuen Zeit an die Stelle der zusammengebrochenen Demokratie gesetzt wissen wollte, war die Aristokratie der Wissenden mit einer neuen, auf derselben Grundlage aufgebauten Gliederung der Gesellschaft, die jeder ehrlichen Arbeit Raum und Anerkennung zuteil werden ließ. Auf diesen Gedanken des großen Meisters hat dann Platon sein Staatsideal aufgebaut, worin er das Verhältnis des Individuums zum Staate auf eine ganz neue Basis zu stellen suchte[27]). Diese Geisteshelden aber stehen himmelhoch über ihrer Zeit, und speziell Platon verliert sich in die reine Spekulation. In die Zeit selber dagegen werden wir versetzt, wenn wir uns mit Geistern zweiten Ranges beschäftigen, wie das Erwin Scharr[28]) tut, der Xenophons Staatsideal einer erneuten Prüfung unterzogen hat. Im Mittelpunkt des Werkes steht die Untersuchung über den großen Staatsroman der Kyrupädie, über den manche unhaltbare Hypothese aufgestellt worden ist. Dabei entwickelt Sch., da er den Roman aus der Zeit zu verstehen sucht, über die Geschichte der ersten Hälfte des 4. Jahrh. recht gesunde Ansichten, die gegenüber manchen Verstiegenheiten neuerer Forscher recht lesenswert sind. Wir sehen, wie die Gedanken der neuen Zeit der Monarchie sich zuwenden und zwar bei Xenophon einem sozialen Königtum auf konstitutioneller Grundlage, wie die Schätzung der Berufsarbeit immer mehr zunimmt in einer Welt, die die Arbeitsteilung im weitesten Umfang durchgeführt hatte. Xenophon selber ist Spezialist als Offizier und Landwirt. Daneben treten dann bei ihm sokratische Gedanken auf, so die Behauptung, daß der Staat die Idee der Gerechtigkeit zu verwirklichen habe, daß aus der obersten Schicht der freien Bürger (den ὁμότιμοι) diejenigen hervorgehen müssen, die den Staat verwalten, also das tun, was später das Staatsbeamtentum der hellenistischen Zeit zu leisten hat. Überhaupt erscheint Xenophon in vielem als Vorläufer jenes Staates, wie ihn Alexander und seine Nachfolger in die Wirklichkeit umgesetzt haben. Eine auch für den Historiker sehr wichtige Arbeit verdanken wir Karl Trüdinger[29]), der die antike Ethnographie von den ersten Anfängen in Ionien an bis auf Tacitus' Germania darzustellen versucht hat. Wir lernen da die Stellung Herodots zu der ionischen Ethnographie kennen und erhalten zum erstenmal ein scharf umrissenes Bild der völkerkundlichen Arbeiten des Poseidonios, der der erste wissenschaftliche Darsteller der Nordvölker war.

Das Hauptwerk über das hellenistische Zeitalter, das Buch von Julius Kaerst[30]), ist mit dem ersten Band unter neuem Titel in zweiter Auflage erschienen. Vorzüge und Schattenseiten des Werkes sind dieselben geblieben. Eine Vertiefung hat das schöne Kapitel über die griechische Polis erfahren, eine starke, sehr notwendige Erweiterung dasjenige über den Orient vor Alexander. Die Darstellung der Anfänge Makedoniens und von Philipps Politik ist in gleicher Güte wie früher wieder herausgekommen. Demgegenüber kann der Alexander-Darstellung im zweiten Teil nicht das gleiche Lob gespendet werden. Ich habe die letzten Pläne Alexanders kürzlich neu aus den Quellen zur Darstellung gebracht[31]). Alexander war nicht, wozu Kaerst und Ed. Meyer ihn stempeln wollen, die große „Eroberungsbestie", sondern er hat zum Schluß nur die große Landherrschaft von der Adria bis zum Indus durch die Herrschaft über die angrenzenden

26) Sokrates, sein Werk und seine geschichtliche Stellung. Tübingen 1913, J. C. B. Mohr.

27) Vgl. U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Platon I, II. Berlin 1919, bes. I S. 389 ff. „Der Staat der Gerechtigkeit" und S. 647 ff. „Resignation" (über die Gesetze); dazu die Besprechung des Werkes durch H. von Arnim in dieser Zeitschrift Okt. 1919.

28) Xenophons Staats- und Gesellschaftsideal und seine Zeit. Halle 1919, Max Niemeyer.

29) Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie. Leipzig 1918, Teubner.

30) Geschichte des Hellenismus I 2. Aufl. Leipzig 1917, Teubner. XII, 536 S. M. 16, geb. 19.80.

31) E. Kornemann, Die letzten Ziele der Politik Alexanders d. Gr., Klio XVI (1920) S. 209 ff.

Meere ergänzen und damit ein großes Welthandelsgebiet schaffen wollen, in dessen Mittelpunkt das Alexanderreich mit Babylon als Hauptstadt zu liegen kam. Darüber ist der große König gestorben, und die Ptolemäer sind in diesem Punkte seine Erben geworden. Die Zeit nach Alexander wird heute am stärksten befruchtet durch die Papyruskunde. Eine neue Einführung in diese Hilfswissenschaft hat W. Schubart[32]) erscheinen lassen, die sich neben dem großen Werke von U. Wilcken und L. Mitteis sehr wohl sehen lassen kann. Wie in dem älteren Werke wird auch hier ein Gesamtbild des Lebens im griechisch-römischen Ägypten zu geben versucht, das durch die zahlreichen Hinweise auf die moderne Spezialliteratur unseren Dank verdient. Fast die Hälfte des Buches ist den literarischen Papyri gewidmet, die am Schluß nach Schriftstellern geordnet zusammengestellt sind. Hierdurch wie durch die ausgezeichnete Behandlung der Probleme der Schrift und des Buchwesens erhält das Werk seine eigenartige dauernde Stellung in der Literatur[33]). Eine Einführung in die juristische Papyruskunde nennt sich mit Recht das schöne, soeben erschienene Buch von P. M. Meyer[34]). Es will an der Hand von 96 Urkunden, die musterhaft ediert und erklärt werden, in erster Linie papyrologisch nicht vorgebildeten Juristen sowie Historikern und Philologen dienen. Den meisten Abschnitten sind kurze orientierende Einleitungen mit Literaturangaben vorausgeschickt. Unter den Texten sind möglichst solche gegeben, welche die Chrestomathie von L. Mitteis nicht enthält, d. h. es sind die neueren Publikationen seit 1912 bevorzugt. Eröffnet wird die Sammlung mit einem Neudruck des Glanzstückes der Gießener Papyri, der Constitutio Antoniniana. Unter Nr. 50, 70 und 74 stehen die alexandrinischen Gesetze und Verordnungen des großen Hallenser Papyrus (Dikaiomata); in einem Anhang (Nr. 93) ist der von Schubart neuerdings veröffentlichte Gnomon (liber mandatorum) des Idios Logos aus der Zeit des Antoninus Pius wieder abgedruckt. Wie Schubart neben Wilcken, so wird man Meyers Buch neben Mitteis oft und gern zu Rate ziehen. Die Publikation von neuem Papyrusmaterial ist durch den Krieg nur verlangsamt, nicht ganz unterbrochen worden. Erwähnt sei, daß der XIII. Band der Oxyrhynchus-Papyri[35]) unter Nr. 1610 Fragmente eines Historikers zur Geschichte des 5. Jahrh. enthält, die offenbar von Ephoros stammen. Aus der Masse der das Material verarbeitenden Werke greife ich nur zwei heraus, einmal das Werk von Wilckens Schüler Friedrich Oertel[36]). Den Inhalt der „Liturgie" bestimmt der Verf. als den zwangsmäßig von Staat oder Kommune auferlegten Dienst für das Gemeinwesen, entsprechend etwa dem, was der Römer als munus bezeichnet und daher wie dieses vom Amt (ἀρχή, honor) scharf zu trennen. Bei dem Ineinanderfließen von Staat und Wirtschaft im Altertum ist dies ein ungeheures Gebiet, und Oertels Buch bedeutet für uns eine große Bereicherung unserer Kenntnis der ptolemäischen und römischen Verwaltung Ägyptens. Ein juristisches Thema behandelt Mitteis' Schüler H. Kreller[37]). Es galt das Erbrecht auf juristischem Neuland, wo ein beschränkt empfundenes Eigentum an einem sozial durchaus gebundenen Besitz vorliegt, zur Darstellung zu bringen. Neben dem einheimischen ägyptischen Recht steht die Weiterbildung des griechischen Rechtes im Vordergrund, während das römische Recht auf die herrschende Minderheit beschränkt bleibt. „Nichts wäre falscher als der Glaube, daß mit der römischen Herrschaft im Orbis terrarum das römische Privatrecht als allein geltendes eingezogen sei", sagt Otto Eger[38]) in seinem interessanten Büchlein, das das rechtshistorische Material der Papyrusurkunden zur Aufhellung mancher Rechtsfälle im Neuen Testament benutzt. Die Theologie

32) Einführung in die Papyruskunde, Berlin 1918, Weidmann.

33) Vgl. auch das Büchlein von Fr. Preisigke, Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri. Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 565. Leipzig 1917, Teubner. Geb. M. 2.65.

34) Juristische Papyri. Erklärung von Urkunden zur Einführung in die juristische Papyruskunde. Berlin 1920, Weidmann.

35) The Oxyrhynchus-Papyri. Herausgeb. von B. P. Grenfell und A. S. Hunt. B. XIII. London 1919, S. 98ff.

36) Die Liturgie. Studien zur Geschichte der ptolemäischen Verwaltung. Leipzig 1918, Teubner.

37) Erbrechtliche Untersuchungen auf Grund der gräcoägyptischen Papyrusurkunden. Leipzig 1919, Teubner.

38) Rechtsgeschichtliches zum Neuen Testament. Rektoratsprogramm der Universität Basel für das Jahr 1918. Basel 1919, Univ.-Buchdruckerei.

wird dem Juristen für diese wertvolle Unterstützung Dank wissen. Neben der Papyruskunde ist die Epigraphik die vornehmste Hilfswissenschaft der alten Geschichte. Auf diesem Gebiete ist es sehr zu begrüßen, daß unsere beste Handsammlung griechischer Inschriften von einem der ersten Kenner, F. Hiller von Gaertringen[39]), neu und stark vermehrt herausgegeben wird. Den größten Zuwachs haben die delphischen Inschriften, bearbeitet von H. Pomtow, gebracht.

Die römische Geschichte der älteren Zeit ist in den letzten Jahren durch die endgültige Aufgabe des von den Alten beliebten romazentrischen Standpunktes und durch die Betonung der allgemein-italischen Entwicklung in neue Beleuchtung gerückt worden. Unmittelbar vor dem Krieg ist ein Werk erschienen, das für den Südosten Italiens unser Wissen wesentlich bereichert hat: Maximilian Mayers Apulien[40]). Es ist das Muster einer archäologisch-historisch-geographischen Monographie über eine italische Landschaft, der der Verf. ein gutes Stück seiner Lebensarbeit gewidmet hat. Seit Mommsens Buch über die unteritalischen Dialekte ist kein solcher Fortschritt wieder auf diesem Gebiet erzielt worden. Die illyrische Völkerwelle der Frühzeit hat nicht an der Adria haltgemacht, sondern hat auch die Ostseite der Apenninhalbinsel überschwemmt. Wer neben Mayers Werk das neue von Dall'Osso so glänzend vermehrte und neu eingerichtete Museum von Ancona studiert hat[41]), wie es mir noch kurz vor dem Krieg vergönnt war, der hat erst einen wirklichen Begriff von der Ausdehnung des illyrischen Besiedlungsgebietes im Osten Italiens. Ein Buch zur römischen Geschichte, das längst schon hätte geschrieben werden müssen, hat uns Friedrich Münzer[42]) geschenkt. Die Geschichte dieser Adelsrepublik wird lange Zeit beherrscht von den großen Familien und ihren Parteiungen, zunächst des Geburtsadels, dann nach dem Aufsteigen der Plebs zur Gleichstellung auch der durch Besitz und Amtsfähigkeit hervorragenden Geschlechter der Nobilität. Wir lernen vor allem die Stammbäume der großen Fürstengeschlechter kennen, aus denen die Männer hervorgegangen sind, die auch innerhalb der republikanischen Verfassung wie Könige über Rom geherrscht haben. Dabei fällt gar mancherlei für die allgemeine Geschichte Roms ab. Wir fragen heute in unserem nationalen Unglück so gerne nach den Ursachen, die den Völkern, die glücklicher gewesen sind als wir, die großen Erfolge gebracht haben. Bei Münzer steht für die Römer einer der Gründe. Die römische Aristokratie hat eine feine Witterung gehabt für die Eigenart der Völker und Länder, die sie beherrschen wollte, und hat in der Auswahl der Männer für bestimmte Aufgaben oder Operationsgebiete eine ungemein glückliche Hand bewiesen. Diese Verwendung geht oft durch die Glieder einer Familie vom Vater zum Sohn weiter, so daß Familienspezialisten für bestimmte Aufgaben herangebildet wurden. Die Atilier und Otacilier wurden in Sizilien verwendet, leicht verständlich, da es Leute von ehemals oskischem Blute waren, die Ogulnier, ein etruskisches Geschlecht, wurden gern zur Übertragung griechischer Kulte bzw. zu Missionen im Osten des Mittelmeers herangezogen. Oder etwas anderes: In der römischen Adelsrepublik des 4. und 3. Jahrh. haben die regierenden Geschlechter es gehalten wie die regierenden Häuser monarchischer Staaten. Friedensschlüsse und Bundesverträge sind durch Familienbündnisse der Herrscherhäuser besiegelt worden. Der alte römische Geburtsadel war oft mit dem ausländischen Adel der Zeit weit enger

39) Sylloge inscriptionum Graecarum a Guilelmo Dittenbergero condita et aucta nunc tertium edita I, II. Leipzig 1917, Hirzel.

40) Apulien vor und während der Hellenisierung mit besonderer Berücksichtigung der Keramik. Leipzig, Teubner 1914.

41) Im Jahre 1915 ist ein ausführlicher Katalog der großen Sammlung erschienen: J. Dall'Osso, Guida illustrata del museo nazionale di Ancona, Ancona 1915.

42) Römische Adelsparteien und Adelsfamilien. Stuttgart 1920, J. B. Metzler. M. Gelzer, der Verf. eines ähnlichen Buches: „Die Nobilität der römischen Republik", 1912, hat neuerdings auch noch einmal zur Sache sich geäußert: Die römische Gesellschaft zur Zeit Ciceros, N. Jahrb. für das klass. Altertum 45 (1920) S. 1 ff. Beide Forscher sind gegenüber der antiken Tradition über die ältere römische Geschichte wieder sehr gläubig, Gelzer setzt sogar (a. a. O. S. 4) mit Polybios III 22 den ersten römisch-karthagischen Vertrag wieder ans Ende des 6. Jahrhunderts; vgl. dagegen meinen Aufsatz: „Die Anfänge der römischen Republik" im nächsten Heft dieser Zeitschrift.



verbunden als mit seinen Landsleuten aus der Plebs. Unter ihm standen die Fabier an erster Stelle und traten gerade im Verkehr mit fremden Staaten und Völkern entsprechend auf. Neben der Kenntnis des Staatsrechtes wirkt in der römischen Geschichtsforschung nichts so vertiefend wie das Verständnis für diese die Jahrhunderte durchziehenden Familien-Freundschaften und -Feindschaften. Mit dieser Erkenntnis scheidet man von dem inhaltsschweren Buch, dessen Lektüre uns der Verf. allerdings nicht leicht gemacht hat. Der römischen Geschichte hat auch Ed. Meyer[43]) in den letzten Jahren von neuem sein Interesse zugewendet. Die reifste Frucht ist sein Buch über Cäsar und Pompejus. Wie ich in einer Besprechung des Werkes[44]) bereits betont habe, sind für die Wissenschaft die Ergebnisse der Pompejus betreffenden Teile die wichtigeren. M. sucht hier die These zu erweisen, daß die später von Augustus begründete Form des Staates der von Pompejus erstrebten viel näher steht als der des Mannes, dessen Name er trug. Er berührt sich hier mit Gedanken, die vorher schon R. Reitzenstein[45]) ausgesprochen hatte. Beider Ergebnisse werden jetzt durch Münzers Forschungen (vgl. S. 317) ergänzt und teilweise korrigiert. In diesen Arbeiten liegen also höchst bedeutsame Resultate vor, mit denen sich die Wissenschaft auseinanderzusetzen haben wird. Wenn ihr Fundament sich als tragfähig erweist, bekommen wir damit eine Entwicklungsgeschichte des Prinzipates, in erster Linie der Idee, dann aber auch der praktischen Ausgestaltung der Institution. Stoffe aus dem Altertum für ein größeres Publikum behandelt Th. Birt. Das kulturgeschichtliche Werkchen[46]) löst seine Aufgabe mit Geschick. In den Abschnitten „Der Mensch mit dem Buch", „Verlagswesen im Altertum", „Woher stammen die Amoretten?" und „Seneca" schöpft der Verf. so recht aus dem Vollen, da er sich auf seinem eigentlichen Arbeitsgebiet bewegt. Das gleiche kann man nicht sagen von den beiden anderen Büchern[47]), in denen er die römische Geschichte in Biographien aufgelöst zu geben versucht. Woran ein Domaszewski scheiterte, das ist auch Birt nicht gelungen[48]). Georg Wissowa hat sich des alten Friedländer[49]) angenommen und gibt dieses der Literatur im höheren Sinne angehörige Werk mit pietätvoller Schonung heraus. Einzelne Abschnitte sind umgestellt und das Ganze ist wieder auf den alten Umfang von drei Bänden zurückgeführt, indem die wissenschaftlichen Anhänge in einen Schlußband verwiesen sind, der auch einzeln käuflich ist. In das Gebiet der römisch-germanischen Forschung führen uns Emil Sadée[50]) und Karl Blümlein[51]). S. sucht den Umschwung der römischen Politik im Jahre 17 n. Chr. aus dem mangelhaften Militärsystem des Augustus, der germanischen Landesnatur sowie der Tatsache zu erklären, daß Rom seit dem Jahre 9 n. Chr. einem festen Germanenbund gegenüberstand. Das Buch von Bl. ist ausgezeichnet geeignet, Anschauung des römischen und germanischen Altertums zu vermitteln. Sehr nützlich ist die Sammlung der griechischen und lateinischen Inschriften zur Geschichte der Ostgermanen bis zum Todesjahr des Kaisers Justinian, die Otto Fiebiger und Ludwig Schmidt[52]) herausgegeben haben. Die beiden Schriften von

43) Cäsars Monarchie und das Prinzipat des Pompejus. Innere Geschichte Roms von 66 bis 44 v. Chr. 2. Aufl. X 632 S. Stuttgart 1919, J. G. Cotta. M. 24.

44) Lit. Zentralblatt 1919 Nr. 42 (8. Okt.) Sp. 805—808.

45) Die Idee des Prinzipats bei Cicero und Augustus. Nachr. der Gött. Gesellschaft der Wiss. 1917. S. 399ff und 481ff.

46) Aus dem Leben der Antike. Leipzig 1918, Quelle & Meyer. VIII 271 S. Geb. M. 8.

47) Römische Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien. 3. Aufl. Leipzig 1917, Quelle & Meyer. 320 S. Geb. M. 9.60. Charakterbilder Spätroms und die Entstehung des modernen Europa. Leipzig 1919, Quelle & Meyer. 492 S. Geb. M. 16.

48) Birt beginnt mit dem Bilde des Scipio Africanus; vgl. über ihn die grundlegenden Bemerkungen von Ed. Meyer. S.-Ber, Berlin 1916. S. 1068ff.

49) Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 9. neubearbeitete und vermehrte Aufl. I (1919). II (1920). Leipzig, S. Hirzel.

50) Rom und Deutschland vor 1900 Jahren. Weshalb hat das römische Reich auf die Eroberung Germaniens verzichtet? Festvortrag am Winckelmannstag 1916. Bonner Jahrbücher 124. Bonn 1917, Marcus & Weber.

51) Bilder aus dem römisch-germanischen Kulturleben. Nach Funden und Denkmälern. München und Berlin 1918, R. Oldenbourg. IV, 120 S. 371 Abb. Lex. 8°. M. 5.

52) Inschriften-Sammlung zur Geschichte der Ostgermanen. Kais. Akad. der Wiss. in Wien, phil.-hist. Klasse, Denkschriften. 60.

O. Th. Schulz[53]) suchen gegenüber Mommsen die Stellung des Senates, vor allem bei der Erhebung eines neuen Herrschers, schärfer zu formulieren. Sie werden in der staatsrechtlichen Literatur der Kaiserzeit ihren Platz behaupten. (Schluß folgt.)

Breslau, März 1920.

Ernst Kornemann.

Bd. 3. Abh. Wien 1917, Hölder. VIII 174. 4°. M. 16.

53) Das Wesen des römischen Kaisertums der ersten zwei Jahrhunderte und Vom Prinzipat zum Dominat. Das Wesen des römischen Kaisertums des dritten Jahrhunderts. Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums. VIII, (1916) und IX 4/5 (1919). Paderborn, F. Schöningh.

Walther Köhler, **Die Geisteswelt Ulrich Zwinglis.** Christentum und Antike. (Brücken III). Gotha 1920, F. A. Perthes. 156 S.

Früher war die Bildung der europäischen Menschheit selbstverständlich christliche Bildung. Heute ist weder christlicher noch überhaupt ein religiöser Glaube selbstverständlich. Aber daß die Kultur zusammenbricht, wenn die Selbstsucht der Menschen und Völker nicht gebändigt wird durch eine ihr entgegenwirkende Lebens- und Weltanschauung, das haben uns die letzten Jahre klar gezeigt. Die wirksamsten Elemente der bisherigen europäischen Bildungsgeschichte, die Antike und das Christentum, waren zuletzt verbunden im deutschen Idealismus der Zeit vor hundert Jahren, aber wir finden solche Verbindungen schon viel früher, so bei Erasmus, Zwingli, Melanchthon. In manche Einzelheiten des Bildes, das hier der Züricher Kirchenhistoriker von Zwinglis Geistesart und Gedankenwelt gibt, wird sich der Nichttheologe erst hineindenken müssen, aber wirklich kennen lernt man keinen Großen der Vergangenheit, ohne daß man in seine Berufsarbeit gründlich einzudringen sucht, sei er nun Staatsmann oder Maler oder Gelehrter gewesen oder was sonst. Von Luther ist uns Reichsdeutschen nicht nur das Leben, sondern auch die Denkweise durch viele gute Biographien bekannt; Zwingli ist uns viel fremder, als er es verdient. Schriften von ihm lesen bei uns höchstens einige Theologen; unter den sonstigen Gebildeten kennt mancher die anziehende, aber ganz kurze Darstellung, die Dilthey im 2. Bande seiner gesammelten Schriften von Zwingli gibt. Köhler hat gleichzeitig ein kurzes Lebensbild Zwinglis geliefert (Tübingen, Mohr. 102 S. 1,50 M.) Für seine Schlußthese, daß weder ohne das Christentum noch auf Grund des Christentums allein, ohne andere Bildungselemente, der Bau der Menschheitskultur möglich ist, bietet die Art, wie bei Zwingli Christentum und Antike verbunden waren, lehrreiche Belege. H. Mulert.

Der Friedensvertrag von Versailles. Unter Hervorhebung der geänderten Teile mit Inhaltsaufbau, Karten, Sachregister. Berlin 1919, Reimar Hobbing. VIII, 240 Seiten. Preis Mk. 4,50.

Der rührige Verlag, der sich auch sonst schon häufig um die Weiterverbreitung amtlicher Kriegsdrucksachen verdient gemacht hat, bietet hier eine handliche Ausgabe der 440 Artikel des Friedensvertrages in lesbarer deutscher Übersetzung. Da die abgeänderten Teile unter Beifügung der ursprünglichen Fassungen kenntlich gemacht sind, gewinnt man auch einen gewissen Einblick in die Vorgeschichte des Vertrages. Aus dieser sind die Gegenvorschläge der deutschen Regierung und die Antwort des Verbandes im selben Verlage in unverkürzten Texten erschienen. In Anbetracht der schweren Zeiten verdient die Druckausstattung Anerkennung. J. H.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

14. JAHRGANG | HEFT 6 | MAI/JUNI 1920

Die Anfänge der römischen Republik.

Von Ernst Kornemann.

Vor hundertzehn Jahren, als Deutschland schon einmal tief gedemütigt am Boden lag, ist Niebuhrs Römische Geschichte entstanden. Wie uns heute, ist den Menschen von damals im tiefsten Unglück nach dem Zusammenbruch des friderizianischen Preußens die Erkenntnis gekommen, daß der Verlust an politischer Macht ersetzt werden müsse durch Entfesselung der geistigen Kräfte der Nation. Die Gründung der Universität Berlin war der äußere Ausdruck des neuen Strebens. Aus Vorlesungen an der neuen Universität sind 1811 und 1812 die beiden ersten Bände von Niebuhrs Römischer Geschichte hervorgegangen. Wie heute so viele unserer Besten war Niebuhr aus dem praktischen Berufe herausgeworfen worden. Der Staatsmann suchte eine neue Beschäftigung; er fand sie, alter Jugendneigung folgend, in dem Studium der römischen Geschichte, die bis dahin in Deutschland noch nicht von Geistern ersten Ranges in Angriff genommen worden war. Das Neue an Niebuhrs Buch ist nicht das Was, sondern das Wie. Niebuhr ist in diesem Werke der Schöpfer der quellenkritischen Methode unserer modernen Geschichtswissenschaft geworden. Keine Geringeren als Ranke und Mommsen wandeln in den Spuren dieses Pfadfinders und hinter den beiden der lange Zug der Historiker des 19. Jahrhunderts.[1]) Die ältere römische Geschichte, die Niebuhr in den genannten beiden Bänden zur Darstellung bringt, wurde so die hohe Schule der historischen Kritik. In sie möchte ich heute den Leser einführen, um ihm zugleich den Fortschritt seit Niebuhr und Mommsen an einem Spezialproblem, der Frage nach der Entstehung der römischen Republik, aufzuzeigen.

Wie die Geschichte Israels mit der Schöpfung der Welt, so beginnt Roms Geschichte mit der Gründung der Stadt. Judentum und Römertum haben sich die Welt erobert, das Judentum als Glaubens-, das Römertum als Staatsmacht. Beide haben auf dem Höhepunkt ihres nationalen Lebens den Versuch gemacht, eine Geschichte ihres Volkes von den ersten Anfängen menschlichen Daseins an zu schaffen. Dies war aber nur dadurch möglich, daß der beglaubigten Geschichte eine Vorgeschichte legendären Inhalts vorangestellt wurde. Wer seit Niebuhr an die Aufgabe herantritt, Roms Geschichte zu schreiben, hat zuerst die Frage zu beantworten, wo die Zäsur zwischen echter und unechter Geschichte liegt, zwischen historisch beglaubigter Überlieferung und pseudogeschichtlicher Konstruktion, die die langen geschichtslosen Jahre der Stadtchronik mit „Geschichten" angefüllt hat, um den Anschluß an das fingierte Jahr der Stadtgründung zu gewinnen.

Das Dreigestirn Niebuhr-Schwegler[2])-Mommsen hat die traditionelle

1) Vgl. dazu C. Joh. Neumann, Deutsche Literaturzeitung 1917, Sp. 3f. u. 35f.

2) A. Schwegler, Römische Geschichte, Bd. I. Tübingen 1853.



römische Königsgeschichte zu Fall gebracht. Der Kampf geht heute um das erste Jahrhundert der Republik. Hier ist die Forschung sehr langsam vorwärts gekommen, weil Mommsen der Konsulliste (fasti consulares) gegenüber, der einzigen Quelle der Zeit, keine einheitliche Haltung eingenommen hat. Der junge Mommsen zweifelte die Authentizität der älteren Teile der Konsulliste an, der alte Mommsen wurde konservativer und hielt an der Liste gläubig fest. Und wie es zu gehen pflegt, der alte Mommsen und damit die konservative Richtung siegte.[3]) So ist es gekommen, daß heute noch Forscher existieren, die von der Begründung der Republik ab den chronologischen Aufbau der römischen Geschichte für gesichert halten, und daß ein Mann von der Bedeutung Nissens bis zum Ende seines Lebens geglaubt hat, die Datierung des ersten römisch-karthagischen Handelsvertrags ins erste Jahr der Republik sei eine historische Tatsache, zumal der Name des Polybios dahintersteht.[4]) Nur langsam hat sich die Kritik an die Konsulliste herangewagt. Der Straßburger Historiker C. J. Neumann, einer der eifrigsten Bearbeiter des heiklen Themas, ist gestorben mit dem Glaubenssatz, daß die Konsulliste nur verfälscht, nicht eigentlich gefälscht sei[5]), was im Grunde schon die Ansicht des jungen Mommsen gewesen war. Aber die Forschung war weiter als er glaubte. Männer wie der Deutschrusse Enmann, der Italiener Pais und mein Tübinger Schüler Sigwart haben die Bresche gelegt in die langen Reihen der älteren römischen Beamtenliste.

Die Frage nach den Anfängen der römischen Republik muß demnach von dem chronologischen Problem ausgehen. Aber nicht nur, wann, sondern auch in welcher Weise die Republik ins Leben getreten ist, soll dargestellt werden. Die Alten haben sich in jeder Richtung die Sache leicht gemacht. 120 Jahre, d. h. halbsoviel Jahre, als die später davorgelegte Königszeit umfaßte (240), vor der gallischen Katastrophe ist das Königtum gestürzt worden, und zwar ist nach der Vertreibung des letzten Tarquiniers gleich die spätere Republik, geleitet von den beiden Konsuln, geschaffen worden. Das Ganze war keine Volkserhebung, sondern eine Reaktion des Adels gegen das Königtum. Der Adel hat in der Form der Konsulatsregierung sofort seine Herrschaft im Staate etabliert. Diese Erzählung ist in chronologischer wie in sachlicher Hinsicht späte Mache.

I.

Alle Geschichtskonstruktion bzw. -rekonstruktion geht von der bekannten zur unbekannten Zeit rückwärts.[6]) Es gab eine Epoche in Rom, da war die Königszeit noch nicht in den Einzelheiten erfunden, d. h. die römische Geschichte begann noch nicht mit der Gründung der Stadt durch Romulus, sondern mit der Gründung der Republik oder genauer mit der Vertreibung der Könige. Aber auch die Aera post reges exactos ist, wie schon die Erwähnung der Könige darin zeigt, erst sekundär. Das Primäre ist ein ganz anderes Ereignis, an welches die Ponti-

3) Auch bei Ed. Meyer, Geschichte des Altertums II, S. 813.

4) Die neueste kritische Behandlung des Problems bei E. Täubler, Imperium Romanum I, 1913, S. 254ff.

5) Bei Gercke-Norden, Einleitung in die Altertumswiss. III², S. 465 u. S. 480 f.

6) Vgl. zum Folgenden meine Schrift „Der Priesterkodex in der Regia und die Entstehung der altröm. Pseudogeschichte". Tübingen 1912.

fices, die Schöpfer der römischen Geschichtsklitterung, die Republikgründung angehängt haben, nämlich die Weihung des kapitolinischen Jupitertempels. Nichts illustriert den priesterlichen Ursprung der altrömischen Pseudogeschichte deutlicher als diese Tatsache, daß das sakrale Ereignis zuerst datiert und das politische erst sekundär damit in Verbindung gebracht worden ist. Ein zweites Beispiel hierfür ist die Weihung des Cerestempels, des Hauptheiligtums der Plebs, der Tradition nach i. J. 493 v. Chr., und die Verlegung der Entstehung des plebeischen Scheinstaates und der Begründung des Volkstribunats in das gleiche Jahr.[6a]) Ebenso ist das Jahr, in welchem der Hauptgott von Rom, Jupiter O. M., sein Heiligtum auf dem Kapitol erhielt, der Ausgangspunkt für die Darstellung der republikanischen Geschichte geworden. Plinius N. H. 33, 19 berichtet zum J. 304 v. Chr. von der Gründung einer aedicula Concordiae auf dem römischen Forum. Auf eherner Tafel war daran die Inschrift angebracht: eam aedem 204 annis post Capitolinam dedicatam. Daraus ergibt sich als Dedikationstag des Jupitertempels der 13. September Ol. 68,2 = 507 v. Chr. Die erwähnte Inschrift ist das älteste Denkmal der römischen Geschichte, auf welchem eine Ära erwähnt ist.[7]) Das Anfangsjahr derselben aber liegt, wie oben angedeutet wurde, 120 Jahre vor der gallischen Katastrophe (18. Juli 387). Das Tempelweihjahr ist dann in der ältesten Pontifikalchronik aus der Zeit des Pyrrhoskriegs in ganz willkürlicher Weise gleich dem ersten Jahr der Republik gesetzt worden. Bei dieser Sachlage kann man heute wohl noch darüber streiten, ob der kapitolinische Tempel im Jahre 507 und ob der Cerestempel im J. 493 erbaut worden sind, man sollte aber nicht mehr darüber streiten, ob die römische Republik im J. 507 und der plebeische Scheinstaat schon 493 gegründet worden sind. Das dritte große Sammeljahr der Pseudogeschichte ist das Jahr 449, das Jahr der horazisch-valerischen Gesetze nach der livianischen Tradition. Es gibt aber eine ältere Überlieferung, die bei Diodor steht. Sie datiert die Verfassung der Republik in dieses Endjahr des Dezemvirats in Gestalt einer Magna charta libertatum. Wieder steht ein Horatius wie bei dem Republikbeginn im Mittelpunkt. Man hat den Eindruck, als ob das Republik-Anfangsjahr seine Farben und seinen Inhalt vom Jahr 449 entlehnt hat, mit anderen Worten, daß eine ältere Tradition die Republik im Jahre 449 ihrem verfassungsmäßigen Aufbau nach hat entstehen lassen.

So viel über die auf uns gekommene Überlieferung bezüglich der Zeit des Republikbeginns. Wollen wir nunmehr feststellen, wann die Republik tatsächlich ins Leben getreten ist, so müssen wir unter der Tünche der von den Pontifices geschaffenen Pseudogeschichte der angeblichen *πόλις Ἑλληνίς* am Tiber die wahre Geschichte der italischen urbs Roma hervorzuholen suchen, ganz ähnlich wie Wissowa in seinem ausgezeichneten Buch[8]) die römisch-italische Religion durch Abklopfen der griechischen Übertünchung und Übermalung hat zum Vorschein kommen lassen. Man hat früher, um diese Arbeit zu leisten, gern und etwas einseitig die besonders von Mommsen virtuos ausgebildete Methode der Rück-

6a) C. Joh. Neumann bei Gercke-Norden a. a. O., S. 475.
7) Priesterkodex S. 53.

8) Religion und Kultus der Römer, 2. Aufl. München 1912.

schlüsse angewendet; namentlich der schon erwähnte C. Joh. Neumann hat sich darin zum beachtenswerten Spezialisten ausgebildet. Aber daneben muß man, um die richtige Perspektive für Roms Frühgeschichte zu gewinnen, seinen Blick viel mehr als seither auf die parallele Entstehung der italischen Stämme und Städte lenken.[9]) Roms Geschichte ist jung, die Geschichte Italiens dagegen alt. Wer Roms Geschichte schreiben will, muß daher immer die Gesamtgeschichte Italiens im Auge behalten, muß endlich die stadtrömische Brille ablegen, durch die wir unter dem Einfluß der pontifikalen Geschichtsklitterung die Dinge viel zu sehr anzuschauen uns gewöhnt haben.

Italien ist niemals in dem Umfange das Land der Italiker gewesen wie etwa Hellas das Land der Hellenen. Das antike Italien war vielmehr der modernen Balkanhalbinsel vergleichbar: ein völkischer Hexenkessel sondergleichen. Erst relativ spät ist der Ruf „Italien den Italikern" erschollen, nämlich damals, als dieses kernige Volkstum des Gegensatzes gegenüber den von Osten hereingekommenen Griechen und Etruskern sich bewußt geworden war. In diesen großen Emanzipationsprozeß der Italiker gegenüber den Fremdvölkern ist auch Rom verwickelt worden, in ihn gehört die Befreiung Latiums von der Fremdherrschaft der Etrusker, die im 6. Jahrh. v. Chr. auf dem Höhepunkt ihrer Macht bis nach Campanien sich ausgedehnt hatten. Die Annahme liegt nahe, daß das, was in der römischen Tradition als Vertreibung der Könige auf uns gekommen ist, nichts anderes darstellt, als die gewaltsame Abschüttlung des Etruskerjoches durch die Latiner. Die Alten schon haben dieser Annahme Raum gegeben, und die moderne Forschung ist ihnen hierin mit wenigen Ausnahmen[10]) gefolgt. Eine etruskische Dynastie ist die letzte gewesen, die über Rom geherrscht hat. Monarchie und Fremdherrschaft sanken am gleichen Tage dahin: gerade dadurch ist das Ereignis in der Erinnerung der nachfolgenden Geschlechter deutlicher und länger haften geblieben als selbst die späteren Ereignisse.

Es gilt nun, dieses Ereignis im Anschluß an die Geschichte der Etrusker zu datieren, anstatt immer von neuem das Tempelweih-Datum der Alten nachzubeten. Es ist auf alle Fälle jünger, als wir seither glaubten.[11]) Das 5. Jahrh. v. Chr. ist nach dem erwähnten Jahrh. des Höhepunkts die Zeit gewesen, da die große Expansion des etruskischen Volkes zum Stillstand kam, um dann allmählich in den Krebsgang überzugehen. Die etruskische Blüte war bedingt gewesen durch den engen Zusammenschluß mit den Karthagern und die gemeinsame Frontstellung gegenüber den Griechen. Nun erlitten die Karthager im Zeitalter der Perserkriege im J. 480 bei Himera seitens der Griechen den entscheidenden Schlag. Gelon, der Tyrann von Syrakus, war der Löwe des Tages und Syrakus von nun an die führende Macht im Süden. Es griff bald nach Italien hinüber und siegte 474 unter Hieron bei Cumae auch über die Etrusker. Während die Karthager nur zu Land, waren die Etrusker zur See, also auf ihrem ureigensten Element, besiegt. Von da ab datiert

9) Wie das frühzeitig der Italiener Pais, ich in dem Aufsatz „Polis und Urbs", Klio V, S. 72ff. und A. Rosenberg in dem Buch „Der Staat der Italiker", Berlin 1913, getan haben.

10) Z. B. Beloch bestreitet eine Epoche der Etruskerherrschaft in Rom.

11) Anders C. Joh. Neumann bei v. Pflugk-Harttung, Weltgeschichte I (Altertum), S. 364.

ihr Niedergang. Das zeigt die Politik syrakusanischer maritimer Expansion, die jetzt beginnt und die das eigentlich Charakteristische der Geschichte des westlichen Mittelmeerbeckens im 5. Jahrh. ist. Die Insel Ischia wurde syrakusanische Kolonie. Im J. 453 erfolgte eine siegreiche syrakusanische Expedition nach Korsika, Elba und zur italischen Westküste.[12]) Syrakus ist also seit der Mitte des 5. Jahrh. die Vormacht Italiens, und das Etruskertum geht langsam zurück, nachdem ihm die Seeherrschaft geraubt worden war. Die griechische Metropole des Südens wird dadurch zur Schrittmacherin für die Emanzipation der Italiker von der Vorherrschaft Etruriens. Was Campanien betrifft, so haben wir aus der griechischen Überlieferung für diese südlichste von den Etruskern beherrschte Landschaft eine Anzahl geschichtlicher Daten für den Freiheitskampf der samnitischen Söldner dortselbst, die von den Etruskern ins Land gezogen worden waren und sich jetzt aus Knechten zu Herren machten. 438 ist Capua, 421 Cumae frei geworden. Wir hören also hier erst in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. von der Vertreibung der Etrusker, während wir für das nördlicher gelegene Latium die Vertreibung der „Tarquinier" von den Pontifices schon für das Ende des 6. Jahrh. aufgetischt bekommen. Wir können von diesen Zusammenhängen aus zunächst nur so viel sagen: Der Termin der Abschüttelung des Etruskerjochs durch Rom liegt aller Wahrscheinlichkeit nach näher dem Sammeljahr 449 als dem Jahre 507.

Wir kommen vielleicht noch etwas weiter, wenn wir noch einmal den Blick von den Etruskern zu den Griechen Süditaliens wenden. Es ist eine feststehende Tatsache, daß der etruskischen Kulturwelle, die über Rom in der Königszeit hinweggegangen war, im Anfang der Republik eine griechische Welle gefolgt ist. Es handelt sich darum, die zeitlichen Anfänge dieser kulturellen Überflutung durch das Griechentum festzustellen. Hier hat die eindringende Forschung Wissowas auf dem Gebiet der römischen Religion dem Historiker in höchst dankenswerter Weise vorgearbeitet.

Die älteste griechische Beeinflussung der römischen Religion ist zum Teil eine indirekte, wie der römische Herkuleskult beweist, der über Tibur nach Rom gekommen ist, zum Teil eine direkte. Wissowa hat mit Recht den Satz aufgestellt[13]), daß Apollo der erste, auf direktem Wege, und zwar von Cumae aus, in Rom rezipierte griechische Gott gewesen ist. Wir haben bei Livius IV 25,3 zum J. 433 darüber kurz und schlicht im Stile der alten Pontifikalchronik den Bericht: pestilentia eo anno aliarum rerum otium praebuit. aedis Apollini pro valetudine populi vota est. multa duumviri[14]) ex libris (sc. Sibyllinis) placandae deum irae avertendaeque a populo pestis causa fecere. magna tamen clades in urbe agrisque promiscua hominum pecorumque pernicie accepta, und zwei Jahre später zum J. 431 (Liv. IV 29,7) heißt es: Cn. Iulius consul aedem Apollinis absente collega sine sorte dedicavit. Danach war die Ursache der Rezeption des griechischen Gottes eine Pest, deren erstes Auftreten Livius zum J. 436 meldet. Im J. 435 wird das Wüten der Seuche heftiger. Dann ist von der Krankheit keine Rede mehr, was

12) Diodor XI 88.

13) Religion und Kultus², S. 293.

14) Gemeint sind die duumviri sacris faciundis, diejenige Behörde, die in Rom seitdem alle nach dem graecus ritus verehrten Götter unter sich hatte.



auf ein zeitweiliges Erlöschen oder Nachlassen schließen läßt. Dagegen wird unter dem J. 433 bemerkt, daß wegen der Krankheit wieder die Staatsgeschäfte ruhen mußten. Gleichzeitig wird in diesem Jahre dann, wie wir sahen, dem Apollo der Tempel gelobt, damit der große Heilgott der Griechen die Stadt von der großen Plage befreie. Man hat schon längst bemerkt, daß dieser livianische Epidemiebericht die größte Ähnlichkeit hat mit der Erzählung des Thukydides[15]) über jene Seuche, die in Athen im 2. Jahre des Peloponnesischen Krieges zum Ausbruch kam. Beide Epidemien gleichen sich nicht nur in ihrer verheerenden Wirkung, sondern auch insofern, als der Verlauf in beiden Fällen der nämliche ist. Auch in Athen dauert die Pest nach ihrem 430 erfolgten Auftreten 2 Jahre lang. Nachdem sie alsdann nachgelassen hat, bricht sie zu Beginn des Winters 427 von neuem und stärker aus, um dann nach einem Jahre ganz zu erlöschen. Bezüglich der Entstehung und der Wanderung der Seuche wird erzählt[16]): Die Krankheit begann in Äthiopien und verbreitete sich von hier nach Ägypten und Libyen. Äthiopien steht hier offenbar für Innerafrika. Die Erwähnung von Libyen neben Ägypten zeigt, daß die ganze Küste Nordafrikas von der Seuche befallen wurde, und daß sie bei dieser Sachlage wie nach Athen so auch nach Rom importiert wurde, liegt nahe. Die Differenz von 6 Jahren in den Angaben des Thukydides und Livius bezüglich des ersten Auftretens der Seuche besagt nichts. Wir haben einfach daraus zu lernen, daß die Rechnung nach varronischer Ära in dieser Zeit bei den Römern die Ereignisse um 6 Jahre zu hoch datiert.[17]) Ist dies alles richtig, so haben wir es mit einem Ereignis der ganzen Mittelmeerwelt zu tun, in dessen Verlauf Rom in den Besitz des griechischen Heilgottes und des ganzen Apparates des graecus ritus gekommen ist. Es ist das zweite große Ereignis der älteren Zeit, das im Gedächtnis der späteren Geschlechter haften blieb und in der ältesten Pontifikalchronik notiert wurde. Was wir aber für unser Thema daraus zu lernen haben, ist die Tatsache, daß das römische Gemeinwesen damals nicht mehr unter dem Einfluß der Etrusker stand, sondern den direkten Weg nach Cumae offen fand, mit anderen Worten, daß die Republik damals sicher bestand. Wie lange dies schon der Fall war, vermag mit unseren heutigen wissenschaftlichen Mitteln niemand zu sagen. Es bleibt vielmehr nur die Möglichkeit, die Grenzen abzustecken, innerhalb deren wir das Ereignis suchen dürfen. Diese Grenzen sind die Schlacht bei Cumae von 474 und die Pest des Jahres 430. Wir werden der Wahrheit am nächsten kommen, wenn wir sagen, daß die römische Republik nach der Beseitigung der Etruskerherrschaft in Latium um die Mitte des 5. Jahrhunderts ins Leben getreten ist.

II.

Das Resultat der großen Staatsumwälzung, die die Alten Vertreibung der Könige nannten, kann zunächst nur negativ bestimmt werden. Es gab von jenem Zeitpunkt ab, den wir im Vorhergehenden zu bestimmen gesucht ha-

15) II 47ff. und III 87.
16) Thukyd. II 48, 1.

17) Das varronische Jahr 318 ab urbe condita, das wir heute mit 436 v. Chr. gleichsetzen, entspricht also in Wirklichkeit dem Jahre 430 v. Chr.; vgl. über andere Beispiele abweichender römischer und griechischer Datierungen Leuze, Die römische Jahrzählung. Tübingen 1909, S. 377ff.

ben, keinen rex, keinen Gemeindeherrn in politicis mehr, sondern nur noch in sacris (rex sacrorum). Wenn wir den positiven Inhalt der Verfassungsänderung bestimmen wollen, müssen wir zweierlei uns vor Augen halten: 1. daß Alt-Rom sich sicher in seiner Verfassung auch nach dem Sturz des letzten Königs nicht allzuweit von den Verfassungszuständen der übrigen Latinerstädte entfernt hat[18]), und 2. daß, wie schon die Erhaltung des rex sacrorum zeigt, die Verfassungsänderung möglichst konservativ gewesen sein muß.

Wir kennen eine ganze Anzahl Latinerstädte, in denen nach beseitigtem Königtum ein Diktator an der Spitze gestanden hat. Ebenso zeigt der latinische Bund, ehe zwei Prätoren i. J. 340 die Führung übernahmen, die Leitung durch einen Diktator. Wenn wir nun weiter sehen, daß in Tuskulum auch ein rex sacrorum, in Fundi und Formiae auch ein interrex begegnet, so legt sich uns die Vermutung nahe, daß in Latium eine ganz gleichmäßige Entwicklung vor sich gegangen ist, und diese Entwicklung weist, wie die berührte Verfassungsgeschichte des latinischen Bundes deutlich zeigt, auf eine Ersetzung des rex zunächst durch einen Diktator und dann erst durch zwei Prätoren hin.[19])

Es ist auch a priori kaum anzunehmen, daß eine so verzwickte Verfassungsform wie die Konsulatsverfassung mit zwei einander völlig gleichstehenden Inhabern des alten königlichen Imperiums sofort auf die Königszeit mit ihren einfachen klaren Rechtsverhältnissen gefolgt ist. Wir halten es demgegenüber mit einem neueren Forscher, der gesagt hat[20]): „Jähe Übergänge sind in der Geschichte selten, in der römischen Verfassungsgeschichte unerhört", und stellen die Frage zur Diskussion, ob nicht die Diktatorverfassung das Königtum zunächst in Rom abgelöst hat und erst in jüngerer Zeit die Prätoren- oder Konsulatsverfassung gefolgt ist.[21])

Außer der Analogie der Entwicklung mit den übrigen Latinerstädten sind folgende Momente hierfür in Betracht zu ziehen:

1. Auch als der König als Herr der Gemeinde beseitigt war, blieb doch der „Zwischenkönig" selbst in der späteren Epoche der Konsulatsverfassung. Diese dauernde Erhaltung der Monarchie in der Interregnalordnung ist leichter verständlich, wenn auf den lebenslänglichen König zunächst der Jahreskönig gefolgt ist.

2. Die allgemeine Bezeichnung für das römische Oberamt war bekanntlich magistratus. Dieses Wort verhält sich zu magister wie comitiatus zu comitia. Magister populi aber ist die älteste Bezeichnung des stadtrömischen Diktators. War die Diktatur unter dieser Bezeichnung eine Zeitlang das or-

18) Ein Satz, wie ihn Rosenberg (Staat der alten Italiker, S. 81) formuliert hat: „So ist schon die älteste römische Republik ein origineller Staat, der keinem anderen im damaligen Italien glich", ist also unserer Ansicht nach verfehlt.

19) Kornemann, Klio XIV, 1914, S. 200ff., gebilligt von Steinwenter bei Pauly-Wissowa-Kroll, R.-E. X, Sp. 1264.

20) Franz Leifer, Die Einheit des Gewaltgedankens im röm. Staatsrecht. Wien 1914, S. 173.

21) Die Hypothese ist nicht neu. Sie wurde zum erstenmal vorgetragen von W. Ihne, Forschungen auf dem Gebiet der römischen Verfassungsgeschichte 1847, S. 42ff., darnach von A. Schwegler, Römische Geschichte II. Tübingen 1856, S. 92f. Mommsen hat sich ablehnend verhalten. Dann taucht sie wieder auf bei L. M. Hartmann, Wiener Studien 34, 1912, S. 268, Weltgeschichte I 3, S. 28f. M. Gelzer, Die Nobilität der Röm. Republik, 1912, S. 40 A. 1, etwas zurückhaltender Gött. gel. Anz. 1916, S. 304, Kornemann, Klio XIV, 1914, S. 295.

dentliche Jahresamt der Römer, so versteht man sehr wohl die Verwendung von magistratus zur Bezeichnung des obersten Gemeindeamtes.

3. Das alte Gesetz bei Livius VII 3 (lex vetusta priscis litteris verbisque scripta) bezeichnet den späteren dictator clavi figendi causa als praetor maximus. Der Name sowohl wie die Gleichung mit dem genannten Diktator führen auf einen höchsten Beamten des Staates, der unstreitig im Einzelamt fungiert hat. Der lateinischen Bezeichnungsweise entspricht griechisch ganz wörtlich *στρατηγὸς ὕπατος*, abgekürzt *ὕπατος*, womit später in unseren griechischen Quellen der Konsul bezeichnet wird. So ungeeignet diese Übersetzung für den Konsul genannt werden muß, so passend ist sie für den diktatorischen Einzelbeamten. Daraus schließe ich, daß die Übersetzung im westhellenischen Sprachgebiet schon zur Zeit der Diktatorverfassung erfolgt ist, ähnlich wie die Wiedergabe von senatus durch *ἡ σύγκλητος* (sc. *βουλή*) von dorther stammt.

Alles dies ist noch kein zwingender Beweis für unsere These. Ein solcher wird erst gewonnen aus der späteren Stellung des Diktators und seines ständigen Begleiters, des magister equitum. Die Darstellung der Diktatur durch Mommsen[21a]) und die sämtlichen modernen Forscher[22]) krankt daran, daß einseitig der militärische Charakter des Amtes hervorgehoben wird und magister populi entweder als „Heeresmeister“ bzw. „Herzog“ oder speziell im Gegensatz zu magister equitum als „Befehlshaber des Fußvolkes“ aufgefaßt wird, obwohl, wie Mommsen selber zugeben muß[23]), populus im sonstigen Sprachgebrauch nirgends militärische Färbung hat, und obwohl ein altes Gesetz erhalten ist[24]), wonach der magister pop. nicht befugt war, ein Pferd zu besteigen. Ein Heeresmeister, der nicht reiten darf, das ist doch höchst verwunderlich! Die falsche Auffassung ist entstanden einmal aus dem Vergleich mit dem magister equitum, der tatsächlich ein Offizier gewesen ist, und andererseits aus der späteren Bemessung der maximalen Amtsdauer der Diktatur auf 6 Monate, was wohl mit der normalen Dauer des Sommerfeldzugs zusammenhängt. In Wirklichkeit heißt magister pop. „Volksherr“ oder „Gemeindeherr“, bzw. „Volksmeister“, „Bürgermeister“[25]), und das Amt ist, selbst wenn es später in Ausnahmefällen wieder hervorgezogen wurde, nicht nur für die Kriegführung, sondern auch zu ganz anderen Zwecken, die absolut nicht militärischer Art waren, verwendet worden. Daraus folgt, das ursprüngliche Amt war keine Offiziersstellung, sondern war das Gemeindeherrnamt im vollen Umfang des alten königlichen Imperiums.

Ganz klar wird dies aber erst, wenn wir die staatsrechtlich höchst merkwürdige Figur des magister equitum etwas näher ins Auge fassen.[26]) Der Diktator muß bekanntlich noch in der historischen Zeit sofort nach seinem Regierungsantritt nach besonders dafür eingeholten Auspizien bei Tagesanbruch den Reiterführer ernennen. Erlischt die Diktatur, so erlischt automatisch auch

21a) Röm. Staatsr. II³, S. 141 ff.

22) Vgl. z. B. Liebenam bei Pauly-Wissowa-Kroll R.-E. V, Sp. 374. Rosenberg, Staat der Italiker, S. 96.

23) Staatsr. II³, S. 159, Anm. 1.

24) Plutarch, Fabius c. 4; vgl. dazu W. Helbig, Mélanges Perrot (Paris 1903), S. 169 ff.

25) Wie Mommsen kurz vorher im Staatsr. (S. 144) übersetzt.

26) Darüber Mommsen, Staatsr. II³, S. 173 ff., Rosenberg, Staat der Italiker, S. 89 ff., Kornemann, Klio XIV, 1914, S. 205.

das Reiterführeramt. Der Reiterführer ist also gewissermaßen der Schatten des Diktators. Und nun das Seltsamste an der Institution. Der mag. equitum ist zwar im Gegensatz zum Diktator in erster Linie Offizier, aber doch gleichzeitig auch Magistrat, mit sekundärer Gewalt gegenüber dem Diktator. Die Ausstattung eines Offiziers mit magistratischer Gewalt ist nur noch einmal im römischen Staatsrecht zu beobachten, nämlich bei den tribuni militum consulari potestate, die ebenfalls der Frühzeit der Republik angehören. Die Republik hat, kaum errichtet, offenbar nach außen sehr schwer kämpfen müssen und unter dem Druck dieser Außengefahr sich entschlossen, eine Zeitlang in das höchste Amt einen Offizier aufzunehmen. Der Offizier war aber in dieser Verfassung noch der secundus, der Inhaber der minor potestas gegenüber dem eigentlichen Gemeindeherrn, dem Inhaber der maior potestas. Erst in einer weiteren Phase der Entwicklung treten die Offiziere als tribuni militum an die Spitze des Staates, aber jetzt unter Aufgabe der Monarchie, ursprünglich wahrscheinlich in der Dreizahl.[27])

Will man die Ursache dieser Entwicklung schärfer erfassen, so ist es nötig, die Heeresverfassung des ältesten römischen Staates sich klarzumachen. Wie Helbig aus den Monumenten nachgewiesen hat[28]), war die vornehmste und die einzige ständige Waffe des alten römischen Staates eine berittene Hoplitenschar, keine Kavallerie, wie schon die Bezeichnung celeres für diese Truppe beweist. Es sind die alten Großgrundherren, die ausgerüstet mit schweren Hoplitenwaffen zu Pferd und begleitet von ihren berittenen, unbewaffneten Knappen ins Feld zogen. Mit Rücksicht auf diese einzige ständige Truppe, zugleich die Elitetruppe der Römer, hieß der höchste Offizier, der dem Diktator zur Seite gestellt wurde, mag. equitum. Er ist gewissermaßen der Generalstabschef, den der neue Gemeindeherr sich sofort nach seinem Regierungsantritt zur Seite nehmen muß. Während der König seine Truppen selber, und zwar in der etruskischen Epoche auf dem Streitwagen, angeführt hat, fehlt dem Diktator, wie wir sahen, sogar das Recht, ein Pferd zu besteigen, dafür muß er einen militärischen Gehilfen in Gestalt des mag. equitum sich zugesellen.

Das lebenslängliche Königtum ist also nach dieser Auffassung der Dinge eines Tages ersetzt worden durch ein Gemeindeherrentum von jähriger Dauer. Daneben bleibt der lebenslängliche Sakralkönig bestehen, und auf der anderen Seite erhält der neue Gemeindeherr einen Offizier aus der Reihe der equites zur Seite. Rosenberg ist es gelungen[29]), das einzige Gegenstück zu dem mag. equitum zu finden. Es ist der praetor (praefectus, magister) iuventutis in einigen Etrusker-, Latiner- und Sabinerstädten. Iuventus bzw. iuvenes ist in Latium der technische Ausdruck für den waffenfähigen Teil (von 17 bis 45 Jahren) der obersten Volksschicht. In Lanuvium begegnet ein Diktator und ein praefectus iuventutis nebeneinander.[30]) Wir schauen hier hinein in die durch und durch aristokra-

27) Dazu **Kornemann**, Klio XIV, S. 194ff. und S. 494ff., H. **Dessau** ebenda S. 493f.

28) Zur Geschichte des röm. Equitatus, Abh. der bair. Akad. der Wiss. XXIII, 2. Abt. 1905, S. 267ff. **Rosenberg** hat sowohl in seinen Untersuchungen zur röm. Zenturienreform, Berlin 1911, wie im Staat der alten Italiker sehr zum Schaden seiner Arbeiten diesen wichtigen Aufsatz unberücksichtigt gelassen.

29) Staat der alten Italiker, S. 92ff., dazu **Kornemann**, Klio XIV, S. 200ff.

30) CIL XIV 2121.

tische Verfassung der ältesten Republiken des Landes, die unsere Tradition im allgemeinen verschüttet hat, die uns aber erhalten ist in der dauernden Sonderstellung der „Ritter" in der römischen Zenturienordnung. Wie auch anderswo in aristokratischen Staatswesen bilden die alten Edelleute den Rat und ihre Söhne die Kerntruppe des Heeres.[31]) Ihr oberster Führer tritt in einer Zeit, da das unständige Heer der pedites noch nicht die spätere Bedeutung erhalten hatte, neben den neuen Gemeindeherrn in die Leitung des Staates. So ergibt sich aus der ältesten Heeresverfassung Roms diejenige Form des Staates, in der die neuerstandene Republik sich konstituiert hat.

Wie lange diese Verfassungsform bestanden hat, vermögen wir nicht zu sagen. Der Einweiher des kapitolinischen Tempels, M. Horatius, der in der ältesten Konsulliste nicht enthalten war, und Cn. Iulius, der nach Livius i. J. 431 die Weihung des Apollotempels absente collega sine sorte vollzog, waren wohl keine Konsuln, sondern Diktatoren. Große Veränderungen müssen dann im römischen Staate vor sich gegangen sein auf dem politischen, wirtschaftlichen und militärischen Gebiet, allen voran die „Bauernbefreiung", die Neumann für Alt-Rom sehr wahrscheinlich gemacht hat, und dadurch muß das Bürgerheer zu Fuß neben der alten ständigen, berittenen Hoplitenschar zu einer solchen Bedeutung gelangt sein, daß seine Offiziere vorübergehend das Oberamt, zunächst in der Dreizahl, in die Hände bekommen haben. Ganz am Schlusse steht dann die Konsulatsverfassung, die nicht älter ist als der Anfang des 4. Jahrh., vielleicht gleich von vornherein durch die Zugabe des Prätors als collega minor ebenfalls zu einer Dreimännerbehörde ausgestaltet.

Es ist von den Neueren nicht genügend beachtet worden, daß das Amt des Sakralkönigs eine ganz ähnliche Entwicklung wie die Diktatur durchgemacht hat. Auch dieses aus dem Königtum entwickelte Priestertum ist eines Tages aus seiner zentralen Stellung verdrängt worden, und das Pontifikalkollegium bzw. der Vertreter dieses Kollegiums, der pontifex maximus, ist an seine Stelle getreten. Tatsache ist, daß später der rex sacrorum nur noch eine Puppe ist, abhängig vom pontifex maximus, dem er allerdings im Range voransteht. In der Hauptsache ist er nur noch Priester des Ianus, wie seine Gemahlin, die regina sacrorum, Priesterin der Iuno, und zugleich ist er nomineller Träger der höchsten priesterlichen Staatswürde, während tatsächlich die zentrale Gewalt auf sakralem Gebiet an die Pontifices übergegangen ist. In Äußerlichkeiten, wie der Lebenslänglichkeit des Amtes, in Bestimmungen wie denjenigen, daß er nicht hingerichtet werden darf, daß das Amt mit jedem anderen unvereinbar und sein Träger nicht wahlfähig ist, ja sogar genötigt werden kann, die zur Zeit seiner Ernennung etwa von ihm bekleideten Ämter vor der Inauguration niederzulegen, in Privilegien, wie dem Rechte der Wagenbenutzung und einer Grabstätte innerhalb der Stadt zeigt sich noch die ehemalige hohe Stellung des Amtsinhabers, aber zugleich auch der Versuch, das Amt durch Isolierung des Trägers zur vollkommenen Bedeutungslosigkeit herabzudrücken.[32]) Dagegen die Übernahme der alten Königswürde durch das Pontifikalkollegium in der historischen Zeit

31) Rosenberg, Staat, S. 96.

32) G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer² S. 501 ff.



wird durch nichts deutlicher illustriert als durch die Tatsache, daß jetzt nicht mehr der rex sacrorum, sondern jenes Kollegium in der Regia, dem alten Königshaus, seinen Amtssitz hat. Was liegt bei diesem Tatbestand näher als die Annahme, daß bei der Beseitigung der Diktatur, sei es, als das Konsulartribunat, sei es, als die Konsulatsverfassung an die Stelle trat, auch der „König" zum zweitenmal depossediert worden ist? So erhalten wir folgendes Schema der Entwicklung:

König (rex)

Sakralkönig (rex sacrorum)	Gemeindeherr oder Bürgermeister (mag. populi) und Reiterführer (mag. equ.)
Kollegium der pontifices (urspr. Dreizahl)	Konsulartribune (ursprüngl. Dreizahl)
	zwei Konsuln und ein Prätor.

Damit sind wir am Ende unserer Darlegung angekommen. Ganz anders, als die Alten uns glauben machen wollen, ist die römische Republik entstanden. Was die Zeit betrifft, müssen wir im Gegensatz zur Tradition bis etwa in die Mitte des 5. Jahrh. heruntergehen, und in bezug auf die Verfassung liegt zwischen dem Königtum und dem Konsulat eine längere Entwicklung, die allein aus der gleichzeitigen Heeresverfassung des Staates verstanden werden kann. Die älteste Verfassung der Republik war diejenige, die später als Notverfassung in kritischen Augenblicken oder zur Erledigung von Spezialaufgaben neben der Konsulatsverfassung wieder hervorgeholt worden ist: die Diktaturverfassung. Wie in Etrurien, unter dessen Einfluß man lange Zeit gestanden hatte, war in dieser Verfassung der Jahreskönig zusammen mit dem Reiterführer an die Stelle des lebenslänglichen Königs getreten, der nur noch für die sakrale Sphäre erhalten blieb. Als dann der Offensivkampf gegen die Etrusker begann, zunächst gegen Fidenae, das Vorwerk von Veji, gewann das Hoplitenheer zu Fuß ungemein an Zahl und Bedeutung und in den kämpfereichen Jahrzehnten am Ende des 5. und zu Anfang des 4. Jahrh. wurden die Führer dieses neuen Heeres, die tribuni militum, zunächst in der in Italien bevorzugten Dreizahl, die Leiter des Staates. Erst als Veji niedergerungen und die gleich danach auftretende schwere Galliergefahr beseitigt war, hat Rom sich den Luxus leisten können, im obersten Amt zur Annuität das Prinzip der Kollegialität treten zu lassen in Gestalt von zwei Prätoren, die die Leitung der Republik konkurrierend miteinander übernahmen, und die dann, als gleich darauf ein dritter Prätor dazu kam, als die älteren und höheren Mitglieder der regierenden Magistratur Konsuln hießen, während der alte Amtstitel die Spezialbezeichnung des neuen collega minor wurde. Die Geschichte dieser allmählichen Entwicklung ist für uns verschüttet worden durch die Schöpfung der langen Konsulliste, deren Kopf längst als Fälschung erkannt worden ist, und durch die Ausgestaltung der Erzählung vom Ständekampf, die ebenfalls, wie die Darstellung bei Diodor XII, 25 zeigt, eine späte Konstruktion ist.[33])

33) Ed. Meyer, Rhein. Mus. 37, S. 619ff., G. Sigwart, Klio VI, 1906, S. 360ff.



Lord Morleys „Erinnerungen“.

Von Felix Salomon.

Als die Engländer uns den Krieg erklärt hatten, ging eine Notiz durch die Zeitung, eine kleine Gruppe von Mitgliedern des Kabinetts sei ausgeschieden, weil sie der Regierungspolitik nicht zustimmte; zu dieser Gruppe zählte John Morley. Damals wurde sein Name viel bei uns genannt, vermutlich ohne daß die meisten eine bestimmte Auffassung vom Wesen und Wirken des Mannes mit ihm verbunden hätten. Jetzt liegen seine Erinnerungen vor[1]), und wer die beiden Bände zur Hand nimmt, kann mit dem Verfasser in persönlichen Verkehr treten; dazu möchte ich einladen. „Diu multumque vixi“, schreibt der 81 jährige in seinem Vorwort, und wahrlich, ein gehaltvolles, reiches Leben zieht vor unseren Augen vorüber. Der Wirkungskreis war so mannigfach, daß Vertreter verschiedener Berufskreise ihn heute als einen der Ihrigen in Anspruch nehmen könnten; im Bereiche der Geisteswissenschaften wird man Morley als Fachmann zählen und schätzen, in politischen und parlamentarischen Kreisen Englands ist er als bewährter und bedeutender Mitarbeiter im Gedächtnis geblieben. Die Geschichte wird ihn in die Reihe derer stellen, welche zwischen Geistesleben und Politik eine Brücke schlugen, indem sie die Schätze geistiger Kultur politischem Treiben und Handeln fruchtbar zu machen verstanden; sein eigenstes Wirken wurzelt im Bereich der politischen Gesinnung, des politischen Denkens. So begreift es sich, daß er an seinem Lebensabend von einem seiner Landsleute als Englands politisches Gewissen gepriesen worden ist. Erinnerungen aus der Feder eines solchen Mannes stellen einen Rechenschaftsbericht über Menschen und Dinge dar, die das Leben zu beobachten gab, vom Standpunkte einer mit eigenen Maßstäben arbeitenden Kritik; solch ein Bericht bietet eine nachdenkliche Lektüre. Er ist dort, wo der Verfasser im Rückblick erzählt und urteilt, meist ohne Leidenschaftlichkeit geschrieben, in der Ruhe und Abgeklärtheit des Alters; die Darstellung rückt nicht selten in jene milde Abendbeleuchtung, welche Morley in seinen Naturschilderungen als die ihm liebste hervorhebt. Auf weiten Strecken tritt allerdings die Erzählung hinter Tagebuchblättern und Briefschaften zurück, welche in die Stimmung und Aufregung des Tages einführen; hier muß die unmittelbare Teilnahme am Geschehen den Leser für den mangelnden Zusammenhang entschädigen. Skepsis und Resignation blicken am Ende durch; wer das Buch aus der Hand legt, nimmt nicht von einem Führer Abschied, der für die Zukunft aufbaut, sondern vom Vertreter einer Generation, die am Rande des Grabes steht. Der deutsche Leser, der Morley mit seinen Sympathien entgegenkommt, findet sie erwidert, insofern dieser auch deutsches Geistesleben gewürdigt und mit deutschen Landsleuten verständnisvoll in Verkehr getreten ist.

Die Darstellung beginnt in Form einer Autobiographie; Morleys künftiger Biograph erhält wertvolle Vorarbeit. Die Kunst, welche Morley in manchen historischen Arbeiten bewährt hat, verwendet er hier auf seinen eigenen

1) Recollections by John Viscount Morley. London 1918, Macmillan.

Werdegang; kein Abschnitt des Werkes ist sorgfältiger ausgearbeitet als derjenige, welcher uns Auskunft gibt, wie die eigene Persönlichkeit sich gebildet und unter welchen Einflüssen sie ihr Gepräge erhalten hat. Morley wurde in einer kleinen Stadt in Lancashire, Blackburn, als Sohn eines Wundarztes 1838 geboren; er besaß weder Konnexionen noch Vermögen. Die Schilderung der Schulzeit und des Universitätslebens zeugt bereits von ebenso großer Begabung wie hohem Streben; als Beruf wurde ursprünglich die Theologie in Aussicht genommen, aber fallen gelassen, weil der angeborene „politische Trieb" drängte, „das Leben selbst und seinen Inhalt zu erfassen". Frühzeitig suchte Morley in ihm Stellung zu nehmen; er bedurfte dazu geistiger Nahrung und Führung. Er schildert uns die Zeitverhältnisse, die den Ausgangspunkt bildeten; besonders lehrreich ist die Auskunft, wie er seine politische Parteistellung fand. Sie bildete sich nicht aus literarischen Meinungen heraus, nicht aus geschichtlicher Tradition — das Geschichtsstudium tritt in seiner Ausbildung merklich hinter anderen Wissensgebieten zurück, weil, wie er berichtet, noch an keiner englischen Universität bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts die Geschichte einen Platz als selbständiges Studienfach hatte —, die Parteistellung bildete sich als Bestandteil einer im Geistigen wurzelnden Lebensanschauung. Diese Lebensanschauung ist der Liberalismus, „die eigentliche Grundströmung der mittleren Jahrzehnte der Viktorianischen Ära". Morley definiert diese, wie er sagt, in tausend verschiedenen Farben schillernde Erscheinung so, wie sie Geltung in seinen Augen gewann. Was ist Liberalismus? „Seine Wurzel ist Ehrfurcht vor der Würde und dem Werte der Persönlichkeit. Er tritt für das Streben nach sozialer Wohlfahrt ein, entgegen Klasseninteressen oder dynastischem Streben. Er tritt dafür ein, daß jegliche Ansprüche einer außenstehenden Autorität menschlichem Urteil zu unterwerfen sind, sei es, daß es sich um eine organisierte Kirche handelt oder um lose zusammengeschlossene Genossenschaften oder um heilig gehaltene Bücher. In der Gesetzgebung vernachlässigt er nicht die höheren Eigenschaften der Menschennatur, sondern zieht sie zuerst in Rechnung. In Ausübung der Gerechtigkeit betrachtet er den Richter, den Kerkermeister und vielleicht auch noch den Henker als unentbehrlich, rechnet aber mit der Gnade als weiser Ergänzung des Schreckens." In Gegensatz zum Liberalismus stellt Morley all das, „was wir heute als Militarismus bezeichnen"; er meint, kennzeichnend für den Militarismus sei, wie er Gewissen, Grundsätze, Denken, Lehre, Schrifttum als nebensächlich betrachtet, während doch all diese Elemente der sozialen Struktur in der Politik eine maßgebende Rolle spielen. Im weiteren lehrt uns Morley den Boden kennen, aus dem sein Liberalismus Nahrung gezogen; neben ein überaus reiches Bücherstudium tritt die Bekanntschaft mit Männern, deren Namen in die Geschichte übergegangen sind. Unter den Lebenden, mit denen sich Morley als werdender Politiker und Denker auseinandergesetzt hat, stehen der Dichter George Meredith und der Philosoph John Stuart Mill voran; unter den toten Lehrmeistern werden vor anderen Adam Smith, Bentham und besonders Edmund Burke genannt. Was er letzterem verdankt, gibt er genau an: „Ich verdankte ihm auf meiner ersten Wegstrecke mehr als irgendeinem anderen



in bezug auf die praktische Einführung in Strategie und Taktik des öffentlichen Lebens." Kennzeichnend für Morleys geistige Ausrüstung ist noch die, bei einem Engländer seltene, umfassende und tiefe Kenntnis ausländischer Literatur, zumal der französischen. Eine nie versagende Aufnahmefähigkeit für neuen Lern- und Lesestoff beeinträchtigt nicht treues Festhalten an der auf Schule und Universität gewonnenen klassischen Bildung; die Meisterwerke des klassischen Altertums begleiten Morley in Stunden der Erholung durchs Leben. Zur stärksten Triebkraft durch Schwierigkeiten und Wirrnisse hindurch wird ihm der Glaube an den Fortschritt; er ist recht eigentlich sein Lebenselixier gewesen.

Morley vermochte den für die Öffentlichkeit am besten vorbereitenden Beruf, den juristischen, wegen mangelnder materieller Mittel nicht einzuschlagen; er wurde Journalist. Er schreibt hierüber, er habe später bedauert, nicht die Rechte studiert und praktiziert zu haben, nie aber habe er bereut, daß er Journalist gewesen sei; denn wenn der Journalismus auch durch die billige Überlegenheit, die das stete Kritisieren schafft, und durch die rasche Arbeit manches Talent und manchen Charakter verdorben habe, so stelle er den Mann dafür mitten ins Leben hinein, und das sei für den Politiker unschätzbar. Mit 29 Jahren wurde er Leiter der Fortnightly Review; 13 Jahre später hat er die Pall Mall Gazette übernommen. Dieser Wirkungskreis entsprach der Eigenart Morleys insofern ganz besonders, als er ihm Gelegenheit bot, sich gleichzeitig politisch einzufühlen und geistig-wissenschaftlich zu betätigen. Als Brücke aus dem geistigen ins politische Bereich diente zumal eine kleine Schrift über „Kompromisse", die in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Überzeugungstreue" erschienen ist; er verurteilt hier die Neigung, aus sozialen Konvenienzgründen auf das Suchen nach Erleuchtung und Wahrheit zu verzichten. „Wir müssen lernen, mit festem Blick einander anzusehen und mit festem Schritt den von uns gewählten Weg zu gehen."

Beim Eintritt ins politische Leben begegnet ihm ein „neuer Freund"; Uneingeweihten wird es eine Überraschung sein, daß dieser Freund kein Geringerer als Joseph Chamberlain gewesen ist. Gladstone, der beide genau kannte, staunte, wie sie sich eng zusammenfinden konnten: „Sie sind", sagte er, „nicht nur verschieden, sondern Widersprüche." Morley hatte darauf nur zu erwidern, daß sie gleichwohl durch dreizehn rastlose Jahre hindurch das Leben von Brüdern geführt hätten. Mit der Schilderung von Chamberlains Persönlichkeit beginnt Morley die Zeichnung einer Reihe von Bildnissen politischer Zeitgenossen; der Zeichner sieht es dabei nicht darauf ab, den ganzen Menschen zu erfassen, er begnügt sich, die Züge herauszuheben, welche den Staatsmann und Parlamentarier in seinem engeren Berufskreise kennzeichnen. „Die Schule Chamberlains", erzählt Morley, „waren die Geschäfte und die Forderungen des Augenblicks; obwohl er nicht zu den Politikern zählte, die durch eine Idee zum Handeln getrieben wurden, war er rasch darin, Ideen mit Handlungen zu verbinden." Das Geheimnis seiner Macht als Volksführer sei gewesen, daß er sowohl der freimütigste und offenste als auch der kühnste und unerschrockenste Staatsmann war; diese Eigenschaften waren abgesehen von der Schärfe seiner Dialektik seine Kraftquelle. Ungeduldig sei er jenen klugen Leuten gegenüber ge-

wesen, die, zahlreicher als wir annehmen, die unheilvolle Geschicklichkeit besitzen, die Dinge am falschen Ende anzufassen. Logik betrachtete er in der praktischen Politik als Verderben. Gut anwendbar auf ihn sei ein Ausspruch eines Zeitgenossen König Wilhelms III., des Marquis of Halifax: Eines Mannes Gesinnung müsse sehr niedrig sein, wenn die Überwindung von Schwierigkeiten nicht einen Teil seines Vergnügens ausmache. Den Freund findet Morley in einem Urteil Gladstones wieder: „Er ist ein Mann, mit dem sich gut sprechen läßt, nicht nur wegen seiner Überzeugungskraft und Klarheit, sondern weil er mit Überlegung spricht und nicht pedantisch die Folgerichtigkeit seines Arguments aufrechtzuerhalten sucht.“ Chamberlain seinerseits kritisierte Morley: „Sie haben zwei Fehler, Sie sind empfindsam, und Sie sind zurückhaltend.“ Morley erwiderte mit „einer Dosis Taschenpsychologie“: „Die schwachen Seiten eines Menschen sind gewöhnlich Bestandteile seiner guten, falls er so glücklich ist, solche zu besitzen. Empfindsamkeit ist ein Element des Mitempfindens, und die Gabe des Mitempfindens ist eine Kraftquelle für den Politiker. Zurückhaltung wiederum ist ein Bestandteil des Stolzes, und Stolz von der rechten Art ist ebenfalls eine Kraftquelle.“

Morley war 45 Jahre alt, als er 1883 in Newcastle on Tyne ins Unterhaus gewählt wurde, seine Wähler waren vornehmlich geschulte Fabrikarbeiter. Es war der Eintritt in die politische Praxis, an den er die Betrachtung knüpft, geschichtliche Erfahrung lehre von Ciceros Tagen an, daß der Übergang von Wissenschaft und Publizistik zur Politik keine günstigen Präzedenzfälle aufzuweisen habe. Der studierte Mann pflege die im öffentlichen Leben stehenden eher zu hoch als zu niedrig einzuschätzen; folglich habe es auch ihm an Enttäuschungen nicht gefehlt. Seine politischen Eindrücke verdichten sich an dieser Stelle wie auch sonst manchesmal in politischen Aphorismen, aus denen ich einige heraushebe. Wir lesen: „Das Unterhaus ist keineswegs der Platz, in dem Zeitverlust das Schlimmste ist.“ „Man muß geduldig die heilsame Lektion lernen, daß Weisheit auch dann Weisheit sein kann, wenn sie in rhetorischem Gewande auftritt.“ „Viel von der parlamentarischen Debatte ist Streit zwischen Männern, die in Wahrheit und im letzten Grunde übereinstimmen, aber Beweisgründe erfinden, um ihre Übereinstimmung zu verbergen und neue Meinungsverschiedenheiten hervorzurufen.“ Warnend spricht Morley von dem üblichen Irrtum in der Politik, einer Ursache allein zuzuschreiben, was die Wirkung von vielen sei. Was uns Morley an Einzelheiten zur Zeitgeschichte bietet, ist nirgends sensationell; im ganzen aber bereichert er unser Wissen über diesen der Forschung noch wenig zugänglichen Zeitabschnitt in erwünschter Weise. Interessanten Einblick erhalten wir in die Zustände im liberalen Lager; größer, als wir es bisher annahmen, war hier die Zersplitterung. Es wird deutlich, in welchem Maße Gladstone als Parteiführer versagte; ihm fehlte, sagt Morley, die Menschenkenntnis und auch die Kunst der Menschenbehandlung. Die grenzenlose Anpassungsfähigkeit des „great old man“ an neue Zeitforderungen wirkte überdies dahin, ihm alte Marschgenossen zu entfremden; der Radikalismus des Führers behagte den gemäßigten Liberalen vom Schlage Harcourts und Hartingtons nicht länger. Gladstone verstand es aber auch nicht, sich mit dem radikalen Flügel zu stel-



len; wir hören, daß die Aufnahme von Männern wie Chamberlain und Dilke ins Kabinett ihm aufgedrungen werden mußte. Morley erhielt seinen besonderen Aufgabenkreis in der Behandlung der irischen Angelegenheiten, deren entscheidende Bedeutung gerade damals ihn zeitweise in den Mittelpunkt des Geschehens rückte; die politische Tragweite der irischen Frage wurde dadurch so sehr gesteigert, daß eine irische Partei entstand, die sich zum Zünglein an der Wage zwischen den beiden großen Parteien zu machen vermochte. Es wurde da für den Liberalismus zur Lebensfrage, einschneidende Maßnahmen zu treffen, womit sich noch einmal ein großer Wirkungskreis für Gladstone eröffnete; mit der ihm eigentümlichen Fähigkeit und Kraft, rühmt Morley, das Gewissen der Nation wachzurufen, befürwortete er eine Befriedigung der Iren in großem Stile und stellte Home Rule zur Erörterung. Morley richtete sein Augenmerk auf die agrarischen Mißstände und schrieb darüber an Sir Alfred Lyall: „Unsere Versäumnisse sind abscheulich gewesen. Die Grundbesitzer sind eine so gierige und freche Schar von Tyrannen gewesen, wie sie nur je in irgendeinem Teile der Welt den Armen die Gegenwart geschändet haben. Ich hoffe, daß die Stunde ihrer Vernichtung geschlagen hat.“ Seinem Freunde Chamberlain bekannte er, daß ihm irgendeine Form der Autonomie für Irland ebenfalls wünschenswert erschiene. Mit diesen Ansichten übernahm er im Frühling 1886 das Amt des Staatssekretärs für Irland. Morleys Hauptaufgabe auf diesem Posten bestand darin, mit dem Irenführer Parnell die Verbindung aufrechtzuerhalten und Sorge zu tragen, daß die Home-Rule-Bill mit einer Land-Bill verkettet wurde. Diese Stellungnahme führte zum Bruch mit Chamberlain, der bekanntlich Home Rule im Reichsinteresse für schädlich hielt; im Mai 1886 fand die entscheidende Kabinettssitzung statt, in der Chamberlain aus der Regierung austrat, um sich mit seinem Anhange von Gladstone loszusagen. Übrigens spielte sich der Vorgang nicht so ab, daß Chamberlain unwillig die Gefolgschaft kündigte, sondern Gladstone war es, der ihn wissen ließ, es bleibe kein Raum mehr für ein Zusammenarbeiten. Morley und Chamberlain verkehrten auch weiterhin freundschaftlich miteinander, aber die alte vertraute Arbeitsgemeinschaft hörte auf. Das Schisma im liberalen Lager besiegelte das Geschick der Regierung und beendete alsbald Morleys erste amtliche Tätigkeit.

Neuwahlen brachten die Konservativen ans Ruder; als Morleys Nachfolger ging Balfour 1887 nach Irland, der bis dahin nur als philosophischer Kritiker hervorgetreten war. Morley kennzeichnet ihn durch einen schmeichelhaften Vergleich mit Macaulays Charakteristik des häufiger in den Erinnerungen erwähnten, von Morley eifrig studierten, Marquis of Halifax. Morley in Opposition behielt Fühlung mit Parnell, dessen Wesen er zu erfassen sucht; keines der politischen Porträts ist sorgfältiger ausgeführt als dieses. Die Aufgabe, lesen wir, Parnell gerecht zu werden, sei schwierig; man müsse dazu über die Feder eines Tacitus verfügen. Persönlichen Ehrgeiz habe Parnell gar nicht besessen, weder im edlen noch im gewöhnlichen Sinne; die Politik war ihm ein ständiges Ringen, kein Spiel noch eine Gelegenheit, um Karriere zu machen. Von Ideologen wollte er so wenig wie Napoleon wissen; er hätte ihnen zur Antwort gegeben, ob denn die Idee in der Politik

mehr als ein anderes Wort für Einbildung sei, und ob Grundsätze abgesondert von Kraft, Leidenschaften, Interesse mehr als eine bloße Chimäre bedeuteten. Er hatte wenig Vertrauen zu Worten; Beredsamkeit ließ ihn ganz unberührt. Seine Grundeigenschaften bestanden in unerschütterlicher Kälte, Festigkeit, Härte, im Blick für das im Augenblick Wesentliche. Seinen tragischen Ausgang vergleicht Morley mit dem Mirabeaus, in dem ebenfalls ein Retter des Vaterlandes durch Ausschreitungen im Privatleben vernichtet wurde. Morley selbst überbrachte Parnell den an ihn gerichteten Brief Gladstones, in dem dieser Morley ankündigte, daß er eine weitere Führerschaft Parnells für unheilvoll für die Sache Irlands halte. Mit alledem war Morley, gleichviel ob im Amt oder in der Opposition, eine hervorstechende Persönlichkeit geworden; seine Zeitung prägte eine eigene Schattierung des Liberalismus aus, der sich einerseits von dem Mills unterschied, andererseits aber auch gegen Gladstone Stellung nahm; daher war Morley auch der Kritik weiterer Kreise ausgesetzt. Er übermittelt uns da ein bemerkenswertes Urteil über ihn selbst von dem geistvollen katholischen Historiker Lord Acton, zu dem er durch den Verkehr mit irischen Katholiken Beziehungen gewonnen hatte. Lord Acton warf Morley vor, er sähe in der Politik nichts als höhere Zweckmäßigkeit und besitze keine tieferen Grundsätze; er käme zu seinen Schlüssen von einer viel zu engen Induktion her; seine weitumfassende Bildung habe auf die Gestaltung seiner Politik keinen Einfluß gewonnen. Dem stellt er allerdings hohes Lob gegenüber: Morleys Geist sei von seltener Biegsamkeit, Wahrhaftigkeit und Kraft und nur zum Allerbesten befähigt. Morley erwiderte hierauf u. a.: Der Vorwurf, er sähe in der Politik nichts als höhere Zweckmäßigkeit, bedürfe der Milderung; er habe von Burke die Lehre des gesunden Menschenverstandes übernommen, nach welcher der im öffentlichen Leben Tätige die Folgen erwägen müsse, die Wahrscheinlichkeiten abschätzen, die Kräfte abmessen, das kleinere Übel wählen und mutig die Tatsache anerkennen, daß in der Politik oft nur die zweitbeste Lösung möglich sei. Zeugnis für Morleys hohe gesellschaftliche Stellung legt ein für deutsche Leser interessanter Vorgang ab; er wurde hinzugezogen, um dem jungen Kaiser bei einem seiner ersten Besuche in England vorgestellt zu werden. Er erhielt eine Einladung zum Frühstück bei Lord Londonderry; das Tagebuch bringt über das Weitere folgenden Eintrag: „Er verbeugte sich und schüttelte mir die Hand, fragte, ob ich von meiner Krankheit genesen sei, und sagte, daß sie die Influenza in Deutschland hätten; damit endete meine Unterredung mit ihm. Aber ich beobachtete mit ungeheurem Interesse den Mann, der eine solche Rolle in Europa zu spielen berufen ist. Er ist eher klein, blaß, aber sonnverbrannt, hält sich gut, tritt mit dem steifen preußischen Soldatenschritt ins Zimmer, spricht mit vielen energischen Gesten, aber nicht wie die Franzosen, mehr staccato; die Stimme laut, aber angenehm, das Auge glänzend und klar, das Gesicht in der Ruhe ernst, beinahe finster; aber zwischen zwei hübschen Damen, der Wirtin und Lady X., sitzend, leuchtete er auf in Heiterkeit und fröhlichem Gelächter. Energie, Hast und Ruhelosigkeit in jeder Bewegung, vom kurzen raschen Kopfnicken bis zum Aufsetzen des Fußes, aber ich möchte zweifeln, daß das Ganze gesund, stetig und das





Ergebnis eines, wie Herbert Spencer sagen würde, wohlgeordneten Organismus ist." Er sollte dem Kaiser noch mehrmals begegnen.

Die Wahlen 1892 unterbrachen die konservative Herrschaftsperiode durch einen Zufallserfolg der Liberalen; die liberale Mehrheit war aber so gering, daß das Kabinett von vornherein keinen festen Boden unter den Füßen fühlte. Dazu kam, daß die liberale Partei nicht besser als zuvor gerüstet war, vielmehr dauerte der Zersetzungsprozeß an. Gladstone, jetzt 83 Jahre alt, übernahm noch einmal die Leitung; es war tragisch zu beobachten, wie die eigene Partei ihn als Hindernis zu betrachten begann. Morley bezeichnet als seine Aufgabe, das seinige zu tun, damit das große Licht, wenn nicht in Glanz, so doch in Ehren ausging. Er wurde wieder Staatssekretär für Irland mit dem vollen Vertrauen der Iren. Sein Tagebuch enthält Einzelheiten, die sowohl für die irischen Zustände wie für ihn selbst bezeichnend sind; beim Besuche eines Gefängnisses fiel ihm die Inschrift „Gott ist die Liebe" als unpassend auf, und beim Verlassen des Hauses beschäftigte ihn der Gedanke: Warum bin ich in Freiheit und die dadrin im Gefängnis? Im Parlament wurde die Home-Rule-Bill abermals eingebracht, im Unterhause angenommen, im Oberhause verworfen; Gladstone wollte alsbald an das Land appellieren, die anderen Kabinettsmitglieder waren dagegen, weil sie ein abermaliges Schisma innerhalb der Partei besorgten. Das war der Anfang vom Ende der Führerschaft Gladstones; das Ende kam, als Earl Spencer als erster Lord der Admiralität eine bedeutende Vermehrung der Flotte verlangte, Gladstone sie ablehnte und die Mehrheit des Kabinetts gegen ihn entschied. Hierbei kam ein tiefer liegender Prozeß im Schoße der liberalen Partei zum Durchbruch: die imperialistische Welle, die durchs Land ging, drang jetzt ins Kabinett ein und unterwühlte den von Gladstone eingenommenen Standpunkt. Eine der intimsten Schilderungen in den Erinnerungen ist die der letzten Kabinettssitzung, in der Gladstone den Vorsitz führte; der greise Staatsmann gab die Erklärung ab, daß nun, wo ein Zusammenarbeiten in Ehren nicht länger möglich sei, sie wenigstens in Ehren auseinandergehen wollten. Seine letzten Worte in amtlicher Stellung, kaum lauter als ein Atemzug gesprochen und doch so, daß jeder Ton vernehmbar war, lauteten: Gott segne euch alle! Als Nachfolger wurde Lord Rosebery, der liberale Imperialist, ausersehen, dessen persönlicher Reiz in Morleys Zeichnung deutlicher in Erscheinung tritt als seine staatsmännischen Fähigkeiten; er besaß, bemerkt Morley, wie kein zweiter das, was die Franzosen „Esprit" nennen, wofür es ein englisches Wort nicht gäbe. Bereits 1895 fand die liberale Episode ein Ende.

Mit der Rückkehr der Konservativen begann die Hochflut des Imperialismus; Morley bekennt seine Stellungnahme, indem er eine Äußerung Gladstones zitiert: Die Geschichte der Nationen sei ein melancholisches Kapitel, die der Regierungen aber erst gar einer der unmoralischsten Abschnitte in der Geschichte. Die Verwicklungen, die in den Burenkrieg führten, veranlaßten ihn, ein Büchlein über Machiavelli (1897) zu schreiben, in dem er Klage erhebt, daß der Machiavellismus noch einen starken und dauernden Einfluß ausübe, und daß Kraft, Wille, Gewalt ohne Widerstand in der Welt noch aufrechterhalten blieben, entgegen der Gerechtigkeit, dem Gewissen der Menschlich-



keit und dem Recht. Die treibende Kraft in der Gegenpartei war jetzt kein anderer als Morleys einstiger Busenfreund Chamberlain; Morley rühmt den Adel seiner Sprache, die Echtheit seiner Empfindungen und legt sich das politische Geschehen am Ende so zurecht, daß andere am Ausbruch des Burenkrieges Schuld gehabt hätten. Als später einmal Chamberlain ihn fragte: „Wo glauben Sie, daß wir damals gefehlt haben?" erwiderte Morley: Milner habe die Schuld, als er die Unterredung mit Krüger in Bloemfontein vor dem Krieg beim ersten Streitpunkt abbrach, und fügte hinzu: „Wären Sie dort gewesen, Sie hätten dem alten Herrn den Tabaktopf hingeschoben, eine Pause zum Nachdenken vorgeschlagen und es wäre zu einer Einigung gekommen." Die Erinnerungen führen im folgenden von den großen Weltereignissen ab; dafür läßt uns Morley hinter die Kulissen der liberalen Parteileitung blicken, wo die alte Generation endgültig abgewirtschaftet hatte. Lord Rosebery zog sich von der Führerstelle zurück, weil ihm, wie es heißt, nicht der besondere Beistand zuteil wurde, ohne den ein Peer keine Aussicht habe, erfolgreich in der Führerschaft durchzuhalten; Sir Simon Harcourt folgte ihm wenig später in den Ruhestand. Als neuer Führer stellte sich Sir Henry Campbell-Bannermann zur Verfügung, von dem Morley die Prinzipientreue rühmt. Die Wahlen von 1900 bedeuteten eine Billigung der ministeriellen Politik; also, schreibt Morley, hatten wir bis 1905 zu warten, um das Ende unserer Uneinigkeit und die scheinbare Wiederherstellung gesunder und erprobter Grundsätze zu erleben.

Der Wahlerfolg der Liberalen war nie größer gewesen als im Jahre 1905; die große Stunde fand aber keinen großen Mann. Campbell-Bannermann war vorgeschoben, weil kein Besserer verfügbar war, und nur insofern darf Morley ihn als unersetzlich bezeichnen. Das geringe Gewicht des Führers hatte für die Partei das Gute, daß eine junge Generation rascher, als es sonst möglich gewesen wäre, zur Geltung gelangte; seit 1886 hatte sie sich einzuarbeiten begonnen. Wir kennen die Namen: Asquith, Grey, Haldane, Lloyd George, sie alle betreten jetzt die Bühne. Der Leser der „Erinnerungen" spürt es bald heraus, Morley fühlte sich dieser Generation innerlich nicht mehr nahe; mit Asquith und Grey trat er wohl noch in näheren Verkehr, den bedeutendsten von allen, Lloyd George, übergeht er bezeichnenderweise mit Stillschweigen. Das Programm dieser Jüngsten fügte sich in das seinige nicht mehr ein; im besonderen der verstärkte soziale Einschlag deckte sich nicht mit seinen liberalen Grundanschauungen. Gewiß, er durfte mit Harcourt sagen: „Wir alle sind heutzutage Sozialisten", aber das war ein Sozialismus der Gesinnung, der sich von der praktischen Betätigung eines Lloyd George doch recht sehr unterschied. Gleichwohl entzog er sich der Mitarbeit nicht und nahm diesmal den Posten eines Staatssekretärs für Indien an; es scheint, daß man seine milde Gesinnungsart und seinen Gerechtigkeitssinn stets dort am besten zu verwenden meinte, wo es im Reiche die schwierigsten Verwaltungsprobleme zu lösen galt. Morley macht es sich in seinem Bericht über dieses Kapitel seiner dienstlichen Tätigkeit leicht, indem er fast nur Auszüge aus Briefen, die er an den Vizekönig von Indien, Lord Minto, gerichtet hatte, aneinanderreiht; der Wert seines Beitrages zur Reichsgeschichte wird dadurch nicht gemindert. Er beginnt mit folgender Einführung: „Die fünf Jahre, die ich an der Spitze



des indischen Amtes verbrachte, bezeichneten einen schwierigen Zeitpunkt in der Geschichte desjenigen imperialistischen Problems, das das heikelste ist und bleiben muß. Momentane Umstände und Zwischenfälle hatten stets schwierig gewesene Fragen plötzlich dringlich gemacht. Von tiefer Bedeutung war das Sichtbarwerden einer Welle politischer Unruhen, die sich aus verschiedenen Gründen langsam über ganz Indien verbreitete. Revolutionäre Stimmen, teils gemäßigt, teils heftig, ließen sich klar und scharf erkennen, und Ansprüche oder Bestrebungen, um den Anteil der Bevölkerung an ihrer eigenen Regierung auszudehnen, nahmen immer deutlichere Formen an." Das Zusammentreffen der Gärung in Indien mit dem Emporkommen parlamentarischer Gruppen in England, die alle nach Reformen verlangten, hatte eine wechselseitige Beeinflussung zur Folge; indische Extremisten lernten die Forderungen der englischen Radikalen kennen, während zurückkehrende Anglo-Inder von dem Verlangen der indischen Bevölkerung Kenntnis gaben. Weiter heißt es zur Kennzeichnung der Lage in Indien: „Der Wechsel in den letzten zwölf Jahren war enorm; sogar der Wunsch nach vollkommener Unabhängigkeit begann die Einbildung der Jugend zu beschäftigen. Es wäre ein verhängnisvoller Fehler, anzunehmen, daß diese Bewegung auf die Lehren politischer Agitatoren beschränkt blieb; besonders unter den Studenten, zumal denen Vorder-Indiens, griff sie um sich. Von einer Wiederholung des furchtbaren Militäraufstandes war nicht die Rede; die Gefahr drohte diesmal von unterrichteten, mit modernen Ideen ausgerüsteten Männern; die Siege Japans, die revolutionäre Bewegung in der Türkei, in China, in Persien waren nicht spurlos vorübergegangen. Wir hatten das seltsame Schauspiel vor uns, daß in gewissen Teilen Indiens Männer sich betätigten, die gleichzeitig zu reaktionären und revolutionären Methoden Zuflucht nahmen; sie boten wilden Gottheiten Gebete und Opfer an und verklagten gleichzeitig die Regierung in aufrührerischen Zeitungen, derart primitiven Aberglauben in der modernen Form von Leitartikeln predigend." Scharf setzt sich Morley mit der konservativen Politik in Indien und der Leitung des vorangehenden Vizekönigs Lord Curzon auseinander; dieser habe die allgemeine Loyalität erkältet durch seine ausgesprochene Zentralisationspolitik, durch sein Beschneiden, wie die Inder es ausdrückten, der liberalen Grundsätze und Versprechungen der Proklamation Königin Viktorias von 1858, durch seine offen erklärte Geringschätzung der Maßstäbe indischer Moral, durch Maßnahmen wie die Teilung Bengalens entgegen den Wünschen der Bevölkerung. Morley ist bestrebt, es anders anzufangen, ein Reformprogramm steht im Mittelpunkt seiner Tätigkeit. Es hat in seinen „indischen Reden" Niederschlag gefunden; in den „Erinnerungen" ruft er nur die Grundzüge ins Gedächtnis. Die Hauptsache war ihm, den gesetzgebenden Körperschaften, sowohl denen, an deren Spitze die Generalgouverneure standen, wie denen in den Provinzen einen wirklich repräsentativen Charakter zu geben, u. a. durch Vermehrung der Mitgliederzahl, durch Wahlen an Stelle von Ernennung, durch eine liberale Ausdehnung der Freiheit, die Vorlagen zu erörtern. Als bedeutsamste Gabe faßte Morley die Hinzuziehung eines Inders zum ausübenden Rat des Vizekönigs ins Auge, eine Neuerung von größter Tragweite, insofern bis da-

hin nur Europäer in diese wichtigste Behörde aufgenommen waren. Morley rühmt: auf diese Weise ließe sich eines der offensichtlichsten Zeichen der Minderwertigkeit beseitigen und den Indern ein neuer Anteil an der Gesetzgebung und Einfluß auf die Verwaltung verschaffen. Bei alledem blieb Morley erklärter Anhänger des Reichsgedankens — unverkennbar ist hier Chamberlains Einfluß auf ihn — und vertrat dabei folgenden Standpunkt: Er lehnte die Übernahme jeglicher neuen Verantwortlichkeit ab, aber erklärte, auf keinen Zoll erworbenen Gebietes verzichten zu wollen. In diesem Sinne schrieb er an den Vizekönig: „Niemand wird bereitwilliger und entschlossener als ich gefunden werden, die Rechte und den Stand Indiens in den Reichsangelegenheiten aufrechtzuerhalten; ebensowenig werde ich der Belastung der indischen Finanzen widerstreben, wo es sich um eine Reichsangelegenheit und um keine spezielle indische handelt. In all diesen Dingen werden Sie mich so eifersüchtig finden, wie nur irgend jemand es wünschen kann. Das Kabinett wird aber sicherlich über jede Sprache oder Handlung erschrecken, die den Schein erwecken würde, als wollte sie in der Richtung der Politik Lord Curzons die Regierung Indiens als eine Art von Großmacht um ihrer selbst willen einrichten.“ Die Reformen, beruhigte er den Vizekönig, würden übrigens keineswegs zu weit gehen: „Nicht ein bißchen mehr als Sie halte ich es für wünschenswert oder möglich oder auch nur denkbar, die politischen Einrichtungen Englands den Indern anzupassen, wenigstens nicht in unseren Tagen. Aber der Geist der englischen Einrichtungen, das ist etwas anderes; hier können wir nicht ausweichen, weil die britischen Wählerschaften die Herren sind, und diese werden sicherlich darauf bestehen, daß der Geist ihres eigenen politischen Systems auf Indien Anwendung findet.“ Morley hebt dann noch zwei besondere Aufgaben hervor, die an ihn herangetreten sind: die eine war die Prüfung der militärischen Bedürfnisse, wobei Indien als der Schlüssel des ganzen Reichs-Verteidigungssystems angesehen wurde. Auch hier stellt sich Morley in Gegensatz zu Lord Curzon, der das Verteidigungssystem Indiens mit dem einer Festung verglichen hatte. „Verzeihen Sie mir,“ schreibt er an Lord Minto, „wenn ich sage, daß ich diese ganze militärische Analogie mit Festung und Glacis für im wesentlichen irreführend halte. Ich halte sie für fehlerhaft u. a. darum, weil diese Art des Aufgehens in militärischen Besorgnissen die besten und tüchtigsten Köpfe in der Regierung von den gewaltigen Problemen abzieht, welche außerhalb dieses Grundplanes einer Festung liegen. In einem armen Lande wie Indien ist Sparsamkeit ebensosehr ein Element der Verteidigung wie Kanonen und Forts.“ Die andere Aufgabe, die an Morley herantrat, stand im Zusammenhang mit den auswärtigen Angelegenheiten; die indische Regierung wurde durch den Wechsel des Verhältnisses zu Rußland berührt. Es herrschte die Besorgnis, in einem englisch-russischen Abkommen könnten indische Interessen preisgegeben werden; das indische Amt hatte die Aufgabe, zu beschwichtigen und zu vermitteln. Den Wunsch des Vizekönigs, vor Abschluß des Abkommens angehört zu werden, lehnte Morley indessen ab; England könne nicht zweierlei auswärtige Politik treiben; die frühere Ansicht, daß Indien seine eigene auswärtige Politik haben müsse, sei preiszugeben.



Was Morley aus der Heimat berichtet, ist spärlich; man spürt, daß für den Druck vorsichtig vieles aus den Briefschaften ausgeschaltet worden ist. Einige in den Briefen eingestreute politische Aphorismen will ich noch zusammenstellen: „Bei politischen Reden hängt der Erfolg von drei Umständen ab: Wer spricht, was er spricht, wie er spricht. Von diesen dreien ist, was gesprochen wird, am wenigsten wichtig." „In der Politik soll man alles ernst, aber nichts tragisch nehmen." „Das Wesentliche in der Politik ist doch immer die Persönlichkeit." Amüsant ist ein Bericht Morleys über eine Unterredung mit König Eduard: „Der König sagte mir, daß, wenn er sein Leben sich hätte wählen können, er gern Landschaftsgärtner geworden wäre." Hierzu bemerkt Morley mit deutlicher Kritik: „Sie kennen das intensive Interesse des Königs für die auswärtige Politik; es wäre geschmacklos gewesen, ihn an einen ausgezeichneten Spruch Bismarcks zu erinnern, daß nicht einmal der schlimmste Demokrat wisse, wieviel Nichtigkeit und Scharlatanerie sich hinter der Diplomatie verberge." Als Staatssekretär von Indien hatte Morley seine zweite Begegnung mit Kaiser Wilhelm, der im November 1907 in London eintraf. Morley berichtet an Lord Minto: „Ich sah ihn wiederholt in Windsor und war überrascht von seiner fröhlichen Natürlichkeit, Liebenswürdigkeit und guten Laune. Er begrüßte mich mit vielen scherzhaften „Salem aleikum" und orientalischen Verbeugungen und fragte mich dann im Ernst über meine Maßnahmen in Indien. Als ich, wie das jeder tun sollte, von der Unmöglichkeit sprach, über die Dauer der englischen Herrschaft in Indien etwas zu sagen, schlug er heftig mit der Hand aufs Knie und rief, die britische Herrschaft würde ewig dauern. Als ich Lord Roberts das erzählte, lachte er und sagte: „Der Kaiser weiß von den Dingen zu wenig." Der Kaiser fragte mich auch, wie unsere Arbeitervertreter die indischen Fragen behandelten. „Nicht so, daß wir uneins würden", sagte ich; wieder schlug er sich aufs Knie und rief: er wünschte, seine Sozialisten wären ebenso vernünftig. Der Bericht fährt fort: „Das allgemeine Urteil der Leute, die ein Urteil haben können, ist, daß dem Kaiser durchaus kein Platz unter den Staatsmännern erster Ordnung gebührt, neben einem Bismarck, Cavour oder Metternich, auch nicht neben einem Fuchs wie Leopold von Belgien. Oberflächlich, hastig, impulsiv, nicht richtig zentriert sind einige der Epitheta. Aber einen Eindruck hinterließ er bei allen, der meiner Meinung nach ein goldener Eindruck ist, daß er ernst und aufrichtig den Frieden will." Ein letztesmal sah Morley den Kaiser im Mai 1911: „Gestern saß ich beim Frühstück bei Haldane neben dem Deutschen Kaiser, Lord Kitchener saß auf der anderen Seite. Es wird Sie interessieren zu hören, daß Se. M. die Unterhaltung mit lebhaftem Dank für die Freundlichkeit, die sein Sohn in Indien gefunden, eröffnete. Ich glaube nicht, daß ich je einen Menschen mit so schäumendem Leben gesehen und der es so eifrig zeigt und mitteilt. Er sah etwas älter aus als vor drei oder vier Jahren; er sprach mit mir über ein neues Buch von Bischof Boyd Carpenter, das ihm so gefiel, daß er es übersetzen ließ und oft daraus abends seinen Damen vorliest, wenn sie sticken oder stricken. Ich sagte etwas über Harnack und seine verneinenden Ergebnisse: ‚Nicht mehr ganz so verneinend,' antwortete er, ‚seitdem ich ihn nach Ber-

lin gebracht habe.‘ Wer mag sagen, wie viel seiner zweifellosen Anziehungskraft der Tatsache zuzuschreiben ist, daß er die wichtigste Person in Europa ist.“

Im November 1910 legte Morley 72-jährig sein Amt als Staatssekretär nieder, blieb aber auf Drängen von Asquith als Lord Präsident des Geheimen Rates im Kabinett. Infolge der Erkrankung seines Nachfolgers Lord Crewe mußte er das indische Ministerium nochmals für ein halbes Jahr übernehmen. Dann kam für ihn die letzte Aufgabe: Als Führer der Partei im Hause der Lords die große Verfassungsreform durchzusetzen, die das Veto der Lords beseitigte. Ein Wort Carlyles über die Verdienste und großen Eigenschaften des englischen Adels, das einer der Herren ihm vorhielt, führt ihn zur Bemerkung, daß die gleichen Eigenschaften auch bei den Webern in Lancashire und den Bergarbeitern von Durham zu finden seien, und daß vieles leicht sei, wenn man ohnedies alles habe, was man brauche. Gegen Macaulays bequeme Rede, die Menschheit werde durch die oberen und mittleren Klassen vertreten, hält er den leuchtenden Gemeinplatz Rousseaus: „Nur das Volk ist die Menschheit, was nicht Volk ist, ist so wenig, das es kaum zählt“; allen Erneuerungskämpfen der Welt vom Christentum bis zum Sozialismus liege dieser Gedanke zugrunde; freilich, fügt er hinzu, „philosophieren ist leicht, eine uralte festgewurzelte Maschinerie umformen schwer“.

Die Erinnerungen — vor dem Kriege geschrieben — klingen aus in einem Epilog, der auf den Krieg Bezug nimmt. Der viel belesene Verfasser findet diesmal ein Zitat aus Gibbon, um seiner Stimmung Ausdruck zu geben: „Die Geschichte ist wenig mehr als ein Register der Verbrechen, Tollheiten und Unglücksfälle der Menschheit.“ Der Ton ist düster geworden; die Sonne, die ein langes glückliches Leben durchwärmt hatte, der Glauben an den Fortschritt war untergegangen.

Die Stellung der physikalisch-mathematischen Wissenschaften an den deutschen Technischen Hochschulen.

Von F. Krüger.

Die physikalisch-mathematischen Wissenschaften haben an den deutschen Technischen Hochschulen mit zwei Ausnahmen (München und Dresden) bisher lediglich die Aufgaben vorbereitender Hilfswissenschaften; ihre Einwirkung auf die Studierenden hört nach dem Vorexamen, d. h. nach dem 4. Semester, auf. Ein Studierender an den Hochschulen erfährt daher von ihnen im allgemeinen nicht mehr als die ersten, primitivsten, für die Technik für unbedingt erforderlich gehaltenen Anfangsgründe. Die Vertreter dieser Wissenschaften an den Technischen Hochschulen sind daher nicht in der Lage wie ihre Kollegen an den Universitäten, eigene Schüler bis zum Abschluß des Studiums zu leiten. Der Abteilung für Allgemeine Wissenschaften, zu der diese Fächer gehören, hat man die Abhaltung von abschließenden Examina, vor allem auch das Promotionsrecht versagt. Sie ist dadurch als eine minderwertige Abteilung im Rahmen der Technischen Hochschulen charakteri-





siert, die nur eine Art von Vorschulunterricht zu erteilen hat.

Die Bedeutung der physikalisch-mathematischen Wissenschaften für das gesamte Leben der Gegenwart gibt für eine derartige Ausnahmebehandlung gegenüber den technischen Fächern keine Erklärung. Im Gegenteil dürfte es kaum eine Wissenschaft geben, die zur Zeit eine in praktischer und theoretischer Hinsicht an Entdeckungen und Erfindungen so reiche Epoche erlebt wie die Physik. Die physikalisch-mathematischen Wissenschaften stehen daher an den Universitäten gegenwärtig mit an erster Stelle, in kaum einer anderen Disziplin schreitet die Forschung so schnell und unaufhaltsam vorwärts, keine zieht wie sie die fähigsten Köpfe an. Wie kommt es, daß diese Wissenschaften, die eine führende Stellung an den Universitäten einnehmen, entrechtet sind an den Technischen Hochschulen?

Der Grund liegt wohl wesentlich darin, daß man bisher an den Technischen Hochschulen nur diejenigen Fächer als vollberechtigte betrachtete, die in herkömmlicher Weise als technische angesehen wurden. Durch diese einseitige Betonung des technischen Fachstudiums oder, wie man auch sagen könnte, des Brotstudiums, ist den Technischen Hochschulen viel stärker der Charakter von Fachschulen aufgedrückt als etwa den Universitäten. An diesen genießen auch Fächer, die für die Vorbereitung zu den üblichen Berufen keine wesentliche Rolle spielen, die gleiche Stellung wie alle andern, sie haben das erste und wichtigste Recht jeder wissenschaftlichen Disziplin, das der Promotion, also der Ausbildung ihrer Jünger in eigener wissenschaftlicher Arbeit.

Das ist freilich an den Universitäten auch nicht immer so gewesen, und es hat eine Zeit gegeben, in der die Stellung der naturwissenschaftlich-mathematischen, ja aller sog. philosophischen Fächer eine ganz ähnliche war, wie sie es jetzt noch an den Technischen Hochschulen ist. Die Universitäten waren jahrhundertelang auch ausgesprochene Fachschulen für das Studium der Theologie, der Jurisprudenz und der Medizin. Damals bildete die spätere philosophische Fakultät noch die „facultas artium liberalium", die auch nur eine Art Vorbereitung und Vorstudium für die „höheren Fakultäten" darstellte: das Studium in ihr schloß in der Regel mit dem Magisterexamen ab, das die Vorstufe für den fast nur in den oberen Fachfakultäten erworbenen Doktorgrad bildete. Das wurde erst anders im 19. Jahrhundert, als die naturwissenschaftlich-mathematischen Wissenschaften sowohl wie die philosophisch-historischen zum vollen Bewußtsein ihrer eigenen Bedeutung für die Forschung erwachten, vor allem aber dadurch, daß sie selbst auch zum Fachstudium für die Lehrer an den höheren Schulen wurden.

Es ist sehr merkwürdig, daß man aus dieser historischen Entwicklung nichts gelernt hat, und daß sich an den Technischen Hochschulen nun für die physikalisch-mathematischen Wissenschaften derselbe Entwicklungsgang mühsam wiederholen muß, den man an den Universitäten schon einmal sich vollziehen sah. Das liegt wohl vor allem an der viel späteren historischen Entwicklung des technischen Fachstudiums, das nur langsam aus den Gewerbeschulen aufwuchs, so daß es nur allmählich als gleichberechtigtes Fachstudium neben die älteren Fachstudien der Theologie, Jurisprudenz und Medizin trat und auch dann noch von



den älteren Schwestern scheel angesehen wurde, als es durch seine Erfolge und seine Bedeutung für das allgemeine Leben seine Gleichberechtigung längst erwiesen hatte. So ist die technische Wissenschaft als jüngst geborene Tochter der gemeinsamen Mutter menschlicher Erkenntnis und menschlichen Könnens außerhalb des ursprünglichen Mutterhauses aufgewachsen und hat sich ihr eigenes Heim bauen müssen, in dem ihre Jünger erzogen werden. In der Mannigfaltigkeit ihrer Sonderfächer ist sie von den älteren Schwestern am meisten der Medizin ähnlich, der sie auch in der Anlage ihres Studiums darin gleicht, daß sie die naturwissenschaftlichen Fächer zu ihrer Vorbildung benötigt. So hätte nichts gehindert, sie als vollberechtigte Tochter der gemeinsamen alma mater der Universität zu adoptieren, was wohl für beide Teile zum Segen gewesen wäre. Ihre Jugend und Lebensfrische hätte die älteren Schwestern verjüngt, und sie hätte von jenen das uneigennützige, ruhelose Forschen und Erfinden auch ohne Rücksicht auf direkte praktische Erfolge lernen können.

Die Sonderstellung der Technischen Hochschulen gegenüber den Universitäten hätte aber von dem Moment an keinen hinreichenden Grund mehr dafür geben dürfen, die physikalisch-mathematischen Fächer an ihnen im Vergleich mit den technischen Fächern anders zu behandeln, als das an den Universitäten der Fall war, vor allem ihnen die Verleihung der Doktorwürde vorzuenthalten, als man die Technischen Hochschulen vor etwa 20 Jahren auf die gleiche Stufe akademischer Würde mit den Universitäten zu stellen sich bemühte. Denn für ein abschließendes Studium der physikalisch-mathematischen Fächer an den Technischen Hochschulen waren alle Vorbedingungen erfüllt, es waren die erforderlichen Lehrkräfte, Lehrmittel und Institute vorhanden. Der nächste Anlaß dafür, diese Gleichstellung für die physikalisch-mathematischen Wissenschaften nicht durchzuführen, lag wohl in den unterschiedlichen Promotionsbedingungen an den Universitäten und an den Technischen Hochschulen: die Würde eines Dr. Ing. kann an den Hochschulen erst nach Ablegung des Diplomexamens in einer Fachabteilung erworben werden, das Doktorexamen an den Universitäten dagegen kann und wird im allgemeinen ohne ein vorausgegangenes anderes Examen abgelegt; nur in dem dem technischen Studium ähnlichsten Universitätsstudium, der Medizin, ist auch die Erwerbung der Doktorwürde an das vorherige Ablegen des Staatsexamens geknüpft. Wollte man daher die Gleichförmigkeit der Bedingungen für die Verleihung des Doktortitels an den Technischen Hochschulen aufrechterhalten, so müßte man auch von den Studierenden der physikalisch-mathematischen Wissenschaften die vorherige Ablegung eines anderen Examens verlangen.

Als solches Fachexamen für diese Wissenschaften hat man bisher nur das Oberlehrerexamen angesehen, und an den beiden fortgeschrittensten Hochschulen München und Dresden hat man in der Tat das Oberlehrerstudium in den genannten Fächern zugelassen und durch die Ablegung des Oberlehrerexamens die Vorbedingung für die Promotion in diesen Fächern an diesen Hochschulen geschaffen. Die Regierungen der übrigen deutschen Staaten, speziell auch die preußische, haben sich dagegen bisher gegen die Einführung des Oberlehrerexamens an ihren Hoch-



schulen auf das heftigste gesträubt, obwohl die Anregung dazu von den Hochschulen immer wieder ergangen ist. Dieser Widerstand ist schwer zu verstehen, denn es ist kaum zu bezweifeln, daß ein gewisser Prozentsatz an Technischen Hochschulen ausgebildeter Oberlehrer in Physik und Mathematik, die eine vertiefte Kenntnis der Technik und ihrer Bedeutung für das Leben der Gegenwart mitbringen, an den höheren Schulen nur nützlich wirken könnte. Der auffallende Mangel technischer Kenntnisse bei der Mehrzahl der Gebildeten, die Verkennung der Gleichberechtigung des technischen Studiums mit den älteren Fachstudien haben leider in dem unglücklichen Kriege eine verhängnisvolle Rolle gespielt.

Nun aber hat sich im letzten Jahrzehnt allmählich eine Änderung in dem Anwendungsbereich der physikalisch-mathematischen Wissenschaften vollzogen, die speziell für ihre Stellung an den Technischen Hochschulen von ausschlaggebender Bedeutung werden muß: Die Physik und ebenso die ihr verwandten mechanisch-mathematischen Fächer sind selbst zu einem ausgedehnten und bedeutungsvollen Zweige der Technik geworden. Es hat sich, durch den Krieg in hohem Maße beschleunigt, eine physikalische Technik aus den Entdeckungen und Erfindungen der Physiker selbst entwickelt, die in rapidem Aufstieg begriffen ist und sich schon jetzt einen wohlberechtigten Platz neben den älteren Zweigen der Technik erworben hat.

Die Technik im allgemeinen beruht auf physikalischer Grundlage und auf der Anwendung physikalischer Gesetze; das gilt in erster Linie für die Elektrotechnik, aber auch in weitgehendem Maße für die Maschinentechnik. Doch haben diese Disziplinen sich verhältnismäßig unabhängig von der direkten Mitarbeit der Physik entwickelt; sie benutzen zudem physikalische Gesetze und Entdeckungen, die weiter zurückliegen, die neuesten Errungenschaften der Physik kommen für sie weniger in Frage. Von einer eigentlichen physikalischen Technik kann man dagegen in der optischen Industrie sprechen. Seitdem der als Physiker, als technischer Organisator und als sozialer Reformator gleich große E. Abbe die angewandte Optik auf wissenschaftliche Grundlagen gestellt und damit die Basis für die überragende Entwicklung der deutschen optischen Industrie geschaffen hatte, hat die Optik in steigendem Maße wissenschaftlich ausgebildete Physiker in ihre Laboratorien herangezogen. Die geometrische Optik, der vor allem die Berechnung der Linsen und Linsenkombinationen obliegt, ist freilich eine Spezialwissenschaft geworden, die zum Teil ebensosehr der angewandten Mathematik wie der physikalischen Optik angehört und die zum großen Teil in den Laboratorien der optischen Industrie selbst entwickelt ist. Aber daß sie neuer und umfangreicher Anforderungen, wie sie speziell der Krieg an sie stellte, in vollem Maße gerecht werden konnte, beruht doch wesentlich darauf, daß ihre Physiker und Mathematiker an den Universitäten die sicheren Grundlagen ihrer Wissenschaften erworben hatten. Die Entwicklung mancher neuer Zweige der Optik, wie der Ultramikroskopie, der Optik ultravioletter Strahlen usw. mußte auch von den neuesten Errungenschaften der wissenschaftlichen Optik Gebrauch machen. Das gilt auch für die wesentliche Grundlage der optischen Technik, die Glasindustrie. Hier arbeitet die Physik mit der Chemie Hand in Hand; stellt diese neue Glassorten her, so hat ihr

jene die Ziele gewiesen und ihre Erfolge überwacht und geprüft.

An der Grenze zwischen der eigentlichen physikalischen Technik und der Elektrotechnik liegt die sog. Schwachstromtechnik. Zu ihr gehören in erster Linie Telegraphie und Telephonie. Ihre moderne Weiterentwicklung erfordert neben konstruktiv-elektrotechnischer Arbeit in hohem Maße auch die Mitwirkung wissenschaftlich gebildeter Physiker. Es sei hier z. B. erinnert an die Verbesserung der Telephonie durch die Einführung der Pupinspulen, welche von dem amerikanischen Physiker Pupin theoretisch errechnet und von Physikern der Firma Siemens & Halske in die Wirklichkeit umgesetzt wurden. Der Elektronen-Lautverstärker, der von den Physikern R. v. Lieben in Deutschland und de Forest in Amerika erfunden wurde und einen ganz außerordentlichen Fortschritt mit sich bringt, ist ebenso wichtig für die drahtlose Telegraphie.

Baut sich die Telegraphie und Telephonie zum Teil noch auf älteren Entdeckungen und Erfindungen der Physik auf, so knüpft die physikalische Technik der drahtlosen Telegraphie an ihre neueren Errungenschaften, an die Entdeckungen von Hertz und die Erfindungen von Marconi, Braun und anderen an. Sie ist von Anfang an ein von den Physikern begründeter und ausgebauter Teil der Technik gewesen. Einige ihrer wichtigsten Fortschritte sind aus den physikalischen Instituten der Universitäten und Technischen Hochschulen hervorgegangen, so das Sendesystem von Prof. Braun aus dem Institut der Straßburger Universität und die Löschfunkenwirkung oder Stoßerregung von Prof. M. Wien aus dem Institut der Technischen Hochschule in Danzig. Hier haben Wissenschaft und Technik stets Hand in Hand gearbeitet, die letztere aber stets mit einem großen Stabe wissenschaftlicher Physiker. Die neueste Methode der drahtlosen Telegraphie mittels der sog. Röhrensender benutzt die Entladungserscheinungen an glühenden Drähten in evakuierten Röhren, eine physikalische Erscheinung, von der man ursprünglich wohl kaum je eine technische Anwendung erwartet hatte. Verbunden mit den auf einer andern Verwendungsart derselben Röhre beruhenden Lautverstärkern ist durch diese neue Methode ein ganz außerordentlicher Fortschritt auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie sowohl in bezug auf die Reichweite wie die Schärfe der Abstimmung auf bestimmte Wellenlängen, dann aber auch auf die Handlichkeit und das sichere Funktionieren der Apparate erzielt. Mittels der Röhrensender ist ferner das Problem der drahtlosen Telephonie im wesentlichen gelöst. Dieses ganze Gebiet ist unter den Händen der Physiker in der Technik in rapider Entwicklung begriffen und läßt noch weiterhin große Erfolge erhoffen.

Eine andere, aus dem physikalischen Institut der Universität Würzburg hervorgegangene Entdeckung hat allein neben einer ungeahnten Erweiterung und Vertiefung auf wissenschaftlichem Gebiete einen neuen Teil der physikalischen Technik ins Leben gerufen, nämlich die Entdeckung der nach ihm benannten Strahlen durch Professor Röntgen. Die praktische Anwendung dieser Strahlen in der Medizin, die schon vor dem Kriege sehr groß war, ist während desselben ins außerordentliche gestiegen. Sie erstreckt sich nach zwei Richtungen, einmal auf die Anwendung zu diagnostischen Zwecken, zur Erkennung von Knochenverletzungen, Herz- und Lungenerkrankungen,



zweitens auf therapeutische Zwecke, auf die Behandlung von Hauterkrankungen und inneren Wucherungen. In dieser Hinsicht sind in den letzten Jahren außerordentliche Fortschritte erzielt und weitere mit Sicherheit zu erhoffen durch die Einführung der Glühkathodenröntgenröhren, die die Verwendung sehr viel härterer, d. h. durchdringungsfähigerer Strahlen ermöglichen. Auch hier konnten nur eigentliche Physiker die technischen Anwendungen ausarbeiten und leiten, die bald zur Gründung großer und leistungsfähiger Firmen führten. Diese Technik hat wieder auf die reine Forschung günstig zurückgewirkt durch die Konstruktion leistungsfähiger Apparate. So hat sie den Bau von Funkeninduktoren und Hochspannungstransformatoren, von Stromunterbrechern, Gleichrichtern usw. außerordentlich gefördert. Neben die medizinische Anwendung der Röntgenstrahlen tritt die der Strahlen des Radiums und Mesothoriums und der ultravioletten Strahlen. Auch andere Gebiete der Elektromedizin, wie die Diathermie, sind durch die Arbeit der Physiker entwickelt. So ist mit einiger Sicherheit vorauszusehen, daß in Zukunft große Krankenhäuser Physiker anstellen werden, wie das von der gynäkologischen Klinik in Freiburg i. B. vorbildlich bereits geschehen ist, da die Mediziner selbst bald nicht mehr imstande sein dürften, die ganze Technik in der Anwendung dieser Apparate völlig zu beherrschen.

Als physikalische Technik ist ferner die Glühlampentechnik anzusehen. Hier hat die Physik freilich weniger die erste Erfindung als die systematische Entwicklung im Sinne der immer mehr gesteigerten Ökonomie gebracht. Dafür waren ein sicherer Leitstern die Strahlungsgesetze von W. Wien, die auch die Ziele der Leuchttechnik für die Zukunft in klarer Weise bestimmen. Für die Glühlampentechnik, ebenso aber auch für die Herstellung von Röntgenröhren und von den oben erwähnten Röhrensendern und Verstärkerröhren spielen die Luftpumpen eine große Rolle. Hier haben die Konstruktionen des Professors Gaede außerordentliche Fortschritte gebracht. Es ist überaus interessant zu sehen, wie bei ihnen Lehrsätze der kinetischen Gastheorie, der man früher nicht einmal eine theoretische Berechtigung zugestehen wollte, eine praktische, technisch wichtige Anwendung gefunden haben.

Es gehört auch hierher die Technik des Apparatebaues für die verschiedenen Zwecke, für elektrische, meteorologische Messungen, für Zwecke der Luftschiffahrt und vieles andere. Eine vorzügliche Übersicht findet sich in dem Vortrage von W. Wien „Physik und Technik" (Vorträge über die neue Entwicklung der Physik und ihrer Anwendungen; bei J. A. Barth, Leipzig 1919). Die mannigfachen Anwendungen physikalischer Methoden in der chemischen Technik seien auch noch nachdrücklich erwähnt.

So ist allmählich eine physikalische Technik entstanden, deren ganze Entwicklung in hohem Maße der chemischen Industrie ähnelt, die auch, ursprünglich aus den Entdeckungen und Erfindungen der wissenschaftlichen Laboratorien der Universitäten hervorgegangen, durch eigene technische und wissenschaftliche Betätigung ins außerordentliche gewachsen ist.

Diese Ähnlichkeit besteht ferner auch darin, daß ursprünglich die Chemie, wie zur Zeit noch die Physik, ihre wissenschaftlichen Leiter und Mitar-



beiter ausschließlich von den Universitäten beziehen mußte, wo ihnen der Doktortitel das Zeugnis vollendeter Ausbildung gegeben hatte. Zwar erreicht die Zahl der in der physikalischen Technik tätigen Physiker noch nicht die Zahl der in der chemischen Technik angestellten Chemiker, entsprechend der späteren Entwicklung der physikalischen Technik, aber sie ist doch schon sehr erheblich und ständig in stärkstem Steigen begriffen. So sind z. B. bei der Firma Zeiß etwa 35 wissenschaftliche Physiker angestellt, bei Siemens & Halske etwa 55 Physiker z. T. in leitenden Stellungen tätig. Ebenso haben die anderen physikalischen Firmen, wie die optische Anstalt Goerz, die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie (Telefunken), die Fabriken physikalischer Meßgeräte usw. einen stattlichen Stab von Physikern zu ihrer Verfügung. Aber auch die großen chemischen Fabriken können die physikalische Mitarbeit nicht mehr entbehren und haben sich physikalische Laboratorien mit einer größeren Anzahl von Physikern eingerichtet, so die badische Anilin- und Sodafabrik, die Farbenfabriken von Bayer & Co., Elberfeld, und viele andere. Zur Zeit ist der Bedarf der Technik an Physikern so groß, daß er auch nicht entfernt gedeckt werden kann. Man hat fast den Eindruck, als ob während des Krieges der Technik, nicht nur der in Blüte geschossenen physikalischen, sondern auch der der verschiedensten Nachbargebiete, fast blitzartig die Erkenntnis aufgegangen wäre, wie nützlich und notwendig für sie die Mitarbeit der Physiker ist.

Deutlich zutage tritt die eben geschilderte Entwicklung auch in der soeben auf Anregung von Dr. G. Gehlhoff erfolgten Gründung der Gesellschaft für technische Physik, in der sich schon jetzt gegen 500 in der Technik stehende Physiker zusammengefunden haben und die eben eine eigene Zeitschrift für technische Physik herauszugeben beginnt.

Die zur Zeit in der physikalischen Technik stehenden Physiker sind bisher ausschließlich auf Universitäten ausgebildet und haben dort ihren Doktorgrad erworben, ebenso wie viele der in der chemischen Industrie tätigen Chemiker. Aber für die Chemie sind die Universitäten schon lange nicht mehr die einzigen Ausbildungsanstalten, schon längst hat man den Technischen Hochschulen chemische Abteilungen, in denen die Chemiker eine abgeschlossene Bildung und den Dr.-Ing.-Titel erwerben können, angeschlossen, ausgehend von dem Gedanken, daß an den Technischen Hochschulen die Ausbildung für einen so wesentlichen Teil der Technik, wie ihn die Chemie bildet, nicht fehlen dürfe. Indem man diese Ausbildungsmöglichkeit für Chemiker usw. auch an den Technischen Hochschulen schuf, hatte man vor allem im Auge, den jungen Chemiker an den Hochschulen auch mit den Anfangsgründen der Elektrotechnik und der Ingenieurwissenschaften vertraut zu machen, deren er in der Praxis ja oft genug bedarf; sonst unterscheidet sich der Bildungsgang des Chemikers an einer Technischen Hochschule kaum von dem an der Universität, nur daß jener in einem Diplomexamen vor der Doktorprüfung seine Kenntnisse in der Chemie und den nächstbenachbarten technischen Fächern nachweisen muß.

Die Chemie bildet an den Technischen Hochschulen auch ein einleitendes Unterrichtsfach für sämtliche an-



deren Abteilungen der Hochschule. Aber man hat nie daran gedacht, nun die Tätigkeit ihrer Vertreter hierauf zu beschränken und ihnen die volle, mit einem Examen abschließende Ausbildung von Chemikern vorzuenthalten. Dazu lag die technische Bedeutung der Chemie zu klar zutage, ebenso die Nützlichkeit allgemein technischer Kenntnisse wenigstens für einen Teil der Chemiker.

Die andersartige Stellung der Physik an den Technischen Hochschulen mochte vielleicht vor 10 Jahren noch berechtigt erscheinen. Heute ist sie es gewiß nicht mehr. Die hohe Blüte der physikalischen Technik wie der außerordentlich starke Bedarf derselben an Physikern ergibt die selbstverständliche Forderung, der Physik genau wie der Chemie die volle durch Examina abgeschlossene Ausbildung ihrer Schüler auch an den Technischen Hochschulen zu ermöglichen, d. h. ihr das Recht zur Einführung eines Diplomexamens in Physik oder technischer Physik zu erteilen, das die Vorbedingung zur Ablegung der Doktorprüfung bildet.

Diese aus der Entwicklung der physikalischen Technik mit Notwendigkeit folgende Forderung nach einem Diplomexamen in Physik an den Technischen Hochschulen löst nun in einfachster und vor allem natürlichster Weise das oben berührte Problem der Stellung der physikalisch-mathematischen Wissenschaften an den Technischen Hochschulen. Mit der Einführung des physikalischen Diplomexamens treten sie gleichberechtigt neben die älteren Schwestern der technischen Wissenschaften. Hier müssen aber ausdrücklich die mathematischen Wissenschaften mitgenannt werden, denn auch sie haben stets steigende Bedeutung für die Technik gewonnen. Vor allem hat die zwischen Physik und Mathematik stehende Mechanik, der wegen der Ausdehnung ihres Gebietes eine Sonderstellung neben der Physik zukommt, eine von der eigentlichen Ingenieurtätigkeit losgelöste Bedeutung für die Technik gewonnen, so vor allem in der Anwendung der Kreiseltheorie einen ständig wachsenden Bereich technischer Anwendungen; so sei erinnert an den Kreiselkompaß, den Schiffskreisel, die Kreiselwirkung der Propeller an Flugzeugen, der Räder von Eisenbahnen, an die Einschienenbahn, an den Torpedokreisel und manche andere technische Anwendungen des Kreisels. Die Technik bedarf für diese Zwecke speziell in angewandter Mechanik ausgebildeter, im übrigen vor allem mit höheren physikalischen und mathematischen Kenntnissen, als sie für den Maschineningenieur notwendig sind, ausgerüsteter Ingenieure. Aber auch an angewandten Mathematikern, die weitgehende Kenntnisse der Physik und Mechanik besitzen, hat die physikalische Technik erheblichen Bedarf, so besonders die optische Industrie für die Berechnung von Linsenkombinationen.

Das Studium der Physik an einer Technischen Hochschule wird sich dann, wie das jetzt schon bei der Chemie der Fall ist, von dem an einer Universität in der ganzen Anlage nicht wesentlich unterscheiden; äußerlich wird es sich dem Studiengang der übrigen technischen Fächer an der Technischen Hochschule ebenso wie das Studium der Chemie dadurch anpassen, als es die Ablegung eines Vorexamens nach vier Semestern und die Ablegung der Diplomprüfung vor der Doktorprüfung voraussetzt. Das Studium der Physik bietet aber für den Physiker, der in die Technik gehen will, ähnlich wie das



chemische Studium an einer Technischen Hochschule für den Chemiker, den Vorteil, die nächstbenachbarten technischen Fächer, die für ihn von erheblicher Wichtigkeit sind, besser kennen zu lernen und studieren zu können, als das an einer Universität im allgemeinen möglich ist. Es ist dies vor allem das Gebiet der Schwachstromtechnik, besonders die Lehre vom Wechselstrom und von den elektrischen Schwingungen, dann aber überhaupt das Gebiet der Elektrotechnik, das ein Prüfungsfach im Diplomexamen für Physik bilden wird. Ferner darstellende Geometrie und die Grundlagen des Maschinenbaues, die Thermodynamik der Wärmekraftmaschinen und manches andere, was der Physiker von der Ingenieurwissenschaft brauchen kann. Überhaupt wird der engere Zusammenhang zwischen Technik und Technischen Hochschulen manche erwünschte Anregung auch dem Physiker bieten.

Es sei aber hier zur Vermeidung von Mißverständnissen nachdrücklich darauf hingewiesen, daß dies Diplomexamen in Physik wohl zu unterscheiden ist von dem der Prüfung für „Laboratoriumsingenieure", die an manchen Hochschulen in der Abteilung für Maschinenbau schon seit langem eingeführt ist. Der „Laboratoriumsingenieur" soll ein völlig ausgebildeter Maschineningenieur sein, der nur mit den für einen Ingenieur wichtigsten physikalischen Messungen an Maschinen sich besonders vertraut gemacht hat. Der technische Physiker hat dagegen in erster Linie eigentliche Physik zu studieren und ihre Hilfswissenschaften. Das Gebiet der experimentellen und theoretischen Physik ist aber so groß geworden, daß der Studierende selbst davon nur einige Teilgebiete eingehender studieren, sich von dem Gesamtgebiet aber nur einen Überblick aneignen kann. Die angrenzenden Fächer der Ingenieurtechnik können nur den Charakter von Nebenfächern haben. Den wichtigsten Teil der Ausbildung des technischen Physikers wird eine möglichst selbständige wissenschaftliche experimentelle Arbeit bilden müssen; für den technischen Mechaniker oder Mathematiker eine wissenschaftliche theoretische Arbeit auf diesen Gebieten.

Die Erhebung der physikalisch-mathematischen Wissenschaften an den Technischen Hochschulen zu Fächern mit abschließenden Examina wird aber weiterhin für die physikalische Wissenschaft sowohl wie für die physikalische Technik segensreich werden. Die z. T. ausgezeichneten Einrichtungen der physikalischen Institute an den Technischen Hochschulen können bisher in keiner Weise voll ausgenutzt werden, solange nur der Institutsdirektor, vielleicht noch ein Extraordinarius und einige Assistenten, selten noch ein Privatdozent darin wissenschaftlich arbeiten. Ein großer Teil der wertvollen Apparate steht unbenutzt in den Schränken. Die Einführung der genannten Examina für Physik würde auch in den physikalischen Instituten der Technischen Hochschulen ein ähnlich reges wissenschaftliches Arbeiten zur Folge haben, wie es in den Instituten der Universitäten schon lange herrscht. Die wissenschaftliche physikalische Produktion würde sich in sehr erwünschter Weise heben. Dann würde auch der Physikprofessor an einer Technischen Hochschule die Möglichkeit haben, mit Hilfe von Schülern ein größeres Gebiet systematisch durchforschen zu können, was ihm bis jetzt verwehrt ist.

Die Steigerung in der Zahl der wissenschaftlich ausgebildeten Physiker und die damit verbundene Steigerung



in der wissenschaftlichen Produktion auf physikalischem Gebiete kann aber von ganz außerordentlicher Bedeutung für die bevorstehende Entwicklung der physikalischen Technik werden. Die Verhältnisse liegen hier zur Zeit ganz analog wie einstmals zur Zeit der Entwicklung der chemischen Technik. Die überragende Stellung der deutschen chemischen Industrie ist in erster Linie der großen Anzahl wissenschaftlich ausgebildeter Chemiker und der großen wissenschaftlichen Produktion auf dem Gebiete der Chemie zu verdanken; die chemischen Doktorarbeiten bilden einen wesentlichen Teil der chemischen wissenschaftlichen Literatur, sie haben es den führenden großen chemischen Forschern ermöglicht, ausgedehnte Gebiete systematisch zu bearbeiten. Es ist zur Zeit die Möglichkeit gegeben — und diese Möglichkeit sollte eine voraussehende Regierung richtig einschätzen —, durch intensive Förderung des physikalischen Studiums der deutschen physikalischen Technik zu einer ähnlichen Vormachtstellung zu verhelfen, wie sie die deutsche chemische Technik bereits besitzt. Diese Förderung hätte in der reichlichen Dotierung der physikalischen Institute im allgemeinen zu bestehen, dann aber in dem Ausbau des physikalischen Studiums an den Technischer Hochschulen in der geschilderten Weise. Da die physikalischen Institute an den Technischen Hochschulen von der Gesamtheit aller physikalischen Institute an Universitäten und sonstigen Hochschulen etwa 30% ausmachen, läßt sich die wissenschaftliche Ausbildung von Physikern und die wissenschaftliche physikalische Produktion durch die Einführung abschließender Examina in Physik an den Technischen Hochschulen um etwa 30% steigern. Die chemische Industrie hat, obwohl sie die glänzendsten eigenen Laboratorien besitzt, die Ausbildung wissenschaftlicher Chemiker und die wissenschaftliche Produktion in den Laboratorien der Universitäten und Hochschulen so hoch bewertet, daß sie zur Unterstützung dieser chemischen Institute einen Fonds von 20 Millionen gesammelt hat; ferner einen Fonds von 2 Millionen zur Unterstützung chemischer Assistenten, um ihnen eine weitere Ausbildung an diesen Instituten zu ermöglichen. Die physikalische Technik fängt erst eben an, wie z. B. die kürzlich erfolgte, schon erwähnte Gründung der Gesellschaft für technische Physik zeigt, zum Bewußtsein ihrer eigenen Bedeutung zu erwachen; sie hat daher so großzügige Unternehmungen noch nicht ins Werk setzen können. So ist es Sache des Staates, den Moment für eine entscheidende Förderung der physikalischen Technik nicht zu verpassen. Die aufzuwendenden Mittel dürfen dabei nicht ausschlaggebend ins Gewicht fallen. Denn eine einzige durch die Wissenschaft hervorgerufene Steigerung oder Förderung eines Zweiges der physikalischen Technik, es seien hier z. B. die Röntgentechnik und die Technik der drahtlosen Telegraphie, die Einführung der Braunschen Schaltung und der Wienschen Löschfunkenwirkung genannt, kompensieren die für die Förderung der Forschung vom Staat aufgewendeten Kosten so vielfach, daß diese letzteren neben dem wirtschaftlichen Gewinn gar nicht in Betracht kommen.

Vielleicht darf man aber von der Einführung des Physikstudiums an den Technischen Hochschulen auch eine günstige Rückwirkung auf die deutsche physikalische Forschung selbst erwarten. Es ist nicht zu verkennen, daß in der gegenwärtigen physikalischen Forschung in Deutschland die

spekulative, theoretisierende Richtung stark überwiegt, eine Richtung, die in den Händen der großen Führer außerordentliche Erfolge gezeitigt hat, die aber bei einer großen Schar der jüngeren Nachfolger in einen inhaltlosen Formalismus auszuarten droht. Der Vergleich der ersten deutschen physikalischen Zeitschrift, der Annalen der Physik, mit der entsprechenden englischen Zeitschrift, dem Philosophical Magazine, verrät in bedenklicher Weise den überwiegenden Hang der gegenwärtigen deutschen Physik zur Spekulation gegenüber dem auf das Anschauliche eingestellten Wirklichkeitssinn der Engländer. Man sollte doch in unserer Zeit das Wort von Helmholtz nicht ganz vergessen, daß im allgemeinen „nur derjenige fruchtbar theoretisieren könne, der eine breite praktische Erfahrung im Experiment hat". Wenngleich die ungeheure Zunahme des Inhaltes der experimentellen und der theoretischen Physik eine stärkere Trennung dieser beiden Gebiete zur natürlichen Folge hat, so erscheint doch eine gewisse Rückkehr zu dieser älteren Auffassung gegenüber der allzu stark ins Kraut geschossenen modernen physikalischen Spekulation erwünscht. Es ist wohl kein Zweifel, daß die Einführung des physikalischen Studiums an den Technischen Hochschulen in dieser Hinsicht günstig wirken würde. Der engere Zusammenhang, der zwischen der lebendigen Wirklichkeit, vor allem von Technik und Industrie, an den Technischen Hochschulen im Vergleich mit den Universitäten besteht, würde auch das Studium der Physik an den Hochschulen beeinflussen, die enge Nachbarschaft der technischen Fächer würde ein gutes Gegengewicht bilden gegen das Überwuchern grauer Theorien, die Kenntnis der praktisch-wirtschaftlichen Folgen falscher Ansätze auf technischem Gebiet würde zur Vorsicht mahnen bei der Aufstellung der Grundannahmen. Ferner würde der dann möglich werdende Wechsel des physikalischen Studiums zwischen Universitäten und Technischen Hochschulen den Studierenden die Vorteile beider zuteil werden lassen.

Die Einführung abschließender Examina in den physikalisch-mathematischen Wissenschaften und der damit erst ermöglichte volle Betrieb der Lehre und der Forschung in diesen Gebieten an den Technischen Hochschulen würde aber vor allem auch auf die technischen Abteilungen von erheblicher, anregender Wirkung sein, von einer, wenn auch im Umfang geringeren, so doch ähnlichen Wirkung, wie sie die philosophische Fakultät auf die Gesamtheit der Fakultäten der Universitäten hat. F. Paulsen (Die deutschen Universitäten, für die Universitätsausstellung in Chicago 1893, herausgegeben von W. Lexis, Berlin 1893) sagt hierüber: „In den philosophischen Fakultäten kommt der Charakter der deutschen Universität als Pflanzschule der wissenschaftlichen Forschung am bestimmtesten zur Erscheinung; von ihnen werden auch die übrigen Fakultäten stets nach dieser Seite hingezogen." So könnte der Einfluß der Abteilungen für Allgemeine Wissenschaften an den Technischen Hochschulen, und zwar in erster Linie der physikalisch-mathematischen Fächer, die in vieler Hinsicht, wie schon betont, ungünstige Wirkung der Loslösung der Technischen Hochschulen von den Universitäten kompensieren. Die Anregung zu wissenschaftlicher Forschung wäre hier für die technischen Abteilungen nur in weiterem Sinne zu verstehen als Anregung zu produktiver Arbeit über-



haupt, die ja in den technischen Abteilungen zum großen Teil auch auf konstruktivem Gebiete liegt, in der Architekturabteilung auf künstlerischem. Ihre Wirkung würde sich in gleicher Weise auf Professoren wie Studierende erstrecken. Ihr bisheriges Fehlen infolge der Unabgeschlossenheit des physikalisch-mathematischen Lehr- und Forschungsbetriebes an den Technischen Hochschulen ist zweifellos in hohem Maße von ungünstigem Einfluß auf die Entwicklung der Technischen Hochschulen gewesen. Der Mehrzahl der Studierenden an denselben mußten die physikalisch-mathematischen Fächer, welche die Grundlage ihres Fachstudiums bilden, als nebensächlich und mit dem Vorexamen für sie als ein für allemal erledigt erscheinen, da man diesen Fächern an der Hochschule ja nur eine untergeordnete Stellung einräumte. Den besseren unter den Studierenden fehlte die Anregung durch die höheren Vorlesungen in diesen Fächern, die sie in höheren Semestern zur Vertiefung ihrer theoretischen Forschungen vielleicht gerne gehört hätten, die aber wegen der fehlenden Abschlußexamina in jenen Fächern nur ausnahmsweise gelesen wurden. Die fundamentale Bedeutung der physikalisch-mathematischen Fächer als Grundlage für alle Gebiete der Technik würde den Studierenden weit mehr einleuchten, wenn sie die Anerkennung als gleichberechtigte Fächer der Technischen Hochschulen gefunden hätten.

Von diesen Gesichtspunkten geleitet, hatte Verfasser im Sommer 1918 die Anregung zur Einführung des Diplomexamens in den physikalisch-mathematischen Fächern an den Technischen Hochschulen gegeben, die, von der Danziger Hochschule aufgenommen und an die übrigen Hochschulen weitergegeben, sich zu einem gemeinsamen Antrage der preußischen Hochschulen an das Ministerium im März 1919 verdichtete. In Dresden waren unabhängig ähnliche Bestrebungen im Gange.

Die segensreiche Wirkung, die diese Gleichstellung der physikalisch-mathematischen Fächer mit den übrigen für die ganze Entwicklung der Technischen Hochschulen zur Folge haben würde, läßt erhoffen, daß diese Bestrebungen Erfolg haben werden. Vielleicht darf man sagen, daß viele der Mißstände oder Unzulänglichkeiten im Lehrbetriebe der Technischen Hochschulen, die man jetzt mit so vielfachen Reformen zu beseitigen bestrebt ist, damit von selbst verschwinden werden. Sollte der erfrischende Impuls, der von dem Vollbetriebe der physikalisch-mathematischen Wissenschaften auf die ganze Art des Hochschulbetriebes notwendig ausgehen würde, noch unterstützt werden durch die Gründung neuer Institute und Forschungsanstalten für die technischen Fächer der Hochschulen, so würde diese verstärkte Betonung des höchsten Zieles alles Hochschulunterrichtes, der Anleitung zu produktiver Arbeit, von selbst mit der gleichzeitigen größeren Freiheit des Unterrichts stärkere Persönlichkeiten zur Entwicklung bringen, als sie die zur Zeit noch im Vordergrunde stehende Überlieferung und Einprägung des Wissens ermöglicht hat. Die notwendige Folge aber dieser Maßnahme würde eine neue Blüte der deutschen Technik sein.

Französische Kulturkämpfe.

Von Ernst Robert Curtius.

Im Jahre 1905 schrieb der Züricher Professor Paul Seippel, wohl unter dem Eindruck jenes unheilvollen jahrelangen Bürgerkriegs, den die Dreyfus-Affäre für Frankreich bedeutet hatte, ein Buch, das sich zum Ziel setzte, aus dem Gesamtverlauf der französischen Geschichte eine Erklärung für die tiefe Geistesspaltung zu gewinnen, an der Frankreich seit der Revolution von 1789 krankt; an der es so gelitten hat, daß die geistige Einheit der Nation verloren schien, und daß man von einem doppelten Frankreich sprechen durfte, von dem roten Frankreich der Revolution und dem schwarzen Frankreich der Gegenrevolution. Seippel nannte sein Buch, das die französische Öffentlichkeit lebhaft beschäftigt hat, *Les deux Frances*. Diese geistige Spaltung ist wohl einer der tiefsten geschichtlichen Gründe für alle jene besorgniserregenden Symptome, aus denen man in Frankreich während der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts vielfach den Schluß zog, die Nation befinde sich im Niedergang. Und auch als sich in dem Jahrzehnt vor dem Ausbruch des Weltkriegs das französische Lebensgefühl mit neuer Energie lud, als man aufhörte, von Dekadenz zu sprechen, konnte man sich doch der Tatsache nicht verschließen, daß Frankreich in einer inneren Krise begriffen sei, und daß der Gegensatz des roten und des schwarzen Frankreich eine entscheidende Rolle in dieser Krisis spiele.

Der Nationalökonom Paul Bureau setzte es sich damals zur Aufgabe, die Ausdehnung und die Ursachen dieser Krisis wissenschaftlich zu erforschen (*La crise morale des temps nouveaux*, 1907). Für ein tieferes Eindringen in die politischen und geistigen Lebensprobleme des modernen Frankreich ist sein Buch auch heute noch von unersetzlichem Wert. Bureau ist gläubiger Katholik, aber objektiv genug, um auch die Schäden im eigenen Lager zu sehen, und um die unheilvollen Wirkungen des Paktes zwischen Kirche und politischer Reaktion zu beklagen, der seit Joseph de Maistres Wort: *La révolution est satanique dans son essence*, eine so bedeutsame Rolle in Frankreichs innerer Geschichte gespielt hat. Bureau sieht die Ursache der modernen Krisis (von der er alle europäischen Staaten betroffen findet) darin, daß die Entwicklung des europäischen Menschen mit der Umwälzung aller wirtschaftlichen, politischen, industriellen Verhältnisse, die das 19. Jahrhundert brachte, nicht Schritt gehalten hat. Der Mensch hat den veränderten Anforderungen gegenüber versagt. Die moderne Krisis ist eine Krisis des Menschen, und erst sekundär eine Krisis der Institutionen. Und sie ist nicht nur eine physiologische und ökonomische, sondern vor allem auch eine moralische Krisis. Daher erhebt sich die Frage nach der moralischen Situation des modernen Frankreich.

Bureau versucht zunächst, eine „Bilanz der Unsittlichkeit" aufzustellen, wobei ihm seine sozialwissenschaftliche Schulung eine besondere Kompetenz verleiht. Das Leben des einzelnen wie das der Gesellschaft zeigt dem Beobachter schwere Schäden: erschreckendes Wachstum des Alkoholismus; Nachlassen der Sexualmoral; Ehescheu,





Ehebruch, Geburtenbeschränkung; Unehrlichkeit im Handel; Unehrlichkeit in den geistigen Kämpfen (das religiöse wie das freidenkerische Ideal werden von Interessenten ausgebeutet); brutale Formen des sozialen Kampfes; Antimilitarismus; Nationalismus; Antiklerikalismus; Überspannung des kirchlichen Autoritätsbegriffs; Schwächung des Bürgersinns; unsaubere Wahlmanöver; Angeberei; Pfründenjagd.

Das ist eine lange Liste sittlicher Schäden. Sie sind nach Bureau zum großen Teil verschuldet durch systematische Propaganda unsittlicher Theorien, die durch die Presse in die breiten Massen des Volkes getragen werden. So wurde 1904 die *Association internationale antimilitariste des travailleurs* gegründet, um die Armee zu untergraben. Oder Philosophen und Literaten suchten die Unsittlichkeit der Ehe nachzuweisen, die schon Naquet 1869 als eine notwendig zu Laster, Elend und Tod führende Einrichtung charakterisiert hatte. Romanschriftsteller wie die Brüder Margueritte brachten 1903 in der Kammer einen Antrag auf Erleichterung der Ehescheidung ein, die nach dreijähriger Dauer der Ehe möglich sein sollte, falls einer der Gatten sie beantragte. Nur wenige Blätter sprachen sich entschieden gegen diesen und ähnliche Vorschläge aus, welche die Ehe durch eine *‚union libre‘* ersetzen wollten. Sogar das offizielle Recht zur Abtreibung wurde von radikaler Seite gefordert, und der bekannte Romancier Paul Adam wünschte, daß alle moralischen und gesetzlichen Schranken der geschlechtlichen Promiskuität aufgehoben werden sollten, ja daß dieser durch den Staat Vorschub geleistet würde. Die 1903 gegründete *Ligue de la Régénération humaine* bezweckte, in den untersten Volksschichten Kenntnisse über Geburtenverhinderung, ihre Berechtigung und ihre praktische Durchführung zu verbreiten.

Bureau schloß aus diesen Tatsachen, daß eine große Zahl von Menschen dahin gelangt sei, moralische Verfehlungen schlimmster Art als erlaubt und legitim zu betrachten, und daß hinter dieser schon sehr großen Gruppe eine noch erheblich zahlreichere stehe, die den Immoralismus zwar noch nicht theoretisch nach außen bekenne, ihm aber praktisch huldige.

Die Gründe der moralischen Krise sah Bureau in einem doppelten hundertjährigen Irrtum, der sich auf die beiden politisch-geistigen Parteien verteile, in die Frankreich gespalten sei. Das rote wie das schwarze Frankreich — Bureau sprach irenisch von den *enfants de l'esprit nouveau* und den *enfants de la tradition* — hätten einen Irrweg beschritten. Der Irrtum der fortschrittsgläubigen Rationalisten bestand in der — auf die Enzyklopädisten zurückgehenden — Meinung, daß sich durch die vernunftgemäße Einrichtung der Gesellschaft das sittliche Niveau der Menschheit automatisch heben würde. Der Pflichtbegriff würde somit überflüssig werden. Schon Helvétius hatte gemeint, durch gute Gesetze mache man die Menschen tugendhaft. Und ähnlich schrieb Condorcet 1779, um die schlechten Sitten zu beseitigen, müsse man ihre Ursache aufheben. Sie hätten nur eine Ursache: die schlechten Gesetze. Die Revolution, die in zweieinhalb Jahren über 2500 Gesetze erließ, war des Glaubens, sie habe die Nation regeneriert. Ehrlichkeit und Tugend seien an der Tagesordnung, und diese Tagesordnung müsse ewig dauern (Abbé Grégoire im Konvent).

Solchen Anschauungen lag ein ungemessenes Vertrauen auf die Güte der menschlichen Natur zugrunde. Es wurde zwar durch die geschichtlichen Ereignisse der nächsten Jahrzehnte auch bei den Anhängern der Revolutionsideale stark erschüttert. Aber sie fanden einen Ersatz in dem Glauben an die beglückenden Folgen der naturwissenschaftlichen Aufklärung. Diese in weiteste Kreise, vor allem in die Schule, zu tragen, war ein Hauptprogrammpunkt der Linken unter der Julimonarchie und dem zweiten Kaiserreich. Viktor Hugo prägte den Aphorismus: *Remplir l'école, c'est vider la prison et l'hospice.* Jean Macé gründete 1867 die Ligue de l'Enseignement und liebte es zu sagen: *Nous sommes des faiseurs de lumière sans plus.* Geistige Stützen fand diese Richtung in der historischen, politischen und philosophischen Publizistik der Quinet, Proudhon, Ledru-Rollin, Michelet, Prévost-Paradol, Buloz. Unter der dritten Republik wurden die Ideen dieser Schule getragen von Gambetta, Jules Ferry, Paul Bert, Spuller, Challemel-Lacour, Sully Prudhomme, Burdeau, Buisson.

Der Irrtum dieser Richtung war ihr Intellektualismus; der Glaube, daß Aufklärung des Verstandes und Bildung des Denkens ein sicherer Weg zur Erleuchtung und Stärkung des sittlichen Wollens sei.

Und der Irrtum der Traditionalisten? Er bestand in der Gleichsetzung der Sittlichkeit mit der Achtung und Bewahrung der bestehenden Autoritäten. Die theokratische Denkweise der de Maistre und Bonald wurde so der entscheidende Faktor in den politischen, sozialen und ethischen Anschauungen der kirchlichen Kreise. Der demokratische und liberale Katholizismus der Lamennais, Lacordaire, Gratry mußte unter dem vereinigten Ansturm der Gegner von rechts und von links zusammenbrechen. Der Traditionalismus war bemüht, eine unüberschreitbare Kluft zwischen sich und der Entwicklung der modernen Gesellschaft zu befestigen. Graf Albert de Mun erklärte 1878: *Le socialisme, c'est la Révolution logique, et nous sommes la Contre-Révolution irréconciliable. Il n'y a rien de commun entre nous; mais, entre ces deux termes, il n'y a plus de place pour le libéralisme.* Die Traditionalisten waren zum großen Teil prinzipielle Gegner nicht nur des sozialen und politischen, sondern auch des technischen und wissenschaftlichen Fortschritts. Als Pater Ollivier 1897 in Notre-Dame über den Brand des Wohltätigkeitsbasars sprach, benutzte er die Katastrophe, um sie als Strafe der göttlichen Vorsehung für den Hochmut des Jahrhunderts zu deuten. Durch ihr klagendes und verfluchendes Sichabschließen von aller modernen Kulturentwicklung wurde die Kirche in Frankreich immer mehr zum Laudator temporis acti. Sie entfremdete sich die Massen, und auch von ihren Anhängern liehen ihr viele nur noch ein halbes Ohr. Besonders unter der Jugend waren viele gutangelegte und begeisterungsfähige Naturen geneigt, die religiösen Werte zu verkennen, weil sie in dem Verhalten der kirchlichen Kreise nur überlebte Vorurteile und Alterserstarrung sahen. Allerdings gab es auch unter den französischen Prälaten Persönlichkeiten, die die offizielle Stellungnahme der Katholiken beklagten. Der Bischof Gibier von Versailles sagte 1906 in einem Hirtenbrief: *Nous avons perdu trente ans à gémir, à maudire et à nous abstenir.* Was für kindische Formen der Streit zwischen der kirchlich-kon-



servativen und der demokratisch-freidenkerischen („laizistischen") Partei annahm, zeigt das Gezänk um den Eiffelturm. Die einen prophezeiten das Mißlingen des Baus, weil er zur Demütigung der Religion bestimmt sei; die andern sahen darin triumphierend eine Revanche für die Geschichte vom babylonischen Turm.

Und doch hielt Bureau eine Ausgleichung des Antagonismus, unter dem Frankreich leidet, für möglich. Er sah Anzeichen dafür, daß beide Parteien ihren hundertjährigen Irrtum erkennen und daß man einer Verständigung näherkommen würde.

Er konnte darauf hinweisen, daß sich in den Jahren 1890 bis 1892 in beiden Lagern, wenn auch vorerst nur innerhalb kleiner Kreise, die Erkenntnis durchrang, das moralische Problem sei falsch angefaßt worden. Aus dem konservativen Lager erging am 1. Januar 1890 in der Revue des Deux Mondes der Aufruf des Grafen Melchior de Vogüé „An die Zwanzigjährigen". Paul Desjardins formulierte 1891 ‚*Le devoir présent*'. Leo XIII. gab 1891 in der Enzyklika: Rerum Novarum den französischen Katholiken neue Richtlinien, die eine Versöhnung mit der Republik ins Auge faßten. Es war die Politik des „ralliement", die in Kardinal Lavigerie eine einflußreiche Stütze fand.

Auch unter den politisch und geistig Linksstehenden erkannten einige Einsichtige, daß man einen Wechsel des Standpunkts vornehmen müsse, und daß die Fortschritte der modernen Kultur der moralischen Frage gegenüber versagt hätten. Man sprach von dem Esprit Nouveau, in dem Republikaner und Katholiken sich begegnen könnten. Der Politiker Spuller definierte in einer berühmten Rede vom 3. März 1894 diesen neuen Geist, der ein Geist hochsinniger und weitherziger Toleranz sein müsse, ein Geist intellektueller und moralischer Erneuerung, der in völligem Gegensatz zu den bis dahin herrschenden Parteistandpunkten stehen solle.

Die öffentliche Meinung war damals, zu Beginn der 90er Jahre, dem moralischen Problem gegenüber noch indifferent. Es wurde nur scheinbar beiseite geschoben durch die Dreyfuskrise, die Ende 1894 begann. Seit den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts zog es die Aufmerksamkeit der Philosophen und der gebildeten Schichten in steigendem Maße auf sich. Auch die Gegner der Traditionalisten gelangten zu der Überzeugung, daß das Ethische eine eigene Wertsphäre sei, unzurückführbar auf biologische oder ökonomische Faktoren. Durch die philosophischen und soziologischen Arbeiten der Durkheim, Buisson, Séailles, Renard, Sorel wurde der naive Intellektualismus der älteren Richtung innerhalb der Libre-Pensée überwunden. Es zeigte sich ferner, daß die Inhalte der christlichen Moral und der konkurrierenden philosophischen Moralen im wesentlichen identisch seien. Nirgends wurde gelehrt, daß Ehebruch oder Diebstahl gut seien. Besonders Lévy-Bruhl wies auf diesen Punkt hin (*La morale et la science des mœurs*, 1905).

Diese Ergebnisse bedeuteten eine nicht zu unterschätzende Annäherung der beiden feindlichen Parteien. Ein tiefgehender Gegensatz bestand allerdings in der Frage der Begründung der Moral. Die Laizisten forderten a priori, diese Begründung müsse von jeder Religion (viele fügten hinzu: auch von jeder Metaphysik) unabhängig sein. Sie sahen das „theokratische Gift" darin, daß die Kirche die Moral abhängig mache von der Unterordnung unter die



Autorität und das Dogma. In deutscher Begriffssprache ausgedrückt: die christliche Moral sei nicht autonom, sondern heteronom. Die Laizisten versuchten auf zwei Wegen eine neue, außerreligiöse und außermetaphysische Begründung der Moral: durch den Evolutionismus (Lévy-Bruhl) und durch den Solidarismus (Léon Bourgeois). Diese „wissenschaftliche" Moral wurde bisweilen mit religiösem Gefühlston vorgetragen, und G. Deherme konnte bei der Eröffnung seiner Volkshochschule sagen: *Il faut que nous prenions la folie de la solidarité, comme les martyrs eurent la folie du Christ.*

Der Krieg zwischen Laizismus und Katholizismus, zwischen Wissenschaft und Glaube, war im Grunde ein Religionskrieg. Die Welle neuer Religiosität, die wir heute beobachten, begann damals heranzufluten. Sogar auf dem Internationalen Freidenkerkongreß in Rom 1904 fiel allen Beobachtern die religiöse Atmosphäre auf. Und gleichzeitig begann jene starke, noch immer im Wachsen begriffene Renaissance des französischen Katholizismus, die für die heutige Literatur Frankreichs so bezeichnend ist. Für die französischen Katholiken, die sich nicht an den Traditionalismus gefesselt hatten, lag also das Problem so: wird es möglich sein, die religiösen Energien, die jetzt einerseits an den Wissenschaftsglauben, anderseits an den Kultus der Tradition gebunden sind, freizumachen für einen religiös vertieften Katholizismus, der mit der modernen demokratischen und sozialen Bewegung Hand in Hand gehen kann? Würde dies gelingen, so wäre die unheilvolle hundertjährige Geistesspaltung überbrückt, und die „moralische Krise" der Nation wäre überwunden.

Wirkungsvolle Bestrebungen zu einer solchen Einigung der Geister waren in Frankreich während der letzten Friedensjahre erwacht. Die von hohem Idealismus getragene katholische und demokratische Bewegung des Sillon wurde allerdings durch die kirchliche Autorität unterdrückt. Die jüngste Form des Traditionalismus, der Royalismus der Maurras-Schule, ging ein neues Bündnis mit dem konservativen Katholizismus ein. Der Krieg hat diese Verbindung gefestigt. Das Ergebnis der Wahlen bedeutet eine Niederlage der linksstehenden Parteien, wie sie sie seit Jahrzehnten nicht erlebt haben. Dennoch bleibt das moralische Lebensproblem Frankreichs auch heute noch so zu formulieren, wie Paul Bureau es vor zwölf Jahren getan hat.

Samuel Butler der Jüngere.

Von Gustav Hübener.

1.

Es gibt zwei Samuel Butler in der englischen Literatur: den bekannten Verfasser von „Hudibras" (1612—1680) und einen unbekannteren (1835—1902), den wir hier zum Gegenstand unserer Betrachtung machen wollen. Auf ihn wies zuerst Bernhard Shaw hin. Er bekannte in dem Vorwort zu „Major Barbara", daß er von entscheidendem geistigen Einfluß auf ihn gewesen sei. Dieser Samuel Butler war zu Lebzeiten auch in England fast völlig unbekannt. Noch 1913 konnte der Literarhistoriker Walker die Behauptung aufstellen, daß er nie Aussicht habe, populär zu werden. Dann brachte der Krieg eine merkwürdige Veränderung. Zu den wenigen sicheren Fest-



stellungen, die wir schon jetzt über die Literaturentwicklung in England während des Krieges machen können, gehört die, daß Butler sich heute eines lebhaften, ständig wachsenden Interesses erfreut. Zwei Bücher sind über ihn erschienen, wie als das mindeste konstatiert werden kann: das eine von Gilbert Cannan, das andere von John Harris. Die Zeitungs- und Zeitschriftenartikel über ihn sind zahlreich. Butler wird der einzige große Satiriker des 19. Jahrhunderts genannt, der Desillusionist des viktorianischen Zeitalters und als der Begründer eines neuen Evolutionsglaubens gepriesen.

Die deutsche Wissenschaft weiß bis jetzt nur weniges über ihn zu sagen. Kellner[1]) hat richtig seine Bedeutung für die Anwendung des theoretischen Evolutionsgedankens in einer praktischen Weltanschauung betont, ohne aber deren Typus näher zu bestimmen. Fehr[2]) faßte ihn zuletzt unter die Formel einer Vergeistigung des Darwinismus und gab nur eine vorläufige, wenn auch wertvolle Orientierung.

Samuel Butler wurde am 4. Dezember 1835 geboren auf einer Landpfarre zu Nottinghamshire. Sein Vater und Großvater waren Geistliche der Church of England, der letztere war sogar Bischof; seine Mutter dagegen war Tochter eines Zuckerfabrikanten. So zeigt Butler schon in seiner Herkunft jene eigentümliche Mischung von Kaufmännischem und Geistlichem, die für seine geistige Eigenart charakteristisch ist. Er wurde erzogen, Geistlicher zu werden, und mit dieser Bestimmung 1854 nach Cambridge geschickt. Hier herrschten damals die Simeoniten, eine Gruppe in der Church of England, die sich befleißigte, den Enthusiasmus des Glaubens zu beleben. Mit ihr hatte Butler ein Scharmützel, in dem er zuerst seine skeptische Ader zeigte. Die Simeoniten hatten Traktate in die Briefkästen der Universitätsstadt geworfen. Butler verteilte darauf eine von ihm selbst verfaßte Parodie in die Kästen der Simeoniten, in der er mit beißendem Spott ihnen häufigere Waschungen empfahl.

Nach Beendigung seiner Cambridger Studien bereitete er sich in London auf sein Amt vor, und hier trat die entscheidende skeptische Krisis ein. Er hatte in einer Armenschule zu unterrichten und stellte hier fest, daß seine ungetauften Zöglinge dieselben Vorzüge und Fehler sittlicher Art aufwiesen wie die getauften. Die hieran angeknüpften fundamentalen Zweifel, Zweifel durchaus auf dem Boden und im Sinne des überlieferten Buchstabenglaubens, veranlaßten ihn, seine geistliche Laufbahn aufzugeben. Es entspann sich eine heftige Korrespondenz mit seiner Familie, die ihre Respektabilität anscheinend durch den Entschluß des Sohnes erschüttert glaubte. Aber Butler ließ sich nicht umstimmen; er wanderte 1859 nach Neuseeland aus. Hier kaufte er sich ein Pferd und ritt in die Berge, um sich nach einem geeigneten Platz für eine Schaffarm umzusehen. Die fünf Jahre Open-air-life, die er auf dieser zubrachte, waren von großem Segen für seine Gesundheit und auch von finanziellem Erfolge, so daß er 1864 nach England zurückkehren konnte, um sich seinen literarischen Neigungen zu widmen. 1872 veröffentlichte er „Erewhon", einen satirischen Roman, der später einer neuseeländischen Stadt den Namen lieh. Um einen höheren Zinsfuß für sein Vermögen zu erzielen, wandte sich aber Butler noch einmal

1) Die englische Literatur im Zeitalter der Königin Victoria.
2) Streifzüge (1912). Erforschung des modernen Englands (1915).

einer geschäftlichen Unternehmung zu. Er wurde Direktor einer Gesellschaft in Kanada. Hier aber verlor er fast sein ganzes Vermögen, und nur die durch den Tod des Vaters ihm 1886 zufallende Erbschaft entriß ihn der Not. Ohne Unterbrechung wandte er sich dann in London seinem literarischen Werke zu, das in zirka 16 Bänden vorliegt. 1902 veröffentlichte er „Erewhon revisited", die Fortsetzung zu seinem schriftstellerischen Erstling. Erst nach seinem Tode erschien sein hauptsächliches episches Werk „The Way of all Flesh", an dem er von 1872 bis 1884 arbeitete.

Wenn wir die allgemeinen Züge, die in diesem Lebensschicksal liegen, herauszuheben suchen, so fällt die eigentümliche Verbindung von theologisch-literarischer Bildung mit einer Tätigkeit als Finanzmann und Kolonisator auf. Große Männer stehen stets an den Schnittpunkten der geistigen Hauptstraßen einer Zeit. Wenn wir diese für das viktorianische Zeitalter festzulegen versuchen, so ist einmal ein allgemeines Fortströmen vom Offenbarungsglauben zur Skepsis zu beobachten in den sogenannten latitudinarischen Tendenzen innerhalb der Church of England und andererseits in dem Agnostizismus des außerkirchlichen Publikums. Ferner ist jenes ungeheure Streben nach weltlicher Macht charakteristisch, wie es sich im Industrialismus und Imperialismus damals zeigte. Es ist nun für Butler bezeichnend, daß er eine mittlere Stellung in dieser geistigen Situation einnahm. Er war weder ein Cecil Rhodes, der sich mit rücksichtsloser Energie für die Machtexpansion einsetzte, noch ähnelte er dem anderen extremen Typus der Zeit, wie er uns in Newman entgegentritt, der alles Heil für seine Engländer davon erträumte, daß sie wie die ersten Christen würden. Butler war noch gerade so kirchlich, „broadchurchman", um sich nicht ganz dem religiösen Leben zu entziehen, und er war noch gerade so viel Finanzmann, daß er die materiellen Bestrebungen seiner Zeit verstehen und wiedergeben konnte.

2.

Das Konstruktionsmotiv in „Erewhon", dem wir uns hier zuerst in einer Betrachtung des **epischen** Werkes unseres Verfassers zuwenden, ist seit Cyrano de Bergerac und Swift für den philosophisch-satirischen Roman traditionell. Es handelt sich um eine Reise des Helden in ein fremdes Land, durch dessen Schilderung zugleich eine Satire zeitgenössischer Zustände und ein Wunschbild, eine Utopie gegeben wird. Mr. Higgs, der Held Butlers, übersteigt eine ungeheure Gebirgskette in einem fremden Kolonialland. In der Beschreibung dieser Expedition, die mit dem traditionellen englischen Realismus ausgeführt wird, sind neuseeländische Erfahrungen des Verfassers verwertet. Von der Höhe der Gebirgskette aus, auf der seltsam tönende Steinriesen den Reisenden erschrecken, wandert dieser talwärts in ein Land, dessen schöne Bewohner ihn allmählich in folgende Grundzüge ihrer Moral einweihen. Wer in diesem Lande Erewhon krank ist, wird so beurteilt und behandelt wie jemand, der sich in Europa rechtlich und sittlich verirrt hat; und andererseits: wer sich hier ethisch vergangen hat, wird so bewertet wie die physisch Erkrankten bei uns. Der Reisende erlebt z. B. den Fall, daß ein angesehener Kaufmann des Landes, Mr. Nosnibor, an der Börse unehrliche Spekulationen und Unterschlagungen begangen hat. Nach einiger Zeit ergreift ihn die Reue. Er geht nach Hause und ruft den moralischen



Arzt des Landes, den „moral straightener". Nachdem dieser seine Beichte angehört hat, verspricht er Mr. Nosnibor Besserung unter der Bedingung, daß er die ihm anempfohlene Kur aufmerksam befolge. Diese besteht vor allem darin, daß der Kaufmann täglich gepeitscht wird. Das verhindert nun aber nicht, daß, sobald die Kunde von seinem sittlichen Fall in die Stadt gedrungen ist, seine zahlreichen Freunde in Wagen bei ihm vorgefahren kommen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, zu hören, wie alles kam, welche Symptome sich zuerst zeigten, und ihm gute Besserung zu wünschen. Zu der anderen Seite der Moral Erewhons gehört es, daß dort Krankheit mit Zwangsarbeit und Gefängnis bestraft wird. Was ist die Folge? Es gibt einerseits tatsächlich weniger Krankheiten in Erewhon, da sich jeder nach Kräften bemüht, sich gesund zu erhalten. Andererseits werden viele Krankheiten vertuscht oder verschwiegen. Es ist z.B. eine beliebte Ausrede, wenn sich jemand unpäßlich fühlt, man habe nur ein Paar Socken auf dem Markt gestohlen. Was will Butler mit dieser Umwertung sagen? Gott liegt das Individuum nicht so am Herzen wie die Gattung, der Staat. Es ist im Interesse des Staates, möglichst viele gesunde und gedeihende Bürger zu haben. Kranke und auch Unglückliche sind ihm ein Ballast. Mr. Higgs erlebt z.B. den Fall, daß einem Witwer der Prozeß gemacht wird, da er über den Tod der von ihm geliebten Frau unglücklich ist, und der Prozeß verläuft nur deshalb einigermaßen günstig für ihn, weil er noch das Glück im Unglück hatte, daß ihm seine Frau ein beträchtliches Vermögen hinterließ. Es ist eine durchaus sinnvolle Folge dieser Prinzipien, daß fernerhin Reichtum vom Staate belohnt wird. Große Vermögen sind über eine bestimmte Grenze hinaus steuerfrei. Und auf reiche Erben ist die Gesellschaft besonders stolz, da sie als die kompliziertesten Phänomene der bisherigen Entwicklung angesehen werden. Auf das sittliche Verdienst wird hierbei nicht geachtet, sondern nur auf das materielle Ergebnis. Man vergleiche hierzu, wie auch sonst die Parallelen, bei Shaw die Worte, die dieser in „Major Barbara" Undershaft in den Mund legt.

Der subjektive geschichtliche Sinn dieser Umwertung Butlers war der, die Lebensunzulänglichkeit des erkalteten Puritanismus zu überwinden, den Zeitkonflikt zu lösen, der in dem Gegensatz des patriarchalischen Offenbarungsglaubens und der materiellen Tendenzen lag. Es war stets das bewußte Wollen Butlers, die Illusionen, die Shams seiner Zeitgenossen aufzuzeigen. Die Ethik Erewhons sollte den Viktorianern das von ihnen erstrebte und nach Butler erstrebenswerte Lebensziel deutlich machen: den Komfort, und zweitens durch die medizinische Betrachtung des Moralischen darauf hinweisen, daß viele Verbrechen durch Verbesserung der sozialen Verhältnisse zu mildern und zu verhindern wären. Es ist aber bemerkenswert, daß Butler trotzdem gegen den Sozialismus seiner Zeit war. Er sah in diesem eine Sucht des einzelnen, die Verantwortung von sich auf die Allgemeinheit abzulenken.

Scheint so der Roman einen Angriff auf den Offenbarungsglauben und die traditionelle Ethik von der Seite der englischen Nützlichkeitslehre und des Geschäftsgeistes zu bedeuten, so ist doch andererseits für Butler auch charakteristisch, daß er sich im Erewhon gegen die Arbeit um der Arbeit willen ausspricht. Er ist dem englischen Rent-



nergeist gemäß für den Geldbesitz, aber gegen das hochkapitalistische Arbeitsfieber. In einer grandiosen Satire auf die Entwicklung der Maschinen schildert er, wie sie in Erewhon die Menschen so zu ihren Sklaven machten, daß diese sich schließlich empörten und alle Maschinen zerschlugen. Man ist auf den vorindustriellen Wirtschaftszustand zurückgekehrt, und jeder Gebrauch eines komplizierten Werkzeuges ist untersagt. Maschinen sind nur noch in den Museen aufgestellt, und als Mr. Higgs, der Reisende, im Besitze einer Uhr ertappt ist, wird ihm der Prozeß gemacht.

Wenn wir den betrachteten Roman historisch einordnen wollen, so ist vor allem seine Abhängigkeit von Darwin bemerkenswert. Butler hatte in seiner Bergeinsamkeit auf Neuseeland das damals neuerschienene Werk „the origin of species" gelesen, und es hatte einen nachhaltigen Eindruck auf ihn ausgeübt. Der Grundgedanke Erewhons ist das von Darwin aufgestellte oberste Lebensprinzip: the survival of the fittest. Aus der höchsten Norm, der vitalen Bewährung im Kampf ums Dasein, ergibt sich Butlers Ethik im Erewhon als sinnvolle Folge. Der darwinistische Gedanke ist auch in Butlers Auffassung von der Entwicklung der Technik sozusagen als formales Prinzip maßgebend gewesen. Zweifellos lag von Peacock und Ruskin her eine fundamentale Kritik des Industrialismus in der Luft, aber erst durch die Darstellung der Maschinen als selbständiger Organismen wurde die ganze naturgesetzliche Wucht ihrer Entwicklung durch Butler zum Ausdruck gebracht.

Die unmittelbare Nachwirkung Erewhons war gering. Morris erwähnt 1882 in seinem Diary, den Roman gelesen zu haben, und als er gegen die staatssozialistische Utopie Bellamys „Looking backward" in den „News from Nowhere" ein Gegengewicht schaffen wollte, ließ er sich zweifellos außer durch Ruskin durch Butler beeinflussen in den umwertenden Gesetzen seines Traumlandes, dessen Leben sich wie das Erewhons vor allem in Schönheit und Gesundheit erfüllt und den Haß gegen die Maschinen zu seiner Grundlage macht.

In „Erewhon revisited" schildert Butler, wie Mr. Higgs, der das Land im Luftballon mit einer schönen Eingeborenen verlassen hatte, nach seiner Rückkehr nach längerer Zeit sich als „sunchild" göttlich verehrt sieht. Er ist entsetzt. Aber nachdem er vergeblich versucht hat, die Verehrung von sich abzuwenden, kommt er zu dem resignierten Ergebnis: „Wenn ihr nicht meine göttliche Natur mir ganz und gar absprechen könnt, so macht aus mir meinetwegen einen Pflock, an dem ihr eure besten ethischen und spirituellen Begriffe aufhängt." Man sieht also, daß Butler durch Gibbons Begriff von der Nützlichkeit der Religionen beeinflußt ist, den der Historiker im 15. Kap. seines „Decline and Fall of the Roman Empire" entwickelt hatte. Es ist bezeichnend für Butler, daß er nicht das Jenseits, „the unseen world", bezweifelt, aber zu der ebenso charakteristischen Folgerung kommt, daß es besser sei, wegen der Unbegreiflichkeit der jenseitigen Welt sich mit dieser gegenwärtigen zu beschäftigen.

3.

Wie in „Erewhon" steht in dem nachgelassenen Werke Butlers, „The Way of all Flesh", im Mittelpunkt die Bekämpfung der Illusionen seiner Zeit. Und zwar vor allem der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern im Schatten



der Church of England. Schon der Herausgeber Streatfield hat darauf hingewiesen, daß der Roman als eine Illustration der von Butler in andern Schriften dargestellten teleologischen Vererbungstheorie aufzufassen ist. Butler sieht im Gegensatz zu Darwin ein Zweckprinzip nicht nur im Ergebnis der Entwicklung, sondern hält es in der gesamten Evolution für mitwirkend. Aber es ist nicht nur dieser biologische Grundgedanke, den sein Roman enthält; auch in der Auffassung der bewußten Lüge als einer berechtigten Mimicry der menschlichen Natur spiegelt sich Butlers Biologie wider. — Der Roman wird in der Ichform erzählt von einem an den Begebenheiten wenig beteiligten Freund der Familie des Helden. Hierdurch rücken die Ereignisse in einen der epischen Entwicklung angemessenen, ruhigen Abstand, ein Kunstmittel, das z. B. schon im „Castle Rackrent" von Miß Edgeworth verwandt wurde.

Die Erzählung beginnt mit der Schilderung des Urgroßvaters des Helden. Er lebte als Tischler am Ende des 18. Jahrhunderts, und es wird vor allem hervorgehoben, daß er weit vernünftiger und vor allem ehrlicher war als der Großvater und Vater. Bei dem Großvater, einem Verleger religiöser Literatur, beginnt der merkwürdige Gegensatz zwischen, der konventionellen Romantik der Ansichten und den das Handeln beherrschenden Motiven. Es werden für erstere ergötzliche Beispiele aus einem Tagebuch mitgeteilt, das der Großvater auf einer Kontinentreise nach der Schlacht bei Waterloo führte. Auf dem Großen St. Bernhard, wo er übernachtete, konnte er nicht einschlafen, da er in demselben Bett wie Napoleon lag und dazu noch in einem Kloster (!). Von seinem Enkel dagegen wird lobend erzählt, wie er von einer Besteigung des Großen St. Bernhard nur zu berichten wußte, daß er oben die Hunde gesehen hatte. — In scharfem Gegensatz zu der Romantik der Meinungen steht bei dem Großvater vor allem sein kalter Geschäftssinn und sein tyrannisches Verhalten gegen seine Kinder. Dieses wird von Butler historisch aufgefaßt. Das freundliche natürliche Verhältnis der Elisabethaner zu ihren Kindern wird hervorgehoben im Gegensatz zu dem elterlichen Geiste im Puritanismus, in dem etwas von den Geschichten von Abraham und Jephta aus dem Alten Testamente fortlebte. Es wird darauf hingewiesen, daß in den Romanen von Richardson, Smollet und Sheridan der Vater stets als ein herrschsüchtiger, heftiger Charakter geschildert wurde. Auch aus Jane Austens „Novels" wehte noch eine verhaltene Angst vor dem väterlichen Gebieter. Der Vater ist bei Butler Geistlicher und prügelt den Sohn, wie er in seiner Jugend geprügelt wurde. Die oberste Erziehungsmaxime jener Generationen war nach der Anschauung unseres Satirikers die, den Willen der Kinder zu brechen, um sie zu absolutem Gehorsam gegen Gott und Eltern zu bringen. Wir sind damit bei der Geschichte des Ernest Pontifex, dem Hauptteile des Romans, angelangt. Er ist nicht der äußeren Form der geschilderten Begebnisse, aber ihrem Wesen nach autobiographisch. Es ist eine Bildungsgeschichte, wie sie seit „Wilhelm Meister" in England allgemein beliebt war. Ernest Pontifex wird zuerst auf einer Public School und dann in Cambridge im Geiste der Church of England erzogen, deren Situation am Anfang des Jahrhunderts als allgemeiner Hintergrund gezeichnet wird. Diese Schilderung ist zugleich ein Beitrag zu der Frage: wie wirkte die sogenannte Literatur auf die breiten Schichten des

lesenden Publikums jener Zeit? Butler bezeichnet Buckles „History of Civilisation“ und John Stuart Mills „Liberty“ als die gefährlichsten und aufregendsten Bücher der Epoche. Trotzdem erklärt er auch ihren Einfluß auf Ernest Pontifex und seine Freunde für gering. Er sieht als das bezeichnende Merkmal der allgemeinen Stimmung in der Kirche Gleichgültigkeit und Schläfrigkeit an. Das Feuer des Evangelikanismus, der versucht hatte, mit einer Art methodistischem Puritanismus das Leben in der Church of England neu anzuregen, war längst erloschen, geschichtlich geworden. Nur die Simeoniten stellten noch eine schwache Überlieferung jener Bewegung dar. Die Oxfordströmung war erst in ihren Anfängen. Bis 1859, wo durch Darwin und die „Essays and Reviews“ mit ihrer Verteidigung der kritischen Methode von außen und innen neue Erregungen der Kirche entstanden, störte nichts ihren lethargischen Frieden. Vor diesem allgemeinen Hintergrund verläuft die Jugendentwicklung Ernests. Nach dem Studium in Cambridge geht er nach London, um hier, angeregt durch die soziale Bewegung, wie sie Kingsleys Roman eines Schneidergesellen und auch Dickens repräsentieren, sich der geistlichen Arbeit in den Armenvierteln zuzuwenden. Er erleidet kläglich Schiffbruch. Ein Besuch bei einem Kesselflicker, der rationalistisch verfängliche Fragen nach der Harmonie der Evangelien stellt, erschüttert völlig seinen Glauben. Ein anderer Besuch stürzt ihn in eine schwere sittliche Verirrung, so daß er ins Gefängnis geworfen wird. Butler wollte zeigen, wie die Erziehung im Geiste der Church of England seinen Helden ganz unvorbereitet gelassen hatte gegenüber den Wirklichkeiten des Lebens und den Wirklichkeiten in seiner eigenen Brust. Nach der Entlassung aus dem Gefängnis hat Ernest Pontifex bitterste Not zu durchkämpfen, bis auch ihn das Allheilmittel Butlers rettet: er erbt. Darauf lebt er als freier Schriftsteller in London als „broadchurchman“ und getreu den quietistischen und comfortistischen Idealen des Dichters. Eine Episode des Romanes ist für den Tenor des Ganzen charakteristisch: Der Vater, der nichts von der Erbschaft, nur vom Gefängnis wußte, wünschte, daß Ernest zurückkehrte, aber er fand, wie Butler sagt, er hätte zurückkehren sollen, wie es sich für einen respektablen, wohlgeordneten verlorenen Sohn gehörte, nämlich heruntergekommen, mit gebrochenem Herzen und Verzeihung erflehend von dem zärtlichsten und langmütigsten aller Väter. Wenn er Schuhe und Strümpfe und heile Kleider überhaupt besäße, sollte das nur sein, weil es ihm gnädigerweise gestattet war, nicht völlig in Lumpen und Fetzen zu erscheinen. Aber nun war er stolz angekommen in einem grauen Ulster, mit blauweißem Shlips und besser aussehend, als der Vater ihn je im Leben gesehen hatte. Das war „unprincipled“, das sprach gegen die Grundsätze einer anglikanischen Familie.

Butlers Haltung gegenüber dem Puritanismus ist neu. Alle jene Züge, mit denen im Mittelalter in den Moralitäten die Hypokriten gekennzeichnet wurden, sind in der Renaissance von Ben Jonson z.B. im Bartholomew Fair auf die Puritaner angewandt und gesteigert. Für die Gegner ist der Puritaner der bewußte Heuchler. Auch Samuel Butler der Ältere schildert in seinem „Sir Hudibras“ den Puritaner als den Inbegriff perfider Scheinheiligkeit. Vom 18. Jahrhundert an kommt mit dem neuen Begriff des „cant“, der erstens

die bewußte konventionelle Lüge und zweitens die innere Verlogenheit bedeutet, eine neue Kategorie des Werturteils für die Gegner des Puritanismus auf. Die Stellungnahme Samuel Butlers des Jüngeren unterscheidet sich auch von dieser. Er verspottet die Puritaner mit Wohlwollen. Gewiß, er stellt fest, daß sie Heuchler seien, aber er entschuldigt dieses mit der Enge und Absurdität ihres persönlichen Buchstabenglaubens, der ihnen in seiner Lebensunzulänglichkeit nur den Ausweg der Heuchelei ließe. Die Grundeinstellung im „Way of all Flesh" ist, wie gesagt, die biologische. Keines Menschen Leben, meint Butler, sei eine sehr schlimme Lüge, solange er nur überhaupt lebt und gesund ist. Ein langes Leben und die Sorge für ausreichenden Lebensunterhalt sind für Butler die obersten, entsühnenden Gesichtspunkte. Die Hauptsünde, die er den alten Generationen vorwirft, ist die, daß sie sich durch ihre lebensunzulänglichen, puritanischen Ansichten behindern ließen, ihr Leben so erfreulich und behaglich zu gestalten wie möglich. —

Wir stellen zum Schlusse die Frage: Wie kommt es, daß Butler heute in England so populär geworden ist?[3]) Es fehlt hier der Raum, die Gründe für die Wirkung seines umfangreichen biologischen Werkes ausführlicher zu erörtern. Nur das sei angedeutet: zweifellos ist anzunehmen, daß seine teleologische Evolutionstheorie, die an Lamarck erinnert, in England von jener Zeitstimmung aufgenommen wurde, die sich in der begeisterten Begrüßung des französischen Vitalisten Bergson in Oxford und London offenbarte und der neuerdings H. G. Wells mit seiner Religionsstiftung in „God the invisible King" entgegenkam. Den entscheidenden Grund für Butlers heutigen Erfolg als Epiker und Satiriker bildet sicherlich der innere Abstand, den das jetzige England in den Erschütterungen des vergangenen Krieges zum viktorianischen Zeitalter gewonnen hat. Erst jetzt fühlt man dieses als abgeschlossen daliegen und versteht daher die Kritik Butlers. Andererseits ist auch seine positive Nachwirkung nicht erstaunlich. Ist er doch mit seinem Comfort-Ideal, seinem den Zeitumständen stets willigen, praktischen common sense und seinem im ganzen in politischen und kirchlichen Dingen gemäßigt konservativen Geiste Prototyp breiter Schichten des gebildeten, modernen England.

Nachrichten und Mitteilungen.

Neue Literatur zur Geschichte des Altertums.*)

Ausgang, nicht Untergang des Heidentums betitelt mit Recht Joh. Geffcken[54]) sein gehaltvolles Buch über den Sieg des Christentums im Römerreich. „Manch edles Kleinod der Vergangenheit ward ins neue Haus hinübergerettet." Daher verlangt die geschichtliche Betrachtung dieses Riesenkampfes genaue Kunde über die beiden Gegner. Nachdem Harnack die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrh. geschildert hat (3. Aufl. 1915), sucht das vorliegende Werk dem unterlegenen Kämpfer gerecht zu werden, was so oft die Pflicht des vorsichtig abwägenden Geschichtschreibers ist. Die antiken Kulte, nicht nur die griechisch-römischen, wie im Titel viel zu eng gesagt wird, und die letzte Philosophie des Heiden-

3) Eine ausführliche Biographie ist dort vor kurzem erschienen, Samuel Butler, Author of 'Erewhon'. A Memoir. By Henry Festing Jones. (Macmillan and Co.) 2 Bde. 42 Sch. Anm. der Red.

*) Siehe Heft 5.

54) Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums. Religionswissenschaftliche Bibliothek. Herausgeg. von W. Streitberg 6, Heidelberg 1920, C. Winter.

tums werden uns vor Augen geführt, und wir sehen, wie die antike Welt seit dem 3. Jahrh. unter dem Druck der schweren äußeren und inneren Nöte der Zeit aus einer Welt des Wissens in eine Welt des Glaubens sich wandelt, wie auch heidnische Religionen, der persische Mithras, die ägyptische Isis, die kleinasiatische „große Mutter" und die syrischen Baalim eine großzügige Missionstätigkeit parallel derjenigen des Christentums ausüben. Hat sich der Verf. in diesen Abschnitten mehr referierend verhalten, so steht er dann auf dem Boden eigener Forschung bei der Darstellung der antiken Philosophie. Wir lernen, wie das Denken der großen Vorkämpfer des Heidentums immer mehr religiös sich vertieft, und sehen, wie im Neuplatonismus die Philosophie schließlich zur Theologie wird und den alten Götterglauben spiritualisiert. Der Verf. bedauert es mit Recht in der Einleitung, daß er Kultus und Philosophie voneinander getrennt behandeln müsse. „Weit schöner und überzeugender wäre es sicherlich, eine Geschichte des religiösen Bewußtseins der Heiden in jener Zeit zu schreiben, die seelischen Vorgänge als Ganzes zu beleuchten." Aber so weit sind wir noch nicht, ebenso wie uns auch die Antwort noch fehlt auf die Frage nach den Gründen des christlichen Sieges. Dieser bleibt ein „ernstes Problem, das nicht durch eine Reihe schnell aufzuzählender Faktoren zu lösen ist." Der Personenforschung des ausgehenden Altertums sind mehrere neue Bücher gewidmet. Otto Seeck[55]) hat ein großes Werk geliefert, das eine Vorarbeit zur Prosopographie der christlichen Kaiserzeit und gleichzeitig eine Ergänzung zu Mommsens Ausgabe des Codex Theodosianus darstellt. Es wird in beiderlei Hinsicht der Forschung wertvolle Dienste leisten. Joh. Sundwall ist auf demselben Gebiet mit zwei Werken hervorgetreten. Das erste[56]) beschäftigt sich mit der Geschichte des untergehenden Weströmerreiches, das seit 395 einer Ruine gleicht, „von der nur die Umrisse sichtbar sind, das Innere aber abgetragen ist." Das zweite[57]) setzt diese Studien bis vor die Zeit Gregors d. Gr. herunter fort und enthält eine tüchtige Untersuchung über die Politik des römischen Senates unter Odovacar und dem Gotenregiment. Damals ist der letzte Stoß gegen den Lebensnerv des Standes geführt worden. Das Ende des Senates aber bezeichnet das Ende einer langen Entwicklung. „Damit sank das Altertum in Italien endgültig in sein Grab; denn der Senat war das zähe Bindeglied der alten römischen Kultur und Überlieferung, auch in den Zeiten der Barbarenherrschaft." Ernst Stein[58]) widmet seinem Lehrer L. M. Hartmann Studien über zwei Jahrzehnte byzantinischer Geschichte nach dem Tode Justinians, vor allem der damals von neuem beginnenden Auseinandersetzung mit dem Perserreich, die mit Hilfe der jetzt in der Geschichte auftauchenden Türken auf die Angliederung Armeniens und seiner kriegstüchtigen Bevölkerung an das Reich ausging. Die Folge dieser einseitig gegen Osten orientierten Politik war die sträfliche Vernachlässigung des Westens, wo Italien den Langobarden zum Opfer fiel und 582 auch Sirmium für immer dem Reiche verloren ging, eine Einbuße, „deren moralische Bedeutung die strategische weit übertraf". Lujo Brentano[59]) hat ein Kapitel aus seinen Vorlesungen über Wirtschaftsgeschichte und zwar dasjenige über Byzanz veröffentlicht. Die verdienstliche Arbeit, die hauptsächlich aus zweiter Hand, allerdings ohne Berücksichtigung der neuesten Literatur[60]), schöpft, vermag dem Kenner kaum etwas Neues zu sagen, dürfte aber vielleicht geeignet sein, die Aufmerksamkeit der Nationalökonomen endlich mehr als seither auf dieses gerade für unsere heutige Zeit so interessante Gebiet zu lenken. Es sei nur an die Organisation des Gewerbebetriebs

---

55) Regesten der Kaiser und Päpste für die Jahre 311—476 n. Chr. Stuttgart 1919, J. B. Metzler.

56) Weströmische Studien. Berlin 1915, Mayer & Müller.

57) Abhandlungen zur Geschichte des ausgehenden Römertums. Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar Bd. LX (1917/18) Afd. B. Nr. 2. Helsingfors 1919.

58) Studien zur Geschichte des byzantinischen Reiches, vornehmlich unter den Kaisern Justinus II. und Tiberius Constantinus VIII. Stuttgart 1919, J. B. Metzler. M. 18.

59) Die byzantinische Volkswirtschaft, Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im deutschen Reich. 41, 2. (1917). S. 7 (569) ff.

60) Unbenützt geblieben ist z. B. die Arbeit meines Schülers Albert Stöckle, Spätrömische und byzantinische Zünfte, Untersuchungen zum sog. ἐπαρχικὸν βιβλίον Leos des Weisen. Klio 9. Beiheft, 1911.

und des Handels unter dem Zeichen des Staatsmonopols, weiter an die ausgedehnte Schutzpolitik zugunsten des Bauernstandes erinnert. Die Zeit der Einwohnerwehren hört vielleicht auch mit Interesse von der Existenz einer Privatarmee der Großgrundbesitzer in Byzanz neben dem staatlichen Heer. Zum Schluß noch ein kurzes Wort über zwei Werke, die über den Anfang des Mittelalters neue Gedanken produzieren. Die Forschung behandelt heute bekanntlich mit Vorliebe die Kontinuitätsprobleme von Altertum und Mittelalter an Stelle der Betonung der Zäsur, die früher eine so große Rolle spielte und daher heute noch in Hand- und Schulbüchern ihr Unwesen treibt bis zu dem unseligen Jahr 476, in welchem angeblich der letzte römische Kaiser in der Versenkung verschwindet. A. Dopsch[61]) hat die ganze Frage vom Standpunkt des Wirtschaftshistorikers in breit angelegter Darstellung neu zu beantworten begonnen, und an seinem Buche ist erfreulich, daß er auch das massenhafte Ausgrabungsmaterial durchgearbeitet hat, ein Zeichen, daß die römisch-germanische Kommission auch in die Reihen der mittelalterlichen Historiker hinein zu wirken beginnt. Ganz neue und weite Perspektiven eröffnet das Werk von Jos. Strzygowski[62]). Er hat seine alte These, daß die Kultur der klassischen Völker in der zweiten Hälfte des Altertums vom Orient eine Erneuerung erfahren habe, ergänzt durch die Herausarbeitung der Einflüsse, die von den Nomaden und Nordvölkern Asiens ausgehen, den Völkern, die man unter dem Namen der altaischen Rasse zusammenfaßt, die dann die sogenannte Völkerwanderung in Europa heraufgeführt und ganz neue Dekorationsformen dorthin gebracht haben. Vorher und nachher sind im Orient, speziell in Iran, türkisch-nordarische (sakisch-parthische) und indische Kulturströme zusammengetroffen, die für die Ausbildung der altarmenisch-christlichen[63]) wie der islamischen Kunst von größter Bedeutung geworden sind. Leider spielt bei Str. das unbewiesene und unbeweisbare Moment der Rasse eine zu große Rolle. Dagegen zu loben ist die Aufgabe des einseitig klassizistischen und europazentrischen Standpunktes und die Betonung der universalhistorischen Gesichtspunkte. Nicht mehr Europa sondern Eurasien ist der Schauplatz dieser Betrachtungsweise, die für die Erforschung der Völkerwanderungszeit und des beginnenden Mittelalters neue Bahnen zu weisen sucht. Nicht allein die Germanen und Araber führen den kulturellen Umschwung herbei sondern auch die Nomaden und Nordvölker mit ihrer Freude an geometrischen Linien, Flächen und Farbenspielen. Das dekorative Element war bei ihnen ausschlaggebend, der Ausgangspunkt liegt im fernen Osten. Wir müssen uns gewöhnen, neben der Wasserstraße des Mittelmeers den großen Überlandweg von Persien über Armenien und das Schwarze Meer nach Südrußland und den Donauländern mehr in den Kreis der historischen Betrachtung zu ziehen. Str. erwartet große Resultate von der Bearbeitung der Funde der Völkerwanderungszeit im ungarischen Nationalmuseum zu Budapest. So sehen wir auch hier in den Anfängen der nordeuropäischen Geschichte die Archäologie heute in führender Stellung, gerade so wie das nach unseren früheren Ausführungen bei der Aufhellung der altorientalischen Probleme der Fall gewesen war.

Breslau, März 1920.

Ernst Kornemann.

61) Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Gr. Teil I. Wien 1918, Seidel.

62) Altai-Iran und Völkerwanderung. Ziergeschichtliche Untersuchungen über den Eintritt der Wander- und Nordvölker in die Treibhäuser geistigen Lebens. Anknüpfend an einen Schatzfund in Albanien. Mit 229 Abb. u. 10 Lichtdrucktafeln. Leipzig 1917, J. C. Hinrichs.

63) Vgl. hierzu auch das große, an neuem Material ungemein reiche Werk desselben Verfassers: Die Baukunst der Armenier und Europa. 2 Bde. Wien 1918, Anton Schroll & Co.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

14. JAHRGANG | HEFT 7 | JULI 1920

Die ethnographischen Verhältnisse Rußlands.

Von M. Murko.

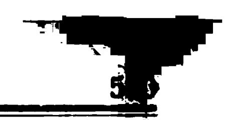
Vor dem Kriege umfaßte Rußland die Hälfte von Europa, auch ohne Finnland, Polen und Kaukasus, die geographisch nicht dazu gehören, und die Hälfte von Asien, ein Sechstel des ganzen Festlandes. Hinter dem englischen Weltreich bleibt es um 8 Millionen qkm zurück, aber während dieses über die ganze Erde verstreut ist, bildet das russische Reich eine kompakte, kontinental zusammenhängende Masse. Andere Kontinentalstaaten wie das chinesische Reich und die Vereinigten Staaten von Nordamerika übertrifft es um das Doppelte, im Vergleich mit Deutschland ist es vierzigmal so groß.[1]) Dieses Riesenreich scheint nun aus seinen Fugen zu gehen, und es gibt Kreise, die noch heute vorgeben, mit Rußland als Weltmacht sei nicht mehr zu rechnen, obgleich die Bolschewiken allein, die doch nur einen Bruchteil seiner Bevölkerung bilden, der ganzen Entente und allen von ihr geförderten Gegnern im Norden, Westen, Süden und Osten trotzen. Die Zukunft ist allerdings ungewiß. Um so wichtiger ist es daher in einer Zeit, in welcher neue Staaten auf Grund des Nationalitätenprinzips entstanden oder im Werden begriffen sind, die realen Faktoren kennen zu lernen, welche Rußlands Schicksale bestimmen. Von diesem Gesichtspunkte will ich also über die ethnographischen Verhältnisse Rußlands sprechen, wobei ich von dem wichtigsten Merkmal, der Sprache, ausgehe, als stark maßgebend die Religion berücksichtige und wo nötig auch die historische Entwicklung erwähne.[1a])

Zur Veranschaulichung der bunten Völkermenge Rußlands leistet uns noch heute die besten Dienste Rittichs Ethnographische Karte des europäischen Rußland, die im Auftrag und unter Aufsicht der russischen Geographischen Gesellschaft 1875 in St. Petersburg erschienen ist. Diese Karte konnte natürlich die Resultate der ersten und einzigen allgemeinen Volkszählung in Rußland vom J. 1897 nicht berücksichtigen, doch bietet sie im allgemeinen ein richtiges Bild von der Verbreitung der einzelnen Völker, das sich im Laufe von Jahrzehnten eher zugunsten der Russen verschoben hat als umgekehrt. Die Farbenbezeichnung ist allerdings oft unzulänglich. So sind die Gebiete der Groß-, Weiß- und Kleinrussen zu wenig deutlich geschieden, unter den Esthen und Letten ist die starke deutsche Oberschicht zu wenig ersichtlich, unter den Litauern, Weißrussen und einem großen Teil der Kleinrussen die polnische, überhaupt ist das öfters vorkommende Nebeneinanderleben verschiedener Völker nicht genügend veranschaulicht, was allerdings auch schwer durchzuführen ist. Dagegen muß ich rühmend hervorheben, daß Rittich nicht mit großen Far-

1) A. Hettner, Rußland², 4, 237.

1a) Gesprochen und geschrieben im Februar 1920.





benflecken arbeitet, sondern nur wirklich bewohnte Gebiete andeutet, z. B. im Norden, wo die Russen bloß an den Flüssen vorkommen. In deutscher Bearbeitung erschien diese Karte in Petermanns Mitteilungen 1878. Darauf sind alle russischen Siedelungsgebiete mit grüner Farbe bezeichnet, so daß sie in der Tat eine imposante Fläche ausmachen, während die Verteilung der Groß-, Weiß- und Kleinrussen auf einer besonderen Karte ersichtlich gemacht wird. Auf Rittichs Originalkarte oder auf den Petermannschen Bearbeitungen beruhen alle Darstellungen der ethnographischen Verhältnisse Rußlands, der Slawenwelt[2]), Osteuropas[3]) und Europas auf Einzelkarten, in Atlassen und enzyklopädischen Werken. Als die jüngsten Karten erwähne ich die von Haack-Herzberg, Anteil der Völker an der Gesamtbevölkerung Europas, Dietrich Schäfers Völkerkarte von Europa und zuletzt „Völkerkarte von Osteuropa" von Dr. Richard Pohle und Herbert Heyde (Berlin, Geaverlag). Diese „nach amtlichen Quellen entworfene und bearbeitete" allerjüngste Karte ist kein Fortschritt. Die ausgesprochenen Farben sind zwar sehr übersichtlich, doch geben die großen Farbenflächen trotz ihrer schwarzen Striche oft eine ganz falsche Vorstellung; z. B. könnte man die Wogulen in der Nordostecke für ein großes Volk halten, während sie 1897 nur 7000 Seelen zählten. Bezüglich der Völkermischung sind die Deutschen im Baltikum durch Streifen stark angedeutet, doch die in gleicher Lage befindlichen Polen in den litauischen Gebieten nur schwach, in „Weißruthenien" und in den westlichen kleinrussischen Gebieten aber ganz verschwiegen, dagegen in Ostgalizien wieder zu stark hervorgehoben.[4])

Da ein bedeutender Teil der Kleinrussen seit der Teilung Polens dem Reich der Habsburger angehörte, so brauchen wir zur Ergänzung der Völkerkarte Rußlands noch die Sprachenkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie von Fr. Le Monnier (Wien 1888), die gleichfalls schon alt ist, aber bis heute als Grundlage für alle sonstigen Karten dient.

Eine Übersichtskarte der ethnographischen Verhältnisse von Asien und von den angrenzenden Teilen Europas bearbeitete auf Grund von Fr. Müllers Allgemeiner Ethnographie Vinzenz von Haardt und gab sie mit Unterstützung der Wiener Akademie der Wissenschaften heraus (Wien 1887).

1.

Zum besseren Verständnis der weiteren Ausführungen empfiehlt es sich in aller Kürze zu zeigen, wie das russische Volk und der russische Staat entstanden und gewachsen sind.

2) Besonders beachtenswert die Karte in dem Werke von L. Niederle, *Obozrěnie sovremennago slavjanstva* (Übersicht des zeitgenössischen Slawentums) in der *Enciklopedija slavjanskoj filologii* der Petersburger Akademie der Wissenschaften, Heft 2, Petersburg 1909. Das Werk ist auch französisch, tschechisch und slowenisch erschienen. Dieselbe Karte ist wiederholt in dem Sammelwerk *Slovanstvo*, Prag 1912. Die ethnographische Karte der Slawenwelt in dem Werke von Prof. T. D. Florinskij *Slavjanskoe plemja* (Kiew 1907) ist etwas primitiv ausgeführt, bietet aber den Vor- und Nachteil, daß sie auch Sibirien als Fortsetzung von Rußland in demselben Maßstabe bringt.

3) Am besten ist die ethnographische Übersichtskarte von Osteuropa in dem Werke von Stephan Rudnyćkij, *Ukraina*, Wien 1916.

4) Über die polnische Auffassung der polnisch-russischen Grenzfragen orientieren am besten die Karten in dem Sammelwerk Polen, Entwicklung und gegenwärtiger Zustand. Bern 1918.



Die ältesten historisch erreichbaren Sitze der Slawen finden wir im östlichen Polen und in den anliegenden weiß- und kleinrussischen Gebieten. Wie nach dem Westen und Süden breiteten sich von hier aus Slawen auch nach dem Norden und Osten aus, so daß wir im 10. Jahrh. eine ganze Reihe slawischer Stämme von Nowgorod bis Kiew und seine östliche und südliche Umgebung antreffen. Weiter im Nordosten, im ganzen Stromgebiet der Wolga und an der Oka gab es finnische Völkerschaften, die süd- und südostrussische Steppe wurde aber von mongolischen und türkisch-tatarischen Nomaden aufgesucht und beherrscht. In Kiew, wo sich der berühmte Ostweg von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere und nach Konstantinopel mit dem Handelsweg aus Polen kreuzte, bildete sich ein Mittelpunkt staatlichen Lebens, an dessen Konsolidierung aus Ostschweden gekommene Waräger ein besonderes Verdienst hatten. Normannischer Herkunft war jedenfalls die Dynastie Ruriks, deren Mitglieder ein einigendes Band um die verschiedenen russischen Stämme und Teilfürstentümer schlangen. Auch deren gemeinsamer Name Ruś, in byzantinischer Form *Ῥῶς*, stammt vielleicht aus dem germanischen Norden. Auf dem ganzen Gebiete bildete sich eine Sprache, deren gemeinsame Merkmale noch heute alle russischen Dialekte gegenüber den übrigen slawischen Sprachen auszeichnen. Ein besonders wichtiges Bindemittel für die russischen Stämme war auch das von Wladimir 988 aus Konstantinopel bezogene Christentum und die aus Bulgarien stammende Kirchen- und Literatursprache, also eine südslawische Sprache. Die Kiewer Metropolie erhielt die russische Staatseinheit auch in den Zeiten der lose miteinander verbundenen Teilfürstentümer und zahlreicher innerer Kämpfe. Orthodox (pravoslavnyj) und Russisch blieben identische Begriffe bis auf den heutigen Tag. Selbst als im alten Polen zahlreiche Russen für die Union mit Rom gewonnen wurden, bildeten ihr orientalischer Ritus und die slawische Kirchensprache ihr unverwüstliches Merkmal, und wenn man in den letzten Jahrzehnten in Ostgalizien, wo die Union noch heute in Geltung ist, einen Ruthenen nach seiner Nationalität fragte, so antwortete er: *ja ruśkoji viry* (ich gehöre dem russischen Glauben an). Mit dem Christentum kamen auch die Grundlagen der geistigen und materiellen Kultur aus Byzanz, die im Verhältnis zu Westeuropa damals nicht gering war, aber mit ihrem Konservatismus und ihrer Erstarrung auch Rußland verhängnisvoll wurde. Wir müssen weiter bedenken, daß die griechische Kirche die antike Religion weniger überwand als die römische. Was das bedeutet, will ich nur mit einem Beispiel zeigen. Der hl. Augustinus bekämpft in seinen Confessiones die Totenmahle und berichtet dabei, wie der hl. Ambrosius, Bischof von Mailand, am Ende des vierten Jahrhunderts seiner Mutter verbot, nach afrikanischer Sitte Brei, Brot und Wein auf die Gräber der Märtyrer zu tragen. Diese Sitte verschwindet in der Tat bald im ganzen Abendlande, bei den Russen und den übrigen orthodoxen Slawen sind aber Totenmahle am Grabe noch heute nach dem Begräbnis und an verschiedenen Totentagen üblich.[5])

Bei dem großen Mongoleneinfall in Europa 1240 wurde Südrußland verwüstet und Kiew dem Boden gleichgemacht. Das Zentrum des russischen

5) Vgl. des Verf. Abhandlung „Das Grab als Tisch", Wörter und Sachen II, 79—160.



Staates kam infolgedessen nach dem Nordosten, zuerst nach Wladimir an der Kljazma und allmählich nach Moskau, das gleichfalls einen wichtigen Knotenpunkt für den Handel bildete und geschickte Fürsten hatte, die ihren Reichtum zur Erwerbung des Großfürstentitels in der Goldenen Horde ausnützten. Die russischen Fürsten im Nordosten waren eigentlich Statthalter tatarischer Chane, so daß dadurch orientalische Einflüsse im russischen Staats- und Volksleben bedeutend verstärkt wurden und fortwirkten, als die Moskauer Großfürsten das Tatarenjoch abgeschüttelt hatten. Damit hängt auch zusammen, daß das föderative System, das im Kiewer Rußland herrschte, in Moskau der byzantinischen Autokratie und der orientalischen Despotie Platz machte. Nach dem Fall von Konstantinopel betrachtete sich Moskau als das dritte Rom, dem ein viertes nicht folgen sollte. Mit „der Sammlung der russischen Erde" und der äußeren Machtentfaltung ging aber auch eine starke Kolonisation an der Wolga und Oka vom 13.—15. Jahrh. einher, die von Moskau und noch früher sehr stark auch von der Handelsrepublik Novgorod ins Werk gesetzt wurde. So fällt die Gründung von Nižnij Novgorod, d. h. Unter-Novgorod, am Zusammenfluß der Wolga und Oka in das J. 1241. Wir sind darüber wenig unterrichtet, wie es bei dieser Kolonisation zuging, aber es scheint, daß die finnische Bevölkerung meist im friedlichen Wettkampfe von den durch staatliche Organisation und durch ihr Christentum höher stehenden Russen zurückgedrängt und zum großen Teil auch aufgesogen wurde.

Das Moskauer Reich wuchs zu immer größeren Aufgaben heran, so daß es den tatarischen Chanaten von Kasan (1552) und Astrachan (1556) ein Ende bereitete und sich großrussische Kosaken auch bereits im 16. Jahrh. sogar am Terek vor dem Kaukasusgebirge festsetzten. 1581 wurde auch schon Sibirien erobert, und in unglaublicher Schnelligkeit drangen die Russen sogar bis zu den Küsten des Stillen Ozeans vor. Moskau richtete aber seine Blicke auch nach dem Westen, nach den Küsten des Baltischen Meeres und nach den polnisch-litauischen Provinzen, die eine orthodoxe russische Bevölkerung hatten. Nicht umsonst nannten sich die Moskauer Herrscher Großfürsten und dann Zaren „von ganz Rußland" *(vseja Rusi*, seit dem 16. Jahrh. in gelehrter byzantinischer Form *vseja Rossii).*

Wir müssen uns vor Augen halten, daß nach dem Fall von Kiew ein Teil der südrussischen Bevölkerung sich nach dem Westen bis in die Karpathen zurückzog. In diesem „Rotrußland" (der Name ist nicht aufgeklärt) spielte das Fürstentum Halič und Wladimir (davon das österreichische „Galizien und Lodomerien") keine geringe Rolle (Fürst Daniil erhielt 1254 sogar die Königskrone von Innocenz IV.), wurde aber zuletzt ein Streitobjekt zwischen Ungarn und Polen, bis sich die Piasten und Anjous einigten und Halič mit Lemberg 1340 vom König Kazimir d. G. zu Polen geschlagen wurde, 1366 auch Wladimir in Wolhynien. Diese Gebiete hatten gleichfalls den Namen Ruś beibehalten und wurden auch als Bestandteile des polnischen Reiches so benannt. Im mittelalterlichen Latein wurde für das Land der Name R u t h e n i a, für seine Bewohner R u t h e n i gebraucht, der ebenso zu bewerten ist wie Böhmisch oder Ungarisch und nicht erst von Österreich erfunden wurde, wie Polen und Russen behaupteten. In einer byzantinischen Urkunde kommt



aber für Halič schon 1292 die Bezeichnung μικρὴ Ῥωσσία vor, also Kleinrußland, mit offenbarer Beziehung auf das größere im Nordosten.

Merkwürdig war das Schicksal anderer klein- und der weißrussischen Gebiete. Auf dem Boden der Litauer, die keine Slawen sind, entstand ein Fürstentum, das sich bald nach dem slawischen Osten auszubreiten begann. Schon Gedimin vereinigte 1318—1320 das ganze Gebiet der alten Krivičer, in denen wir Vorfahren der Weißrussen zu erblicken haben, mit Litauen, ja allmählich kamen auch kleinrussische Gebiete bis nach Kiew und sogar über den Dniepr hinaus dazu. In diesem Litauen war die russische Kultur so stark, daß sie auch nach der Taufe Jagiellos (1386), welcher die eigentlichen Litauer der katholischen Religion zuführte, im Lande herrschend blieb und ein Kirchenslawisch mit sehr vielen weiß- und kleinrussischen Elementen vom 14. bis fast zum 17. Jahrh. als Amtssprache diente, denn nach dem Litauischen Statut mußten die Akten „mit russischen Buchstaben" geschrieben werden. Nach der politischen Union von Lublin (1569), welche dem litauischen Kleinadel in seinem Kampfe gegen die Magnaten die Rechte des polnischen Adels brachte, und nach der kirchlichen Union von Brest (1596), welche einen großen Teil der Klein- und Weißrussen dem Papste und der lateinisch-polnischen Kultur unterordnete, machte allerdings die Polonisierung der oberen Stände große Fortschritte und blieb selbstverständlich nicht ohne Einwirkung auch auf die niederen, so daß starke Polonismen auch in die Sprache der Weiß- und Kleinrussen Eingang fanden.

Das polnische Reich verwendete im SO kleinrussische Kosaken als Grenzwächter gegen die Krim-Tataren und gegen die Türken. Eine solche Grenzmark hieß *Ukrájna* oder *Ukrajína* (diese Betonung ist jetzt im Kleinrussischen üblich), ähnlich wie Österreich seine Krajina, deutsch Militärgrenze gegen die Türkei hatte. Ein anderer Name war *Hetmanščina*, d. h. das Gebiet des Hetman, des gewählten Oberhauptes der Kosaken. Wenn wir noch Ruś im Sinne von Kleinrußland und *Malorossija* hinzunehmen, so finden wir drei, oder eigentlich vier Benennungen für Gebiete der immer mehr den Südosten kolonisierenden Kleinrussen, aber keiner bezeichnete das ganze Land.[6]) Der Name „Kleinrußland" wurde in Moskau 1654 offiziell in den Zarentitel aufgenommen, als die Kosaken, unzufrieden mit den politischen, religiösen und sozialen Zuständen Polens, sich mit dem Hetman Bogdan Chmelnickij unter den Schutz des Moskauer rechtgläubigen Zaren stellten, der ihnen vollständige Autonomie zusicherte, die aber schnell beschnitten wurde, weshalb die Kosaken bald wieder mit Polen und sogar der Türkei paktierten; da teilten sich Moskau und Polen im Frieden von Andrusov (1667) das kleinrussische Gebiet, wobei das ganze rechte Dnieprufer bei Polen blieb bis zu seiner Teilung 1772. Der Moskau überlassenen Ukraine konnte auch der Schwedenkönig Karl XII. unter Mazepa zu keinem neuen Leben verhelfen, da er die Schlacht von Poltava (1709) verlor, und die Kaiserin Katharina II. zerstörte das letzte Bollwerk der kleinrussischen Kosaken, die Sič im Zaporožje, d. h. im Gebiete „hinter den Stromschnellen" des Dniepr (1775). Die Kaiserin Katharina nützte aber auch die religiösen und

6) Vgl. N. Kostomarov in seiner Abhandlung „Zwei russische Volkstümer" in der Gesamtausgabe *Istoričeskija monografii*, Bd. I, S. 61, Petersburg 1872.



sprachlichen Verhältnisse in den weiß- und kleinrussischen Provinzen des polnischen Reiches aus, um ihm den Untergang zu bereiten. Nach den Teilungen Polens (1772—1795) kamen alle weißrussischen und der größte Teil der kleinrussischen Gebiete zu Rußland, Galizien aber zu Österreich; 1839 wurde unter dem Kaiser Nikolaus die kirchliche Union durch eine Reunion abgelöst, so daß auch die Glaubenseinheit der russischen Stämme wiederhergestellt wurde und nur Galizien bei Rom verblieb.

Mit der fortschreitenden Europäisierung Rußlands wurde auch der Bann der Kirchensprache gebrochen, und um die Mitte des 18. Jahrh. begann die Einführung der Volkssprache in die Literatur, in welcher der Moskauer Dialekt die Herrschaft erlangte. Dieser Prozeß wurde am Beginn des 19. Jahrh. vollendet und zu den großen Schriftstellern, welche die russische Schriftsprache und ihre bedeutende Literatur schufen, gehört auch Gogol, ein typischer Kleinrusse. In gleicher Weise begann man aber im Süden bereits am Ende des 18. Jahrh. auch kleinrussisch zu schreiben, liebevoll wurde auch das kleinrussische Volkstum studiert, das Kosakentum fand eine echt romantische Verherrlichung und seinen großen Dichter im genialen Taras Ševčenko, der aus dem leibeigenen Bauernstande hervorgegangen war und so recht den demokratischen Charakter der neuen Bewegung charakterisiert. In Kiew bildete ein Kreis von Gelehrten und Schriftstellern, zu denen auch Ševčenko gehörte, eine Cyrill- und Method-Bruderschaft, die auch eine Föderation slawischer Völker im Programme hatte. Die Regierung löste die Gesellschaft auf und verfolgte weiter das anrüchig gewordene Ukrainophilentum, bis sie 1876 jeden Gebrauch der kleinrussischen Sprache verbot. Unterdessen hatte diese aber eine starke Pflege in Galizien gefunden, wohin nun die Ukrainer ihre Blicke richteten und die dortigen Zeitschriften und die Lemberger Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften, die sich zu einer wahren Akademie ausbildete, geistig und materiell förderten. Bezeichnend ist die Behandlung des Namens für die Sprache und das Volkstum ihres Wirkungskreises: zuerst Ukraina-Ruś und rusko-ukraïnskyj, dann aber nur Ukraina und ukrainskyj, so daß der allgemeinnationale Name Ukraine, ukrainisch sehr jung ist. Daneben gab es in Galizien allerdings auch eine Richtung, welche an der Einheit der russischen Schriftsprache und Kultur festhielt. Ironisch wurden die beiden Parteien nach der Aussprache des s im Namen „russisch" (*ruśkyj* und *russkij*) die „Weichen" und die „Harten" genannt. Recht bezeichnend für das Verhältnis zwischen Groß- und Kleinrussisch! Man findet es unter solchen Umständen begreiflich, daß sich Rußland auch die Vernichtung des ukrainischen Piemont und die Eroberung des letzten Fleckens russischer Erde außerhalb Rußlands als Kriegsziel steckte.

2.

Nach diesen Voraussetzungen sehen wir uns die heutigen Siedlungsgebiete der russischen Stämme in großen Zügen an. Kompakte Siedlungen gehen im Westen vom Weißen Meer über den Ladogasee zur Newamündung, längs des Finnischen Meerbusens bis Narwa, längs des Peipussees bis nördlich von Drissa, von dort westlich bis Dünaburg, ein wenig südlich und dann in einem großen Halbbogen westlich um Wilna herum, dann in einer westlichen Linie von Grody bis Avgustov, von da süd-



lich ungefähr in einer geraden Linie bis Tomaszów an der galizischen Grenze, doch sind diese Gebiete stark mit Polen gemischt, so daß der westlich des Bug gelegene Streifen Kongreß-Polens ungemein verwickelte Verhältnisse aufweist, da es hier auch kleinrussisch sprechende Katholiken gibt, die leicht zu Polen werden, was den Streit um das Gebiet von Cholm (poln. Chełm) erst recht erklärt.[7]) Westlich davon bei Tarnogrod überschreitet die Grenze Galizien und erreicht nördlich der Festung Przemyśl den San, geht aber in den Karpathen noch viel weiter nach Westen und überschreitet sogar ihre südlichen Abhänge in Ungarn bis zur Bukowina, deren nordwestlicher Teil auch kleinrussisch ist. Dabei gibt es in Ostgalizien eine sehr starke polnische Oberschicht, ebenso in den anliegenden Gouvernements von Wolhynien und Podolien in Rußland, wo dann der Dniestr eine Grenze bildet, doch gibt es starke kleinrussische Minoritäten auch an seinem rechten Ufer in Bessarabien bis zur Donaumündung. An das Schwarze Meer reichen die Russen bis zum Hochgebirge des Kaukasus, doch bevölkern sie dessen östlichen Teil nur an der Küste des Kaspischen Meeres, dann die beiden Ufer der Wolga in deren unterstem Lauf, weiter sind aber im ganzen Wolgagebiet östlich von Nižnij Novgorod bis zum Ural verschiedene finnische und namentlich starke tatarische Völkerschaften zwischen den Russen eingesprengt. Im Norden besiedelten Russen die Ufer der Flüsse, die schiffbar sind und Fischern reiche Beute versprechen, denn Fische sind für die sehr lange fastenden Russen ein wichtiges Nahrungsmittel. Die Gebiete am Onegasee und am Weißen Meere sind das Island des russischen Volksepos, der Bylinen, die eine tausendjährige Geschichte hinter sich haben. Die mit der rauhen Natur am Weißen Meere kämpfenden Russen sind nicht arm, sondern selbstbewußt und nennen die Beamten — kaiserliche Bettler. Das ist ein interessanter Beitrag zur Geschichte der russischen Kolonisation und macht uns begreiflich, warum der Provinzrusse, abgesehen von seiner Geduld, verhältnismäßig so leicht die Autokratie und nun den Terror erträgt, denn Gott ist hoch, der Zar und nun Lenin aber weit.

Sibirien hat eine russische Kernbevölkerung in einem breiten Streifen von Omsk bis zum Baikalsee und dann bis zur Bogenkrümmung des Amur (der letzte große Ort ist Nertschinsk), sonst sind aber nur die Ufer der Flüsse und auch des Meeres von Russen besiedelt. Das Riesengebiet von Sibirien ist aber fast ganz russisch (nach Florinskij 87% der Bevölkerung, nach Niederle allerdings bloß 80,9%), doch ist die Bevölkerung sehr dünn (0,5 auf 1 Quadratwerst) und zählte 1897 nur gegen 5 Millionen Russen und $^3/_4$ Millionen der verschiedenartigsten Fremdvölker, die meist in sehr kleinen Gruppen, aber auf Riesenflächen weit zerstreut sind. Überdies hat die russische Kolonisation unterdessen sehr stark zugenommen; in den nach 1897 folgenden 9 Jahren sollen nicht weniger als 1 350 000 Russen eingewandert sein.

Die Kolonisten im europäischen und asiatischen Rußland sind überwiegend Großrussen. Doch gibt es überall, auch in Sibirien, Kleinrussen, selten sind Weißrussen außerhalb ihres Siedlungsgebietes.

---

7) Vgl. auf russischer Seite „Karten der russischen und orthodoxen Bevölkerung des Cholmer Rußland" mit statistischen Tabellen von V. A. Francev, Warschau 1909 (russisch).

Weißrussen überwiegen nur in vier Gouvernements: Mogilev (82,8%), Minsk, Wilna (nur 56%) und Vitebsk (52,95 Prozent); in den anliegenden Gouvernements sind sie nur noch in kleinen Prozentsätzen vertreten, am stärksten in Smolensk (6,61%). Das kleinrussische oder ukrainische Volkstum überwiegt in den acht südlichen Gouvernements: Poltava (92,98%), Podolien, Charkov, Kiew, Wolhynien, Jekaterinoslav, Černigov (66,41%) und Cherson (53,48%). Stark vertreten ist es noch im Gebiet der Kuban-Kosaken, in den Gouvernements Taurien, Stavropol, Voronež (36,18%), im Gebiet der Don-Kosaken (28%) und in den Gouvernements Kursk, Bessarabien (19,67%), Grodno in Litauen (22,61%), Sedlec in Polen (13,97%).

Im J. 1897 zählte Rußland 128 924 289 Einwohner, davon 83 933 567 Russen, daher mit Ausschluß von Finnland zwei Drittel (66,8%) der Gesamtbevölkerung. Darunter 55 667 469 Großrussen, 22 380 551 Kleinrussen und 5 885 547 Weißrussen; demnach Großrussen doppelt soviel als Klein- und Weißrussen zusammen. Wenn man noch die Kleinrussen Galiziens (3 340 000), der Bukowina (340 000) und Ungarns (653 000) nach der Volkszählung von 1900 hinzuzählt, so gab es gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Kleinrussen über 26 Millionen, Russen überhaupt gegen 88 Millionen. Für spätere Jahre sind nur Berechnungen nach dem jährlichen Zuwachskoeffizienten möglich, als den manche 1,25, andere 1,5 annehmen. Danach hätte Rußland vor dem Kriege 1914 eine Gesamtbevölkerung von ungefähr 141 oder 193 Millionen gehabt, während eine Schätzung russischer Statistiker für 1913 176,4 Millionen ergab. Die Wahrheit dürfte also ungefähr in der Mitte liegen, und danach sind auch die auf 1914 entfallenden Berechnungen nach den obigen Koeffizienten zu beurteilen: Russen 105 oder 126 Millionen, Großrussen gegen 70 oder 83,5 Millionen, Weißrussen 7 356 933 oder 8 828 520, Kleinrussen gegen 28 oder 33,5 Millionen (in Rußland allein). Auswanderer, hauptsächlich in Nordamerika, sind dabei nicht berücksichtigt.

Nun können wir kurz auch die Kernfrage der russischen Ethnographie erörtern: ist ein Auseinandergehen der russischen Stämme in drei Nationalitäten, Schriftsprachen und Staatswesen möglich und wahrscheinlich? Bei den Weißrussen ist das ausgeschlossen, um sie werden sich nur die Russen und Polen streiten. Man bedenke nur, daß Mickiewicz in Nowogródek im Gouvernement Minsk geboren ist und daß die ersten Worte seines Epos Pan Tadeusz lauten: „Litauen, mein Vaterland!“ Dieses historische Litauen mit seiner litauischen und weißrussischen Bevölkerung hat jeder Pole in sein Herz eingeschlossen. Anderseits wird der weißrussische Dialekt zwar sprachwissenschaftlich eifrig studiert, besitzt aber nicht einmal eine praktische Grammatik, und Versuche, das Weißrussische zu schreiben gehen über die Dialektschriftstellerei anderer Völker nicht hinaus. Eine „Republik Weißruthenien“ war daher von vornherein eine Totgeburt.

Sehr verwickelt ist die Frage bezüglich der Kleinrussen oder Ukrainer, über welche die Ansichten stark geteilt sind. Es kommt dabei sehr viel auf den Ausgangspunkt an, was ich am nächstliegenden Beispiel deutlich machen will. Mein Vorgänger in Leipzig, A. Leskien, ein hervorragender vergleichender Sprachforscher und slawischer Grammatiker, betrachtete das



Kleinrussische nur als einen Dialekt des Russischen. Leskien war ein Deutscher aus Kiel, der das Plattdeutsche sehr gut kannte. Nun ist der Unterschied zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch bei weitem größer als zwischen Groß- und Kleinrussisch, namentlich im Konsonantismus, worin das Niederdeutsche noch auf dem Standpunkte der ersten Lautverschiebung steht. Ich gehöre jedoch einem der kleinsten slawischen Völker an und bin in Österreich aufgewachsen, wo die Ruthenen Galiziens und der Bukowina Sprachenrechte hatten und ihre Sprache eifrig pflegten. Wenn nun die Ukrainer in Rußland dasselbe tun wollen, so ist das ihre Sache, Schriftsprachen werden ja nicht von Gelehrten, sondern von Schriftstellern geschaffen, beim Volke entscheidet aber das Bedürfnis oder sein Wille. So faßten auch viele tonangebende Russen die Sache auf und die Abteilung für russische Sprache und Literatur der Petersburger Akademie der Wissenschaften gab 1905 auf eine Anfrage der Regierung das Gutachten ab, daß die Umgangssprache der Kleinrussen zur Sprache der neuen kleinrussischen Literatur geworden und daher ihre Pflege berechtigt sei. Politische Bedenken wollten die russischen Liberalen nicht gelten lassen: z. B. lehnte der Literarhistoriker und Ethnograph Pypin den Verdacht eines hochverräterischen Separatismus mit der wegwerfenden Frage ab, wohin die Kleinrussen abfallen könnten. Dem Präsidenten der russischen Abteilung der Akademie, A. Šachmatov, dem führenden russischen Linguisten, der an dem genannten Gutachten stark beteiligt war, bereitete daher die Haltung der Ukrainer im Weltkriege die größte Enttäuschung und mehr Schmerz als die Bauernbanden, die sein Gut bei Saratov vernichteten. Aber auch Deutschland, das mit einer selbständigen Ukraine Frieden schloß, wußte mit ihr nichts anzufangen und trieb eine dilettantenhafte Schaukelpolitik, die noch heute von der deutsch-ukrainischen Gesellschaft in Berlin lebhaft bekämpft wird. Die Hauptschuld wird auf die großrussisch orientierten Deutschen aus Rußland geschoben. Man versteht aber auch leicht den Standpunkt eines russischen Deutschen, der mit der russischen Schriftsprache im ganzen Reich fortkommen will und den Wert eines großen Wirtschaftskörpers lebhaft fühlt. Vorsichtig und vernünftig behandelt die Frage der Geograph A. Hettner[8]), welcher erklärt, daß die geographischen Verhältnisse einer Trennung nicht günstig sind, denn die Volksgrenze fällt mit keiner Naturgrenze zusammen. Das sieht auch ein Laie sofort, wenn er z. B. das Steppen- oder Schwarzerdegebiet betrachtet. Überdies sind Großrußland und die Ukraine wirtschaftlich und auch politisch aufeinander angewiesen. Namentlich wäre die Ukraine, die ohnehin nicht alle Volksgenossen umfassen könnte, gegenüber ihren mißgünstigen Nachbarn zu schwach, Rußland kann sich aber unter keinen Umständen vom Schwarzen Meere verdrängen lassen. Und was hätte die Welt von einer selbständigen Ukraine? Nach Konstantinopel und nach den Meerengen hätte auch sie die Augen gerichtet und müßte sich gerade deshalb wieder an Moskau anlehnen. Über den Volkswillen der breiten Massen kann man sich schwer ein Urteil bilden, bezüglich der Schriftsprache fand ich aber eine mich verblüffende Statistik im Katalog der russischen Abteilung der Bugra. Danach

8) Rußland², 304.



erschienen 1910 an selbständigen Werken in russischer Sprache 22321 Titel, in kleinrussischer — 180. Da stehen die Ukrainer unter den Völkern Rußlands erst an 9. Stelle. Nach der Revolution 1905 erschienen zwar zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften, aber es scheint ihnen meist kein langes Leben beschieden gewesen zu sein; sonst fiel mir aber die große Zahl grammatischer und ähnlicher Handbücher auf, doch ein 30—40-Millionen-Volk, was die Ukrainer sein wollen, braucht etwas mehr für seine geistigen Bedürfnisse. Aus dieser Statistik ersieht man aber auch den hohen Kulturwert der russischen Sprache, die tatsächlich eine Weltsprache für das Riesenreich ist und auch an der Spitze der slawischen Völker steht, mögen diese im Westen noch so sehr fortgeschritten sein. Um die geistige Potenz der übrigen Völker Rußlands, von denen wir gleich reden werden, zu charakterisieren, führe ich noch folgende Zahlen an: an zweiter Stelle steht die polnische Sprache mit 2062 Titeln, die jüdische 903, deutsche 884, lettische 649, esthnische 454, tatarische 313, armenische 203, die französische (ohne eine entsprechende Bevölkerung!) 132, grusinische (georgische) 117, litauische 103 usw., erst an 18. Stelle steht der weißrussische Dialekt mit 14.

Wir können also von der ukrainischen Frage mit der Erkenntnis scheiden, daß nur eine größere oder kleinere Autonomie in Betracht kommt und für die Pflege der ukrainischen Sprache in Rußland noch sehr viel getan werden müßte. Parallelen, wie solche Fragen gelöst werden können, hat der Weltkrieg in slawischen Staaten schon gebracht. In der tschechoslowakischen Republik ist die slowakische Sprache im ehemaligen nordwestlichen Ungarn, die wirklich nur ein wenig verschiedener Dialekt des Tschechischen ist, gleichberechtigt, doch sind die Slowaken auf die tschechische Literatur angewiesen und werden es noch lange sein. Im neuen südslawischen Staat (Jugoslawien) ist neben der serbokroatischen Sprache die slowenische gleichberechtigt, die mit der serbokroatischen in dem Grade verwandt ist, daß die slowenischen Abgeordneten, als in der Nationalversammlung in Belgrad das Protokoll zum erstenmal auch in slowenischer Sprache verlesen wurde, erklärten, das sei nicht notwendig. Ein besonders interessantes Beispiel sind aber die nach Ungarn verschlagenen kleinrussischen Volkssplitter, für die eine autonome Provinz innerhalb der tschechoslowakischen Republik gebildet wurde. (Schluß folgt.)

Barbusse und Duhamel.

Von Leo Spitzer.

Den Abstand Barbusses von seinen französischen Zeitgenossen können wir ermessen — und wir müssen ihn sorglichst abmessen, um das Frankreich von heute nicht mißzuverstehen wie das von 1914/18 —, wenn wir seine Kriegsschilderung mit der Duhamels vergleichen: das Werk „Vie des Martyrs 1914—1916“ spielt an derselben Stätte wie das Kapitel „Le poste de secours“ in „Le feu“, im Feldspital. Wenn etwas uns von der Vieldeutigkeit der Dinge, sofern sie menschlicher Beobachtung unterworfen werden, und



der Mannigfaltigkeit der menschlichen Beobachtungen, die verschiedene menschliche Individuen am selben Objekt machen können, überzeugen kann, so ist es von alters her die Auffassung des Krieges durch verschiedene Beobachter gewesen: Duhamel und Barbusse sind Zeitgenossen, beide Franzosen, beide scharfe Beobachter und glänzende Darsteller volkstümlichen menschlichen Empfindens, besonders des menschlichen Leidens, beide von der Ungeheuerlichkeit dieses Krieges und des Krieges überhaupt überzeugt; und sie gelangen trotzdem nicht nur zu entgegengesetzten Urteilen über die „Lehre", die aus dem Beobachteten zu ziehen sei, sie beobachten auch Entgegengesetztes. Es ist, als ob der Mensch nicht bloß der Spiegel aller Dinge sei, die Dinge scheinen auch abhängig vom beobachtenden Subjekt.

Duhamel ist Beobachter wie Barbusse: er will nicht das kleinste Detail unterdrücken: „Pas une ride de votre visage ne m'échappe", — so sagt er zu den Verwundeten (Vie des Martyrs, S. 228) — „pas une de vos angoisses, pas un frémissement de votre chair lacérée. Et j'inscris tout cela, comme j'inscris vos paroles simples, vos cris, vos soupirs d'espoir, comme j'inscris aussi l'expression de votre visage, à l'heure solennelle où l'on ne parle plus. Aucun de vos propos ne m'est indifférent; aucun de vos gestes qui ne mérite d'être rapporté. Il faut que tout cela contribue à l'histoire de la grande épreuve". Das ist also das Programm der Naturtreue, der Hingegebenheit ans Objekt — aber dies Objekt selbst zieht in der Darstellung naturgemäß von dem beobachtenden Subjekt an, es vermischen sich die Grenzen zwischen Objekt und Subjekt. In der Verteilung der Proportionen liegt das Geheimnis verschiedenen Sehens. Auch Duhamel sieht gelegentlich den Egoismus der Menschen im Kriege, wenn er von dem Spiel der Leidenschaften spricht, die selbst am Bette der Verwundeten nicht haltmachen (S. 208), wenn er die Lumpensammler erwähnt, die in den Trümmern der Zerstörung nach ihrer Ware suchen (S. 209), oder etwa die sittliche Verdorbenheit der Soldaten, an deren Leichen man oft Frauenbriefe oder Liedertexte findet, die man den Hinterbliebenen nicht zukommen lassen kann (S. 132), die Betulichkeit der heuchlerischen Caritas, wenn er die *bonnes Mesdames,* die die Spitäler besuchen, des öfteren apostrophiert, zurechtweist, ihnen die wahrhaft Kranken zeigt. Aber im allgemeinen sieht Duhamel doch den französischen Soldaten, umstrahlt von der Leidensglorie des Märtyrers, in idealer Überlebensgröße. Duhamel malt wie seine romantischen Vorgänger „grandeur et servitude militaires", oder, wie er sagt, man muß „retracer dans sa vérité et sa simplicité votre histoire de victimes émissaires, l'histoire de ces hommes que vous êtes dans la douleur". Die Leiden des französischen Soldaten geben eine „majestueuse leçon", vor der die ganze Welt andächtig sich neigen möge (S. 229). Duhamel ist gelegentlich auf dem Wege zur sozialistischen Lehre Barbusses von der gegenwärtigen ungleichen Verteilung des Leidens, wenn er von der isolierenden Kraft des Leidens spricht (S. 196): „En dépit de toute protestation de sympathie, l'être, dans sa chair, souffre toujours solitairement, et c'est aussi pourquoi la guerre est possible ..." Aber er hat nicht das Zeug zum Revolutionär oder zum Politiker: er begnügt sich, das Leiden des Soldaten zu schildern, und wie ein braver Chirurg an der Front verzichtet er an-



gesichts des drängenden Gebots der Stunde auf alles Philosophieren über Ursprung und Zweck, Berechtigung und Sinn des Krieges. Es ist soviel zu tun und zu helfen, da darf man nicht grübeln und denken. „Eh bien, soit! soit! Pour moi, je veux rester à cette place, entre les brancards chargés d'une grande douleur. Voici l'heure, où l'on peut douter de tout, de l'homme et du monde, et du sort que l'avenir réserve au droit. Mais on ne peut pas douter de la souffrance des hommes. Elle est la seule chose certaine à cet instant du siècle. Je resterai donc à m'enivrer de cette sinistre évidence" (S. 209/10). „Vous tous, Messieurs, qui vous réunissez pour parler des causes de la guerre, de la fin de la guerre, de l'usure des effectifs et des bases de la société future, excusez-moi de ne point vous donner mon opinion sur ces graves questions; je suis vraiment trop occupé par la plaie de ce malheureux Grégoire." Duhamel zieht den Rahmen seiner Bilder ganz eng: er versenkt sich mit seinem ganzen Herzen in das Leiden der Menschheit, er beschreibt bloß, und gewiß ist mit diesem Minus, der Absage an die Gedanken des Tages und der Öffentlichkeit, ein künstlerisches Plus, eine Verinnerlichung seiner Darstellung, verbunden. Jeder Franzose, ob Scharf- oder Flaumacher, wird widerspruchslos Duhamel lesen können, während Barbusse bei seinen französischen Durchschnittslesern auf Schritt und Tritt auf Widerspruch stoßen wird.

Und doch ist Duhamel nicht apolitisch, wie es auch der brave Chirurg, an den wir erinnerten, nicht sein wird, der am Feierabend oder auf Urlaub gewiß einer ganz bestimmten politischen Richtung gegenüber seine Zustimmung äußern wird, wie es überhaupt niemand sein konnte, der diese je nachdem bald groß, bald klein genannte Zeit denkend miterlebte: Duhamel verfolgt auch eine Tendenz, nur ist diese Tendenz weniger lehrhaft abgelöst von dem Bericht, sie ist organisch verwebt in diesen und scheint desto zwingender, je mehr sie erraten werden kann.

Und ferner: Duhamel ist mehr traditioneller Franzose als Barbusse, der nur in seinem Aufklärungsglauben auf gut französischem Boden steht, aber mit seinem Internationalismus und Europäertum das Erbe der Väter verleugnet. Wie Duhamel sein Thema möglichst eng zu begrenzen suchte (das Leid des französischen Märtyrersoldaten), so hat er auch in nationaler Beziehung sich willentlich Schranken unterworfen: es handelt sich selbstverständlich nur um den f r a n z ö s i s c h e n Soldaten. Gleich die ersten Zeilen des ersten Kapitels ziehen den Rahmen: „Des campagnes défigurées où le canon règne, jusqu' aux montagnes du Sud, jusqu'à l'Océan, jusqu'au rivage étincelant de la mer intérieure, le cri des hommes blessés retentit à travers le territoire et, de par le monde, un immense cri semblable s'élève et lui répond" — Frankreich allein leidet und die Welt hört seinen Leidensruf. Und nun ein paar Stücke aus dem letzten Kapitel: „Hommes de mon pays, j'apprends chaque jour à vous connaître, et c'est pour avoir contemplé votre visage au fort de la souffrance que j'ai formé un espoir religieux en l'avenir de notre race. C'est surtout pour avoir admiré votre résignation, bonté native, votre confiance sereine en des temps meilleurs, que je fais encore crédit à l'avenir moral du monde, A l'heure même où l'instinct le plus naturel enseigne à l'univers la férocité, vous gardez, sur vos lits de douleur, une beauté, une pureté du regard qui rachètent, à elles seules, l'immense



crime. Hommes de France, votre naive grandeur d'âme disculpe toute l'humanité de son plus grand crime et la relève de sa plus profonde déchéance. ... Unions des cœurs purs pour l'épreuve! Union des cœurs purs pour que notre pays se connaisse et s'admire! Union des cœurs purs pour la rédemption du monde malheureux" — Frankreichs Leiden erlöst die Welt.

Also die traditionelle französische Auffassung der Franzosen als Diener der Weltkultur, als Märtyrer für die Menschheit, als Erlöser der Menschheit, eine „leçon morale", die, wenn auch in einer niemand verletzenden Form geboten, doch in der Selbstverherrlichung gipfelt, ein Stück uneingestandener Kulturpropaganda für das Franzosentum und also doch nicht so apolitisch, wie es zuerst den Anschein hatte. Gewiß, Duhamel denkt oft an die Menschheit (so wenn er einen Abschnitt mit dem Stoßseufzer beendet, die Menschheit habe niemand, der ihr in ihrem fortschreitend gefährlicher werdenden Leiden beistehe wie dem kranken Soldaten der Pfleger, S. 150), aber er sieht doch vor allem Franzosen vor sich, und es scheint ihm nicht der für den Europäer so einfache Gedanke zu kommen, daß auch drüben, jenseits der französischen Frontlinie, Menschen mit demselben Heroismus leiden und ebensolche Märtyrer der Menschheit darstellen, ja daß diese Parallelität des Leidens bei den beiden Feinden ein tragischer Zug des Kriegerlebens genannt werden könnte. Nur schüchtern heißt es etwa anläßlich des Heiterkeitsbedürfnisses der schmerzgepeinigten „Märtyrer" (S. 128): „C'est peut-être une des particularités ou des grandeurs de notre race, c'est s a n s d o u t e, p l u s g é n é r a l e m e n t, u n i m p é r i e u x b e s o i n d e l ' h u m a n i t é e n t i è r e." Die Solidarität der Menschheit ist bei Duhamel nicht zu spüren: gerade der Abschnitt „La troisième symphonie", der ein Zugeständnis an den Feind bedeuten sollte, die Erzählung von jenem haßerfüllten kriegsgefangenen deutschen Feldwebel Spät, der sich nur für einen Augenblick aufheitert, als der behandelnde Arzt ein Motiv der Beethovensymphonie pfeift, zeigt, wie alle inneren Brücken zwischen Frankreich und Deutschland abgebrochen sind: „Par-dessus l'abîme, un frêle pont venait d'être tendu soudain.. La chose dura quelques secondes, et j'y rêvais taujours, quand je sentis de nouveau tomber sur moi une ombre glaciale, irrévocable, qui était le regard adversaire de Monsieur Spät." Duhamel ist kindisch genug, die Schuld am innern „Abgrund" bloß der anderen Seite zuzuschieben. Das ist wieder Politik... Gewiß, Duhamels Patriotismus hat nichts von der Renommierverve eines René Benjamin (dessen G a s p a r d vor allem Pariser und bloß eine Umkostümierung des mit Bonmots wie mit dem Leben spielenden Gavroche ist); er ist durch Leiden verinnerlicht, ein Patriotismus, der nicht zur selbstgewissen moralischen Feistheit beiträgt, sondern stets durch Taten, durch Dulden erprobt werden muß. Ja, aus dem Dulden und Leiden selbst kann er erst induziert werden: die Toten eines Soldatenfriedhofs scheinen Duhamel im Chor zuzuflüstern (S. 96): „Il y a donc quelque chose de plus précieux que la vie, il y a donc quelque chose de plus nécessaire que la vie... puisque nous sommes ici." Das ist diskret genug ausgedrückt — aber es ist der Ausdruck des opfervollen Patriotismus.

Aus demselben Objekt, dem Krieg, hat Duhamel eine patriotische „leçon",



Barbusse sein Programm eines vaterlandslosen Weltbürgertums herausgelesen.

Beide begegnen sich in der Kriegsfeindschaft. Duhamel betrachtet den unermeßlichen Jammer des Krieges als Sühne der Sünde des Krieges, Barbusse als Blutzeugen gegen diese Sünde, die vertilgt werden müsse. Der Traditionalist sieht im selben Objekt eine Stütze des Bestehenden, in dem der Revolutionär den wankenden Grund der gegenwärtigen Weltordnung erblickt. Der Traditionalist ist stets akademischer, zurückhaltender, vornehmer, der Revolutionär drastischer, krasser, gewalttätiger im Ausdruck wie im Inhaltlichen. Barbusse hat in sein auf dem Hilfsplatz spielendes Kapitel alle möglichen Scheußlichkeiten des gemarterten menschlichen Fleisches und daneben alle mögliche Theorie und abstrakte Betrachtungen hineingestopft, während Duhamel in seinem Buche mehr die innerliche Seelenverfassung der fleischlich Gemarterten malt, dabei sorgsam alles Allzukrasse mildernd, das blutrote Gemetzel in den Spitälern mit den sanftesten Tönungen des seelischen Leidens versetzend, estompierend, und nur mit den Gedanken seiner Soldaten — fast hätte ich gesagt: Patienten — denkend. Dem Feinnervigen wird das Vergeistigte, Versöhnliche an Duhamel besser behagen als die rücksichtslose Derbheit Barbusses. Duhamel ist mehr Klassizist, Barbusse mehr Naturalist. Jener will erbauen und belehren, dieser empören und zum Aufruhr reizen. Der eine ist ein vornehmerer Künstler, der andere ein leidenschaftlicherer Volkstribun. Für den einen ist die Parole Frankreich, für den anderen die Vereinigten Staaten der Welt, wenn auch jener Frankreich für die Welt arbeiten lassen, dieser sein Projekt durch Frankreich verwirklicht sehen möchte. Und so wird denn der Franzosenfreund lieber nach Duhamels Martyrologium, der gute Europäer nach dem Feuerbuche greifen. Um Duhamels Buch zu schreiben, war vor allem ein französisches Herz notwendig, zu dem Barbusses der Mut des Einsamen. Duhamel hat Frankreich, Barbusse die Internationale hinter sich. Aber da letztere von keiner kompakten Majorität, keinem Territorium, keiner positiven Macht gestützt wird und nur im Reiche der Gedanken lebt, ist wohl Duhamel vorderhand reichlicherer Gefolgschaft sicher — Barbusse bleibt der mutige Rufer in der Wüste.

Die Erdkunde und ihre Nachbarwissenschaften.

Von Robert Gradmann.

Die Geographie ist eine der ältesten und eine der jüngsten Wissenschaften, eine der bekanntesten und eine der unbekanntesten. Herodot war bei weitem nicht ihr erster Vertreter; aber in den Kreis ihrer akademischen Schwestern ist sie kaum erst seit einem Menschenalter als ebenbürtige Gespielin aufgenommen worden. So glaubt jedermann genau zu wissen, was man unter Geographie versteht, und doch herrscht über ihre wahren Ziele große Unklarheit bis in die Kreise der Höchstgebildeten.

Sie hat eigentümliche Schicksale gehabt. Im Altertum hat sie bereits eine Zeit hoher Blüte durchlebt. Aber ihre allzu vielseitige Nützlichkeit und praktische Verwendbarkeit ist ihr immer wieder zum Verhängnis geworden. Von



allen Seiten wurde sie als Hilfswissenschaft in Anspruch genommen, als Hilfswissenschaft, die ja nur oberflächlich betrieben zu werden braucht, und ihre wahre Bestimmung hatte man darüber ganz vergessen. Wie nun im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts unter Führung von Oskar Peschel die Geographie als Wissenschaft wieder einmal entdeckt wurde, wie man erkannte, daß sie aus ihrer Aschenbrödelstellung befreit und wie jede Wissenschaft um ihrer selbst willen betrieben werden muß, um ihre ganze Tiefe, Kraft und Schönheit zu offenbaren — da fand es sich, daß das angestammte Gut der Entrechteten teils verwahrlost, teils in fremde Hände übergegangen war. Es kostete Mühe, auch nur Grenzen und Umfang des zuständigen Gebiets wieder festzustellen. Das Ganze in eine feste Ordnung zu bringen, ein wohlgegliedertes Lehrgebäude aufzurichten, wie es andere Wissenschaften unter allgemeiner Anerkennung längst besitzen, das ist bis heute noch nicht gelungen. Die Geographie ist hier in der gleichen Lage wie ganz junge Wissenschaften, wie etwa die Anthropologie, die Prähistorie, die Sozialwissenschaft.

Diesen Übergangszustand möglichst bald zu überwinden, die Merkmale der Unreife möglichst gründlich abzustreifen, muß das angelegentliche Bestreben aller Fachvertreter sein. Mit besonderem Danke begrüßen wir daher die Möglichkeit, vor einem so ansehnlichen Gerichtshof wissenschaftlich Gebildeter unsere Auffassung darzulegen und, so viel an uns ist, die brennenden Prinzipienfragen ihrer Lösung entgegenzuführen.

1.

Die Grundfrage ist bereits gelöst; es brauchen nur noch die Folgerungen gezogen zu werden. Die Stellung der Erdkunde im System der Wissenschaften hat Alfred Hettner in vollkommen überzeugender Weise festgelegt. Man kann eine Gruppe von konkreten Wissenschaften unterscheiden, wozu neben den beschreibenden Naturwissenschaften die Völker- und Staatenkunde, die Wirtschaftslehre, die Sprach-, Religions- und Kunstwissenschaft gehört. In allen diesen Wissenschaften lassen sich die Gegenstände je von drei verschiedenen Standpunkten aus betrachten, entweder nach ihren sachlichen Eigenschaften oder nach ihrer zeitlichen Entwicklung oder nach ihrer räumlichen Anordnung. Das erste ist die systematische, das zweite die geschichtliche, das dritte die geographische Betrachtungsweise.

Natürlich steht es jedem Vertreter der einzelnen systematischen Wissenschaften frei, die dreifache Betrachtungsweise gleichzeitig an seinem Gegenstande durchzuführen, also nebenbei auch historisch und geographisch zu arbeiten. Allein anerkanntermaßen genügt es nicht, daß der Jurist Rechtsgeschichte, der Nationalökonom Wirtschaftsgeschichte, ein anderer Kriegs- und Staatengeschichte, Kunst-, Literatur- oder Religionsgeschichte betreibt. Es muß auch eine Universalgeschichte geben, und dazu bedarf es besonderer Historiker, deren Lebensberuf es ist, die Entwicklung der Gesamtkultur nach allen ihren Zweigen und deren gegenseitigem Ineinandergreifen durch die einzelnen Zeitalter hindurch zu erforschen und zur Darstellung zu bringen.

Was für die Geschichte, die Zeitwissenschaft, gilt, das gilt ebenso für die Raumwissenschaft, die Geographie. Es genügt nicht, daß der eine die Gestaltung der Erdrinde, ein anderer die



Verbreitungsverhältnisse der Pflanzenwelt, ein dritter die räumliche Anordnung der Menschenrassen, der Völker und Staaten, der Wirtschafts- und Siedlungsformen je über den ganzen Erdball verfolgt. Es bedarf noch der Untersuchung und Darstellung, wie alle die einzelnen Erscheinungsreihen innerhalb der einzelnen Erdräume zusammenwirken und ineinandergreifen. Dies ist die Lebensaufgabe des Geographen. Mit anderen Worten: die Geographie ist ihrem Wesen nach nichts anderes als Länderkunde, dasselbe, was ein Herodot, ein Ptolemäus und Strabo, was Sebastian Münster und Karl Ritter getrieben haben und was man auch im gewöhnlichen Leben allgemein unter Geographie versteht.

Die neuere wissenschaftliche Auffassung der Geographie unterscheidet sich von der vulgären nur durch Merkmale, die im Begriff der Wissenschaft selber liegen. Sie kann sich nicht begnügen mit den einfachsten, an der Oberfläche liegenden geographischen Tatsachen, wie sie für manche praktischen Zwecke ja wohl ausreichend sein mögen; sie muß wie jede Wissenschaft nach Gründen fragen, den Ursachen der Erscheinungen nachforschen. Da die einzelnen Erscheinungsreihen, wie Klima, Boden, Pflanzenwelt, menschliche Wirtschaft, Siedlung und Verkehr, in mancherlei Wechselwirkung stehen, so führt die kausale Betrachtungsweise ganz von selbst zu einer besonders innigen Verknüpfung der verschiedenen Erscheinungsreihen, und es kommt so das in sich geschlossene, harmonische Landschaftsbild zustande, das jedem Geographen als begeisterndes Ziel vorschweben muß und das bei der zergliedernden Betrachtungsweise der einzelnen systematischen Wissenschaften so leicht verloren geht. Und da die Ursachen der gegenwärtigen Zustände großenteils in der Vergangenheit liegen, kommt mit der kausalen zugleich die genetische Auffassung, der entwicklungsgeschichtliche Gedanke, kommt ein historischer und erdgeschichtlicher Zug in die Geographie herein, der dem Fernerstehenden leicht als Fremdkörper erscheinen mag. Der Geograph darf den neu errungenen Standpunkt schon deshalb nicht preisgeben, weil die erklärende, an die Entwicklungsgeschichte anknüpfende Beschreibung meistens zugleich die beste, anschaulichste und bei aller Kürze inhaltreichste Beschreibung überhaupt ist. Wenn ich von einem Vulkan, einem Maare, einem glazialen Trogtal, einem Kar, einer Anschwemmungsküste, einer Kliffküste, einem Waldhufendorf rede, so habe ich damit jedesmal die Entstehung angedeutet, zugleich aber dem Kenner eine solche Fülle von Merkmalen dargeboten, wie sie eine rein formale Beschreibung niemals in gleicher Kürze enthalten könnte.

So klar und einfach die Auffassung der Geographie als Länderkunde ist, so ist sie doch im Rahmen des allgemeinen Systems der Wissenschaften völlig neu und muß sich gegenüber älteren Formulierungen, die heute noch nicht ganz überwunden sind, erst durchsetzen. Bei der Wiederentdeckung der Geographie als Wissenschaft suchte man begreiflicherweise die Ziele möglichst hoch zu stecken. Man knüpfte an die Problemstellung an, wie sie im Altertum Anaximander von Milet und Pythagoras, wie sie später Varenius, Immanuel Kant und Alexander von Humboldt sich zu eigen gemacht hatten; man trieb allgemeine Geographie im Sinne einer Wissenschaft von der Erde, wozu der Name „Geographie“ oder

„Erdkunde" noch besonderen Anreiz bot. Also nicht bloß Raumwissenschaft, sondern zugleich systematische Wissenschaft vom Erdganzen sollte sie sein. Nun ist eine solche allumfassende Wissenschaft von dem Planeten, auf dem wir leben, gewiß ein erhabener Gedanke; allein für seine Durchführung wäre heute auch Humboldts Geist an Spannweite nicht mehr ausreichend. Die allgemeine Erdwissenschaft müßte neben einem tüchtigen Stück Astronomie die höhere Geodäsie, die gesamte Geophysik, mindestens die gesamte allgemeine Geologie, daneben die Völkerkunde und eine Reihe von Geisteswissenschaften umfassen. Jede dieser Disziplinen ist inzwischen zur selbständigen Wissenschaft herangewachsen, die für sich allein imstande ist, ein ganzes Menschenleben auszufüllen. Sie alle nebeneinander gründlich zu betreiben, ist heute ein Ding der Unmöglichkeit, und es besteht auch gar kein Bedürfnis dafür, da jede von ihnen längst in guten Händen ist. Trotzdem wirkt die fehlerhafte Begriffsbestimmung immer noch nach und bringt die Geographie in den falschen Verdacht einer Allerweltswissenschaft, die alles mögliche und nichts gründlich betreibt.

Freiherr Ferdinand von Richthofen war der erste, der gegenüber solchen allzu hoch gesteckten Zielen seine geographische Meisterschaft in der Beschränkung bewährt hat. Er erkannte, daß die Grenzen der Geographie viel enger gezogen werden müssen, und er hat sie in der praktischen Durchführung bereits ganz ähnlich gezogen, wie dies die neue Richtung tut; sie kann ihn geradezu als ihr Vorbild in Anspruch nehmen. Allein nach dem treffenden Ausdruck dafür hat er vergeblich gerungen. Die Geographie als „Lehre von der Erdoberfläche" ist keine glückliche Wendung; sie läßt die verschiedensten Deutungen zu, und ganz entgegengesetzte Auffassungen, teils viel zu einseitige, teils viel zu weite, konnten sich auf sie berufen.

Für uns ist die Länderkunde der Kern, ja das eigentliche Wesen der Geographie, und die allgemeine Geographie ist nichts als Einleitungswissenschaft; sie hat die Aufgabe, alle diejenigen Kenntnisse zu vermitteln, die für das Verständnis und den kunstgerechten Betrieb der Länderkunde erforderlich sind. Sie tritt damit in eine dienende Stellung zurück und muß sich von den Bedürfnissen der Länderkunde ihre Aufgaben vorschreiben lassen. Diese sind weit bescheidener, als das abgelehnte Programm einer allgemeinen Wissenschaft von der Erde sie verlangt.

Mit dieser strafferen Zusammenfassung glauben wir auch unserer akademischen Aufgabe am besten zu dienen. Denn wenn im Lauf der letzten Jahrzehnte allenthalben an deutschen Hochschulen Lehrstühle der Geographie errichtet worden sind, so geschah das schwerlich, um enzyklopädische Kompilationen aller auf die Erde bezüglichen Wissenschaften vortragen zu lassen, vielmehr um die heute doppelt notwendige Kenntnis fremder Länder und die vertiefte Kenntnis des eigenen Vaterlandes und damit auch die Liebe zu ihm zu vermitteln und in weiten Schichten auszubreiten.

2.

Auch bei solcher Selbstbeschränkung bleibt die Geographie nicht von der Auflage befreit, ihr Arbeitsfeld in weitem Umfang mit den Nachbarwissenschaften zu teilen und sich somit fast beständig auf Grenzgebieten zu bewegen. Wer ein Land beschreiben will, muß die eigentümliche Gestaltung der



festen Erdrinde und die Verteilung der Gewässer beschreiben, er muß Klima und Pflanzendecke berücksichtigen, muß sich eingehend auch mit den Bewohnern und deren Werken beschäftigen, schon deshalb, weil sie der Kulturlandschaft die entscheidenden Züge aufgeprägt haben. Die Geographie teilt geradezu jedes ihrer Objekte mit anderen Wissenschaften: das liegt in der Natur der Sache und läßt sich nicht ändern, mögen sich auch noch so verwickelte und unbequeme Rechtsverhältnisse daraus ergeben.

Die Geschichtswissenschaften sind in einer ähnlichen und doch weit günstigeren Lage. Die ältesten Perioden der Erdgeschichte bis zum Erscheinen des Menschen sind ausschließlich Sache des Geologen; die Urgeschichte behandelt der Prähistoriker nach eigenen Methoden, und nur die jüngsten Perioden bleiben dem eigentlichen Historiker überlassen. Hier spielen die natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche nur noch eine untergeordnete Rolle, und so kann der Historiker auf eine engere Fühlung mit den Naturwissenschaften ungestraft verzichten. Diese Arbeitsteilung ist eine wesentliche Erleichterung. Der Geograph hat es nicht so gut; er hat es, ob er nun Mitteleuropa oder die Südseeinseln, ob er Tropenlandschaften oder solche des gemäßigten Gürtels zu seinem Arbeitsgebiet erwählt, stets mit der Natur und dem Menschen zu tun, und ist dadurch zu einer fast beängstigenden Vielseitigkeit gezwungen.

Freilich verfährt die Länderkunde nicht mehr in der naiv dilettantischen Weise, daß planlos alles nur Erdenkliche herbeigezogen wird, was innerhalb des einzelnen Erdraums irgendwie „sehenswürdig“ oder sonst „bemerkenswert“ erscheint. Es lassen sich recht wohl feste Grundsätze dafür aufstellen, was geographisch bedeutsam ist und was nicht; auch aus der Geographie der einzelnen Erscheinungsreihen entnehmen wir für die Länderkunde nur eine Auswahl nach ganz bestimmten Gesichtspunkten. Aber Unmögliches hat man versucht, wenn man jene Grenzgebiete so aufteilen wollte, daß ein bestimmter Anteil dem Geographen, ein anderer dem Vertreter der entsprechenden systematischen Wissenschaft als selbständiges Arbeitsgebiet zufällt. So wollte man die Klimatologie ausschließlich der Geographie vorbehalten; die Physik sollte sich auf die Meteorologie beschränken. Die Verbreitung der einzelnen Wirtschaftsformen über die ganze Erde sollte lediglich Sache des Nationalökonomen sein, der Geograph sollte sich nur mit den wirtschaftlichen Verhältnissen der einzelnen Erdräume beschäftigen oder gar nur mit den natürlichen Grundlagen der menschlichen Wirtschaft. Mit dem gleichen Recht könnte man verlangen, daß der Botaniker sich auf die Verbreitung der einzelnen Sippen, der Geograph auf die botanische Ausstattung der einzelnen Erdräume beschränkt. Solche künstlich aufgerichteten Schranken sind nur dazu da, um von beiden Seiten beständig übersprungen zu werden. Man muß sich ein für allemal damit abfinden, daß alle diese Grenzgebiete unteilbare Kondominate sind, mit allen Unbequemlichkeiten dieses eigentümlichen völkerrechtlichen Verhältnisses, Arbeitsfelder, zu deren Beackerung jede der beiden Nachbarwissenschaften gleiches Anrecht hat. Der Unterschied besteht nur darin, daß der Geograph anders betont als der Systematiker, daß er auf das landschaftlich Bedeutsame und geographisch Wirksame besonderen Nachdruck legt und andere Dinge, mö-

gen sie von sonstigen Gesichtspunkten aus noch so bemerkenswert sein, in den Hintergrund treten läßt.

Zur Länderkunde gehört vor allem die Länderbeschreibung. Der Geograph hat daher in erster Linie alles das zu berücksichtigen, was einen wesentlichen Bestandteil der unmittelbar sinnlich wahrnehmbaren Landschaft ausmacht; das verstehen wir unter dem landschaftlich Bedeutsamen. Um die volle Würdigung dieses Gesichtspunkts hat sich besonders Otto Schlüter verdient gemacht. Daneben gibt es aber eine große Anzahl von Tatsachengruppen, die ohne unmittelbar in der Landschaft hervorzutreten, durch ihre Wirksamkeit gegenüber anderen Erscheinungsreihen um so bedeutungsvoller werden. Dazu gehören z. B. klimatologische Werte wie Luftdruck, mittlere Luftwärme, mittlere Niederschlagshöhen oder auch kulturgeographische Erscheinungen wie politische Grenzen, Verbreitung der Sprachen, der Religionsbekenntnisse. Das verstehen wir unter dem geographisch Wirkungsvollen.

Das Rechtsverhältnis des Kondominats erleidet nur ganz wenige Ausnahmen. Gewisse Grenzgebiete sind bisher von den systematischen Wissenschaften vernachlässigt und der Geographie zur alleinigen Bearbeitung überlassen worden; kraft eines vorläufigen Verzichts gelten sie daher einstweilen als deren alleiniges Eigentum. Aber dieses Verhältnis ist jeden Tag kündbar. So hat im Altertum und bis tief in die Neuzeit herein die Topographie, die Feststellung der Lageverhältnisse, als wichtigster und unveräußerlicher Bestandteil der Geographie gegolten; dasselbe galt bis vor kurzem für die Völkerkunde. Heute sind sie beide zu selbständigen Disziplinen herangewachsen. Die politische Geographie, als Wissenschaft erst vor zwei Jahrzehnten von dem Geographen Friedrich Ratzel ins Leben gerufen, wird neuerdings durch den Schweden Kjellén energisch und mit Erfolg für die neue Wissenschaft der Staatenkunde in Anspruch genommen, und nicht minder eifrig wird jetzt unter der Marke der Weltwirtschaft von nationalökonomischer Seite Wirtschafts- und Verkehrsgeographie getrieben. Die Nachbarwissenschaften machen damit nur von ihrem guten Rechte Gebrauch.

Im Alleinbesitz der Geographie befindet sich augenblicklich nur noch die Geomorphologie und die Siedlungsgeographie. Die Geomorphologie oder die Lehre von den Formen der Erdoberfläche und ihrer Entstehung muß grundsätzlich als ein Grenzgebiet zwischen Geographie und Geologie anerkannt werden. Aber während diese Disziplin für den Geologen nur untergeordnete Bedeutung hat und bisher von seiner Seite nur wenig beachtet wurde, ist sie für den Geographen die unerläßliche Grundlage jeder länderkundlichen Darstellung. Seit ihrer Entdeckung durch Oskar Peschel und ihrem ersten Ausbau durch Ferdinand v. Richthofen und Albrecht Penck wird sie daher von den Geographen aufs eifrigste gepflegt, und man darf wohl sagen, mit glänzendem Erfolg. Aber unbestrittener Alleinbesitz ist sie schon jetzt nicht mehr. Bereits haben einzelne Geologen begonnen, von dem gemeinsamen Grenzgebiet auch ihrerseits Besitz zu ergreifen, und in der Folge wird dies sicher noch in größerem Umfang geschehen; eine Mitarbeit, über die wir uns nur freuen können. Ebenso kann eines Tages die Siedlungskunde als eigene Wissenschaft erstehen und von der älteren Schwesterwissenschaft ihren

Anteil an der Siedlungsgeographie fordern.

So dürfte bald von den sämtlichen Erscheinungsreihen, mit denen es die Länderkunde zu tun hat, keine einzige mehr der Geographie zur alleinigen Bearbeitung zur Verfügung stehen. Aber auch dann bleibt dem Geographen noch ein großes, selbständiges Arbeitsfeld; das ist die Verknüpfung der verschiedenen Erscheinungsreihen. Sie kann im Rahmen der Länderkunde, aber auch in Form von besonderen Einzeluntersuchungen erfolgen.

Die Länderkunde macht niemand dem Geographen streitig. Wenn sich ein anderer darin versucht, so ist er sich bewußt, in diesem Augenblick als Geograph tätig zu sein, und eine kunstgerechte Ausführung wird schwerlich gelingen ohne die besondere geographische Vorbildung, zu der die gleichzeitige Beherrschung einer Reihe von Grenzgebieten ganz wesentlich gehört.

Eine solche vielseitige Vorbildung befähigt aber auch allein zu einer bestimmten Klasse von Einzeluntersuchungen, deren Eigentümlichkeit in der Verknüpfung scheinbar entlegener Erscheinungsreihen besteht. So ist es zwar für jeden Botaniker selbstverständlich, daß er, um die Verbreitung einer beliebigen Pflanzenart zu erklären, auf Klima- und Bodenverhältnisse zurückgreifen muß. Ebenso ist jedem Statistiker wohlbekannt, durch welche Ursachen eine örtliche Zusammenballung der Bevölkerung bedingt sein kann: hohe Bodenfruchtbarkeit, Vorkommen von mineralischen Bodenschätzen, günstige Verkehrslage, politische Begünstigung, und daß er sich mit all diesen Verhältnissen vertraut machen muß, um das Problem zu lösen. Aber es gibt auch entferntere und weniger auf der Hand liegende Beziehungen. So lassen sich ganz unerwartete Zusammenhänge erkennen zwischen Pflanzengrenzen und Siedlungsgrenzen. In den Tropenländern knüpft sich eine dichtere Bevölkerung, wie besonders Ratzel gezeigt hat, stets an die Steppen- und Savannengebiete; die weiten Regenwaldgebiete sind fast menschenleer. Die Verbreitung der Araber zeigt gewisse Beziehungen zur Verbreitung der Dattelpalme, oder um ein Beispiel aus der Nähe zu wählen: die Grenzen des fränkischen Nadelholzgebiets fallen annähernd zusammen mit dem rätischen und obergermanischen Limes des einstigen Römerreiches. Besonders merkwürdige Beziehungen bestehen auch zwischen Siedlungsformen und bestimmten Ortsnamenformen, weiterhin zwischen vorgeschichtlicher Besiedlung und andererseits der Verbreitung bestimmter Pflanzengruppen und bestimmter Niederschlagsverhältnisse, Zusammenhänge, die auf den Gang der Besiedlungsgeschichte und damit auf die Grundlagen der heutigen Siedlungsverhältnisse überraschende Lichter werfen. Kaum jemand anders als der Geograph ist in der Lage, alle diese Zusammenhänge überhaupt zu bemerken, geschweige denn zu enträtseln. Der Naturforscher hat in der Regel mit der Geschichte und Völkerkunde, der Historiker mit den Naturwissenschaften zu wenig Fühlung. Für den Geographen liegt hier eines der lohnendsten Arbeitsgebiete, wo er seinen Scharfsinn üben und den Vorteil seiner vielseitigen Vorbildung ausnützen kann. Hier winkt ihm reiche Beute an neuen, nur ihm allein zugänglichen Entdeckungen.

3.

Für die Selbständigkeit und das Ansehen einer Wissenschaft ist es besonders förderlich, wenn sie neben einem



gut abgegrenzten Stoffgebiet auch über besondere Arbeitsweisen verfügt, die ihr alleiniges geistiges Eigentum und nur dem Fachmann erreichbar sind, so wie etwa die Medizin, die Physik und Chemie, die biologischen Wissenschaften mit ihren mikroskopischen und experimentellen Untersuchungsmethoden oder die Geologie mit ihrer paläontologischen Methode. Auch nach dieser Richtung nimmt die Geographie eine kaum beneidenswerte Sonderstellung ein: sie ist besonders reich an Methoden, aber arm an solchen, auf die sie ein ausschließliches Anrecht besitzt.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man glaubt, die erwünschte Arbeitsteilung etwa in der Weise durchführen zu können, daß die einzelnen Grenzgebiete von den Vertretern der entsprechenden systematischen Wissenschaften je mit ihren besonderen geologischen, botanischen, physikalischen, historischen, vom Geographen aber ausschließlich mit geographischen Methoden zu bearbeiten wären. Damit würde man zu jenem unerträglichen Zustande zurückkehren, daß jeder seine eigene Methode für die alleinseligmachende hält, daß man z. B. in vorgeschichtlichen Fragen, wie das der treffliche Viktor Hehn getan hat, vom philologischen Standpunkt aus für falsch erklärt, was von einem anderen, etwa dem archäologischen, unzweifelhaft feststeht. Es gibt nur eine Wahrheit, und sie muß mit allen verfügbaren Erkenntnismitteln gesucht werden. Wer auf einem Grenzgebiet selbständig forschen will, muß sich auch mit den Methoden der Nachbarwissenschaft unbedingt vertraut machen. Aus der großen Zahl der geographischen Grenzgebiete ergibt sich damit für die Geographie eine noch größere Vielheit von Methoden, die den Nachbarwissenschaften zu entlehnen sind.

Daneben verfügt die Erdkunde allerdings noch über einige besondere Forschungs- und Darstellungsmethoden, auf die ihr ein geistiges Eigentumsrecht unzweifelhaft zusteht. Allein auch sie verbürgen noch nicht die unabhängige Stellung der Geographie. Teils gehören sie nicht mehr ihr allein an, teils sind sie nur in Verbindung mit anderen Methoden verwendbar.

Die kartographische Methode oder die Kunst, sich in Form eines Grundrisses eine genaue Übersicht über beliebige räumliche Verhältnisse an der Erdoberfläche zu verschaffen, war von jeher mit der Geographie aufs engste verbunden und wird noch heute von ihr als vornehmstes und unschätzbares Darstellungsmittel und neuerdings, seit die Land- und Seekartenwerke großen Maßstabs vorliegen, immer mehr auch als Forschungsmittel benutzt. Aber die Verbindung mit der Geographie hat sich gleichwohl gelockert. Aus der Kartographie ist eine eigene technische Wissenschaft in Verknüpfung mit der Geodäsie geworden, und zugleich ist ihre Handhabung in so weite Kreise gedrungen und findet so mannigfaltige Verwendung für technische und wissenschaftliche Zwecke aller Art, daß man von einer rein geographischen Methode hier längst nicht mehr sprechen kann.

Daß die Geographie sich eine eigene Kunstsprache geschaffen hat und sie zu immer größerer Klarheit und Schärfe auszuarbeiten strebt, daß sie ihr Gebiet, das ist die Erdoberfläche, durch Gliederung in „natürliche Landschaften“ zu bemeistern sucht, vermag ihr ebensowenig eine besondere Stellung zu verschaffen; ganz dasselbe tun auch andere Wissenschaften auf ihrem Gebiete.

Etwas der Geographie Eigentümliches scheint dagegen die jetzt sehr viel angewandte sogenannte morphologische Methode. Sie besteht darin, daß man aus den Formen der Erdoberfläche unmittelbar auf die Art ihrer Entstehung zurückschließt. Man schließt z.B. aus dem Vorkommen von Flußterrassen auf wiederholte, durch eine Ruhelage unterbrochene Talvertiefung, aus einer bestimmten Form des Talquerschnitts auf ehemalige Vergletscherung, aus bestimmten Küstenformen auf Küstenzerstörung durch die Meeresbrandung oder auch auf Küstenhebung und Küstensenkung. Auch die vielgenannte „deduktive" Methode der Amerikaner unter Führung von W. M. Davis ist nichts anderes als die morphologische Methode in etwas abenteuerlicher Verschleierung. — Die Anwendung der morphologischen Methode erfordert besondere Vorsicht und Besonnenheit: sie hat der Geographie die überraschendsten Erfolge, aber auch manche empfindliche Niederlage gebracht. Wir müssen uns darüber klar sein, daß die Gefahr des Zirkelschlusses hier ganz besonders naheliegt: aus den Formen der Erdoberfläche schließen wir auf gewisse Vorgänge, und diese Vorgänge sollen ihrerseits wieder die Oberflächenformen erklären. Nach gesunden wissenschaftlichen Grundsätzen darf die morphologische Methode immer nur ein Notbehelf sein; stets muß es unser Bestreben sein, die Vorgänge, durch die wir die Formen erklären wollen, womöglich anderweitig, namentlich auf geologischem Wege, nachzuweisen. Es war daher gegenüber Oskar Peschel ein bedeutender Fortschritt, wenn Ferdinand von Richthofen die Morphologie entschieden auf geologische Grundlage stellte, und ebenso gewiß ist es ein Rückschritt, wenn sich die amerikanische Schule aufs neue darauf versteift, ganz ohne geologische Hilfsmittel, ausschließlich mit rein geographischen Methoden Morphologie treiben zu wollen.

Übrigens ist die morphologische Methode nur ein spezieller Fall des auch sonst geübten Rückschlusses aus der geographischen Gegenwart auf die historische Vergangenheit. So schließt man in gewissen Fällen aus der Verbreitung der Pflanzen auf deren Einwanderungsgeschichte, aus gewissen Tatsachen der Tierverbreitung auf ehemalige Landverbindungen zwischen den Kontinenten; so benutzt man die Verbreitung bestimmter Siedlungsformen zu Rückschlüssen auf den Gang der Siedlungsgeschichte. Solche Rückschlüsse haben stets einen besonderen Reiz; aber hinter jedem lauert die gleiche Gefahr des Zirkelschlusses, und jedesmal ist, wenn das Ergebnis nicht Hypothese bleiben soll, die Ergänzung durch eine anderweitige Erkenntnisquelle dringend geboten.

Ähnlich verhält es sich mit der ebenfalls vielgeübten und besonders fruchtbaren Methode der geographischen Vergleichung, einer besonderen Form der Induktion. Bald handelt es sich um Vergleichung verschiedener Erdräume, bald um Vergleichung verschiedener Erscheinungsreihen oder um beides zugleich; aber jedesmal sind es Verbreitungsbilder, Kartenbilder, entweder ausgeführte oder nur gedachte, die miteinander verglichen werden. Es ist nicht ganz dasselbe, was Oskar Peschel, und auch nicht, was Karl Ritter unter „vergleichender Erdkunde" verstanden hat.

Die wertvollsten Dienste leistet die Methode als Prüfstein für vermutete Zusammenhänge, die bereits auf anderem Wege erschlossen worden sind. Ein Beispiel aus der Siedlungsgeogra-



phie. Die sog. Weilersiedlungen, d. h. die Ortschaften, deren Namen die Endung -weiler als Grundwort enthalten, hat man auf römischen Ursprung zurückgeführt, weil das Wort, alt vilare, ohne Zweifel mit dem lateinischen villa zusammenhängt. Ist die Ansicht richtig, dann muß sich die Verbreitung der Weilersiedlungen auf das altrömische Siedlungsgebiet beschränken. Dies trifft am Mittelrhein tatsächlich zu, aber gar nicht in Franken, wo die Ortsnamen mit der Endung -weiler beträchtlich über den römischen Limes hinausgreifen, und auch nicht im Schwarzwald, wo sie häufig sind in einem Gebiet, das nachweislich erst im Mittelalter gerodet wurde. Die Hypothese hat die Probe durch das Kartenbild nicht bestanden.

Weit häufiger wird aus der Übereinstimmung der Verbreitungsbilder selbst erst ein innerer Zusammenhang erschlossen. Legt man sich eine Karte über die Verbreitung des Nomadentums an und vergleicht sie mit einer pflanzengeographischen Karte, so stellt sich heraus, daß die nomadische Lebensweise an Wüsten- und Steppenländer gebunden ist. Sie ist demnach eine Anpassung an die Landesnatur und nicht, wie schon die Griechen lehrten und wie die Schulmeinung bisher allgemein annahm, eine Kulturstufe, die angeblich jedes Volk zu durchlaufen habe; sie ist, wie Eduard Hahn gezeigt hat, ein geographisches, kein geschichtliches Phänomen.

Aber nicht immer ist der Zusammenhang so eindeutig. Oft wird auf Grund einer nur beiläufigen Übereinstimmung ein bestimmter Zusammenhang vermutet, der sich dann bei genauerer und umfassenderer Anwendung der vergleichenden Methode als nicht stichhaltig erweist. Im Bereich alemannischer Siedlung treten Ortsnamen mit der Endung -ingen besonders häufig auf, ebenso häufig im fränkischen Siedlungsgebiet die Namen auf -heim. Auf Grund dieser und ähnlicher Beobachtungen hat Wilhelm Arnold eine eingehende Siedlungsgeschichte deutscher Landschaften aufgebaut und ist damit zu Ergebnissen gelangt, die sich in wesentlichen Beziehungen als verfehlt erwiesen haben. Dagegen bestätigt sich durch Vergleichung mit der archäologischen Fundkarte, die Arnold verschmäht hat, daß beide Namenendungen einer sehr frühen Siedlungsperiode angehören. Während daher z. B. das Regnitztal bis Forchheim herauf zu den frühbesiedelten Gegenden zu rechnen ist, muß die Umgebung von Erlangen und Nürnberg, wo altertümliche Namen fehlen und dafür Namen auf -reut, -lohe, -bach, -dorf um so häufiger sind, erst im Mittelalter gerodet worden sein, wie überhaupt der größte Teil von Mittelfranken. Diesem Umstand verdankt man die zahllosen, weit auseinandergezogenen, oft so malerisch zwischen die Wälder und Obstgärten eingestreuten kleinen Weiler und auch eine eigentümliche Flureinteilung, die eine Zersplitterung des Grundbesitzes und das Überhandnehmen kleinbäuerlicher Verhältnisse weniger begünstigt, als dies in den großen geschlossenen Dörfern des älteren Kulturlandes am Rhein, Main und Neckar der Fall ist.

Der überaus häufige methodische Fehler, daß man sich mit der ersten besten Lösung begnügt und sie durch die geographische Übereinstimmung ohne weiteres für erwiesen hält, läßt sich meist nur durch eine sorgfältige sachliche Untersuchung beseitigen, wobei außergeographische Methoden nicht zu entbehren sind. August Grisebach hat den geistvollen Gedanken



gehabt, die Grenzlinien der einzelnen Pflanzenareale mit der von Humboldt erdachten Methode der Isothermen zu verknüpfen. Schon diese Leistung allein hätte genügt, ihm einen dauernden Platz unter den bahnbrechenden Förderern der Pflanzengeographie zu sichern. Deckt sich eine Pflanzengrenze, wie z. B. die Polargrenze des Weinstocks in Mitteleuropa, mit einer Isotherme des wärmsten Monats, so ist anzunehmen, daß der Pflanze hier durch ungenügende Sommerwärme ein Ziel gesetzt ist. Entspricht sie einer Isotherme des kältesten Monats, wie etwa die Ostgrenze der Stechpalme in Deutschland, so ist auf Frostempfindlichkeit zu schließen. Mit vollem Recht hatte Grisebach ursprünglich die Forderung aufgestellt, die vorgenommene Deutung des geographischen Zusammenhangs müsse jedesmal durch unmittelbare botanische Beobachtung erst bestätigt werden; erst dann sollte die betreffende Pflanzengrenze als klimatisch bedingte „Vegetationslinie" gelten. In unseren beiden Fällen ist die Bestätigung einfach: die Erfahrung lehrt, daß die Rebe jenseits ihrer Polargrenze die Beeren nicht mehr genügend zur Reife bringt, und die Stechpalme geht, wenn sie außerhalb ihres natürlichen Verbreitungsgebiets gepflanzt wird, leicht durch Erfrieren zugrunde. Aber sehr bald hat man diese Vorsichtsmaßregel außer acht gelassen, hat blindlings jede Pflanzengrenze, wenn sie mit irgendwelcher künstlich konstruierten klimatischen Linie in annähernde Übereinstimmung zu bringen war, als „Vegetationslinie" gedeutet und sie als unmittelbare Funktion des betreffenden klimatischen Elements aufgefaßt. Auch Grisebach selbst ist von diesem methodischen Fehler nicht ganz freizusprechen. Indem man übersah, daß die geographische Übereinstimmung auch durch ganz andere, sehr mittelbare Zusammenhänge bedingt sein, daß sie auch reiner Zufall sein kann, ist man zu zahllosen Fehlschlüssen gelangt. Eine solche einseitige und fehlerhafte Anwendung der geographischen Vergleichung ist es z. B., wenn man die Waldgrenze auf der nördlichen Halbkugel durch die mittlere Juliwärme von 10° bestimmt sein läßt. Die behauptete Übereinstimmung mit der Isotherme ist ohnehin nur eine sehr beiläufige, und die genauere botanische Untersuchung lehrt, daß hier viel zu mannigfaltige und verwickelte Verhältnisse obwalten, als daß sie durch bloße Vergleichung mit irgendwelchen Linien gleicher mittlerer Luftwärme erfaßt werden könnten.

Ein Fall vorschnellen Schließens aus bloßer geographischer Übereinstimmung auf einen ganz bestimmten Zusammenhang war es auch, wenn man früher die Wüstenländer der Erde allgemein als alte Meeresbecken auffaßte, nur wegen des Reichtums an Sand- und Salzböden und der weithin ebenen Gestalt. Heute sehen wir in dem allen nur die Folge des durch die planetarische Lage bedingten trockenen Klimas. Verschärfte geographische Vergleichung, verbunden mit klimatologischen, morphologischen, geologischen, pflanzengeographischen Beobachtungen hat uns zu der neuen Erkenntnis geführt.

So sehen wir überall, wie die Methode der geographischen Vergleichung erst der Ergänzung und Nachprüfung durch fremde Methoden bedarf. Sie erfüllt ihren Zweck in erster Linie als heuristisches Prinzip. Das tut ihrem Werte keinen Eintrag. Auf den richtigen Weg zu leiten, ja auch nur neue Probleme zu finden und zu neuartigen



Gedankengängen anzuregen, kann für das Leben und den Fortschritt der Wissenschaft mindestens ebenso fruchtbar sein wie die abschließende Lösung einer gegebenen Frage.

Es hebt aber auch die Selbständigkeit der Geographie nicht auf, wenn sie mit fremden Methoden zu arbeiten gezwungen ist. Nicht die Methode, die Fragestellung macht das Wesen der einzelnen Wissenschaft aus, und gerade dadurch unterscheidet sich die Wissenschaft vom Handwerk, daß sie keine mechanische Arbeitsteilung kennt, daß sie sich nicht an ein bestimmtes Handwerkszeug bindet. Der Schmied arbeitet mit Hammer und Amboß, der Schlosser mit Schraubstock und Feile, der Bader mit Pflaster und Schröpfkopf; aber der wissenschaftlich ausgebildete Arzt verwendet je nach Bedürfnis neben den rein medizinischen auch die allerverschiedensten physikalischen, chemischen, biologischen Methoden. Nicht minder erfolgreich bedient sich der Jurist, der Theologe historischer und philologischer Methoden, und gerade die Herübernahme fremder Methoden in die eigene Wissenschaft hat häufig bahnbrechend gewirkt und entscheidende Fortschritte begründet.

Die besonders vielfältige Berührung mit anderen Wissenschaften ist das Kreuz der Geographie, aber auch ihre Zierde. Sie bringt viel Arbeit und Unruhe und birgt auch eigentümliche Gefahren; aber sie bewahrt vor Enge und Einseitigkeit. Der Behagliche und Denkträge und vor allem, wer zur Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit neigt oder wer die Wissenschaft nur als ein Virtuosentum des Gedächtnisses auffaßt, der wird in der Geographie noch weniger Lorbeeren ernten als anderswo. Aber wer den Dingen gerne auf den Grund geht, wer zugleich beweglichen Geistes ist und die Mühe und Verantwortung nicht scheut, sich je nach Bedürfnis bald in naturwissenschaftliche, bald in geisteswissenschaftliche Probleme und Methoden einzuarbeiten und zu vertiefen, der mag es mit der Geographie versuchen; er wird lohnende Arbeit die Fülle finden.

Das Lektorat und die Ausbildung der Neuphilologen.

Von Ernst Werner.

1.

Es ist in diesen Tagen eine undankbare Aufgabe, für die bessere Gestaltung des neusprachlichen Unterrichts einzutreten. Handelt es sich doch dabei in erster Reihe um die Sprache der Franzosen und Engländer, die bestrebt sind, das staatliche, wirtschaftliche und kulturelle Leben unseres Volkes zu zerstören. Man ist wenig geneigt, die Werke ihrer Dichter und Denker als wertvollen Bildungsstoff für unsere Jugend anzusehen, und fordert statt dessen gründlichere Beschäftigung mit der Muttersprache, mit dem eigenen Schrifttum.

Aber wollte man sich wirklich die Freude an Shakespeare, Carlyle und Dickens verderben lassen, so würde dieser Verzicht doch nichts an der Tatsache ändern, daß wir gegenwärtig mehr als je auf das Ausland angewiesen sind und uns den aus dieser Lage sich ergebenden Notwendigkeiten nicht entziehen können.

Schon während des Krieges wurde zugestanden, daß sich manche Irrtümer hätten vermeiden lassen, wenn man



nicht nur die staatlichen Einrichtungen, die wirtschaftlichen Verhältnisse, sondern auch die Seelenverfassung unserer Nachbarn besser gekannt hätte. So bekennt z. B., um eine amtliche Kundgebung aus dem dritten Kriegsjahr anzuführen, die Denkschrift des preußischen Kultusministeriums über die Förderung der Auslandsstudien (abgedruckt in der Internat. Monatsschrift XI 514 ff.): „Der Krieg hat auch die, die die es noch nicht wußten, darüber aufgeklärt, wie erschreckend unsere Unkenntnis ausländischen Denkens gewesen ist.“

Wenn schon damals, bei Aussicht auf günstigen Verlauf des Krieges, Auslandsstudien in gesteigertem Umfang für nötig angesehen wurden, wieviel mehr unter gegenwärtigen Verhältnissen!

Es soll nicht verkannt werden, daß die Denkschrift vor allem staatswissenschaftliche Kenntnisse, und zwar des Auslandes in weitestem Sinne, im Auge hat, aber unsere nächsten Nachbarn in Westeuropa nicht ausschließt und die Erwerbung der erforderlichen Sprachkenntnisse als unentbehrliche Vorstufe voraussetzt. Den Grund zu einem Wissen letzterer Art legt an der höheren Schule der Neuphilologe. Ihm sollen Sprache und Dichtung, aber auch das Geistesleben der Völker, deren Sprache er lehrt, vertraut sein. Doch es ist ihm gegenwärtig, und wohl noch lange, verwehrt, diese Kenntnisse an der Quelle zu schöpfen. Daher gewinnen die Ausbildungsmöglichkeiten, die das eigene Land bietet, erhöhte Bedeutung.

In die Aufgabe, einzuführen in das Studium der fremden Sprache, teilt sich an unseren Universitäten der Ordinarius mit dem Lektor meist in der Weise, daß ersterer, häufig unterstützt von Extraordinarius und Privatdozent, vorzugsweise die geschichtliche Seite der Sprache, die ältere Zeit der Literatur pflegt, während letzterer die lebende Sprache, häufig auch die neuere Literatur lehrt. Entspricht dieser Zustand den Anforderungen, die man an die Ausbildung der Lehrer neuerer Sprachen unter gegenwärtigen Verhältnissen stellen muß?

Offenbar ist man in weiten Kreisen der Neuphilologen nicht recht von dem augenblicklichen Stand der Dinge befriedigt. Daher ist diese Frage auf der Vortagung des Allgem. Neuphilologen-Verbands behandelt worden, die als Vorbereitung für die Hauptversammlung an Pfingsten am 1. und 2. Nov. 1919 in Halle stattfand. Danach soll, nach einem Referat von Geh. Rat Voretzsch, u. a. eine Vermehrung der Lektorstellen in der Weise gefordert werden, daß je ein Deutscher und ein geborener Franzose (Engländer) nebeneinander wirken (so schon in der preußischen Ministerialverordnung vom Januar 1919 empfohlen), denen an größeren Universitäten noch Assistenten beizugeben sind.

Außerdem soll die Zahl der Professuren für romanische Philologie um zwei, die für Englisch um eine vermehrt werden. Es geht aus den Leitsätzen nicht hervor, daß einer Professur ausschließlich oder auch nur vorzugsweise die neuere Zeit (Pflege der lebenden Sprache) zugewiesen werden soll; vielmehr scheint der Wortlaut eine solche Teilung auszuschließen („eine schematische Trennung der Lehraufträge nach Sprachen oder Disziplinen müßte dabei vermieden werden“). Somit bleibt die Pflege der lebenden Sprache auch nach diesem Vorschlag dem Lektor überlassen; damit steht in Einklang, daß die Zahl der Lektoren vermehrt, u. U. auch

Unterstützung durch Assistenten ins Auge gefaßt ist.

Es ist kein Zweifel, daß durch diesen Vorschlag die Lektorübungen wesentlich gefördert werden sollen. Es erhebt sich nun die Frage, ob eine derartige Maßregel genügt, um das erstrebte Ziel zu erreichen, oder ob noch weitere Schritte erforderlich sind.

Um darauf eine Antwort geben zu können, sei die Stellung des Lektors, wie sie sich allmählich gestaltet hat, näher untersucht. Eine solche Prüfung wird dann zeigen, was von dem Lektorat in seiner jetzigen Gestalt oder auch in der geplanten Erweiterung erwartet werden darf.

2.

Zunächst sei die Art der Besetzung betrachtet.

Häufig wählte man zu Lektoren Ausländer, meist solche mit sprachlicher und literarischer Fachbildung, wenn auch nicht ausschließlich; namentlich lautliche Schulung hat manchem gefehlt, wie neuerdings Stiefel auf Grund eigener und fremder Erfahrungen hervorhebt (Phonetik im fremdspr. Unterr. an Univ. u. Schule, Zeitschr. f. frz. u. engl. Unterr. XVIII 2. Heft 1919, S. 130—35). Immerhin kann ein solcher Lektor, der in seinem Sprachgefühl einen untrüglichen Maßstab für Feinheiten der Aussprache und des Ausdrucks besitzt, namentlich den Vorgeschrittenen wertvolle Hinweise geben.

Manchmal entschied man sich indessen für einen Inländer, an dessen wissenschaftliche Vorbildung man dann höhere Ansprüche stellen konnte. Ein Deutscher, der die Schwierigkeiten der Fremdsprache gewissermaßen am eigenen Leibe erfahren hat, wird am ehesten in der Lage sein, nicht nur etwaige Verstöße, z.B. in der Lautbildung, sofort zu erkennen, sondern auch das Wesen des Fehlers aufzudecken und Anleitung zu geben, wie er vermieden werden kann. Er hat den nötigen Abstand, der ihm den Überblick über den Gegenstand gewährt, während der geborene Engländer mitten drin steht, sich über vieles, was ihm von Jugend auf vertraut ist, noch nie Rechenschaft abgelegt hat.

Indessen hat auch diese Lösung einstweilen ihre Schattenseite. Ist der deutsche Lektor einer Fremdsprache zugleich habilitiert, so wird er in erster Linie bestrebt sein, den Nachweis zu erbringen, daß er zum wissenschaftlichen Vertreter seines Faches geeignet ist. Bei der zur Zeit immer noch herrschenden hohen Bewertung der geschichtlichen Seite der Sprachforschung wird es ihm näher liegen, sein Arbeitsfeld auf dem Gebiet der älteren Sprache und Dichtung zu suchen. „Ohne einen dicken Wälzer über Zustände vergangener Jahrhunderte gilt niemand als professorabel für das Bürgerliche Gesetzbuch. Derselbe Zustand auf philologischem Gebiet. Die Sprachgeschichte, der historische Lautwandel beherrscht das gelehrte Interesse“ (C. H. Becker, Gedanken zur Hochschulreform S. 12). Das schließt natürlich nicht aus, daß ein Privatdozent erfolgreich bestrebt sein kann, seine Pflicht als Lektor zu erfüllen; aber gerade wenn er ein tüchtiger Mann ist, der etwas leistet, wird er durch eine Berufung dem Lektorat verloren gehen, sobald er sich in dieses eingelebt, sobald er wertvolle Erfahrungen gesammelt hat, die seiner weiteren Tätigkeit auf diesem Gebiet zugute kommen könnten.

Manches scheint dafür zu sprechen, einen Lehrer an einer höheren Schule mit dem Lektorat zu betrauen. Man



kann aus einer großen Zahl diejenigen auswählen, die nicht nur über gründliche Fachkenntnisse verfügen, die seinerzeit im Auslande erworben, im Lauf der Berufstätigkeit erweitert, durch Reisen ins Ausland wieder aufgefrischt worden sind, sondern die auch in der Ausübung ihres Berufes ein gewisses Lehrgeschick an den Tag gelegt haben. Was der Ausländer an der Fülle der Kenntnisse vor ihm voraus hat, wird er durch geschicktes Lehrverfahren ausgleichen können. Aber er wird angestrengt zu arbeiten haben, um aus dem vollen schöpfen zu können, namentlich wird er vermissen, daß ihm zur Ausarbeitung seiner Vorlesungen nicht die reichlicher bemessenen Ferien der Hochschullehrer zur Verfügung stehen.

Eine teilweise Entlastung von seinen Pflichten an der Schule ist unerläßlich; aber auch dann ist es ein Notbehelf, der nur für eine beschränkte Zeit am Platze ist. Denn bei längerer Dauer einer solchen Doppelstellung ist zu befürchten, daß der Oberlehrer seiner Schule entfremdet wird. Auch wenn er sich bemüht, seinen Unterricht gewissenhaft zu erteilen, so leidet doch die freie Weiterbildung im Beruf. Er versagt es sich, einen Gegenstand, der im Unterricht aufgetreten ist, zu verfolgen; statt Fragen der Erziehung nachzugehen, wenden sich in seinen Mußestunden die Gedanken der anderen Aufgabe zu. So kommt das eigentümliche Mißverhältnis zustande, daß der Oberlehrer seine Hauptkraft auf sein Nebenamt an der Universität verwendet, während die Schule, die ihm den größeren Teil seines Lebensunterhalts gewährt, sich mit dem Rest begnügen muß. Ein solcher Zustand ist auf die Länge für den Oberlehrer unbefriedigend, der Universität, die es doch nicht nötig hätte, von der Schule zu borgen, wenig würdig, daher als dauernde Einrichtung kaum anzustreben.

Nur vereinzelt findet sich die Lösung, daß ein Gelehrter sich ausschließlich der Aufgabe widmet, die Studierenden mit der lebenden Sprache vertraut zu machen. Das hat seine triftigen Gründe. Das Lektorat wird nämlich nirgends als ein vollständiger Lebensberuf gewertet, vielmehr sind die Bezüge nur so bemessen, daß ein Privatdozent sie als Beisteuer für seine Wartezeit gerne annimmt, ein Oberlehrer, der noch sein volles Gehalt empfängt, damit zufrieden sein kann, ebenso ein ausländischer Sprachlehrer, dem seine Stellung an der Universität als Empfehlung für seinen Privatunterricht dient.

3.

Mag nun auch diese Einrichtung im einzelnen noch verbesserungsfähig sein, jedenfalls besteht wohl an allen Hochschulen Gelegenheit, sich in den wichtigsten Fremdsprachen zu üben. Das Bedauerliche ist nur, daß von dieser Möglichkeit nicht in dem wünschenswerten Umfang Gebrauch gemacht wird. Es bedarf manchmal nachdrücklicher Hinweise durch den Ordinarius, und auch dann bleiben oft noch diejenigen fern, für die der Besuch am allernötigsten wäre, während strebsame Studenten zuweilen länger als für ihre unmittelbaren Zwecke erforderlich an den Lektorübungen teilnehmen. So erschien z. B. eine Kandidatin wenige Wochen vor der mündlichen Staatsprüfung erstmals beim Lektor. Ihre Kenntnisse in der Sprache waren so gering, daß sie sich vor keiner Schulklasse hätte sehen lassen können; sie fiel in der Staatsprüfung verdientermaßen durch. Noch schlimmer als Fälle wie der vorliegende, der ja seine Sühne und hoffent-



lich seine nachträgliche Abhilfe fand, sind solche, von denen Stiefel a. a. O. berichtet, daß nämlich der Kandidat trotz recht dürftiger Kenntnisse in der lebenden Sprache noch durchgelassen wird und eine Verlegenheit für den Direktor der Anstalt bildet, der er zugeteilt wird.

Diese Abneigung mancher Studierenden, sich rechtzeitig mit der Ausbildung in der lebenden Fremdsprache zu befassen, verdient wohl eine nähere Beleuchtung. Es hat den Anschein, daß manche Studenten sich bei der Auswahl ihrer Vorlesungen weniger von dem Gegenstand oder der Art des Vortrages leiten lassen als von der Erwägung, ob der Dozent auch prüft. Sie denken, es genüge, in den Vorlesungen und Übungen des prüfenden Dozenten einigen Eifer an den Tag gelegt zu haben, um bei der Prüfung über etwaige Klippen hinwegzukommen. Gewiß ist bei der Beurteilung eines Kandidaten auch der Eindruck heranzuziehen, den er etwa im Seminar oder bei sonstigen Übungen gemacht hat; bekanntlich gibt es ganz tüchtige Menschen, die eben keine Examensnaturen sind. Aber wesentlich anders als ein solcher billiger Ausgleich zwischen sonstiger Bewährung und Prüfungsleistung wäre es zu beurteilen, wenn ein Prüfender, der selbst vorzugsweise die ältere Sprache und Dichtung in seinen Vorlesungen gepflegt hat, bei günstigem Ergebnis auf diesem Gebiet mangelhafte Leistungen in der lebenden Sprache zu wenig ins Gewicht fallen ließe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß manche Studenten geradezu auf eine derartige Bewertung bauen, nicht immer mit Recht, wie obiger Fall zeigt, aber auch diese irrige Meinung ist in Rechnung zu stellen.

Daß auch die Extraordinarien diesen Mißstand empfinden, zeigen folgende Auslassungen: „Der Ordinarius hat die Pflichtkollegs zu lesen . . ., er hat die Prüfungen abzuhalten und damit über das Schicksal der Studenten zu entscheiden. . . . Die Pflichtkollegs besuchen sie überwiegend . . . bei demjenigen Mann, der sie nachher zu prüfen hat, dessen besondere Ansichten und ev. Liebhabereien sie kennen lernen und auf die sie sich rechtzeitig einstellen wollen“ (Schmeidler, Grundsätzliches zur Universitätsreform, Leipzig 1919, S. 33).

4.

Soll nun die Wirksamkeit des fremdsprachlichen Lektors in der Weise gesteigert werden, daß sie einen möglichst vollwertigen Ersatz für Aufenthalt im Ausland bietet, so kämen zunächst zwei Dinge in Betracht: Er muß eine wirkliche Lebensstellung erhalten (etwa mit dem Gehalt eines Oberlehrers) und an der Staatsprüfung beteiligt sein, soweit die lebende Sprache Gegenstand ist.

Wenn die erste dieser Forderungen erfüllt ist, kann der Lektor (was einstweilen höchstens vereinzelt der Fall ist) seinen Beruf als ausschließliche Beschäftigung ausüben. Sein wichtigstes Arbeitsfeld wird dann nicht auf einem anderen, wenn auch nur wenig abliegenden Gebiet liegen, wie bei dem Privatdozenten; seine Kraft wird nicht von seinem Hauptamt beansprucht wie beim Oberlehrer; er ist nicht vom Privatunterricht oder sonstigen Nebenverdienst in Beschlag genommen wie der ausländische Lektor. Er wird mit Muße die einzelnen Zweige seines Faches weiter ausbauen, er wird z. B. die Lautbildung — vielleicht die wichtigsten europäischen Sprachen zusammenfassend — in Vorlesungen und Übungen in der Weise behandeln, daß der junge Neu-



philologe lernt, wie er in Zukunft mit Sicherheit die Fehler seiner Schüler erkennen und richtigstellen kann. Der Lektor wird durch vertiefte Betrachtung einzelner Fragen des Wortgebrauchs, des Satzbaus zeigen, daß auch die lebende Sprache sehr wohl Gegenstand wissenschaftlicher Behandlung sein kann. Er wird auf Grund umfassender Belesenheit mit den wichtigsten geistigen Strömungen neuerer Zeit vertraut sein, er wird Bescheid wissen in der staatlichen, wirtschaftlichen und künstlerischen Entwicklung, den Anschauungen, Sitten und Gebräuchen des Landes, so daß er dem Studierenden ein Führer sein kann in der Gedankenwelt neuerer Schriftsteller, sie anregen kann, etwa im Anschluß an etwas gemeinsam Gelesenes, in Berichten und Vorträgen einzelne Hinweise weiter auszuführen. Auch wird er nicht nur zeigen, wie man beim Übersetzen in die Fremdsprache den dieser eigenen Ausdruck und Satzbau findet, sondern auch sich bereit finden lassen, schriftliche Ausarbeitungen in der Fremdsprache, seien es nun Übersetzungen oder freie Aufsätze, auf ihre Sprachrichtigkeit durchzusehen und seine Vorschläge zu einem mehr entsprechenden Sprachgebrauch einzutragen.

Ein Mann, der in diesem Umfange sich seiner Aufgabe widmen kann, ist der gegebene Vertreter des Faches in der Staatsprüfung, wenigstens soweit die lebende Sprache deren Gegenstand ist. Er wird also den Text der Klausurarbeit auswählen, diese beurteilen und im mündlichen Teil die Aussprache und Sprachfertigkeit des Kandidaten prüfen, vielleicht auch seine phonetischen Kenntnisse. Diese Anordnung hätte jedenfalls die günstige Wirkung, daß auch die minder Strebsamen veranlaßt würden, sich etwas mehr mit der lebenden Sprache zu befassen. Derartige äußere Dinge sollen gewiß nicht überschätzt, aber auch nicht ganz außer acht gelassen werden; denn man kann kaum erwarten, daß die Studierenden Einrichtungen richtig werten, die von der Universität und der Staatsbehörde erst in dritte Reihe gestellt werden.

5.

Ist jedoch das Lektorat in dieser Weise ausgestattet und ausgestaltet, dann wird es nicht schwer fallen, einen geeigneten Vertreter zu finden, der bereit ist, sich ausschließlich dieser Aufgabe zu widmen. Es wird sich empfehlen, bei der Auswahl nicht engherziger zu verfahren als früher, man wird also keine der bisherigen Möglichkeiten ausschließen, allerdings auch vom Ausländer fachwissenschaftliche Ausbildung fordern. Man mag dann, wie in Halle gefordert wurde, für Französisch und Englisch je einen Deutschen und einen Ausländer nebeneinander beschäftigen. Schon um der Verschiedenheit der Vorkenntnisse willen muß man ja die Übungen in mehrere Stufen zerlegen; außerdem darf die Zahl der Teilnehmer nicht zu groß sein, damit sich der Lektor dem einzelnen, namentlich auf dem Gebiet der Aussprache, aber auch bei sonstigen Übungen, eingehender widmen kann.

Es wäre allerdings noch zu erwägen, ob die Zeit schon gekommen ist, Engländern und Franzosen ein solches Amt zu übertragen. Sollten wirklich Deutsche aus England und Frankreich einstweilen grundsätzlich ausgeschlossen sein, so wäre dies ein ernstliches Hindernis dafür, Angehörige dieser Staaten in den öffentlichen Dienst aufzunehmen. Eine Ausnahme wäre höchstens solchen gegenüber am Platz, die



schon vor dem Krieg in gleicher Eigenschaft bei uns tätig waren. Abgesehen von letzterem Fall wird man indessen kaum vor eine solche Entscheidung gestellt sein, wenn man wirklich tüchtige Ausländer gewinnen will. Die äußeren Daseinsbedingungen, die wir als Schicksal unseres Volkes zu ertragen wissen, sind nicht verlockend für einen, der sich nicht mit uns verbunden fühlt. Dagegen finden sich unter den deutschen Lehrern, die im Ausland, namentlich in England, eine zweite Heimat gefunden zu haben glaubten, gewiß manche, die den oben entwickelten Anforderungen genügen würden. Auf diese Lösung sei hier nachdrücklich hingewiesen!

Im übrigen wird man Wert darauf legen, daß man Persönlichkeiten gewinnt, die nicht nur die Sprache im Land selbst gründlich kennen gelernt haben, sondern auch eine gewisse Lehrgabe besitzen. Handelt es sich doch weniger um Einführung in die Forschung als um Vorbereitung für den Beruf, und zwar durch Übermittlung einer Reihe einzelner Kenntnisse, die dann unmittelbare Verwendung finden.

Man wird daher nicht nur junge Gelehrte, die etwa nach längerem Auslandsaufenthalt sich zur Verfügung stellen, sondern auch in Zukunft Oberlehrer für das Lektorat heranziehen.

Ob man (namentlich im letzteren Fall) vorhergehende Habilitation mit demselben Nachdruck zur Bedingung macht, wie Becker (S. 39) für den akademischen Nachwuchs und Spranger (Wandlungen im Wesen der Universität S. 19 und Anmerkung 9) schon für Lehraufträge verlangen, bleibe einstweilen dahingestellt. Vielleicht genügt die von ersterem für Privatdozenten vorgeschlagene Befristung.

6.

Eine derartige Entwicklung des Lektorats wird von manchen Universitätskreisen wahrscheinlich als ein starker Eingriff in die bestehende Gliederung der Hochschullehrer empfunden, und es wird wohl nicht an Widerständen fehlen. Sollte infolgedessen der vorgeschlagene Weg wirklich ungangbar sein, so könnte man schließlich an den Ausweg denken, daß ein derartiges Lektorat an der Technischen Hochschule errichtet würde: man hat ja auch den Mathematikern auf diese Weise Gelegenheit zu gewissen Vorlesungen und Übungen geboten, die von der Universität nicht abgehalten werden. Natürlich müßten diese Semester bei der Staatsprüfung angerechnet werden. Auch die Handelshochschulen, die ja der lebenden Sprache erheblich weiteren Raum gewähren, kämen in Betracht. Für die Einheitlichkeit unserer akademischen Bildung wäre diese Verweisung von der Universität indessen nicht förderlich, wie Becker (a. a. O. S. 7) und Mahrholz („Der Student und die Hochschule", Berlin 1919, bes. S. 23) überzeugend darlegen. Oder man könnte die Ausbildung in der lebenden Fremdsprache der Zeit nach der Staatsprüfung, dem Seminar- und Probejahr, zuweisen; vielleicht müßte dieses dann um ein Jahr verlängert, die Universitätszeit entsprechend verkürzt werden. Die Ausbildungszeit würde sich dann wie bei den Juristen gliedern in $3^1/_2$ Jahre Universitätsstudium und 3 Jahre praktische Berufsbildung (statt $4^1/_2 + 2$). Mindestens die lautliche Schulung ließe sich nach der ersten Prüfung leicht nachholen, während für die sonstigen Kenntnisse, namentlich die breite Belesenheit, die ersten Semester geeigneter wären, dann wäre keine Ver-



schiebung der Zeitdauer nötig. Doch auch diesen Ausweg wird man nur im äußersten Fall ergreifen; zur Pflege der lebenden Sprache soll gerade in den ersten Semestern der Grund gelegt werden, dagegen das Schulseminar soll nur anleiten zur praktischen Ausübung des Berufes; die wissenschaftliche Ausbildung soll in der Hauptsache der Universität verbleiben.

Gegenüber diesen beiden Notbehelfen wird vielleicht doch der oben entwickelte Plan Beifall finden. Es ist dies um so eher zu erhoffen, als er sich in gleicher Richtung bewegt mit einigen Hauptforderungen der Hochschulreform. So verlangt, um nur die neuste Fassung zu nennen, der Antrag Dr. Taer, den die deutsche Volkspartei im Staatshaushaltsausschuß der Preußischen Landesversammlung eingebracht hat, u. a., daß dauernde Lehrbedürfnisse durch volle Ordinariate zu befriedigen sind, und daß alle Assistentenstellen, die nur von wissenschaftlich voll durchgebildeten Spezialisten bekleidet werden können, in Stellen umgewandelt werden, die rechtlich und materiell den Oberlehrerstellen gleichstehen (beides vorbehaltlich der Finanzlage!). In demselben Sinne äußern sich Linck („Gedanken zur Universitätsreform", Jena 1919, S. 9f.) und Becker (a. a. O., S. 36; vgl. auch den im Anhang wiedergegebenen Erlaß des Unterrichtsministers Haenisch vom 17. Mai 1919, in dem die Senate und Fakultäten ersucht werden, sich zu der Frage der Umwandlung sämtlicher planmäßiger Extraordinariate in persönliche Ordinariate zu äußern). Nicht ganz so weit geht Schmeidler (bes. S. 42f.), der für die Extraordinarien nur eine angemessene je nach Art ihres Auftrags verschieden abgestufte Bezahlung verlangt; dagegen fordert er, daß sie zu den Prüfungen herangezogen werden. Becker nimmt zu letzterer Frage nicht Stellung; ihm schwebt das englische Vorbild vor, wonach kein Professor einen Schüler prüft, den er selbst ausgebildet hat (S. 63). Auch eine solche Lösung wäre gegenüber dem jetzigen Zustand ein Fortschritt; näher auf das Für und Wider einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Was hier für den außerordentlichen Professor verlangt wird, läßt sich sinngemäß auf die Verhältnisse des Lektors übertragen, von dem allerdings die Hochschulreform bis jetzt nicht zu sprechen scheint. Er gehört nach dem Wesen seiner Tätigkeit und seiner Aufgabe viel mehr zu den Extraordinarien als zu den Vertretern freier Künste, mit denen er ursprünglich auf gleicher Stufe stand. So hat z.B. der Zeichenlehrer an der Universität nur Dilettanten einige Anleitung zu geben; berufsmäßige Ausbildung im Zeichnen und Malen ist anderswo zu finden. Dagegen dem Lektor — wenigstens soweit die von ihm vertretenen Sprachen Unterrichtsfächer höherer Schulen sind — ist derjenige Teil der sprachlichen Ausbildung des künftigen Oberlehrers anvertraut, den er unmittelbar in seinem Amt anzuwenden hat.

Wird also die Stellung des fremdsprachlichen Lektors innerhalb des akademischen Lehrkörpers entsprechend seiner Bedeutung, wie oben vorgeschlagen, gehoben, so wird wie bei den Extraordinarien seiner Wirksamkeit erst die rechte Grundlage gegeben. Dann wird er mit dem wünschenwerten Erfolg dem künftigen Oberlehrer einen wichtigen Teil seiner Berufsbildung übermitteln können, und dann erst werden durchweg auf unseren höheren Schulen trotz aller zur Zeit bestehen-



den Schwierigkeiten die lebenden Fremdsprachen in einer Weise gelehrt werden können, die den gesteigerten Anforderungen der Jetztzeit gerecht wird; sagt doch die genannte Denkschrift: Auslandskenntnisse sind bei einem Weltvolk nicht nur das Rüstzeug für Auslandsdeutsche und Auslandsinteressenten, sondern ein unentbehrlicher Bestandteil der nationalen Bildung.

Nachrichten und Mitteilungen.

Die Zukunft unserer Auslandkunde.

Der neu aufgeblühten wissenschaftlichen Auslandkunde geht es ähnlich wie anderen jungen Zweigen unseres Kulturlebens: Einsicht und Wille zu ihrer Förderung sind endlich vorhanden, große Pläne stehen vor der Verwirklichung — da fehlen die Mittel, sie durchzuführen. Mit einer solchen Gefahr bedroht die Entwertung des deutschen Geldes die Auslandkunde, soweit sie auf ausländische Quellen angewiesen ist. Die Theorie der Auslandkunde war bereits vor dem Kriege auf dem besten Wege. Reich und Bundesstaaten wetteiferten in weitausschauenden Plänen zu ihrer systematischen Förderung; es sei nur an die Denkschriften des Reichskanzlers und des preußischen Kultusministers [1]), an den Organisationsplan des Hamburger Ausschusses für Auslandsforschung und an die großzügige Erweiterung der Bayerischen Staatsbibliothek im Hinblick auf die Auslandsliteratur erinnert. Wissenschaftler und Männer des praktischen Lebens waren sich über Notwendigkeit und Nutzen theoretischer wie praktischer Auslandkunde einig; die Öffentlichkeit nahm alle Projekte, die wie Pilze aus der Erde schossen, günstig auf. Eine natürliche Arbeitsteilung trat insofern ein, als sich die Universitäten mehr auf die geisteswissenschaftliche, die technischen und Fachschulen auf die technisch-wirtschaftliche, die doppelstaatlichen Gesellschaften auf die kulturelle Seite der Frage einstellten. Einen guten Überblick über die Gesamtheit der Institute, ihre Veranstaltungen und Veröffentlichungen gibt der letzte Halbjahresbericht von Paul Salvisberg, Das Auslandsstudienwesen auf deutschen Hochschulen und praktische Kulturarbeit im Ausland W.-S. 1918/19. (München 1919, Akadem. Verlag.) Neben diese mehr theoretisch interessierten Körperschaften traten die doppelstaatlichen Wirtschaftsverbände, die auf eine meist regional begrenzte Auslandsberichterstattung Wert legten. Die meisten von ihnen sind bei Schuchart, Zur Frage der deutschen Außenhandelsförderung (Berlin 1916, Simion), und im Handbuch wirtschaftlicher Verbände und Vereine des Deutschen Reiches (2. Aufl., Berlin 1919, Spaeth & Linde) aufgezählt. Schließlich wurden für die künftige Pflege der Auslandkunde, die ja eine klare geistige Einstellung verlangt, neue Grundlagen gelegt, indem bei der Neugestaltung der Lehrpläne, besonders für den Erdkunde- und Geschichtsunterricht der Gesichtspunkt der Auslandkunde maßgebend wurde. Die neuen Richtlinien findet man am besten bei Paul Wagner, Geographischer Unterricht und Auslandkunde (Geograph. Abende i. Zentralinst. f. Erziehg. u. Unterricht H. 9, Berlin 1919, Mittler) dargestellt.

Die hoffnungsvolle Entwicklung erfuhr durch den Krieg zunächst keine Unterbrechung; im Gegenteil, durch den Krieg fiel es jedem, der es noch nicht wußte, wie Schuppen von den Augen, daß unsere Auslandskenntnis vielleicht historischen, aber keinen Gegenwartswert mehr hatte, weder nach der politischen noch nach der kulturellen Seite. Unsere Vorstellungen von in rascher Entwicklung begriffenen Kulturgebieten wie Kanada, Sibirien oder Japan waren nach Maßstäben gebildet, die vielleicht vor 20 Jahren Geltung hatten. Der Krieg spornte an, das Versäumte nachzuholen. Die Einrichtungen dafür und die Wege, Auslandkunde zu verbreiten, sind noch kürzlich in einem Aufsatz von Willi Roß, Mehr Auslandkunde (Europ. Staats- u. Wirtschaftsztg. Jg. 4, 1919, Nr. 52, Berlin, Hofrichter) und von Siegfried Brase, Auslandskunde (Die deutsche Nation, Jg. 2. 1920, H. 2, Charlottenburg, Deutsche Verlags-Gesellschaft f. Politik u. Geschichte), erörtert worden. Mit der Länge des Krieges machte

1) S. Die Auslandsstudien im preußischen Landtag. Internat. Monatsschrift. Jg. 11. H. 7/8.



sich die Abschnürung vom Auslande auch für den Betrieb der Auslandkunde fühlbar. Es blieb zwar zur Beschaffung von Material der Weg über die Neutralen offen. Aber die Mehrzahl der staatlichen wie der privaten Institute scheute den umständlichen und durch Zwischenstellen verteuerten Bezug und gab sich der Hoffnung hin, die Lücken nach dem Kriege durch billigeren Einkauf zu schließen. Diese Hoffnung hat sich seit einem Jahr als eitel erwiesen.

Auslandkunde läßt sich unmöglich von der Heimat allein aus treiben. Sie bedarf der Befruchtung aus der ursprünglichen Quelle, dem Auslande selbst. Diese Quellen, die in Friedenszeiten als breiter Strom des geistigen Austauschs flossen, schrumpfen infolge der deutschen Geldentwertung zu einem mageren Bächlein zusammen und werden versiegen, wenn das deutsche Geld auch den Rest seiner Kaufkraft im Auslande verloren hat. Die erste Quelle war die unmittelbare Anschauung, wie sie sich durch Reisen gewinnen ließ. Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken werden sich auf lange Zeit verbieten, es sei denn nach den wenigen Ländern mit einer Währung von noch geringerem absolutem Wert, als die unsere besitzt. Doch das sind meist Staaten von relativ unentwickelter Kultur. Die andere, ihrem Umfang nach weit wichtigere Quelle ist die gesamte gedruckte Erzeugung des Auslandes an Büchern, Zeitungen und Zeitschriften, die uns im Frieden zu einem nicht viel höheren Preise als unsere eigene Produktion zur Verfügung stand. Von dieser Quelle werden wir trotz des Friedensschlusses bald abgeschnitten sein. Schon der Preis des deutschen Buches ist in viel steilerer Kurve gestiegen als die Einkünfte, die dem Gelehrten und den wissenschaftlichen Anstalten, insbesondere den Bibliotheken, zu ihrer Anschaffung zu Gebote standen. Die Beschaffung der neuen deutschen Literatur machte also bereits bedauerliche Einschränkungen nötig. Aber dieser Rückgang ist erträglich im Vergleich zu dem Verzicht auf Auslandsliteratur, den uns die Entwertung unseres Geldes unerbittlich aufzwingt. Wenn nach den Ausführungen von Geheimrat Harnack die Preußische Staatsbibliothek in Berlin als größte deutsche Bibliothek nicht einmal mehr ein Zehntel der ausländischen Zeitschriften halten kann, die in ihrem Friedenshaushalt vorgesehen waren, kann man sich einen Begriff davon machen, zu welchen Betriebseinschränkungen romanische, nordische oder englische Seminare, chemische, medizinische und technische Institute, die auf teuere Fachzeitschriften, Instrumente und Apparate angewiesen sind, greifen müssen. Der Zeitpunkt scheint nicht mehr fern, wo die wissenschaftliche Auslandkunde aus Mangel an frischer Nahrung verkümmern muß. Welche Gefahr solch eine unfreiwillige Isolierung nicht nur für unsere kulturelle Entwicklung, sondern auch für die politische und wirtschaftliche Orientierung hat, braucht nach fünf Jahren Krieg nicht mehr dargelegt zu werden. Trotzdem muß versucht werden, diesen Zeitpunkt möglichst weit hinauszuschieben, vielleicht so weit, bis eine Erholung unserer Währung erlaubt, die empfindlichsten Lücken auszufüllen und langsam auf den verschütteten Fundamenten neu aufzubauen.

Die Notlage zu mildern, bieten sich verschiedene Wege. Zunächst muß sich die Zusammenarbeit der deutschen Bibliotheken immer enger gestalten. Schon jetzt findet ja ein weitherzig gehandhabter Leihverkehr zwischen ihnen statt, der die Schätze der einen den Benutzern der anderen Bibliothek zugänglich macht. Bei selten verlangten Büchern ist dieser Weg gangbar. Er wird mit um so mehr Aussicht auf Erfolg beschritten werden, je mehr sich Gesamtverzeichnisse nach dem Muster der Berliner Titeldrucke oder des Preußischen Gesamtzeitschriftenverzeichnisses (1914), das einen Überblick über die in den deutschen Hauptbibliotheken vorhandenen laufenden Zeitschriften gestattet, einbürgern. Dem Abschluß der Neubearbeitung dieses Verzeichnisses sehen alle wissenschaftlichen Kreise daher mit Spannung entgegen.

Die Zusammenarbeit kann noch viel enger sein bei Bibliotheken an einem und demselben Ort. Hier müßte sie sich auf die Vermehrung der Bestände ausdehnen und zur Folge haben, daß Neuanschaffungen von einem gemeinsamen Standpunkt aus betrachtet und durchgeführt werden. Stehen beispielsweise drei hochwertige Werke wie Rein, Abessinien, Steffens, Westpatagonien, und Nansen, Sibirien, in Frage, so würde sich ein Osteuropa-Institut wahrscheinlich für Nansen, ein Südamerika-Institut für Steffens entscheiden usw.; die anderen Bibliotheken würden sich damit begnügen, das Werk ihren Benutzern am Orte nachzuweisen. Das setzt allerdings lokale Nachweiskata-



loge voraus, wie sie die Rothschildsche Bibliothek für Frankfurt (s. Berghöffer, Der Sammelkatalog wissensch. Bibliotheken des deutsch. Sprachgebiets bei der Rothschildschen öffentl. Bibliothek, Frankfurt a. M. 1919, Baer) und das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart für die Württembergische Landesbibliothek besitzt und für andere Bibliotheken unter Beschränkung auf Auslanddeutschtum und Auslandkunde ausbaut. Mit Hilfe der Berliner Zetteldrucke lassen sich solche Nachweiskataloge, wenn man sich auf die Neuerscheinungen beschränkt, unschwer anlegen. Sie sind dann ein Mittel, die an Ort und Stelle vorhandenen Bücherbestände ganz anders als bisher auszunützen. Es können also bei gemeinsamem Vorgehen der Bibliotheken hier Anschaffungsgelder gespart werden, die dann anderen Gebieten zugute kommen. Das gilt erst recht von den Zeitschriften, wo Doppelanschaffungen zu vermeiden und statt dessen möglichste Reichhaltigkeit innerhalb eines Bibliotheksbezirkes anzustreben wäre.

Bei Neuerscheinungen des Auslandes wird man froh sein müssen, wenn die wichtigsten Buchwerke und Zeitschriften an den größten Bibliotheken vertreten sind. (Von dem Angebot neutraler Buchhändler, die Beträge für deutsche Bestellungen gegen eine mäßige Verzinsung [6 %] zu stunden, Gebrauch zu machen, werden viele bisher nach dem Muster eines bürgerlichen Haushalts verwaltete Bibliotheken zögern, um ihre Zukunft nicht mit einem völlig unsicheren Faktor zu belasten.) Alle Neuerwerbungen dem Publikum möglichst rasch bekannt zu geben, sei es durch besondere Zugangsverzeichnisse, sei es durch Veröffentlichung in einem Amtsblatt, ist nunmehr ein dringendes Bedürfnis. Auch dann werden sich die Anschaffungen auf das Allernotwendigste beschränken müssen. Man kann z. B. zweifeln, ob das in Europa heute schon berühmte Buch von John Maynard Keynes, The economic consequences of the Peace (London 1919, Macmillan) heute in mehr als 20 Exemplaren in Deutschland allgemein zugänglich ist.

In gewissem Grade kann diesem Mangel durch zwei Mittel abgeholfen werden, durch indirekte Berichterstattung auf der einen und durch bessere Ausnutzung der wenigen vorhandenen Quellen auf der anderen Seite. Die indirekte Berichterstattung, die unter Angabe ihrer Quelle Auszüge und Zusammenfassungen aus der Auslandpresse bringt, hat während des Krieges einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Es seien hier nur die wichtigsten allgemeinen politischen und wirtschaftlichen Nachrichtendienste genannt: Wirtschaftsdienst (Hamburg), Weltwirtschaftliche Nachrichten (Kiel), Auslandsnachrichten herausgegeben vom Überseedienst, Internationales Telegraphenbureau, Industrie- und Handelszeitung, Politische Nachrichten, Wirtschaftliche Nachrichten und Rotbuch der Auslandspresse (sämtlich in Berlin), Auslandspost und Zentralarchiv für Politik und Wirtschaft (beide in München). Neben ihnen gehen Dutzende von Nachrichtenblättern her, die entweder regional (für Polen, Finnland, Ukraine usw.) oder fachlich begrenzt sind wie „Auslandsrecht" (Berlin, Simion), (Technische) Auslandsnachrichten (Berlin, Siemens - Schuckert-Werke). Für die Zwecke des Kaufmanns und des Politikers werden diese Hilfsmittel genügen. Anders bei der rein wissenschaftlichen Literatur. Gegenüber juristischen oder exakt wissenschaftlichen Schriften und allen illustrierten Werken muß jede auszugsweise Berichterstattung versagen. Hier kann nur die oben angedeutete genossenschaftliche Zusammenarbeit aller interessierten Stellen helfen.

Ein zweiter von der Not gebotener Ausweg ist die bessere Ausnutzung des Stoffes. Wenn die Valutamauer auch den Privatmann im allgemeinen vom Auslande absperrt, so gibt es immer noch eine Reihe kapitalkräftiger Zeitungsverleger und Großfirmen, die sich Vertreter im Auslande leisten. Von ihnen laufen teils in Form von ausführlichen Berichten, teils in Gestalt unscheinbarer Nachrichten Beobachtungen ein, die, gesammelt und miteinander verglichen, eine leidlich zutreffende Zustandsschilderung des betreffenden Landes entstehen lassen. Es muß nur Stellen geben, die dieses Material planmäßig sammeln und zur Verfügung der interessierten Kreise halten. Für die wirtschaftlichen Materialien sind derartige Zentralstellen bereits geschaffen, die über glänzend ausgebaute Archive verfügen, wie etwa die Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts in Hamburg oder das Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft in Kiel. Neben ihnen stehen Spezialinstitute, welche dieselbe Aufgabe für ihren Bezirk bearbeiten, etwa den Balkan, Osteuropa oder Mittel- und Südamerika. Eine



Stelle, welche die Arbeiten aller dieser Institute unter dem Gesichtspunkt der Auslandkunde zusammenfassend verwertet, ist im Deutschen Auslandinstitut in Stuttgart entstanden. Natürlich konnte es sich nicht darum handeln, der Spezialarbeit alter Institute nachzueifern. Das müßte die Kräfte jedes Unternehmens übersteigen und könnte im besten Falle zu unnützer, an der Oberfläche haftender Doppelarbeit führen. Aber es besteht ein theoretisches wie praktisches Bedürfnis, einen Überblick über alle Organisationen zu gewinnen, die sich irgendwie mit Auslandkunde befassen, um den Interessenten an die richtige Schmiede, sei es ein Buch, einen Verein, eine Behörde oder eine Privatperson, zu verweisen. Dieser Vermittlung dienen die Archive und die Bibliothek des Deutschen Auslandinstituts. Handelt es sich z. B. um Sibirien, so wird der Student Angaben über Bücher und Zeitschriften, der Kaufmann über Wirtschaftsverbände und Handelskammern, der Auswanderungslustige über Siedelungsgenossenschaften, Beratungsstellen, Reiseführer und Karten verlangen. Diesen verschiedenartigen Anforderungen zu genügen, vermochte nur ein sehr elastisches, auf der Grundlage der regionalen Länderkunde oder der Nationenwissenschaft aufgebautes System, das die Kulturäußerungen aller Länder nach ein und demselben Schema in seinen Bereich zog. Ein solches System wurde auf der Basis eines von Professor Kampffmeyer, dem Leiter der Deutschen Auslandsbibliothek in Berlin, geschaffenen Planes zugleich der Bibliothek und den Archiven des Deutschen Auslandinstituts zugrunde gelegt. Wenn es in der Bibliothek die Aufgabe erfüllen soll, die einschlägige Literatur an Büchern, Zeitschriften und Zeitschriftenaufsätzen für ein Ländergebiet und die nach Ausweis ihrer Produktion auf diesem Gebiet als Sachkenner anzusprechenden lebenden Autoren nachzuweisen, so erlaubt es den Archiven, die Fortschritte der Auslandkunde, wie sie sich in Nachrichtendiensten, Vorträgen, Kursen, Instituts- und Vereinsveröffentlichungen beurkunden, fortlaufend festzustellen. Das Vereinsarchiv wird beispielsweise in der Lage sein, die Organisationen anzugeben, die sich wissenschaftlich oder praktisch mit Ostasien beschäftigen; die Bibliothek wird diese Nachweise ergänzen, indem sie die Veröffentlichungen dieser Vereine, Handelskammern, Hochschulinstitute oder doppelstaatlichen Verbände namhaft macht. Aus dieser Zusammenarbeit ergibt sich ein Querschnitt durch die auslandkundliche Tätigkeit auf irgendeinem Gebiet, der oft überrascht. Es zeigt sich etwa, daß es kaum zehn deutsche Schriftsteller gibt, die als Kenner Serbiens gelten können, während im gleichen Zeitraum eine wenn nicht tiefe, so doch fabelhaft breite Türkenliteratur entstanden ist. Mit Hilfe desselben weitmaschigen Netzes läßt sich jede Zeitungsmeldung einfangen, die von irgendwoher eine Nachricht von deutschkundlichem Interesse bringt. So werden die Archive des Deutschen Auslandinstituts nach vollendetem Ausbau ein geordnetes Nebeneinander länderkundlicher Materialien zeigen, bei dem das Gewicht auf die deutschen Belange und Beziehungen jeder Art gelegt ist.

Ein dritter Weg zur bestmöglichen Ausnutzung des Gegebenen ist die Beschränkung der Zeitschriften nach Zahl und Inhalt. In dieser Beziehung leben wir noch in einem Urzustand des Kampfes aller gegen alle, den man vom Standpunkt des nationalen Kraftshaushalts als Anarchie bezeichnen muß. Ist es nicht unsinnig, daß man Aufsätze über Spanien aus hundert Zeitschriften zusammensuchen muß, während man sie in einer einzigen Zeitschrift beisammen finden könnte, teils als Originalabhandlungen, teils als Quellennachweise? Eine solche kulturwissenschaftliche Zeitschrift könnte die besten Sachkenner und dementsprechend einen leistungsfähigen Abnehmerkreis um sich scharen. Für Spanien ist diese Aufgabe zufällig gelöst (Spanien, Zeitschrift für Auslandskunde. Hamburg, Bangert). Aber das gleiche Bedürfnis besteht für Rußland, Skandinavien oder die Vereinigten Staaten. Statt dessen stehen wir einem Chaos von Zeitschriften gegenüber, von denen die Hälfte ein unbekanntes und kümmerliches Dasein fristet.

Was von den Zeitschriften gesagt ist, gilt auch von der Bibliographie; auch hier ist es Verschwendung, wenn ein und dasselbe Buch in hundert allgemeinen Bibliographien oder Literaturblättern wahllos aufgeführt wird, wie unsere Zeitschriften zu tun pflegen, während der Fachmann es nur in einer Fachbibliographie sucht und findet. Spezialisierung ist ein Gebot der Stunde. Es ist Kraftvergeudung, wenn der Geograph beim Gebrauch der sonst groß



angelegten Dietrichschen Bibliographie der Zeitschriftenliteratur Hunderte von medizinischen Schlagwörtern überfliegen muß, während ihm nur mit den geographischen gedient ist. Die Zukunft wird den Bibliographien gehören, die alles Material von einem bestimmten Gesichtspunkt aus sachlich oder regional geordnet dem Leser darbieten. Einen solchen Versuch machen in ganz verschiedenen Formen etwa die inzwischen eingegangene Bibliographie der Sozialwissenschaften, das Literarische Jahrbuch des Dürerbundes, das Weltwirtschaftliche Archiv, die Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik und die Mitteilungen des Deutsch-Südamerikanischen Instituts. Das systematische Register zum Deutschen Bücherverzeichnis 1911—1914 im Verlag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig wird sehnlichst erwartet.

Sollte die wirtschaftliche Not schließlich dazu führen, statt der verschiedenen bibliographischen Mittelpunkte (Berlin, Leipzig, München) eine Zentralstelle zu schaffen, die, ähnlich wie die Kongreßbibliothek die Vereinigten Staaten, das ganze deutsche Sprachgebiet mit fertig gedruckten Titeln aller Neuerscheinungen an Büchern und Zeitschriftenaufsätzen versorgte — eine Aussicht, die der Bibliothekar an der Deutschen Bücherei, Dr. Frels, im Beiheft 47 zum Zentralblatt für Bibliothekswesen, Leipzig 1919, Harrassowitz, eröffnet, so wäre diese Not als Lehrmeisterin in der Kunst zu begrüßen, die wir so laut preisen und so wenig üben, der Organisation der wissenschaftlichen Arbeit.

Stuttgart, März 1920. Dr. H. Mannhart,
Bibliothekar d. Deutsch. Ausland-Instituts.

Die Ostmark. Eine Landeskunde des deutschen Nordostens von Prof. Fritz Braun. Leipzig 1919, Friedr. Brandstetter.

Das Büchlein bringt auf 100 Seiten eine Fülle des Wissenswerten über Bodengestaltung, Klima, Pflanzen- und Tierleben, Bewohner, Stadt- und Landleben, Kultur und politische Verhältnisse. Der Begriff Ostmark wird weit gefaßt als das Grenzgebiet von Memel bis nach Oberschlesien (das aber nicht hineingezogen wird), von der Ostsee bis zu den Landesgrenzen, also ganz Ost- und Westpreußen, Hinterpommern, Posen und auch ein Teil von Niederschlesien. Persönliche Beobachtungen auf Wanderungen und Streifzügen werden in frischer, lebendiger, oft schwungvoller Darstellung gegeben. Die überraschend mannigfaltigen Landschaften und Städtebilder werden anschaulich und farbenreich hingestellt; deutsche Kulturarbeit und Geistesleben im Gegensatz und Kampfe mit den Grenzvölkern, den Polen, Masuren und Litauern, erleben wir mit. Die verschiedenen Siedelungen; die Großstädte Königsberg, Danzig und Posen; die wechselnden Typen der kleinen Städte und Dörfer mit ihren Wohnstätten bis zum kassubischen Erdloch werden gekennzeichnet. Wie die Waldverteilung das Landschaftsbild bestimmt, den Dünen-, Heide- und Auwald, lernen wir kennen, und daß der Slawe im allgemeinen für Forstwirtschaft wenig tut. Mit warmer Heimatliebe ist das alles geschildert. Das Buch verdient, überall, auch in Mittel- und Süddeutschland, gelesen zu werden, wie auch die Ostmark, jetzt die arme, zerrissene und verstümmelte, jede Teilnahme verdient. „Sie bleibt in Kern und Wesen deutsch", so schließt unser Buch, „ein Kind so vieler Schmerzen darf nicht verloren gehen".

Ein größeres Werk, Die Ostmark, Ein Heimatbuch, im selben Verlage, ist im Erscheinen. Darin wird der Verfasser eigene Aufsätze mit solchen anderer Landeskundiger zusammenstellen und herausgeben.

Als vertriebener Ostmärker grüße ich mit Dank für Belehrung und Genuß den Verfasser, meinen Landsmann, Amtsgenossen und früheren Schüler vom Danziger Gymnasium.

Erfurt, Mai 1920. M. Rosbund.

Zeitschriftenschau.

Theologie.

Mars regiert zwar nicht mehr die Stunde, aber die Nachwirkungen seiner Herrschaft werden länger dauern und empfindlicher sein, als man voraussah. Die Revolution, die Arbeitseinstellungen, das von unseren Feinden eingeschlagene Verfahren, den Friedensschluß lange hinauszuzögern und uns schwerste Friedensbedingungen aufzuzulegen — wie das alles zusammengewirkt hat, den Druck von Büchern und Zeitschriften und damit auch die wissenschaftliche



Arbeit bei uns sehr zu erschweren, das haben wir hier nicht weiter zu besprechen; wir gehen den Ursachen nicht nach, aber wir sehen die Wirkung: von den Zeitschriften, die während des Kriegs ihr Erscheinen einstellen mußten, sind nur wenige wieder zum Leben erwacht.

Schon können Akademien ihre eigenen Veröffentlichungen nur mit Mühe drucken. Der Staat wird wenig helfen können, da er längst überschuldet ist. Nur durch großzügige Zusammenfassung der privaten Opferwilligkeit wird Besserung möglich sein. Auf theologischem Gebiet dient diesem Zweck eine im letzten Winter in Berlin begründete Gesellschaft (Näheres durch Professor Greßmann, Berlin-Schlachtensee, Friedrich-Wilhelmstr. 60). In jedem Fall treten diese äußeren Schwierigkeiten, unter denen der Betrieb der Wissenschaft leidet, heute jedem sofort entgegen, der sich einen Überblick über die gelehrte Zeitschriftenliteratur in Deutschland zu verschaffen sucht.

Daneben besteht die schon im vorigen Jahr (13. Jahrg., Sp. 529) geschilderte Tatsache fort, daß Krieg, Revolution und sonstige Not es nicht so rasch und nicht so leicht wieder zu der planmäßigen und gesammelten geistigen Arbeit an den großen wissenschaftlichen Fragen kommen läßt, sondern an die Stelle dieser Arbeit oft mehr die Behandlung von Tagesfragen getreten ist, die ernst und eindringend sein kann, aber eine andere Art der Schriftstellerei bedeutet, als die vor dem Krieg in unseren wissenschaftlichen Zeitschriften übliche. So ist der Abstand zwischen manchen eigentlich wissenschaftlichen Zeitschriften und den mehr dem praktischen Leben zugewandten geringer geworden, wenigstens soweit es sich um die Wissenschaften von Staat, Recht, Wirtschaft, Religion, um wissenschaftliche Erörterung ethischer, pädagogischer und verwandter Fragen handelt. Und es kann auch heute noch nicht die Aufgabe dieser Übersicht über theologische Zeitschriften sein, eine geringe Zahl umfänglicher oder durch ihren Inhalt neue Wege weisender Abhandlungen ausführlich zu würdigen und alles übrige zurückzustellen. Eine Zeitschrift, die gerade durch prinzipielle Aufsätze oft neue Fragestellungen brachte und Anlaß zu lebhafter Diskussion gab, die Zeitschrift für Theologie und Kirche, ist im Berichtsjahr noch nicht wieder aufgelebt; erfreulicherweise hat sie aber 1920 wieder zu erscheinen begonnen. Der diesjährige Bericht wird noch wie der vorjährige eine größere Zahl meist kurzer Aufsätze zu umfassen haben; darunter ist zwar Tüchtiges, aber das Gesamtbild zeigt durchaus noch die Spuren der Notzeit. Eine allgemeine Charakteristik gebe ich nur von denjenigen Zeitschriften, deren Art nicht schon im vorigen Jahre kurz geschildert worden ist.

Mit dem ästhetischen und dem ethischen Gebiet ist es dem religiösen gemeinsam, daß hier das Denken und Urteilen der verschiedenen Menschen nicht das Maß von Übereinstimmung erreicht wie in den exakten Wissenschaften; eine Sonderstellung hat aber das religiöse Gebiet, sofern hier diese Verschiedenheit der Empfindungen und Überzeugungen zur Sonderung der Organisationen führt. Religiöses Leben ist tatsächlich, von ganz vereinzelten, wenn auch bisweilen bedeutenden Ausnahmen abgesehen, nur innerhalb organisierter religiöser Gemeinschaften vorhanden, und mit dem Leben dieser Gemeinschaften, der Kirchen, ist die wissenschaftliche Religionsforschung verwachsen, so gewiß sie andererseits oft genug in Gegensatz zu kirchlichen Überlieferungen und Herrschaftsansprüchen getreten ist und treten muß. Am leichtesten können sich zu gemeinsamer religionswissenschaftlicher Arbeit Gelehrte von verschiedenem Bekenntnis zusammenfinden, wenn diese Arbeit speziellen oder entlegenen religionsgeschichtlichen Stoffen gilt, am schwersten, wenn es sich um grundsätzliche Fragen handelt, die zwischen diesen Bekenntnissen strittig sind. Über Probleme der Geschichte fremder Religionen werden sich Katholiken und Protestanten, auch Juden und Atheisten leichter verständigen, als etwa Theisten und Atheisten über die sittlichen Motive und Wirkungen des Gottesglaubens oder Katholiken und Protestanten über die Bedeutung Luthers.

Beachtenswerte Beiträge zur Kenntnis fremder Religionen sind seit langer Zeit auch in den Missionszeitschriften enthalten. So gewiß es Missionare ohne wissenschaftlichen Sinn gegeben hat und gibt, so gewiß verdanken wir die erste Erforschung der Sprache, der Sitte und der Religion namentlich vieler kulturell tiefstehender Völker den Männern, die dort das Christentum zu verbreiten suchten. Aber das



ganze Streben, nichtchristliche Völker für das Christentum zu gewinnen, hat seinen Sitz in Kreisen mit starkem religiösen Empfinden, ausgeprägtem kirchlichen Interesse. So trägt die Mission natürlich kirchlichen Sondercharakter, ist evangelisch oder katholisch, anglikanisch oder methodistisch oder dgl., und so haben auch die der Mission dienenden Zeitschriften ihre konfessionelle Sonderart. Wenn eine von den deutschen, die Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft (herausg. von Dr. Witte in Berlin und Prof. Haas in Leipzig, Berlin SW 11, Hutten-Verlag), schon im Titel andeutet, daß sie einer objektiven religionswissenschaftlichen Forschung dienen will, so ist diese Zeitschrift aus denjenigen Kreisen des deutschen Protestantismus hervorgegangen, die von Recht und Pflicht zu historisch-kritischer Forschung auch auf dem Gebiete der Religion überzeugt sind; die von ihnen geförderte Werbearbeit für das Christentum unter den Kulturvölkern Ostasiens, die der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein betreibt (und auch jetzt noch in Tsingtau und Japan treiben kann), wird aber eben deshalb von den Anhängern der älteren Missionsgesellschaften oft unfreundlich beurteilt. Man muß wünschen, daß einerseits auch in außerkirchlichen Kreisen das Verständnis für die Leistungen, zum mindesten für die kulturellen Leistungen der Mission wachse — England und Amerika waren uns in solchem Verständnis bisher weit überlegen —, andererseits unter den Missionaren draußen und den Missionsfreunden in der Heimat der Sinn für das Eigenartige und Wertvolle in fremden Religionen und für die Aufgaben vergleichender Religionswissenschaft zunehme. Heute soll hier nicht von Missionszeitschriften die Rede sein, sondern zunächst von einer wesentlich religionshistorischen, die immer besonders von Altphilologen getragen worden ist und an der Männer der verschiedensten Bekenntnisse mitarbeiten.

Das Archiv für Religionswissenschaft, das nach Dieterich und Wünsch jetzt Otto Weinreich, Prof. in Heidelberg, herausgibt, unter Mitwirkung von Bezold, Boll, Kern, Nilsson, E. Norden, Oldenberg, K. Th. Preuß, Reitzenstein, Wissowa (Leipzig, Teubner), enthält im 19. Band (1917—19) größere Aufsätze von Wissowa, Nilsson, Scheftelowitz, Constantin Ritter, Joh. Geffcken. Wissowa behandelt die interpretatio romana fremder Götternamen, d. h. den Brauch der Römer und Griechen, die Götternamen fremder Völker nicht wie sonstige Eigennamen unverändert oder nur mit einiger lautlicher Anpassung an die eigene Sprache wiederzugeben, sondern sie meist, wie man die Appellativa übersetzt, so durch die Namen der entsprechenden römischen bzw. griechischen Gottheiten zu ersetzen, wobei nun natürlich im einzelnen oft die fremde Gottheit der römischen keineswegs voll entsprach, sondern lediglich gewisse Ähnlichkeiten vorhanden waren. Römer und Griechen selbst haben ja ihre an sich keineswegs ganz einander entsprechenden Götter so parallelisiert und angeglichen. Merkur, Herkules, Mars, die Tacitus als Germanengötter nennt, werden heute allgemein als Wotan, Donar, Tiu angesehen; in andern Fällen vermögen wir den Namen des fremden Gottes nicht mehr zu ermitteln oder die Gleichung nicht zu vollziehen. Auf Inschriften der Eingeborenen werden teils die einheimischen, teils die lateinischen Namen, teils beide nebeneinander angegeben. Nilsson, Prof. in Lund, erörtert die Vorgeschichte des Weihnachtsfests, die in den letzten Jahrzehnten schon mannigfach behandelt worden ist, so von Usener und Lagarde, wie auch die damit zusammengehöriger Feste, z. B. die des Epiphanienfestes kürzlich von Holl. Die Menge der Probleme, die da zusammenwachsen, da es sich um die ganze Zeit der 12 Nächte handelt, und denen Nilsson etwa 100 Seiten widmet, läßt sich hier nur andeuten. Es handelt sich zum Teil um die Geschichte des Neujahrsfestes, das in Rom zu Ovids Zeiten noch ohne Schmaus begangen wurde, später, im 4. Jahrh., dagegen mehrtägig und so üppig wie früher die im Dezember gefeierten Saturnalien. Vermummungen verschiedener Art, im Westen solche in Tiergestalt, im Osten eine Prozession mit Götter- und Frauenmasken, eine Art Karneval gehören in diesen Festkreis. Die Christen haben ihr Weihnachtsfest der römischen Bedeutung des 25. Dezember als des dies invicti solis entgegengesetzt. Im Frühmittelalter wurde der Jahresanfang im Abendlande vom 1. Januar auf den 25. Dezember verlegt (zum 1. Januar zurückgekehrt ist man dann nicht überall am gleichen Zeitpunkte; Luther z. B. begann das neue Jahr noch am 25. Dezember). Der Zusammenhang zwischen unse-



ren Weihnachten und einem altgermanischen Fest ist umstritten; leiten Armin Tille und Bilfinger alles Wesentliche des Weihnachtsfestes nicht von einem germanischen Sonnwendfest her, sondern teils aus der römischen Kalendenfeier, teils aus christlichen Gebräuchen, so erklärt Nilsson die große Rolle, zu der das Weihnachtsfest gelangte, doch daraus, daß hier ein vorchristliches Julfest nachwirkt, von dem wir freilich keine genauere Kenntnis haben, dessen Bedeutung aber nicht zuletzt im nordischen Klima begründet ist — der Winter ist die Zeit des Ruhens und Feierns. Im Zusammenhang mit diesem Aufsatze Nilssons stehen solche von Weber über das Kronosfest in Durosturum (Silistria) — das Martyrium, das ein christlicher Soldat hier 303 erlitt, hängt mit diesem Fest zusammen, das den Saturnalien verwandt erscheint — und von Boll über die Gleichsetzung von Kronos und Helios. C. Ritter behandelt Platons Gedanken über Gott und das Verhältnis der Welt und des Menschen zu ihm, die zum Teil nicht zur Harmonie gelangt sind, zum Teil auch von uns nur vorsichtig erschlossen werden können; z. B. darf man nicht alle Mythen Platons für bare Münze, Ausdruck seiner wissenschaftlichen Denkweise nehmen. Das Verhältnis Gottes zur Welt ist schließlich bei ihm doch nicht das pantheistische, sondern seine Gedanken stehen einem Panentheismus nahe, wie ihn im 19. Jahrh. Krause oder Fechner vertreten. Das Problem der Willensfreiheit erfährt keine einheitliche Beantwortung. Zuletzt geht R., von dem ein umfängliches Werk über Platon bereits zum Teil vorliegt, auf die eigentümliche Stelle der Nomoi ein, die den Atheismus bestraft sehen wollen; was R. hier zur Rechtfertigung der platonischen Denkweise aus dem ethischen und optimistischen Charakter des Gottesglaubens Platons anführt, scheint mir sie zwar zu erklären, aber nicht zu rechtfertigen. Joh. Geffcken bespricht den Bilderstreit, den schon das ausgehende Altertum hatte. Es ist das kein so gewaltsamer Kampf wie der bekannte Streit, den das christliche Morgenland im Frühmittelalter um das Recht der Bilder im Kultus hatte; das morgenländische Christentum stand da zwischen massiver Bilderanbetung durch das Volk einerseits, den Vorwürfen andererseits, die der bildlose Islam dem hier scheinbar ins Heidentum zurücksinkenden Christentum machte. Sondern bei dem von Geffcken dargestellten Streit handelt es sich um eine immerhin lebhafte Diskussion zwischen religiösen Denkern der spätgriechischen Welt. Hatte zunächst die Religionsphilosophie im Zusammenhang mit fortschreitender Verinnerlichung und Vergeistigung die bildliche Darstellung des Göttlichen und vollends die Verehrung von Götterbildern mehr und mehr verworfen, so wird später unter dem Einfluß der Volksfrömmigkeit und des Neuplatonismus jene sinnlichere Denkweise immer unbedenklicher gerechtfertigt — eine Entwicklung, die Geffcken historisch darstellt, die wir sicher nicht oder mindestens nicht nur als Ergänzung des Idealismus durch gesunden Realismus beurteilen werden, sondern zum guten Teil einfach als Erlahmen der geistigen Kraft gegenüber bunter Phantastik und gegenüber den Gewöhnungen der Masse. Scheftelowitz behandelt den Seelen- und Unsterblichkeitsglauben des Alten Testaments, in Gegensatz zur landläufigen Meinung, wonach Unsterblichkeitsglaube dem alten Israel fremd gewesen und erst im Judentum der letzten vorchristlichen Jahrhunderte namentlich unter persischen Einflüssen aufgekommen sei. Gewiß kann man betonen, daß ein Fortleben der Seelen in der Scheol, dem Schattenreich, doch schon zur Gedankenwelt der alten Israeliten gehört, was übrigens kaum bestritten wird; nur ist solch schattenhaftes Hindämmern von der Unsterblichkeit recht verschieden, die im Platonismus, und vollends von der Fleischesauferstehung, die im Spätjudentum erhofft wird. Außer diesen größeren Aufsätzen enthält das Archiv eine Anzahl kleinerer und zusammenfassende Berichte über die einschlägige Literatur der letzten Jahre, von Schwally über die zur semitischen Religion, von Oskar Holtzmann über die zum Spätjudentum, von Günter über Hagiographisches, besonders über Delehayes Origines du culte des martyrs, die Lucius' Meinung berichtigen, es seien die christlichen Heiligen zum guten Teil christianisierte Heidengötter, und über Anrichs Hagios Nikolaos (Anrich hat dargetan, daß der namentlich im Morgenland überaus beliebte hl. Nikolaos zusammengewachsen ist aus zwei geschichtlichen Personen, einem kleinasiatischen Bischof wohl des 4. und einem gleichnamigen Abt des 6. Jahrh.), endlich von Werminghoff über Literatur zur mittleren und neueren Kirchen-

geschichte. Weinreich beurteilt die bei Diederichs erscheinende Sammlung Religiöse Stimmen der Völker, und daß Oesterreich Rudolf Ottos Buch das Heilige einer gesonderten Besprechung unterzieht, ist bei der Bedeutung dieses Werkes des Marburger Theologen durchaus angemessen.[1])

Sind im übrigen, obwohl in neuerer Zeit erfreulicherweise bei verschiedenen Anlässen Theologen verschiedener Bekenntnisse in steigendem Maße zusammenarbeiten, die theologischen Zeitschriften von Haus aus konfessionell gesondert, so beginnen wir wiederum mit zwei katholischen. Die schon im vorigen Jahre hier erwähnte Theologische Quartalschrift, herausgegeben von Sägmüller, Rießler, Rohr, Bihlmeyer, Schilling, Professoren in Tübingen (Tübingen, Laupp), ist in ihren hundertsten Jahrgang getreten, dessen 1. Heft berechtigterweise als Festgabe gestaltet ist. Ein Vorwort blickt auf das hundertjährige Bestehen der Zeitschrift zurück, an der berühmte Männer wie Möhler, Hirscher, Hefele, Funk mitgearbeitet haben. Wenn die jetzigen Herausgeber überzeugt sind, im alten Geiste zu arbeiten, und daß das ursprüngliche Programm der Zeitschrift im wesentlichen heute noch gelte, so entspricht das durchaus ihrem katholischen Empfinden; dem ferner Stehenden wird es allerdings erlaubt sein, auszusprechen, daß im Katholizismus die Bewegungsfreiheit vor hundert Jahren größer war als heute, nachdem namentlich Pius X. den Kampf gegen jeden Modernismus so rücksichtslos geführt und den Ton stärker auf Autorität und Überlieferung gelegt hat. Um so offener darf anerkannt werden, daß auch in diesem Jahrgang der Quartalschrift ernste wissenschaftliche Arbeit vorliegt. Das Urteil über Einzelfragen wird dabei natürlich noch oft auseinandergehen. Z. B. bleibt mir Rießlers neue Deutung des Hohenliedes gerade auch beim Lesen der von ihm gegebenen Übersetzung fremd. Bekanntlich hat man über die eigentümliche Tatsache, daß eine Sammlung von Liebesliedern, dem Salomo zugeschrieben, in die heiligen Schriften der Israeliten gekommen ist, sich dadurch hinwegzuhelfen gesucht, daß man sie allegorisch deutete, etwa auf Jahwe und Israel. Christliche Theologen, so auch Luther in seinen Kapitelüberschriften, fanden hier das Verhältnis Christi zur Kirche als seiner Braut versinnbildlicht. Rießler meint, die Braut sei vielmehr eine religiöse Gemeinschaft von der Art der ordensähnlichen Genossenschaften im Spätjudentum, der Essener oder der nur von Philo geschilderten Therapeuten. Es gibt nun zwar seltsame Allegorien, nicht nur gewaltsame allegorische Deutungen, sondern auch Gedichte, die von vornherein als Allegorien gemeint sind, obwohl uns Bild und Deutung himmelweit auseinander zu liegen scheinen. Aber hier ist im Text der Charakter wirklicher orientalischer Liebespoesie zu bestimmt ausgeprägt, als daß man solche geistliche Deutungen versuchen dürfte. Rohr behandelt die Humanitätsidee im Zeitalter Jesu d. h. besonders die Bedeutung solcher neutestamentlicher Stücke wie der Geschichte vom barmherzigen Samariter für den Ausgleich nationaler und ständischer Gegensätze, für die Besserung der Lage der Sklaven, Frauen usw. Sägmüller erörtert die Stellung der kirchlichen Rechtsgeschichte in der akademischen Disziplin des Kirchenrechts gegenüber der Forderung von Stutz, der die kirchliche Rechtsgeschichte gesondert behandelt sehen will. Für eine historische neben der rechtsdogmatischen Vorlesung ist aber in dem bei uns üblichen Studiengang kein Raum; so bleibt nach Sägmüller nur übrig, daß man in der Vorlesung über das Kirchenrecht einleitungsweise und sonst den geschichtlichen Stoff nicht zu knapp mitteile. Schilling bespricht das Zinsproblem. Bekanntlich ist von der katholischen Kirche vergangener Jahrhunderte das Zinsnehmen verboten, dies Verbot aber nie ganz durchgesetzt worden. Neuere katholische Theologen haben auf verschiedene Art das Nehmen eines mäßigen Zinses zu rechtfertigen gesucht, so zuletzt Landner durch den Hinweis darauf, daß das Geld im Laufe der Zeit an Wert langsam einbüßt, die Ware teurer zu werden pflegt. Einerseits wird auch jeder nichtkatholische Ethiker anerkennen müssen, daß, wenn man jenes

[1]) Inhalt von Bd. XIX Heft 4: F. v. Duhn, Bemerkungen zur Orientierung von Kirchen und Gräbern. Wiedemann, Beiträge zur ägyptischen Religion II. C. Ritter, Platons Gedanken über Gott usw. II. Werminghoff, Neuerscheinungen zur Religions- und Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Van der Leeuw, Das neuentdeckte Osirisheiligtum in Abydos. Fehrle, Das Sieb im Volksglauben. Kern, Kabiriaka. Boll, Der Adler als Mystengrad. Oesterreich, Das Heilige. Weinreich, Die religionsgeschichtliche Bibliographie.

Verbot einfach als unmöglich bezeichnet und das wirtschaftliche Leben seinen eigenen Gesetzen überlassen will wie etwa auch die Politik, damit die sittlichen Fragen auf diesem Gebiet keineswegs gelöst sind, vielmehr nur eine Art Anarchie der menschlichen Triebe proklamiert ist. Suchen wir überhaupt sittliche Grundsätze und sollen sie unsere höchsten Grundsätze sein, so wird auch die wirtschaftliche Selbstsucht sich Einschränkungen gefallen lassen müssen nicht nur vom wirtschaftlichen Gebiet selbst her. Andererseits werden, wenn Schilling in Übereinstimmung mit der heutigen katholischen Moral und dem neuen, vom jetzigen Papst erlassenen Codex iuris canonici einen mäßigen Zins rechtfertigt, Nichtkatholiken doch die Unterscheidung, die er hierbei macht, kaum ebenso betonen wie er; er erklärt, der Darlehnsgeber dürfe sich einen mäßigen Zins ausbedingen „durchaus nicht, weil er dem anderen die Möglichkeit, Gewinn zu machen, verschafft, sondern lediglich, weil er" (der Geldgeber) „auf die Möglichkeit, Gewinn zu machen, verzichtet" (die er haben würde, wenn er das Geld inzwischen selbst irgendwie verwendete). Den Schluß bildet eine Darlegung Bihlmeyers über Möhler als Kirchenhistoriker, seine Leistungen und seine Methode, die Bihlmeyer lehrreich in den Entwicklungsgang der deutschen historischen Forschung im 19. Jahrh. hineinstellt. Im folgenden Doppelheft (dem letzten, das mir vorliegt) wendet sich Witzel gegen eine von dem Benediktiner Landersdorfer im Anschluß an den Engländer Langdon behauptete weitgehende Analogie zwischen einem sumerischen Text und der biblischen Paradieses- und Sintflutgeschichte. Zwar gehen die namentlich seit Friedr. Delitzsch vielbeachteten babylonisch-assyrischen dem Alten Testament verwandten Texte wahrscheinlich zum Teil auf sumerische zurück, es bleibt aber bei Witzels Übersetzung, deren Recht gegenüber der anderen ich nicht nachprüfen kann, fast nichts von Parallelen übrig.[2])

2) Inhalt des 2. und 3. Quartalhefts 1919: Witzel, Angebliche sumerische Parallelen zur biblischen Urgeschichte. Slaby, Genesis 50, 2—10 im Lichte der altägyptischen Denkmäler. Baur, Duplikate in Mignes Patrologia graeca. Minges, Skotistisches bei Richard von Mediavilla. Waldmann, Zur inneren Begründung der läßlichen Sünde. Rezensionen. Analekten.

Wie die Theologische Quartalschrift von der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen, so wird die Monatschrift Theologie und Glaube von den Professoren des Priesterseminars zu Paderborn herausgegeben, Peters, Poggel, Bartmann, Müller, Funke, Tenckhoff, Fuchs, Feldmann, Schneider (Paderborn, Schöningh). Der soeben erwähnte Landersdorfer berichtet hier über das hethitische Problem und die Bibel. Im zweiten Jahrtausend v. Chr. besaßen die Hethiter in Kleinasien, Syrien und Nordmesopotamien ein großes Reich, das hernach nicht nur zerstört, sondern fast vergessen worden ist. An der Entzifferung der hethitischen Inschriften arbeitet die Forschung jetzt. Vermischt hat sich dieses Volk auch mit den Israeliten, was, wenn die Hethiter Indogermanen waren, von besonderem Interesse ist. Der Geschichte des sog. comma Iohanneum geht Bischof Bludau von Ermland, früher Professor in Münster, in zwei Aufsätzen nach; es handelt sich um eine Stelle im 1. Joh.-Brief, die als Beleg dafür, daß die Dreieinigkeitslehre schon im Urchristentum vorhanden gewesen wäre, von Bedeutung sein würde, aber unecht ist. Bludau zeigt, daß man die Verwendung der Stelle in einem nordafrikanischen Glaubensbekenntnis des 5. Jahrh. nicht überschätzen darf und daß sie Augustin unbekannt war; diese Darlegungen sind auch deshalb von Interesse, weil die Inquisitionskongregation in Rom 1897 verboten hat, die Echtheit jener Stelle in Zweifel zu ziehen; derartige Dekrete päpstlicher Behörden stehen zur wissenschaftlichen Arbeit katholischer Theologen in seltsamem Mißverhältnis. Altaner behandelt den Armutsgedanken bei Dominikus, dem Stifter des Dominikanerordens. Für Dominikus war das Ideal der Armut nicht so bedeutsam wie für seinen Zeitgenossen Franz von Assisi; dafür war die Form, in der er es vertrat, dauerhafter. Der Würzburger Philosoph Stölzle berichtet über Intrigen, die es veranlaßten, daß der bekannte mildgesinnte Sailer, nachmals Bischof von Regensburg, 1819 von Rom als Kandidat für den Augsburger Bischofsstuhl abgelehnt wurde. Eingehend wird über solche Erscheinungen der Gegenwart berichtet, die für die kirchliche Praxis bedeutsam sind, so über die Volkshochschulen. Liese beschreibt die in Freiburg neuerdings begründete Caritasschule, eine Anstalt zur planmäßigen Weiterbildung der auf den

verschiedenen Gebieten der kirchlichen Liebestätigkeit arbeitenden Katholiken. Das starke soziale Interesse der deutschen Katholiken ist mit bemerkenswerter Organisationsgabe verbunden. Namentlich der ländlichen Wohlfahrtspflege wendet man steigende Aufmerksamkeit zu. Neben der Caritasschule steht in Freiburg ein Missionsinstitut, das nichts mit Heidenmission zu tun hat, sondern Mission bezeichnet hier planmäßige religiöse Beeinflussung namentlich solcher, die der Kirche entfremdet oder doch kirchenfeindlichen Einwirkungen ausgesetzt sind. Jenes Institut gibt den Priestern Anleitung, besonders auch je nach der Verschiedenheit der Stände solche Mission zu treiben, wie der Franziskaner Schulte darlegt. Freilich wird es der Nichtkatholik bisweilen beklagen, daß zu allen möglichen, nicht etwa protestantischen, sondern interkonfessionellen Unternehmungen katholische Parallelen geschaffen werden. Katholisch-soziale Frauenschulen mag es geben, wie und weil es evangelische gibt, aber es tritt z. B. auch dem Wandervogel eine ähnliche katholische Bewegung, Quickborn, zur Seite oder entgegen. Die katholischen Schüler höherer Lehranstalten sucht gegenüber deutschnationalen und anderen Jugendbünden der schon sehr verbreitete Bund Neu-Deutschland zusammenzufassen, über den sein Geschäftsführer, der Jesuit Esch, berichtet. Den Schluß jeder Nummer bilden Literaturberichte von verschiedenen Gebieten und eine kurze Umschau in Welt und Kirche.[3])

Neben oder vielmehr dem Alter nach vor der Zeitschrift „Theologie und Glaube" wäre hier „Der Katholik" zu würdigen gewesen, das Organ der Mainzer Theologen, fast so alt wie die Tübinger „Theologische Quartalschrift", aber in seiner langen Geschichte oft einem anderen Geiste dienend: war Tübingen ein Hauptsitz einer historischen und innerhalb der Grenzen des katholischen Denkens auch kritischen Theologie, so Mainz eine Stätte der Neuscholastik. Nur darf man keineswegs die gesamte theologische Arbeit dieser Zeitschrift damit abstempeln wollen. Indes verschiebe ich die Würdigung dieses Organs, das, bei Kirchheim in Mainz erscheinend, zuletzt von den dortigen Professoren Becker und Selbst herausgegeben wurde, auf später, da es zu Beginn des Jahres 1919 sein Erscheinen bis auf weiteres einstellen mußte. Andere katholisch-theologische Zeitschriften gleichfalls einem künftigen Berichte vorbehaltend, gehe ich zu protestantischen über.

Die bereits im vorigen Jahre hier charakterisierten „Theologischen Studien und Kritiken", herausgegeben von den Professoren Kattenbusch und Loofs in Halle (Gotha, F. A. Perthes), bringen in ihrem 92. Jahrgang größere Aufsätze von Preisker, Ernst, Hering und Hölscher. Preisker behandelt die Art und Tragweite der Lebenslehre Jesu, d. h. die seit einem Menschenalter besonders lebhaft verhandelte Frage, wie sich die Ethik Jesu zur heutigen Kultur verhält, ob sie uns noch heute die Grundlinien gesunder kultureller Betätigung gibt oder vielmehr, weil wesentlich durch die Erwartung baldigen Weltendes bestimmt, für uns unbrauchbar ist oder uns doch in starke Spannung zur heutigen Kultur bringt; solche Spannung könnte ja in mancher Beziehung heilsam sein, ist in gewissem Sinne mit aller lebendigen Religion gegeben; wer überweltliche Güter ahnt, sucht, kennt, wird nicht kulturselig werden. Preisker betont stärker als die Erwartung baldigen Weltendes das, was er den Individualismus Jesu nennt — ob der Ausdruck glücklich ist, mag umstritten bleiben; es handelt sich um die Verinnerlichung, Vertiefung, persönliche Zuspitzung der religiös-ethischen Hauptgedanken, die in dieser Form dann durchaus ihre Bedeutung für uns behalten. Ernst stellt die Frömmigkeit des Erasmus dar, dessen in vielem modern anmutende Denkweise heute wieder Gegenstand stärkeren Interesses ist, unter anderem in einem wertvollen Buch des leider gefallenen jungen Theologen Mestwerdt behandelt wurde. Erasmus erscheint als Vertreter eines von der platonisch-stoischen Philosophie beeinflußten, biblisch begründeten, moralistisch gerichteten Christentums. Soweit er trotz scharfer Kritik, die er an dem herkömmlichen kirch-

3) Inhalt von Heft 7/8 des 11. Jahrgangs: Müller, Zur Volkshochschulbewegung. Eitner, Pfarrkartotheken. Stiglmayr, Mannigfache Bedeutungen von „Theologie" und „Theologen". Schulte, Das Missionsinstitut in Freiburg. Doergens, Griechische Welt- und Lebensanschauung in ihrem Verhältnis zum Christentum. Stölzle, Warum Sailer 1819 nicht Bischof von Augsburg wurde. Höflin, Quickborn. Gspann, Das Vaterunser des Philosophen. Erlasse und Entscheidungen. Aus der Theologie der Gegenwart usw.

lichen Betrieb übt, doch schließlich in den Bahnen des überlieferten Katholizismus bleibt, fragt man sich, ob er da ehrlich war. Ernst bejaht das, und findet, daß dieser Typus der immer nach dem Guten strebenden, dabei ungebrochenen, weil sich nicht brechenlassenden Menschennatur bleibende Bedeutung hat, auch auf protestantischem Boden; im Rationalismus der Aufklärungszeit gewann diese Art der Frömmigkeit besondere Macht. Aber den höheren Wert erkennt Ernst doch der ganz anderen Art Luthers zu, der sich ganz Gott hingab, von da aus dann aber Welt und Zeit wirklich umzugestalten vermochte. Hering, der Senior der hallischen theologischen Fakultät, hat die Forschung nach Schleiermachers Vorfahren, in deren Seelen zum Teil schon eigentümliche religiöse Kämpfe wahrzunehmen sind, in dankenswerter Weise weitergeführt, indem er einen Zusammenhang zwischen dem ältesten bisher bekannten, einem Ratsschöffen in Gemünden in Niederhessen um 1700, und der in Wildungen schon im 16. Jahrh. ansässigen Familie gleichen Namens fast sicher macht. Hölscher, Professor in Halle, geht der Entstehung des Buches Daniel nach. Diese Schrift wird immer allgemeiner wesentlich in die Zeit der Bedrückung gesetzt, die das jüdische Volk unter Antiochus IV. Epiphanes um 165 v. Chr. erlitt. Die Einheitlichkeit des Buchs mußte aber schon deshalb zweifelhaft sein, weil es nur zum Teil hebräisch, zum Teil dagegen aramäisch geschrieben ist. Hölscher führt eine zuerst von Spinoza, in unseren Tagen von Sellin vorgenommene Scheidung weiter, wonach der erste Teil des Buchs doch älter ist, aus dem 3. Jahrh. stammt — aber also auch nicht etwa, wie der Text glauben machen will, aus der Zeit Nebukadnezars — die Kapitel von 8 an dagegen aus der soeben angegebenen Zeit; im einzelnen seien noch Einschübe und Nachträge kenntlich. Es folgt eine Reihe kürzerer Beiträge.[4])

Von Zeitschriften, die allen Gebieten der wissenschaftlichen Theologie dienen, sind im vorigen Jahre hier außer den „Studien und Kritiken" die „Protestantischen Monatshefte" und die „Neue kirchliche Zeitschrift" gewürdigt worden. Neben diesen Organen, die der Theologie überhaupt dienen, haben — übrigens auch auf katholischer Seite — schon längst eine Anzahl spezieller Fachzeitschriften gestanden, für biblische oder kirchengeschichtliche Forschung, für systematische und für die verschiedenen Zweige der praktischen Theologie, kirchliche Kunst, Kirchenrecht, Religionsunterricht; auch die obengenannten Missionszeitschriften gehören hierher. Über einige von ihnen sei hier noch kurz berichtet, die neutestamentliche, die kirchengeschichtliche und, da gerade in den letzten Jahren im Zusammenhang mit der Revolution einige Probleme der kirchlichen Praxis, der Kirchenverfassungsreform besonders hervortraten, über zwei praktisch-theologische.

Die „Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft und Kunde des Urchristentums", herausgegeben von Preuschen (Gießen, Töpelmann), liegt im 19. Jahrgang vor, von dem bei Abfassung dieses Berichts das 1. Heft erschienen war. Hier finden wir rein gelehrte Forschung ohne Hinblick auf Tagesereignisse. Corssen wendet sich gegen Reitzensteins Meinung, Paulus hätte mit seinen Gleichnissen vom Spiegel und sich spiegeln (1. Kor. 13 und 2. Kor. 3) Gedanken ausgesprochen, die mit solchen des Porphyrius, eines neuplatonischen Gegners des Christentums im 3. Jahrh., so verwandt seien, daß wir eine gemeinsame Quelle vermuten müßten. Corssen sucht zu zeigen, daß die Denkweise beider hier doch sehr verschieden sei, die Gedanken des Paulus seien wesentlich durch die alttestamentliche Überlieferung bestimmt. Hadorn deutet die vielbesprochene Stelle in der Offenbarung Johannis, in der als Zahl des Tieres 666 angegeben wird, auf den Kaiser Trajan; nach verbreiteter Meinung wird da in der Tat ein Name zahlensymbolisch angedeutet, natürlich der eines Christenfeindes; meist hat man an Nero gedacht. Carl Sachsse erörtert die Lage der Kreuzigungsstätte Jesu (die der englische General Gordon nicht dort suchte, wo auf Grund einer bis in Konstan-

4) Inhalt des 2. Hefts 1919: Hering, Schleiermachers Familienheimat und Vorfahren väterlicherseits. Hölscher, Die Entstehung des Buches Daniel. Brüne, Das Zeugnis des Josephus über Christus. Moering, Egenomen en pneumati. Mulert, Die angeblich älteste Schrift Schleiermachers. Stephan, Zwei ungedruckte Briefe Schleiermachers. v. Rohden, Eine neue Apologetik. Hering, Schleiermachers Braut. Kattenbusch, Schleiermachers Wohnung in Halle.

tins Zeiten zurückreichenden Überlieferung die Grabeskirche steht, sondern auf einem in der Tat schädelähnlichen weiter außerhalb liegenden Hügel; Golgatha bedeutet Schädel) und der Stelle, wo der Prozeß vor Pilatus stattfand. Hertlein lehnt Kuhnerts Versuch ab, Jesu Selbstbezeichnung Menschensohn in Anknüpfung an hellenistische Ehrentitel (hyios Laodikeon Wohltäter — man möchte fast sagen: Ehrenbürger — von Laodicea) als Wohltäter der Menschheit zu deuten.[5])

Die von dem als Professor in Leipzig verstorbenen Brieger begründete „Zeitschrift für Kirchengeschichte" (Gotha, F. A. Perthes) ist mit ihrem 38. Band neu organisiert worden; hinter ihr steht jetzt eine deutsche Gesellschaft für Kirchengeschichte, Herausgeber ist Prof. Zscharnack in Berlin geworden. Im 1. Heft beginnt Th. Zahn, der Erlanger Altmeister, eine Untersuchung über die verschiedenen Ammonius (der Name war in Ägypten häufig, bekannt ist der Begründer des Neuplatonismus, Ammonius Sakkas; dann sind Stücke aus Bibelauslegungen unter dem Namen eines oder mehrerer A. überliefert). Holl zeigt, wie der Streit, den Paulus gemäß seiner Erzählung im Galaterbrief mit Petrus in Antiochia hatte, Luther in den Jahren, in denen er sich zum Reformator entwickelte, wiederholt beschäftigt hat; den von römischer Seite behaupteten Vorrang des Petrus vor den übrigen Aposteln mußte auch diese Erzählung dem Reformator unsicher machen. Prof. Stuhlfauth regt an, bei der Sammlung für kirchliche Kunst an der Berliner Universität eine solche von Reproduktionen der Bilder aller kirchengeschichtlich bedeutsamen Personen zu schaffen. Fischer macht Vorschläge für die Ausgestaltung der kirchen- und kulturgeschichtlich wichtigen Pfarrerverzeichnisse. Ein wichtiger Beitrag dazu wäre, wie Pallas darlegt, der weitere Druck des sog. Wittenberger Ordiniertenbuchs, von dem erst der Anfang allgemein zugänglich ist. Aus dem übrigen Inhalt des Heftes sei Schaumkells Aufsatz über Richard Rothes Beurteilung Luthers und der Reformation genannt, die mit Rothes Gedanken zusammenhängt, das Ziel der Entwicklung sei Verchristlichung der Welt und Aufhören der Kirche, die in einem christlichen Kulturstaat aufgehen sollte; die Reformation erscheint bei Rothe als ein wichtiger Schritt auf dem Wege dorthin. Den Abschluß bildet ein lehrreicher Bericht Carl Clemens über die religionsgeschichtliche Literatur der letzten Jahre.[6])

Aus den Zeitschriften, die der praktischen Theologie dienen, bleiben solche Stücke, die lediglich Interesse für die kirchliche Praxis haben, hier unerwähnt; die beiden Blätter aber, über die jetzt noch berichtet werden soll, pflegen zugleich beachtenswerte grundsätzliche, zum Teil auch geschichtliche Darlegungen zu enthalten. Die Monatschrift für Pastoraltheologie, herausgegeben von Prof. Wurster in Tübingen und Generalsuperintendent Schoell in Reutlingen, jetzt im 16. Jahrgang (bisher Berlin, Reuther & Reichard, nun Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht), brachte nach der Revolution Aufsätze von Wurster und Prof. Eger in Halle: Was nun mit unserer Kirche? Was Wurster im Interesse der Erhaltung des Volkskirchentums fordert, ist im wesentlichen durch die Weimarer Verfassung zugesagt oder doch ermöglicht worden. Wenn er zunächst hoffte, die Neuregelung werde durch die Länder, nicht durch das Reich erfolgen, so hat man es inzwischen auf kirchlicher Seite gewiß überwiegend als Erleichterung empfunden, daß die Dinge in Weimar einheitlich geregelt wurden. Denn sonst hätte zwar in manchen Gebieten die katholische Kirche ihren Willen durchgesetzt,

---

5) Inhalt von Heft 1 des 19. Jahrgangs: Corssen, Paulus und Porphyrius. Hadorn, Die Zahl 666, ein Hinweis auf Trajan. Sachsse, Golgatha und das Prätorium des Pilatus. Erbes, Was bedeutet allotrioepiskopus 1. Ps. 4, 15? Alt, Zu Epiphanios Panarion 51, 30. Hertlein, Ho hyios tu anthropu.

6) Inhalt von Heft 1 des 38. Jahrganges: Zahn, Der Exeget Ammonius. Holl, Der Streit zwischen Petrus und Paulus in seiner Bedeutung für Luthers Entwicklung. Stuhlfauth, Eine kirchengeschichtliche Bildniszentrale. Fischer, Presbyterologien. Pallas, Das Wittenberger Ordiniertenbuch. Schremmer, Kirchengeschichte in der Schule. Bernoulli, Ein Reisebüchlein für Jerusalemspilger. Hugo Koch, Zum novatianischen Schrifttum. Hugo Lehmann, Zum Briefwechsel zwischen Spener und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Schaumkell, Rothes Beurteilung Luthers. Zscharnack, Zur Geschichte und Aufgabe der deutschen evangel. kirchengeschichtlichen Organisationen. Einzelberichte: Clemen, Christentum und andere Religionen.

anderwärts aber, in Sachsen, Thüringen, Hamburg, hätte eine sozialdemokratische Mehrheit freie Hand, die Kirchen an die Wand zu drücken. Daß verschiedene Teile unseres Vaterlandes in ihrer Kulturpolitik allzuweit auseinandergehen, ist jedoch schon im Interesse des nationalen Zusammenhalts unerwünscht. Eger lehnt u. a. den Plan ab, innerhalb der Volkskirche den wirklich tätigen Mitgliedern eine bevorrechtete Stellung zu geben; durch solche Scheidung von Ganzen und Halben mache man die letzteren erst recht gleichgültig gegen die Kirche. Nicht unwichtig zur Erklärung dafür, daß schließlich in der Heimat das staatsbürgerliche Pflichtbewußtsein zusammenbrach, ist vielleicht, was Jehle hervorhebt: früher wurden die antiken Vorbilder unbedingter Pflichttreue gegen den Staat auf den höheren Schulen den jungen Gemütern eingeprägt; hat das Zurücktreten der humanistischen Bildung etwa hier eine unerwartete üble Nebenwirkung gehabt? Lehrreich sind die Berichte aus dem Leben evangelischer Kirchgemeinden während des Kriegs, aus Kurhessen, Westpreußen usw.; zum Teil sieht man deutlich die unzufriedene, schließlich revolutionäre Stimmung auch unter sonst konservativen Bauern entstehen und wachsen. Dabei erzählt ein Pfarrer ganz harmlos, ein Gemeindeabend habe der Vaterlandspartei 50 neue Mitglieder zugeführt! Zu besserer Scheidung von Religion und Politik, als sie hier vorliegt, leitet der Berliner Prediger Stäglich an. Einen kräftigen Reformvorschlag macht Pfarrer Völter in Eßlingen: Die Tragik der Kirche. Hier redet ein in seinem Amt ergrauter Mann von den Gelegenheiten, bei denen es die Kirche verpaßt habe, das Wort zu sprechen, das die Volksseele verlangte. Es werde viel zu viel gepredigt; statt dessen solle etwa jeden zweiten Sonntag eine Gemeindeversammlung mit Aussprache stattfinden, eine Nachhilfsstunde für Lebensschüler, wie Schrempf sagt, eine Christenlehre für Erwachsene, wenn das nicht zu pastoral oder schulmäßig klingt. Busch zeigt anregend, wie er auch den Konfirmandenunterricht als Arbeitsunterricht gestaltet, d. h. praktisch in steter Fühlung mit dem wirklichen Leben hält, Witte berichtet lehrreich über Staat und Kirche in Japan, die 1868 sozusagen getrennt wurden; d. h. die Vorrechte des Buddhismus wurden aufgehoben und in allen Schulen Moralunterricht eingeführt, später freilich die Schintoreligion staatlich begünstigt. Heute nun widerstrebt der inzwischen mächtiger gewordene Buddhismus einer neuen Verbindung mit dem Staat, der dem Christentum nicht unfreundlich gegenübersteht. Gauß behandelt die Stellung der Kirche zu den sog. Gemeinschaften, mit guten psychologischen Einsichten in die Motive des immer wiederkehrenden engeren Zusammenschlusses gleichgesinnter Frommer. Der Aufsatz ist fromm und frei: „Die Kirche kann das Religiöse nicht für ihr Monopol erklären.“ Hinzu kommen geschichtliche Artikel, Bücherbesprechungen (z. B. eine ausführliche Würdigung von Heilers bedeutsamem Werk über das Gebet durch Saathoff).[7]

Wesentlich den gleichen Aufgaben dient, aber eine ausgesprochener „moderne“ Haltung hat die „Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur“, die seit 1901 Professor Baumgarten in Kiel herausgibt, seit 1907 mit dem Obertitel Evangelische Freiheit (Tübingen, Mohr; nicht zu verwechseln mit der Christlichen Freiheit, dem früheren Evangelischen Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen, einer, seit Gottfried Traub sie herausgab, auch über diese Provinzen hinaus verbreiteten Wochenschrift, die scharf im Sinne des freien Protestantismus, seit dem Kriege aber zugleich immer mehr im Sinne der Vaterlandspartei arbeitete, wie denn der Herausgeber sich vom Anhänger Naumanns und fortschrittlichen Abgeordneten hinüber entwickelte zum deutschnationalen Wortführer, ja zum Mitarbeiter Kapps). Baumgartens Monatsschrift hat von vornherein einen stark persönlichen Charakter gehabt. Die Mitherausgeber — jetzt Professor Niebergall in Heidelberg und die Pfarrer Jüngst in Stettin und Jaeger in Freiburg — kommen in charakteristischer Weise zum Wort, namentlich Niebergall mit Aufsätzen über Nöte und Aufgaben der Pfarrer, aber für die Gesamthaltung des Blattes ist bestimmend geworden die in jeder Nummer von Baumgarten geschriebene kirchliche Chronik,

7) Inhalt des letzten Heftes des 15. Jahrgangs: Saathoff, Anregungen für den Konfirmandenunterricht. Schöllkopf, Die Anfänge der Menschheit als apologetisches Problem. Knolle, Luthers Predigt im Verhältnis zum Text. Bücherbesprechungen. Aus Zeitschriften. Aus der neuesten theologischen Literatur.

wobei nur das Wort „kirchlich" nicht zu eng gefaßt werden darf. Nicht nur die Zusammenhänge zwischen der Kirchenpolitik und sonstigen politischen Vorgängen, sondern auch die Verflechtung der Schicksale der religiösen Bewegungen mit der allgemeinen kulturellen Lage, den sonstigen geistigen, auch den wirtschaftlichen Strömungen hat Baumgarten immer betont, politisch lange Zeit nationalliberal, jetzt Demokrat, kirchlich immer für den freien Protestantismus wirkend, aber nie parteimäßig gebunden: wie ihn von jeher sein starkes sozialpolitisches Interesse nach „links" zog, so unterschied ihn seine Gegnerschaft gegen Gleichmacherei der Bildung stets vom vulgären Liberalismus. Bei den jetzigen Postverhältnissen kann eine Zeitschrift, die in Kiel geschrieben oder zusammengestellt, aber in Tübingen gedruckt wird, oft nicht aktuell sein. Aber mag auch manches aus Baumgartens Chroniken in unserer ereignisreichen Zeit, wenn es zu den Lesern kommt, überholt sein, diese charaktervollen Darlegungen sind von vielen nachdenklichen und ernsten Kulturpolitikern immer gern gelesen worden, wobei man ja fragen kann, ob es zweckmäßig ist, daß sie in einer Zeitschrift für Pfarrer enthalten, d. h. für viele andere, die dergleichen auch gern lesen würden, vergraben sind.

Die Chroniken des letzten Jahrgangs handeln von den Wandlungen der politischen Lage, der Wahlbewegung, den Weimarer Beschlüssen über Staat, Kirche und Schule, Baumgartens Tätigkeit bei der Friedenskommission und den Folgen des Versailler Friedens, dem Dresdner Kirchentag u. dgl. Aber auch außerhalb der Chronik ist viel von Tagesfragen die Rede. Von der neuen Lage des Religionsunterrichts in Preußen berichtet Seminardirektor Plath; von kirchlichen Feiern des 1. Mai sind zwei Ansprachen mitgeteilt, eine von Baumgarten, eine von dem sozialistischen Pfarrer Dehn in Berlin-Moabit. Eine kräftige Predigt gegen die Arbeitsscheu liefert der Charlottenburger Pfarrer Siems. Eine längere Aussprache hat der Vorschlag hervorgerufen, künftig Laienhelfern einen größeren Teil der Geschäfte zu übertragen, die bisher die Pfarrer hatten. Nach dem Tode Friedrich Naumanns sind außer einer Chronik, in der Baumgarten ihn würdigt, die an seinem Sarg gehaltene Rede von Johannes Naumann (dem Bruder) und eine Gedächtnispredigt von Jaeger in Freiburg mitgeteilt. Eingeleitet wird jede Nummer dieser Zeitschrift durch eine Reihe kurzer Buchbesprechungen, „Notizen". Einer Frage, die schon lange vorhanden war, aber jetzt besonders bedeutsam ist, gilt des Herausgebers Vortrag über die Mitarbeit der Frauen bei der Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Beiträge aus früheren Jahrgängen werden fortgesetzt in der praktischen Auslegung der Geschichten vom Propheten Elisa, die Gunkel gibt, und dem „theologischen Krebsbüchlein", einer anonymen Sammlung viel beachteter und in der Tat oft sehr treffender Satiren auf kirchliche Mißbräuche und pastorale Unsitten. Wenn doch alle Stände so scharfe Selbstkritik üben wollten, und wenn doch die Theologen die hier geübte befolgen wollten![8])

Dem Nichttheologen, der religiös interessiert ist, werden Fachzeitschriften dieser Art natürlich nicht so nahe liegen wie Blätter, die mehr auf die allgemeinen Fragen des religiösen und kirchlichen Lebens in der heutigen Welt eingehen. Von den Zeitschriften dieser Art sei zum Schlusse hier die bereits im vorigen Jahre charakterisierte Christliche Welt noch einmal erwähnt, herausgegeben von Professor Rade (Marburg a. d. Lahn, Verlag der Christl. Welt), während andere, die sich gleichfalls an weitere Kreise wenden, seien sie nun mehr kirchenpolitisch interessiert, oder aber mehr auf religiöse Klärung bedacht unter Absehen von den kirchenpolitischen Tageskämpfen, im nächsten Bericht gewürdigt werden sollen. Freilich ist der Gesamteindruck eines Jahrgangs der Christlichen Welt — früher über tausend Spalten Großquart, jetzt etwas weniger — nicht einfach und kurz zu kennzeichnen. Geht eine Wochenschrift nicht nur auf die verschiedensten religiösen und theologischen Fragen von bleibender Bedeutung ein, sondern zugleich auf die Tagesereignisse, und sucht sie, was irgend aus unserem Kulturleben in bedeutsame, sei es freundliche, sei es feindliche Beziehung zum Christentum tritt, vom Standpunkt einer freien Frömmigkeit aus zu be-

8) Inhalt des Nov.-Dez.-Heftes 1919: Notizen. — Ein Prophet. Predigt von Jaeger. Aus dem theologischen Krebsbüchlein. — Elisa-Geschichten. Von Gunkel. — Kirche und Sozialdemokratie. Von Taube. — Kirchliche Chronik. Von Baumgarten.



leuchten, so müssen solcher Fülle von Stoff gegenüber die Interessen der Leser auseinandergehen. Ein erhebliches Maß übereinstimmender Gesinnung kann, wer schärfer zusieht, im Kreise der Mitarbeiter doch wahrnehmen, so gewiß viele Stimmungen und Urteile etwa den sozialistischen Solinger Pfarrer Hartmann einerseits, Baumgarten andererseits scheiden, der in einer Aufsatzreihe die Bedeutung des Protestantismus für das deutsche Volk dahin kennzeichnet, daß der Protestantismus gegenüber Katholizismus und Sozialismus, die beide zu Massenwirkungen geeigneter seien, im Kerne individualistisch und insofern eine Sache weniger bleiben werde, die höher streben. Viel verhandelt werden auch hier die Fragen der Neugestaltung unserer Kirchenverfassungen, auf die Rade als Mitglied der preußischen Nationalversammlung Einfluß ausgeübt hat; aber nicht nur Kirchenleute im engeren Sinne äußern sich dazu, sondern es schrieb z. B. die Dichterin Auguste Supper, die dem Dresdner Kirchentag angehört hat, über ihn ein sehr anziehendes kritisches Stimmungsbild. Um nur noch an vier Beispielen die Mannigfaltigkeit des Gebotenen zu illustrieren: Haseroth berichtet von neueren Forschungen über das apostolische Glaubensbekenntnis, W. E. Schmidt aus genauer Kenntnis heraus über Masaryk, den tschechischen Präsidenten, W. Hoffmann über die Mystik im Weltkriege, R. Otto gibt Anregungen zur Sammlung neuerer religiöser Lyrik.[9])

Nicht selten finden sich wertvolle Aufsätze über religiöse und religionswissenschaftliche Fragen auch in Zeitschriften allgemeineren Inhalts wie den Preußischen Jahrbüchern. Überhaupt kann bei der Mannigfaltigkeit der Beziehungen zwischen Religion und Kultur, bei der Spezialisierung der religionswissenschaftlichen Forschung und der Buntheit des religiösen Lebens in Deutschland — auch die Religionsfeindschaft trägt bei uns z. T. noch religiöse Züge — jede theologische Zeitschriftenschau auf begrenztem Raum nur einen Ausschnitt des Vorhandenen würdigen. Aber nicht davon soll hier weiter die Rede sein, sondern es sei zum Schluß noch einmal auf eine bereits oben erwähnte Schwierigkeit hingewiesen. Zeitschriften lesen will jeder, wenn ihr Inhalt interessant ist oder seine Kenntnis ihn in seiner Berufsarbeit fördert. Zeitschriften halten und bezahlen fällt vielen schwer. Vielen wirklich nicht aus Geiz, sondern wegen der Verteuerung der ganzen Lebenshaltung. Und doch gilt: fühlen wir überhaupt die Verpflichtung, das deutsche Geisteserbe aus vergangenen Tagen durch diese dunklen Jahre hinüberzuretten in eine bessere Zukunft, dann gehört dazu auch dies, daß wir die wertvolleren von unseren Zeitschriften nicht untergehen lassen. Je schwerer es auch für unsere Bibliotheken wird, noch ausländische Zeitschriften zu beziehen, um so dringlicher wird die Pflicht, von den inländischen die wertvolleren weiterbestehen zu lassen. Wir wollen nicht müde werden, dafür zu werben, daß, wer irgend helfen kann, auch die Verpflichtung fühle, zu helfen, sei es, indem er durch die gegebenen Organisationen die eigentlich wissenschaftlichen Zeitschriften mit Geld unterstützt, sei es — und das werden die meisten lieber tun — indem er sich den Vorteil verschafft, neben den Tageszeitungen gemeinverständliche Zeitschriften zu beziehen, die ihm den Ertrag wissenschaftlicher Forschung vermitteln. Die Zeit der Not soll das Volk der Denker nicht ganz stumpf machen. Denken und Lesen aber, so trivial das klingen mag, gehören zusammen. Sollen Ideen leben und wirken, so müssen sie verbreitet werden. Hier liegt die höchste Aufgabe unserer Zeitschriften, und hier liegt unsere Verpflichtung gegen sie.

Kiel, April 1920.

H. Mulert.

9) Inhalt der ersten Nr. 1920: Förster, Gott, die Dinge und wir. Witte, Nationalistisches oder weltweites Christentum? Rade, Vom kirchenpolitischen Kriegsschauplatz. Kirchenpolitisches aus Preußen. H. Dose, Prudens Hahnemeyer. Verschiedenes.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

14. JAHRGANG | HEFT 8 | AUG./SEPT. 1920

Die ethnographischen Verhältnisse Rußlands.

Von M. Murko.*)

3.

Über die übrigen Völker will ich nur das allerwichtigste bemerken und dabei nicht systematisch nach einzelnen Sprachgruppen vorgehen, sondern zuerst die Randgebiete, die am meisten interessieren, erwähnen.

Finnland gehört geographisch nicht zu Rußland, kam aber 1809 von Schweden an das russische Reich, mit dem es durch eine Personalunion verbunden war, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bureaukratische und militärische sich nationalistisch gebärdende Imperialisten, denen ein solcher Staat im Staate ein Dorn im Auge war, seine Rechte zu vergewaltigen begannen. Die Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus lutherischen Finnen (2200000 im J. 1897, was auch für alle übrigen Zahlen gilt), die ehemaligen Herren, die Schweden (350000), leben hauptsächlich an der Küste. Finnland wird in Zukunft wohl einen Pufferstaat bilden, der wie die übrigen nordischen Staaten auf seine Neutralität stark bedacht sein dürfte.

Teile der Finnen, wie die der orthodoxen Religion angehörenden Karelier, leben in den angrenzenden und zerstreut auch in entfernten Gebieten Rußlands, andere Splitter in den Gouvernements Olonec (die Wepsen) und Petersburg am Finnischen Meerbusen. Eine größere Einheit bilden unter den baltischen Finnen nach den Finnländern nur noch die lutherischen Esthen (900000) in Esthland, im nördlichen Livland und auf der Insel Oesel, die nun einen besonderen Staat bilden werden. Von den alten Liven gibt es Reste nur noch in Kurland (bei 2000).

Dann folgen die gleichfalls lutherischen, aber bereits indogermanischen Letten (1436000) im südlichen Livland, in Kurland und in den drei westlichen Kreisen des Gouvernements Witebsk. Ob auch letztere zum neuen Lettland gehören werden, entzieht sich noch der Beurteilung.

Unter den Esthen und Letten bilden zahlreiche Deutsche (1897 ungefähr 10% der Gesamtbevölkerung) als Großgrundbesitzer, Geistliche und überhaupt Vertreter der Intelligenz sowie Städter eine Oberschicht, die eine bedeutende Vergangenheit hat, aber infolge der auch dort immer stärker hervortretenden demokratischen und sozialen Ideen in den Hintergrund gedrängt wird. Solche Fragen sind überall nicht bloß nationaler, sondern auch sozialer Natur; so richtet sich in Rußland die Revolution auch gegen den Adel, obwohl er dieselbe Sprache spricht.

Dieselbe Rolle wie die Deutschen unter den Letten und Esthen spielen die Polen unter den katholischen Litauern (1800000), die hauptsächlich an der Wilja und im Unterlauf des Niemen wohnen, im Gouvernement Kowno, in der westlichen Hälfte von

*) Siehe Heft 7.

Wilna und einem Teil von Grodno, sodann im Gouvernement Suwalki (Kongreß-Polen). Das Lettische und Litauische bilden mit dem ausgestorbenen Preußischen eine besondere baltische Sprachgruppe, die mit den slawischen Sprachen besonders nahe verwandt ist. Das Litauische ist von größtem Wert für die vergleichende Sprachwissenschaft; es ist so altertümlich, daß es mit Recht ein Mammut unter den indogermanischen Sprachen genannt wurde. Die Litauer standen Jahrhunderte vollständig unter polnischem Kultureinfluß, der russische machte sich erst im letzten Jahrhundert durch die Verwaltung geltend, außerdem studierten zahlreiche Litauer an den russischen Universitäten und wendeten die dort geholten freiheitlichen Ideen in dem Sinne an, daß sie ihr Volk in gleicher Weise von den Russen wie von den Polen zu emanzipieren suchten.

Die genannten baltischen Gebiete gehören geographisch zu Rußland und sind für dasselbe von größter Bedeutung wegen ihrer Häfen. Vielleicht werden auch diese neuen Staaten es für vorteilhaft halten, mit Rußland in irgendeine nähere Beziehung zu treten, denn sonst werden Lettland und Esthland allzusehr unter englischen Einfluß geraten; Litauen möchte aber auch das neue Polen wieder für eine Union gewinnen. Die Grenzen Litauens sind von größter Wichtigkeit für die Frage, ob Deutschland unmittelbare Berührung mit Rußland haben wird oder nicht.

Das bisherige Polen, wie es der Wiener Kongreß geschaffen hatte, mit 9455943 Einwohnern, von denen die Polen 71,8% bildeten, gehörte geographisch nicht zu Rußland und trieb sich wie ein Keil nach Mitteleuropa. Mit seinem Verluste gewinnt Rußland eine stark verkürzte, fast gerade Verteidigungslinie; die zentralrussischen Gouvernements werden auch den Wegfall der mit ihnen sehr stark konkurrierenden polnischen Industrie nicht beklagen, wohl wird aber diese den unermeßlichen russischen Markt schwer vermissen. Die Grenzen nach dem Osten sind zwar noch nicht bestimmt und hängen zum Teil davon ab, ob Polen der Entente noch gute Dienste gegen den Bolschewismus leisten kann, doch werden sich alle Parteien Rußlands kaum viel von den ehemaligen weiß- und kleinrussischen Provinzen Polens nehmen lassen, und jede größere Annexion wäre auf die Dauer unhaltbar, denn die polnisch-russische Geschichte würde bei den bisherigen Anschauungen von neuem beginnen. Auf jeden Fall wird aber ein großer Teil der polnischen Oberschicht in russischen Gebieten den starken Rückhalt des Mutterlandes, wie sie ihn bisher innerhalb des russischen Reiches hatte, verlieren. Begreiflicherweise wird es daher im neuen Polen außer den Sozialdemokraten noch andere Kreise geben, die auf gute Beziehungen mit Rußland Gewicht legen werden.

In Polen und in allen einst polnischen, litauischen, weiß- und kleinrussischen Provinzen sind hauptsächlich in Städten und Märkten ungemein stark die Juden vertreten. 1897 gab es ihrer in Rußland 5200000, in Galizien ungefähr 815000, in der Bukowina 100000, also schon damals unter Polen und Russen mehr als 6 Millionen. Gegen 90% dieser ganzen jüdischen Bevölkerung sind besitzlose Massen, wahre Proletarier, die in Armut und in unhygienischen Verhältnissen leben. Ein Drittel von ihnen widmet sich dem Handwerk, ein zweites Drittel dem Handel, was ein ganz unnatürliches Verhältnis ist; 10% bilden Taglöhner,



2,1% Fabrikarbeiter, 2% Landwirte, 18,8% Arme, die den Gemeinden zur Last fallen.[9]) Diese Juden sprechen einen aus Deutschland mitgebrachten verdorbenen, mit hebräischen und sonstigen Elementen gemischten fränkischen Dialekt („Jiddisch, Jargon"), geben Bücher, Zeitschriften und Zeitungen nicht bloß hebräisch, sondern auch in diesem Dialekt mit hebräischen Lettern heraus, haben überhaupt eine Literatur, die zu den großen russischen Schriftstellern als ihren Lehrmeistern emporblickt, und ein sehr realistisches Theater. Das alles macht es begreiflich, daß diese polnischen und russischen Juden eine Assimilation größtenteils ablehnen, sich als eine besondere Nation betrachten und auch entsprechende Rechte verlangen. In dem ersten ukrainischen Kabinett und auch in einigen folgenden gab es daher sogar einen Minister für jüdische Angelegenheiten. Einen Ausfluß dieses Nationalismus bildet auch der Zionismus, dem nun Palästina zugewiesen werden soll, das jedoch bei weitem nicht genügen wird. Natürlich fanden bei den Juden auch sozialistische und revolutionäre Ideen einen besonders fruchtbaren Boden und der „Allgemeine jüdische Arbeiterbund in Rußland, Polen und Litauen", kurz „Bund" genannt, ist sehr bekannt geworden. Außerhalb des „Ansiedlungsrayons" konnten sich früher Juden nur als Kaufleute erster Gilde, in akademischen Berufen und als Handwerker aufhalten, was allerdings vielfach umgangen wurde. In der Krim und auf dem Kaukasus gibt es aber davon verschiedene, nicht zahlreiche Juden, die Karaimen, welche vollberechtigt sind.

Bevor wir vom Westen scheiden, müssen wir auch der zahlreichen deutschen Kolonisten in Polen, in den Gouvernements Wolhynien, Beßarabien, Cherson und Taurien und an der Wolga gedenken. Durch den Krieg haben nur die an der österreichischen Grenze gelegenen Kolonien besonders gelitten. Im allgemeinen leben aber die deutschen Kolonisten in sehr guten Verhältnissen. Als Beispiel können die Kolonien im Gouvernement Taurien dienen. Dort wurde zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrh. den Deutschen Land in der Hälfte der Republik Sachsen zugewiesen, heute besitzen sie das dreifache Sachsen. Die durchweg reichen Bauern, die 10—12 Schweine schlachten, „sind stolz wie Herrscher, selbständig wie Könige" (aus dem Vortrag eines Kriegsteilnehmers). Besonders stark sind die Kolonien an der Wolga, wo es auch viele Katholiken gibt. Ganz erstaunt war ich in Saratov über eine katholische Kathedrale im gotischen Stil. Das Bistum Tyraspol hat seinen Namen nach einem Ort der Krim aber die Regierung meinte, es sei bei den Deutschen an der Wolga besser aufgehoben. Nun sollen auch Kommunisten aus Deutschland dahin wandern, dürften sich aber mit den dortigen selbstbewußten Bauern anfangs schlecht verstehen und könnten dort „katholisch" gemacht werden. Während des Krieges sprach und schrieb man öfters von einer Rückwanderung der deutschen Kolonisten, insbesondere von einer Verpflanzung nach Kurland.[10]) Ich mußte dabei immer bedenklich den Kopf schütteln: der Übergang dieser Bauern von einer extensiven Wirtschaft im Steppengebiet zu einer intensiven im Waldland wäre nicht so einfach, auch wenn sie dazu Lust hätten.

9) Jos. Melnik, Russen über Rußland, 567.

10) Sogar Hettner, Rußland, 302.



Deutsche gibt es auch sonst überall in Rußland, namentlich in den beiden Hauptstädten. In Petersburg besitzen sie im hervorragendsten Stadtteil zwei höhere Schulen. Die Zahl aller Deutschen in Rußland wurde von Florinskij 1907 auf 2 Millionen geschätzt.

Geographisch nicht zu Rußland gehört das ein besonderes Verwaltungsgebiet bildende Kaukasien. Dieses wird jedoch kaum zur Hälfte verloren gehen, denn diesseits des Kaukasus wohnen ja meist Russen. Im Hochgebirge selbst und jenseits des Kaukasus finden wir aber eine Menge kleiner, oft nur auf einzelne Täler beschränkter verschiedenartiger Völkerschaften, deren Organisierung ungemein schwer fallen wird. Auf Rittichs Karte werden für sie elf Farben verwendet und dazu noch eine zwölfte für „andere kleinere Stämme".

Da gibt es vor allem indogermanische Völker, die der iranischen Sprachgruppe angehören. Am zahlreichsten sind die Armenier (bei 1200000), zerstreut in den Gouvernements Eriwan (50%), Elizavetpol (35%) und Tiflis (25%), auch sonst am Kaukasus und am Schwarzen Meere. Sie sind ungemein regsam und geschäftstüchtig, die „Kapitalisten" und die „Juden" des Kaukasus, welche sie aber ebenso wie die Griechen übertreffen sollen. Das Oberhaupt ihrer alten Nationalkirche, der Katholikos aller Armenier, hatte seit 1878 seinen Sitz in Rußland, in Etschmiadzin. Weiter gehören zur iranischen Sprachgruppe die Taten (125000) und Talaschinzen (ungefähr 50000) im Gouvernement Baku, Kurden (bei 100000), die mit ihren Stammesgenossen in der Türkei als Mohammedaner die ärgsten Gegner der Armenier sind, und Ossetinen (bei 70000) im mittleren Hochgebirge.

Weiter gibt es eine Gruppe kaukasischer Völkerschaften, unter denen die Georgier (russ. Grusinen) im Gouvernement Tiflis (bei 400000), Imeretier und Kurier (bei 500000) in Kutais, Mingrelier in Kutais und Lasen in Batum (bei 220000), Lesginen (bei 600000) in Dagestan und eine Reihe kleinerer Stämme, die wohl im neuen Staat Georgien vereinigt sein werden. Was mit anderen Völkersplittern wie Tschetschenzen, Tscherkessen und Abchasiern geschehen soll, ist mir nicht klar.

Verhältnismäßig stark sind am Kaukasus die Tataren, vor allem die Aderbendžaner (diese Schreibung gibt die Aussprache ebenso ungenau wieder wie die andere: Aserbeidschaner, 1250000), die nach Florinskij Nachkommen der seldschukischen Türken, nach Fr. Müller und der Karte von Haardt aber iranische Türken sein sollen. Weiter sind zu nennen Nogaische Türken, hauptsächlich im Gouvernement Stavropol, Kumyken, Osmanen usw.

Vom Pariser Rat ist ebenso wie Armenien, dessen größerer Teil aber der Türkei genommen werden soll, und Georgien auch ein selbständiger Staat Aderbendžan anerkannt worden, der aber nur die im südlichen Kaukasien gelegenen Tataren umfassen kann. Ein schweres Leben wird Armenien haben, das Türken und Tataren nicht bloß als Nachbarn, sondern auch innerhalb seiner Grenzen zählen wird. Man sehe sich auf einer ethnographischen Karte nur die Lage von Eriwan an, das die Hauptstadt sein soll. Überdies ist zu erwägen, daß kein Volk durch den Krieg so viel Menschen verloren hat wie die Armenier durch Massakers und „Internierungen" in der Wüste, wo sie eben zugrunde gingen.

Die Zahl solcher Opfer soll 1,2 Millionen betragen haben, d. h. so viel wie es Armenier in Rußland gab. Wer wird so zersplitterte Teile vereinigen, zusammenhalten und verteidigen? Der südliche Kaukasus kann dem Völkerbund viel zu schaffen geben, oder die neuen Staaten werden bei den Großmächten Rückhalt suchen, und da kommt natürlich auch Rußland wieder in Betracht, so daß sich die Geschichte von Georgien und Armenien bis zu einem gewissen Grade wiederholen kann.

Auf dem Kaukasus und am Schwarzen Meer gibt es auch Griechen (bei 190 000). Sonst verdienen im Gebiet des Schwarzen Meeres Erwähnung noch Rumänen am linken Dniestrufer und bulgarische Kolonisten (im ganzen bei 200 000), die sich nach den russischen Türkenkriegen, meist erst im 19. Jahrh. angesiedelt haben. Interessant ist die Tatsache, daß um die Mitte des 18. Jahrh. in den Gouvernements Jekaterinoslaw und Cherson zahlreiche Serben aus Ungarn eingewandert sind, die ein besonderes Territorium erhielten, heute aber trotzdem zum größten Teil in den sie umgebenden Kleinrussen aufgegangen sind, was bei der großen Sprachverwandtschaft und der Gleichheit der Religion leicht begreiflich ist.

In der Krim gibt es noch 150 000 der ehemals mächtigen und viel zahlreicheren, aber durch starke Auswanderungen geschwächten Krim-Tataren, in denen auch Griechen, Genuesen und Goten aufgegangen sind. Um Jalta herum sieht man es so manchem Tataren deutlich an, daß er ein Nachkomme der Männer ist, bei denen Iphigenie Priesterin war, ebenso erinnern daran Namen wie Ai Petri, Ai Todor (aus hagios = heilig).

4.

Über die Völker im Innern und Osten von Rußland können wir uns kurz fassen.

Vor allem sind neben den baltischen Finnen zu nennen finnische Völkerschaften an der Wolga und Kama. Die Wolgagruppe bilden die Tscheremissen (bei 400 000), hauptsächlich im Gouvernement Kasan, und Mordwinen (ungefähr 1 000 000) in verschiedenen Gouvernements rechts und links der Wolga. Eine Million scheint nach westeuropäischen Begriffen schon ziemlich viel, aber man muß bedenken, daß die Mordwinen in kleinen Gruppen weit herum zwischen Russen und Tataren eingesprengt erscheinen. Da beide Völker orthodoxe Christen sind, allerdings oft nur halbe, so nehmen sie russische Einrichtungen und Gebräuche und zuletzt auch die Sprache sehr leicht an, ja sie werden zum engeren Anschluß an die Russen sogar gezwungen, wenn sie neben Bekennern des selbstherrlichen und sogar offensiven Islams wohnen. An der Kama finden wir die Wotjaken (bei 400 000) im Gouvernement Wjatka, Permjaken (nur noch 90 000), genannt nach der Gouvernementsstadt Perm, und Zyrjanen (z tönendes s) im Norden (170 000). Auch diese Splitter nehmen die russische Kultur gern an. Daß sie es weit bringen können, ersieht man daraus, daß die Zyrjanen die Juden des Nordens genannt werden, was viel bedeutet, wenn man bedenkt, daß sich der Großrusse selber auf Geschäfte sehr gut versteht. Die Exploitierung der stammverwandten Samojeden ist allerdings auch keine besonders schwierige Sache.

Von der ugrofinnischen Gruppe gibt es nur noch kleine Reste. Schon am Ural wohnen die Wogulen (ungefähr



7000) und im nordwestlichen Sibirien die Ostjaken (25000), die nächsten Sprachverwandten der Magyaren in Ungarn.

Im hohen Norden Rußlands und Westsibiriens leben verschiedene Zweige der im Rückgang befindlichen Samojeden (bei 20000).

Der finnischen Völkerschaften wegen kann also Rußland ruhig schlafen. Mehr Bedeutung haben die Völker der altaischen Sprachgruppe: Türken, Mongolen und Tungusen.

Türken gab es gegen 12 Millionen (1897 bildeten sie 10,8% der Gesamtbevölkerung, die Finnen nur 2,72%), die in verschiedenen Stämmen von der Wolga bis Ostsibirien, von Transkaukasien bis zum Polarkreis zerstreut wohnen. Diese türkischen Völker waren Nomaden und sind es meist noch heute, doch viele Stämme sind schon ganz seßhaft geworden und sogar zum Ackerbau übergegangen; man kann auch innerhalb eines und desselben Stammes verschiedene Zwischenstufen beobachten. Die Tataren des Kaukasus und die Reste der Krimtataren haben wir schon erwähnt. Die fortgeschrittensten sind die Wolgatataren (1350000), die in allen Gouvernements weit und breit rechts und links der Wolga bis Astrachan zerstreut sind. Das sind die eigentlichen Reste jener Tataren, die einst Rußland beherrschten. Sehr wenig! Nach dem Untergang ihrer Reiche sind die höheren Kreise Christen geworden, um sich eine privilegierte Stellung zu sichern, und in den Russen aufgegangen, weshalb der Titel „Fürst" (*Knjaź*) ganz herabsank (in russischen Städten nennt man noch heute so die herumziehenden tatarischen Händler), größere Massen sind aber nach dem Süden und Osten gezogen, um später wieder unter russische Herrschaft zu geraten. Anderseits haben aber Tataren finnische Völkerschaften assimiliert. So sind ein Gemisch von Finnen und Tataren die Tschuwaschen (bei 650000), hauptsächlich in den Gouvernements Kasan rechts der Wolga und Simbirsk. Ihrer finnischen Vorfahren gedenken noch die Meschtscherjaken (bei 130000) und Teptaren (über 300000) in den Gouvernements Ufa und Orenburg, zum Teil auch in Samara, Perm und Wjatka, die man schon zu den Baschkiren rechnet. Die Baschkiren selbst (über 1300000) in den Gouvernements Ufa und Orenburg, teilweise auch in Samara, Perm und Wjatka werden schon von arabischen Schriftstellern des 10. bis 12. Jahrh. erwähnt, wurden bereits 1556 Moskau angegliedert und bieten das Beispiel des allmählichen Rückganges eines Steppenvolkes, das zum Teil gewaltsam zu Bauern gemacht wurde.

Besser haben ihre Nomadenverfassung die Stämme jenseits des Urals bewahrt. Am stärksten sind die Kirgisen (Kirgis-Kajsaken), die über drei Millionen Seelen zählen und seit dem 18. Jahrh. in drei Horden geteilt sind, in eine große, mittlere und kleine, von denen aber die kleine die zahlreichste ist; sie bevölkern das weite Steppengebiet vom Bassin des Balchaschsees und der Vorgebirge von Tian-Schan bis zum Kaspischen Meere und den Niederungen der Wolga. Die Kleine Horde wandert bis zum Kaspischen Meere, und von ihr hat sich 1801 eine „innere" Horde abgetrennt, die vom Ural bis zur Wolga im Gouvernement Astrachan nomadisiert. Südlich von den Kirgisen sind vom Osten nach Westen gelagert die Karakirgisen (bei 350000), Usbeken (bei 600000), Sarten (bei 700000), ein ursprünglich iranischer



Stamm, im russischen Turkestan (noch heute sind daselbst Iranier die Tadschiken), Tarantschen (bei 50000) und Turkmenen (bei 600000).

Im nördlichen Sibirien gibt es zahlreiche kleinere Stämme, die zum Teil ursprünglich Finnen waren. Bedeutung haben nur die Jakuten (bei 230000) in Ostsibirien, hauptsächlich im Bassin der Lena, deren Sprache den alttürkischen Charakter am besten bewahrt hat und dem Sanskrit unter den indogermanischen Sprachen verglichen wird. Sie geben sich aber mit Viehzucht, Ackerbau und Handel ab (man nennt sie die Juden von Ostsibirien), halten an ihren alten Sitten und ihrer Sprache fest, sind offiziell orientalische Christen, doch gibt es unter ihnen auch noch Anhänger des Schamenentums. Ebenso sind die Tschuwaschen an der Wolga erst im 18. Jahrh. halbe Christen geworden, unter den Wolgatataren gibt es nur wenige getaufte, alle übrigen türkischen Völker sind aber Bekenner des Islam; am meisten orthodox sind die Wolgatataren, die mit den Sarten in Zentralasien auch die meiste Geistlichkeit den weniger glaubenseifrigen Steppenvölkern liefern.

Zur mongolischen Gruppe gehören die Kalmücken (bei 202000) im Gouvernement Astrachan am rechten Ufer der Wolga und Stavropol am Kaukasus, außerdem noch in anderen Gebieten des europäischen und asiatischen Rußland zerstreut. In Ostsibirien finden wir um den Baikalsee die Burjaten (bei 270000). Beide Stämme gehören den Buddhisten an. Man kann also Anhänger des Dalai Lama auch in Europa studieren, wenn man eine Wolgafahrt bis zur Mündung macht oder vom Schwarzen Meer über Rostov am Don einen Abstecher zu den Kalmücken unternimmt.

Tungusen (bei 44000) nomadisieren auf den Riesenflächen vom Jenissei und den nördlichen Tundren bis zum Ochotskischen Meer und Amur. Kleinere Völker dieser Gruppe zählen nur nach Tausenden, zahlreicher sind schon Chinesen, Koreaner und Japaner auf russischem Boden; im Nordosten gibt es aber wieder nur nach einigen Tausenden oder sogar Hunderten zählende Völker, über deren Zugehörigkeit man sich gar nicht klar ist oder die schon zur amerikanischen Gruppe gehören. Bei den Kamtschadalen auf Kamtschatka hat man am Ende des 18. Jahrh. noch das Steinzeitalter vorgefunden, bei den Tschuktschen aber noch spät im 19.

Man sieht, daß die 100 und mehr Völker, die man in Rußland zählt, im ganzen Osten ohne besondere Bedeutung sind. Eine Macht können nur die verhältnismäßig zahlreichen türkischen Völker durch das vereinigende Band des Islams werden, aber auch sie sind auf Riesenflächen zerstreut, zersplittert und schwach gegenüber den Errungenschaften der modernen Kultur, über die Rußland durch seine Zivil- und Militärorganisation, durch seine Eisenbahnen und seinen Handel verfügt. Man muß auch zugeben, daß es die Russen verstehen ihre asiatischen Völker zu behandeln, ja es gibt Panasiatisten unter den Russen, die ihrem Volk besondere Fähigkeiten für ein besseres Verständnis des Orients zuschreiben. Nur zwei Beispiele für diese Behauptungen. Nach mehr als 30 Jahren erinnere ich mich noch lebhaft eines Vortrages in der Petersburger Geographischen Gesellschaft, wo ein Reisender berichtete, wie es irgendwo bei den Kirgisen keine Gotteshäuser gab. Auf eine Frage der Behörden, welchem Glauben sie angehören, erklärten die Bewohner, sie seien

Mohammedaner. Darauf baute ihnen Rußland Moscheen, aber die offenbar nur scheinbar zum Islam Bekehrten besuchten sie nicht und die Verwaltungsbehörde geriet auf den Einfall, sie durch Gendarmen hineinzutreiben. Das heilige Rußland im Dienste Mohammeds! Auch die ältesten kleinen und hohen Exzellenzen brachen da in ein schallendes Gelächter aus. Ebenso seltsam ist folgendes. In Ostsibirien gab und gibt es noch Heiden, unter denen Schamanen ihr Unwesen treiben. Da die russische Kirche wenig missionsfähig ist, empfahlen Orientalisten wie Pozdněev die Einführung des Buddhismus als Surrogat für das Christentum, was sich in der Tat bei den Burjaten bewährte. Daß sich auch die Bolschewisten ganz besonders auf die Gewinnung asiatischer Völker verstehen, zeigen die Ereignisse aus jüngster Zeit.

Meine Ausführungen waren etwas lang, um so kürzer kann der Schluß sein. Ich glaube durch Vorführung der wichtigsten Tatsachen gezeigt zu haben, daß Rußland, mag kommen was immer, ein großes und mächtiges Reich bleiben und auch nach den stärksten Amputationen über 150 Millionen Einwohner zählen wird. Wenn es geographisch gar nicht zu ihm gehörige Gebiete wie Finnland, Polen und den südlichen Kaukasus verliert, so ist es nirgends in seinem Lebensnerv getroffen, im Gegenteil, es wird manche Schwierigkeiten los, gewinnt an Einheitlichkeit, das herrschende Element wird noch mächtiger und sein tausendjähriges Reich kann sich mit um so größerem Erfolg seinen Aufgaben im Innern und im Osten zuwenden. Nach dem Gesetz der Anziehungskraft großer Massen auf kleinere kann Rußland sogar Gebiete bewahren, die verloren zu sein scheinen, oder auch seinen Machteinfluß erweitern, namentlich wenn es ihm gelingt sich zu einer geordneten Föderativrepublik umzugestalten. Auf jeden Fall braucht die Welt aus wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Gründen ein freies demokratisches Rußland, das namentlich in einem wirklichen Völkerbund ebensowenig entbehrlich ist wie Deutschland.

Persönliche Erinnerungen an Friedrich Althoff.

Von Wilhelm Abb.

Von Friedrich Althoff und seiner Lebensarbeit ein Gesamtbild zu schaffen, ist seinem Biographen noch vorbehalten. Einzelne Skizzen der originalen Persönlichkeit und ihrer kraftvollen Betätigung sind bereits von berufenen Federn dargeboten worden (den Lesern dieser Zeitschrift zuletzt gelegentlich der zehnjährigen Wiederkehr seines Todestages im Oktober 1918 von P. Kehr). Dem mir nahe gelegten Wunsche, aus meinem Verkehr mit Althoff einige persönliche Erinnerungen aufzuzeichnen, entspreche ich gern in der Hoffnung, durch die Beleuchtung seines Bildes aus der Perspektive eines früheren Untergebenen zum Verständnis seines Wesens und Wirkens beitragen zu können. War es mir doch vergönnt, ihm von 1884 bis 1888 als Expedient und Kalkulator zur Seite zu stehen und mit ihm bis an sein Lebensende in dienstlichen und freundschaftlichen Beziehungen zu bleiben.

1.

Friedrich Althoff wurde im Oktober 1882 in das preußische Kultusmini-



sterium berufen. Seine eigenartige Persönlichkeit machte hier bald viel von sich reden. Er war so ganz anders als die übrigen vortragenden Räte, in seiner äußeren Erscheinung wie in seinem Wesen. Original in jeder Beziehung, fragte er nicht nach dem Herkömmlichen. Er war ein Feind des Schemas und folgte nur der eigenen Empfindung und Überlegung ohne Rücksicht auf Bequemlichkeit, ohne Furcht vor abfälliger Kritik und unerwünschten Folgen seines Handelns. Sein höfliches, zuvorkommendes Benehmen, auch im Verkehr mit Untergebenen, fiel angenehm auf. Die ihm zugewiesenen Expedienten behandelte er auf gleicher gesellschaftlicher Stufe als „Mitarbeiter", wie er sie mit Vorliebe zu bezeichnen pflegte, und machte ihnen bei seinem Dienstantritt einen häuslichen Besuch. Wo sich Gelegenheit bot, suchte er sich in seinem neuen Wirkungskreise persönlich zu orientieren. Den einzelnen Beamten trat er dabei menschlich näher, indem er an ihren persönlichen Verhältnissen Interesse bekundete. Seine „Mitarbeiter" suchte er bei gründlicher Besprechung der geschäftlichen Sachen in seine Gedankenwelt einzuführen und zu selbständiger Auffassung und gewissenhafter Arbeit anzuspornen. Selbst immer im Dienst und mit dienstlichen Aufgaben beschäftigt, erwartete er auch von anderen, daß sie ihre volle Kraft und Zeit ihren Dienstpflichten zuwendeten. Leider machte sich bei ihm ein Mangel an richtiger Zeiteinteilung bemerkbar. Eine bestimmte Arbeits-, Essens- und Ruhezeit gab es für ihn nicht. Er benutzte sein Arbeitszimmer weit über die übliche Zeit hinaus, in der die unumschränkte Besenherrschaft der Scheuerfrauen in ihre Rechte tritt, und scheute nicht vor späten Abend- und Nachtstunden zurück. Dies machte ihn für seine Umgebung unbequem und führte anfänglich zu häufigerem Personalwechsel. Althoff hielt selbst Umschau unter den jüngeren Kräften des Sekretariats, um eine persönliche Wahl zu treffen. Auf einer solchen Suche nach einem neuen „Mitarbeiter" stieß er auf mich, der ich mich nicht gerade zu ihm hingezogen fühlte, da ich außerhalb Berlins wohnte und dadurch auf pünktliche Innehaltung der Arbeitszeit angewiesen war. Im Laufe der Unterredung verlangte Althoff von mir eine offene Antwort, weshalb ich anscheinend mit ihm nichts zu tun haben wollte. Meine freimütige Erwiderung, daß seine übermäßigen Anforderungen an Kraft und Zeit und die darauf zurückzuführende teilweise Erkrankung seiner Beamten die Beschäftigung in seinem Referat nicht begehrenswert erscheinen ließen, hatten den unerwarteten Erfolg, daß Althoff, wie er sagte, nun besonderen Wert darauf legte, mir eine bessere Meinung von sich beizubringen. Alle Einwendungen nützten nichts. Mein Schicksal war entschieden.

Das anfänglich nur korrekte Verhältnis zwischen uns gestaltete sich bei näherer Bekanntschaft schrittweise immer wärmer. Der Einblick in die geistige Werkstatt des hervorragenden Mannes zwang zur höchsten Achtung; Vorbild, Belehrung und Vertrauen zu meinem Können weckten Interesse und Arbeitslust. Egoistische Regungen mußten in der Althoffschen Atmosphäre von Edelsinn und Herzensgüte verkümmern. Mit den befürchteten unregelmäßigen Tischzeiten hatte es allerdings nach meiner Übersiedelung nach Berlin seine Richtigkeit. Althoffs wachsende Arbeitslast machte es seiner Umgebung oft tagelang unmöglich, seiner zur Erledigung der laufenden Dienstge-

schäfte habhaft zu werden. Führte eine glückliche Fügung ihn mit einer Frage zu mir, gelang es der angewandten List nur selten, ihn zur Besprechung anderer Sachen zu fesseln. Bald merkte er die Absicht und wurde — unsichtbar. Zur Abwehr derartiger Überfälle verfügte er über eine in reicher Erfahrung angeeignete verblüffende Taktik. Aus dem anfänglich festgehaltenen Bureauschluß um drei Uhr wurde es vier, fünf, auch sechs Uhr. Dann hieß es oft: „jetzt geht es nicht mehr. Vielleicht versuchen wir es heute abend oder morgen früh oder kommen Sie mit mir zu Tisch. Sie können ja Ihrer Frau Gemahlin eine Rohrpostkarte schreiben." Einmal überraschte uns die Morgensonne gegen fünf oder sechs Uhr in seiner Wohnung. Nach mindestens achtstündiger Arbeitszeit auf dem Bureau war ich seiner Einladung zu Tisch gefolgt. Das behagliche Mahl mit selbstbereiteter Bowle und einer Havanna hatte den Hausherrn derart gestärkt und angeregt, daß er gleich einen zweiten Normalarbeitstag darauf folgen ließ. Während der Nacht wurde mehrfach aus dem Schlafzimmer energisch geschellt, die Mahnungen der Gattin zum Schlußmachen lösten aber nur ein ärgerliches „ich komme ja schon" aus, und bei Sonnenschein erfolgte der aufmunternde Scheidegruß: „So gegen elf Uhr sehen wir uns wohl auf dem Ministerium, vielleicht haben wir dann schon etwas von den besprochenen Sachen fertig."

Althoffs Wartezimmer war der Schrecken seiner zahlreichen Besucher, die gut daran taten, mit einigen Stunden Wartezeit zu rechnen und sich entsprechend mit Lektüre und Proviant zu versehen. Wer gewohnt oder gezwungen war, mit seiner Zeit haushälterisch umzugehen, empfand eine unerklärliche Scheu, es öfter, als unbedingt nötig, in Anspruch zu nehmen. Die Hoffnung aber, das Interesse des Allgewaltigen für einen Wunsch zu finden, und das Bewußtsein, dann auf die kräftigste und wohlwollendste Förderung rechnen zu können, zogen mit magischer Gewalt immer wieder hin zu dem oft verwünschten Orte schwerer Geduldsproben.

Trotz aller Arbeitsüberlastung war Althoff nicht nervös. Er kannte kein Überhasten und hatte Zeit und Ruhe bei allem, was er vornahm. Bei Verhandlungen wie bei Unterhaltungen, bei der Arbeit wie bei der Erholung war er stets ganz bei der Sache und ließ an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. Mit der Fassung eines Schriftstücks oder Briefes war er nicht eher zufrieden, bis er den Eindruck hatte, besser und korrekter könne der beabsichtigte Inhalt nicht zum Ausdruck kommen. So mancher junge Doktor, der von ihm gelegentlich eines Besuches zu einer Dienstleistung herangezogen wurde, hat Blut und Wasser geschwitzt, ehe er die Zufriedenheit des Meisters erlangte, auch wenn es sich nur um eine symmetrisch geordnete Adresse auf einem Briefumschlage handelte. Althoff selbst schrieb eine deutliche, fast zierliche Schrift und war darin als Kraftnatur nicht zu erkennen. Unleserliche Schrift oder gar Namensunterschrift wurde von ihm als brutale Rücksichtslosigkeit gegen Empfänger und Leser gegeißelt. Die Führung der mannigfachen Notiz- und Merkzettel, Repertorien und Registraturen für seine umfangreiche, die Ziffer von 3000 jährlich erreichende privatdienstliche Korrespondenz zeugte von einer für jeden Registrator vorbildlichen peinlichen Sorgfalt. Sein Handwerkszeug an Federn, Bleistiften



usw. war von verschwenderischer Reichhaltigkeit und stets in tadellosem Zustande. Mängel, die er in dieser Beziehung wahrnahm, brachten sein Blut in Wallung und trugen dem schuldigen Sünder eine niederschmetternde Philippika ein. Dies hat auch der deutsche Postbeamte in Tanger erfahren, als Althoff bei dem dortigen Kaiserbesuche auf dem Postamte die Federn nicht in gebrauchsfähigem Zustande vorfand und mit dem Vorwurfe mangelhafter Vertretung deutscnen Ordnungssinnes und Pflichtgefühls nicht zurückhielt. Bei solchen Gelegenheiten machte sich sein lebhaftes Temperament deutlich bemerkbar und seine Stimme konnte sich trotz ihrer hohen Lage zu großer Kraftentfaltung erheben. Der Vorwurf der Derbheit und Rücksichtslosigkeit war aber nicht immer berechtigt. Diese wurde zuweilen nur als Mittel angewendet, um die Gesinnung einer ihm noch unbekannten Erscheinung zu prüfen. Ließ der Prüfling sich nicht einschüchtern und wahrte er Manneswürde bei der Vertretung seiner Sache, hatte er sein Spiel gewonnen. Er wurde daraufhin entgegenkommender behandelt und als aufrechter Mann gerühmt.

Althoff schätzte eine vornehme, altruistische Gesinnung hoch ein. Sein sozial empfindendes Herz hatte auch keinen Raum für norddeutschen Kastengeist mit seinem starren Festhalten an den überlieferten unüberbrückbaren Klassen- und Rangunterschieden. Als in einem Votum etwas geringschätzig von „Subalternbeamten" die Rede war, bemerkte er schriftlich darunter, er kenne keine Subalternbeamten, er unterscheide die Beamten nur nach ihrer höheren oder subalternen Gesinnung und müsse bekennen, daß er letztere leider häufig auch bei den akademisch vorgebildeten Herren angetroffen habe. In diesem Sinne gab er mir bei meinem Übertritt in das Zivilkabinett des Kaisers ein goldenes Abschiedswort mit auf den Weg, indem er sagte: „Mein lieber Freund, Sie werden in Ihrer neuen Stellung mit vielen Leuten im In- und Auslande zu tun bekommen. Suchen Sie zunächst ihre Gesinnung festzustellen. Auf einen anständigen Menschen kann man sich in allen Lebenslagen verlassen, ein Gesinnungslump bleibt ein Lump, auch wenn er über noch so viel Kenntnisse, Reichtum und Einfluß verfügt." Meine Entlassung aus dem Ministerium wurde übrigens durch Umstände veranlaßt, die für Althoffsche Denkungsweise so charakteristisch waren, daß ich sie hier nicht unterdrücken kann. Er hatte die Absicht, mich zum Hilfsarbeiter in der Kategorie der höheren Beamten des Ministeriums zu befördern, war aber beim Unterstaatssekretär v. L. zunächst auf grundsätzlichen Widerstand gestoßen. Als dieser 1888 zum Kabinettschef des jungen Kaisers ernannt war, erbat er von ihm erneut die Erfüllung seines Wunsches. Statt dessen schlug Herr v. L. vor, mir im Kabinett die gehobene Stellung eines Kabinettssekretärs zu übertragen. Althoff stimmte zu und machte mir von der bevorstehenden Veränderung mit den Worten Mitteilung. „Hier sehen Sie den größten Esel des Jahrhunderts. Ich wollte Sie dauernd an mich fesseln und habe Sie nun ganz gegen meine Absicht weggelobt. Als anständiger Mensch konnte ich aber bei den glänzenden Aussichten für Sie nicht anders handeln."

2.

In welchem Geiste Althoff sein Universitätsreferat verwaltete, läßt seine Instruktion an mich betreffs der Disposition über die Etatsfonds erkennen.



Er sagte, alle uns für Universitäts- und wissenschaftliche Zwecke anvertrauten Geldmittel müßten gewissenhaft verwaltet, aber in vollem Umfange verbraucht werden, da die Aufgaben erheblich größer als die verfügbaren Fonds wären. In der Ersparnis von Geldern erblicke er den Vorwurf für sich und die beteiligten Beamten, durch Unvermögen oder Trägheit verfügbar gewesene Mittel ihrer Zweckbestimmung entzogen zu haben. Er sähe in mir seinen Finanzminister, dessen Sache es sei, die etatsrechtliche Form zu finden, um diesem Vorwurfe zu begegnen. Tatsächlich erreichte Althoff, daß z. B. größere Ersparnisse bei den Professoren-Besoldungsfonds, die vorher zur Staatskasse zurückflossen, alljährlich indirekt zur Verstärkung des an chronischer Erschöpfung leidenden Privatdozenten-Stipendienfonds verwendet wurden, wodurch mancher hoffnungsvolle junge Gelehrte vor Not bewahrt werden konnte. Althoffs gutes Herz kam bei solchen Bewilligungen oft in drastischer Weise zur Geltung, besonders jungen Gelehrten gegenüber, die sich mit zäher Energie unter schwierigen äußeren Lebensbedingungen zur akademischen Laufbahn durchgerungen hatten. Bei den persönlichen Verhandlungen mit einem früheren Elementarlehrer, der ein naturwissenschaftliches Extraordinariat erhalten sollte, schraubte Althoff das zu vereinbarende Gehalt bis zur zulässigen Höchstgrenze herauf. Dann kam unvermittelt die Frage: „Sie haben doch Schulden?“ Als dies zur Abwehr eines vermeintlichen Vorwurfes energisch verneint wurde, wandte sich Althoff an mich: „Solche Antwort muß man nicht so wörtlich nehmen. Ich kenne das. Als Familienvater hat er sicher kleine Schulden, von denen wir ihn freimachen müssen. Können wir ihm nicht einmalig wenigstens 300, 400 oder besser 500 Mark geben, damit er ohne Druck seine ganze Kraft in den Dienst seines neuen Amtes stellen kann?“ Zuweilen widerfuhr es Althoff allerdings, daß er mehr in Aussicht stellte, als sich nachher verwirklichen ließ. Dann wunderte er sich, daß statt der immer noch berechtigten Dankesempfindung eine erklärliche Unzufriedenheit Platz griff.

Althoff hatte ein vorzügliches Gedächtnis und eine staunenswerte Personalkenntnis unter den Dozenten der Hochschulen. Er war nicht nur über ihre Schriften und Leistungen eingehend unterrichtet, sondern vielfach auch über ihren Werdegang und ihre Persönlichkeit. Er benutzte jede sich mündlich oder schriftlich bietende Gelegenheit, nach dieser Richtung hin sein Wissen zu vervollkommnen. Sein Votum für die Besetzung vakanter Lehrstühle erfolgte erst nach gründlichsten Erkundigungen und Erwägungen. Er ließ sich in seinem Urteil nicht leicht einseitig beeinflussen, obwohl ihm Autorität über Majorität ging. Geltend gemachte Schwächen suchte er durch Betonung der starken Seiten der Kandidaten auszugleichen. Über menschliche Verfehlungen dachte er nachsichtig, stets bereit, Gestrauchelten seine helfende Hand zu reichen.

Althoff war jederzeit ein Optimist und voll Vertrauen, eine Sache zum guten Ende zu führen. Von hoher Warte aus übersah er die an ihn herantretenden Fragen. Sein Gedankenreichtum zeigte ihm gewöhnlich gleich mehrere gangbare Wege zu ihrer Lösung. Je größer die Hindernisse und Schwierigkeiten, desto mehr Anreiz für seine Kraftnatur, sie mit Energie zu überwinden. In der Verfolgung des sachlichen Zieles ließ er Bedenken persön-



licher oder formaler Art zurücktreten, auch wenn dadurch die gewohnte Ordnung gestört, die Referatsgrenzen überschritten oder Empfindlichkeiten anderer ausgelöst wurden. Ein Beispiel dafür ist die ihm so glänzend gelungene Lösung der Charitéfrage. An dem Niedergang des einstigen Musterinstituts des Berliner Charité-Krankenhauses und der mit ihm verbundenen Universitätskliniken nahm Althoff schmerzlichen Anteil. Langjährige Vorverhandlungen mit dem Finanzministerium und der Stadt Berlin wegen des Baulandes für die Erweiterungspläne waren auf dem toten Punkt angelangt. Obwohl er an der zur Medizinalverwaltung gehörigen Sache nur als Korreferent beteiligt war, entschloß er sich, sie persönlich in die Hand zu nehmen. Eines Tages ging er mit mir zum Charitédirektor, der die Situation klarlegte, aber keinerlei Hoffnung auf einen Ausweg aus der Sackgasse machte. Etwas gönnerhaft stellte er dabei Althoff ein Denkmal in der Charité in Aussicht, falls ihm Erfolg beschieden wäre. Auf dem Heimwege meinte Althoff, das wäre so eine Aufgabe für uns, des Schweißes der Edlen wert, und beurlaubte mich auf drei Tage zum gründlichen Aktenstudium. Der daraus hervorgegangene Vorschlag einer neuen Verhandlungsbasis war von Erfolg gekrönt. Als aber das Projekt schließlich an den mehr als 10 Millionen betragenden Kosten zu scheitern drohte und Althoff mit der Frage beschäftigt war, die durch Mangel an Licht und Luft bedrohte Zukunft des Botanischen Gartens in Schöneberg zu sichern, kam er eines Abends auf mein Bureau mit dem freudigen Ausruf: „εὕρηκα! ich habe die einfachste Lösung der beiden großen Fragen gefunden. Wir verlegen den Botanischen Garten nach Dahlem — die alte Staatsdomäne wird uns der Finanzminister sicher freigeben —, verkaufen den Schöneberger Grund und Boden und decken aus den vielen Millionen die Kosten der Verlegung des Botanischen Gartens und des Umbaues der Charité." Mit seinen listigen Augen blinzelnd setzte er noch hinzu: „Es ist zwar sehr schade, daß die gute Lunge verloren geht; die Schöneberger können ja aber tüchtig schreien und ein mehr oder weniger großes Stück des Botanischen Gartens als Parkanlage zu erhalten suchen. Das ist dann Sache des Finanzministers und der Stadt Schöneberg und geht uns nichts an." Bei der bald darauf erfolgenden gemeinsamen Besichtigung des Dahlemer Terrains sagte er noch: „Was meinen Sie wohl, um wie viele Millionen die vor uns liegenden Privatgrundstücke als Umgebung des künftigen Botanischen Gartens steigen werden? Wenn wir nun ordinäre Menschen wären, könnten wir durch unsere Wissenschaft eine große Spekulation machen und mehrfache Millionäre werden."

Althoff liebte es, seine Gedanken und Pläne zunächst vertraulich zu besprechen und die Meinung anderer zu hören. Seine anfänglich weitgreifenden Gedanken wurden bis zur Gestaltung als Projekt auf ein gesundes Maß zurückgeführt. So wollte er das in Dahlem gewonnene Bauland zunächst mit weiteren Universitätsinstituten und staatlichen Behörden in einem Umfange besiedeln, daß die Reichshauptstadt in Gefahr kam, von allen öffentlichen Gebäuden entblößt zu werden. Oft habe ich dabei beobachten können, wie gut Althoff eine entgegengesetzte Ansicht vertrug und wie er nach objektiver Erörterung des Für und Wider verhältnismäßig leicht einer Änderung zustimmte. Daß diese Erfahrung von sei-



nen Vorgesetzten nicht immer gemacht sein mußte, bemerkte ich zuerst, als der sonst sehr auf Würde und Subordination haltende Ministerialdirektor G. mich als jungen Expedienten zu sich kommen ließ, damit ich Althoff in einer dienstlichen Sache nach einer bestimmten Richtung hin beeinflußte, weil, wie er sagte, der Herr Geheimrat dann weniger schwierig sei, als wenn er die Empfindung habe, es solle ihm die Meinung eines Vorgesetzten aufgenötigt werden. Vielleicht hing die verschiedenartige Beobachtung etwas auch damit zusammen, daß das Gefühl eigener geistiger Unterlegenheit, das ihm gegenüber mehr oder weniger wohl jeden überkam, von Untergebenen leichter und ohne Stachel empfunden wird. Hatte Althoff eine Sache glücklich zu Ende geführt, suchte er sich der Anerkennung seiner Verdienste zu entziehen und sie auf seine Mitarbeiter in einer für sie oft beschämenden Weise abzuleiten. Das war seine Auffassung der justitia distributiva, auf die er sich gern berief.

3.

Als überzeugter Monarchist ist Althoff ein treuer Diener seines kaiserlichen Herrn gewesen. Der Kaiser, der ihn zuerst gelegentlich der Vorträge und Verhandlungen über die Schulreform kennen und schätzen lernte, hatte neben der ihm vielfach bezeigten Anerkennung seiner großen Verdienste ein herzliches Wohlgefallen an seiner Persönlichkeit, obwohl oder vielleicht weil er kein eigentlicher Hofmann war und sich über die Formen des höfischen Verkehrs hinwegsetzte. Auch der Kaiserin, der Althoff in ihrer Eigenschaft als Protektorin der von ihm mit ins Leben gerufenen Bekämpfung der Volkskrankheiten und der Säuglingssterblichkeit nähertreten durfte, hat er persönlich durch manchen Dienst als Ratgeber seine Verehrung und Bewunderung betätigt. Noch auf dem Sterbebett hat er sich mit der Frage der juristischen Vorbildung eines kaiserlichen Sohnes eingehend beschäftigt. Auf Einladung des Kaisers begleitete Althoff diesen 1905 auf der Mittelmeerfahrt an Bord des Hamburg-Amerika-Dampfers „Hamburg" von Cuxhaven nach Neapel. Beim Antritt der Reise begrüßte der Kaiser ihn herzlichst und bemerkte dann zu den umstehenden Herren: „Sieht er nicht aus wie der leibhaftige Seelotse von Cuxhaven?" Der marineblaue Dreß, der einer sogenannten Schifferkrause ähnelnde Bart und die seemännische, etwas schwerfällige Haltung Althoffs forderten zu diesem Vergleich heraus. Die Geräumigkeit des Schiffes gestattete die Erfüllung jedes Wunsches nach Quartierverlegung und -erweiterung. Das war etwas für Althoff und sein Freizügigkeitsgefühl! Wohl viermal wechselte er seine Kabine. Sein Freundschaftsverhältnis zu mir betätigte er auch an Bord. Wenn er auch dem Kaiser erzählt hatte, daß seine Frau sich über meine Anwesenheit freue, weil ich dafür sorgen werde, daß er nicht allzu große Dummheiten mache, so folgte er doch meinem Rate nicht, den bei Hofe üblichen Abstand zwischen „Kavalier" und „Beamten" mehr zu wahren. Einmal ließ er sich sogar von der Kaisertafel dispensieren und meldete sich in der Beamtenmesse zu Tisch an, durch sein joviales Wesen und seine treffliche Unterhaltungsgabe alle Teilnehmer an dem Festmahle erfreuend.

Bei der offiziellen Landung des Kaisers in Tanger lud Althoff mich zu einer privaten Landung ein. Bei der Unsicherheit, wie lange der Kaiser aus-



bleiben würde, der unruhigen See, dem Fehlen der bereits an Land gefahrenen Pinassen und in Ermangelung von Landesmünze machte ich Bedenken geltend. Er aber winkte als Antwort eins der unser Schiff umkreisenden Boote mit eingeborener Bemannung heran, und wir fuhren gemeinsam an Land. Eine Handvoll deutscher Silbermünze wirkte vollbefriedigend auf die marokkanischen Gemüter, die bei der Wiederabfahrt sich lebhaft gestikulierend wieder zur Verfügung stellten. Bei der Besichtigung von Land und Leuten, dem Einkauf kleiner Erinnerungen für die Daheimgebliebenen ging alles gut. Nur als Althoff eine Moschee mit ungeschützten Stiefeln zu betreten versuchte, schienen die Aufsichtsbeamten nicht gleich das richtige Verständnis für die Eigenart seiner Persönlichkeit zu entwickeln und nicht übel Lust zu haben, unserem Ziel ein jähes Ende zu bereiten. Unbeabsichtigt waren wir zum Gouvernementsgebäude gelangt, wo eine festliche Versammlung der Honoratioren von Tanger das Erscheinen des Kaisers erwartete. Althoff war durch das sich bietende interessante Bild überrascht und machte der in heller Gewandung auf dem Dache postierten marokkanischen Damenwelt durch lebhaftes Schwenken seiner Mütze seine Reverenz. Laute Rufe der Freude dankten dem vermeintlichen Herolde des Allerhöchsten Herrn. Bewegung und Erregung über den im Programm nicht vorgesehenen Vorakt entstand in der Versammlung, Zweifel an der Legitimation des Herolds machten sich bemerkbar und der Kaiser konnte jeden Augenblick eintreffen. Die etwas bedenkliche Situation ließ es geraten erscheinen, auf nähere Bekanntschaften zu verzichten und den Ort der offiziellen Feier schnell wieder zu verlassen. Bei der Rückkehr zum Hafen gab es kurz vor dem ihn von der Innenstadt abschließenden Tore einen Aufenthalt, um den Kaiser und sein Gefolge zu Pferde vorbeipassieren zu lassen. Als der Kaiser Althoff mitten unter der schaulustigen Menge der Eingeborenen erblickte, rief er ihm zu, sich zu beeilen, da die Anker gleich gelichtet würden. Unter den Püffen der mit Stöcken bewehrten Polizeimannschaften gelang es denn auch mit genauer Not, das Tor hinter dem kaiserlichen Gefolge zu durcheilen und den schwankenden Heimatsboden mittels Motorbootes noch rechtzeitig zu erreichen.

Althoff blieb in seiner unbefangenen Haltung immer derselbe, ob er vor Souveränen stand oder sich mit einem Arbeiter oder Kinde unterhielt. Nicht einmal das süffisante Lächeln eines hochherrschaftlichen Lakaien konnte ihn in Verlegenheit bringen, wenn er in Gedanken nach seiner Bureaugewohnheit beim Ablegen der Garderobe auch seine Röllchen abstreifte, an denen er wie am Vorhemd grundsätzlich festhielt.

Ein Mann von Althoffs hoher uneigennütziger Gesinnung konnte auch ungefährdet mit Krösussen in Verbindung treten. Er dachte so erhaben über den Mammon, daß der Millionenbesitz anderer in ihm nur den einen Wunsch erzeugte, die Besitzer zum Nutzen der Allgemeinheit von ihrer großen Verantwortlichkeit zu entlasten. Die von Andrew Carnegie proklamierte und in die Tat umgesetzte Auffassung von der Pflicht der Reichen, die gesammelten Schätze der Mitwelt zu menschheitsfördernden Zwecken noch bei Lebzeiten wieder zuzuführen, hatte auf Althoff einen tiefen Eindruck gemacht. Neben der Förderung seiner eigenen Ziele und Gedan-



ken wollte er dem Vorbilde Carnegies auch in Deutschland Nacheiferung erwecken. In gewissem Umfange haben seine Bemühungen auch erfreuliche Erfolge erzielt. Daß dabei seine geistige Gegengabe für die Wohltäter der Menschheit doch noch wertvoller war als die geopferten Millionen, erfuhr ich bei Althoffs Begräbnis aus dem Munde eines treuen Verehrers, als er mir tränenden Auges sagte, von dem Verewigten habe er es erst gelernt, sein Leben lebenswert zu machen. Wem für eine solche Gesinnung der Resonanzboden fehlte, konnte die Althoffschen Anregungen nur naiv finden und sich von dem für seinen Schatz so gefährlichen Manne zurückziehen. Kam es den Nabobs aber in erster Linie auf die Erlangung einer äußeren Anerkennung an, so merkten sie bald, billig würden sie durch seine Vermittlung nicht zum Ziel gelangen. Er trat nur für diejenigen ein, die sich durch Entäußerung eines wesentlichen Teils ihres Vermögens tatsächlich große Verdienste um Staat und Allgemeinheit erworben hatten, dann allerdings mit der ganzen Wärme seines dankbaren Herzens.

Oft kam es vor, daß Althoff zur Förderung ihn interessierender Unternehmungen unter eigenem Namen große Summen zeichnete und vertrauensvoll die Aufbringung derselben durch andere als cura posterior behandelte. So hat er nach dieser Methode auf seinem Sterbebette zugunsten von Personen und Vereinigungen, die ihm am Herzen lagen, einfach testiert und dann einen wohlhabenden Herrn seiner Bekanntschaft schriftlich bitten lassen, die Legate in seinem Namen auszuzahlen, was auch in richtiger Würdigung des Testators und seines Vertrauensbeweises anstandslos geschah.

4.

Anderen zu helfen und Aufmerksamkeiten zu erweisen, war Althoffs größte Freude. Er bezeichnete dieses Bedürfnis seines Herzens deshalb gelegentlich als reinen, aber erlaubten Egoismus. Da er dabei auf Dank nicht rechnete, wurde er vor Enttäuschung und Verbitterung bewahrt. Die Fürsorge für die Witwen und Waisen des Universitätsressorts hat Althoff von Übernahme seines Referats an erfolgreich beschäftigt. Viele wohltätige und gemeinnützige Stiftungen und Bestrebungen verdanken diesem Althoffschen „Egoismus" ihr Leben. Eine derselben stand als Zeichen opferbereiter Dankbarkeit eines begüterten Freundes seinem Herzen besonders nahe, sie führt auf kaiserliche Initiative hin Althoffs Namen und wirkt im Segen zur Abhilfe besonderer Notfälle unter den wissenschaftlichen Universitätsbeamten und Oberlehrern und deren Hinterbliebenen.

Unermüdlich war Althoff auch im Erweisen persönlicher Aufmerksamkeiten. Wieviel Bücher und Spielsachen hat er wohl in seinem Leben verschenkt? Wieviel Empfehlungen und Glückwünsche für andere geschrieben? Aber bei Büchern und Spielsachen blieb es nicht, auch Gold, Silber und Blumen wurden nicht gespart. Und wie schenkte er? Mit feinsinniger Berücksichtigung der subjektiven Erfordernisse des Einzelfalles, am liebsten unter persönlicher Übergabe der Geschenke, besonders an Kinder. Wer Althoff beobachtete, wenn er sich mit den Kindern unterhielt und freute, bekam den Eindruck, daß dieser große Kinderfreund über viel Liebe und viel — Zeit verfügte. Es war nicht möglich, sein Schenkbedürfnis einzuschränken, ohne ihm wehe zu tun, obwohl er sel-



ber doch keineswegs in guten Vermögensverhältnissen lebte. Besonderes Interesse brachte er den Söhnen seines Bekanntenkreises entgegen. Ob es sich um die Förderung ihrer Gesundheit, ihre Ausbildung auf Schule und Universität oder um die Wahl eines Berufes handelte, stets stand er mit Rat und Tat gern zur Verfügung. Vielen hat er durch seine reifen Erfahrungen und Ansichten zu ihrem Lebensglück verholfen und sie auf den rechten Weg geführt. Schon in seiner Straßburger Zeit war er als „Studentenvater" rühmlichst bekannt. Auf diesen Ehrentitel war er besonders stolz. Um so größer sein Schmerz, als er gerade auf diesem Gebiete eine Zeitlang angefeindet wurde. Er, der in seinem ganzen Leben der ewig junge Korpsstudent im besten Sinne des Wortes geblieben war, sollte die Freiheit der akademischen Jugend beschneiden oder beseitigen wollen. Der ihm damals zuteil gewordene kaiserliche Trost in Gestalt des Kaiserbildnisses mit der Unterschrift: „Es sind die schlechtesten Früchte nicht, an denen die Wespen nagen" hatte ihm wohlgetan.

Die Schlagfertigkeit Althoffs konnte sich gegenüber unvorsichtigen Äußerungen anderer leicht scharf und spitz bemerkbar machen, besonders wenn diese aus Gefühlen der Überhebung hervorgegangen zu sein schienen. Dies mußte auch ein hoher Staatswürdenträger an einem Begrüßungsabend zu einer offiziellen Einweihungsfeier erfahren. Als er im Laufe der Unterhaltung die Hälfte eines etwas bedenklichen Klapphornverses zitiert hatte, neckte er Althoff, der den Zusammenhang nicht verstand, mit der Bemerkung: „Ich hätte Sie doch für sattelfester in der Literatur gehalten, fragen Sie einmal Ihren Nachbarn, der hat mich sicher verstanden." Als ich Althoff die unterdrückte Hälfte des Verses zugeflüstert hatte, erfolgte die scharfe Abfuhr: „Sie haben ganz recht, Exzellenz, auf dem Gebiet der Zote war ich nie zu Hause, da lasse ich dem Herrn Staatsminister gern und gehorsamst den Vorrang."

Und in der Tat, Althoff war ein Feind der Zote, so gern er einen geistvollen Witz und ein kräftiges, natürliches Wort hörte oder selbst in den Mund nahm. In seiner Gegenwart war eine schlüpfrige Herrenabend-Unterhaltung ausgeschlossen. Etwaige Versuche würde er bald abzubrechen oder auf ein höheres Niveau überzuleiten gewußt haben. Meist beherrschte Althoff das Gespräch mit seinen fesselnden Erzählungen, seinen scharfsinnig pointierten Anekdoten und seinem urwüchsigen Humor. Wenn er bei einem Glase Wein, den er nach Art und Herkunft sicher erkannte, in behagliche Stimmung kam und aus seinem studentischen Leben erzählte, war es eine Lust, ihm zuzuhören und einen Blick in das sonnige Gemüt zu tun, das auch unliebsame Ereignisse in der Erinnerung zu verklären und humoristisch zu gestalten wußte.

Althoff war an sich kein Verächter der Tafelfreuden und war gern fröhlich mit den Fröhlichen. Die Genüsse durften aber nicht Selbstzweck sein, es mußte, wie er zu sagen pflegte, bei solchen Zusammenkünften immer etwas herausspringen. Einladungen zu bloßen „Abfütterungen" nahm er grundsätzlich nicht an. Wie viele dienstliche Besprechungen und Vereinbarungen hat er dagegen beim Glase Wein abgemacht, häufig lud er die im Ministerium nicht abgefertigten Professoren und Institutsleiter zur gründlichen Erörterung ihrer Anliegen kurzerhand in ein Wein-







lokal oder nach Haus zu Tisch. Ich bin oft sein Gast gewesen und habe es dankbar empfunden, daß er bei unseren gemeinsamen Mahlzeiten in der Stadt oder in Potsdam zuweilen auch mir die Rechte des Wirtes überließ.

An seinem Geburtstage durfte ich ihn oft schon am frühen Morgen besuchen, ihm meine Glückwünsche aussprechen und zusammen mit ihm nach Berlin fahren. Meist traf ich ihn noch beim ersten Frühstück. Im Hinblick auf meine Warnungen vor den Folgen unregelmäßiger Lebensweise scherzte er einmal selbst, ich könne mich nun persönlich davon überzeugen, daß er wie ein Kamel vor Antritt einer Wüstenfahrt seinen Magen bis zur Überfülle belaste — es war tatsächlich eine ganz hervorragende Massenleistung, die ich zu sehen bekam —, um dann getrost acht bis zehn Stunden bis zur nächsten Mahlzeit auszuhalten. Alle Warnungen vor solchen Mißhandlungen des Magens nützten nichts. Letzten Endes trugen sie dazu bei, daß sein von Natur mit zäher Gesundheit ausgestatteter Körper leider verhältnismäßig früh den Dienst versagte. Neben Althoffs behandelnden Ärzten hat sich sein treuer Freund und unermüdlicher Mitarbeiter auf dem Gebiet der Tuberkulosebekämpfung, der Laryngologe B. Fr., um sein leibliches Wohl besonders verdient gemacht. Die Pforten seines gastlichen Hauses standen Althoff —, gewissermaßen als sein Berliner Absteigequartier — jederzeit offen.

Als Althoff auf dringenden ärztlichen Rat sich entschloß, von seinem Amte zurückzutreten, bezeichnete er es mehrfach als seinen Wunsch, zwischen Zeit und Ewigkeit noch eine Spanne der Ruhe und inneren Sammlung zu gewinnen. Sie ist nur recht kurz ausgefallen. Die Arbeit, seine treuste Freundin, hat ihn aus ihren Armen nicht loslassen wollen. Bei einem Krankenbesuche verneinte Althoff einst meine Frage, ob ihm in den Tagen der erzwungenen Untätigkeit der Gedanke an das viele Gute, das ihm im Leben zu tun vergönnt gewesen, nicht angenehm und tröstlich gewesen sei, und meinte, davon hätte er nichts bemerkt, wohl aber seien ihm das viele Böse und das unterlassene Gute recht deutlich und mahnend vor Augen getreten. Daß er auf seinem Sterbebett über sein Lebenswerk besser und mit berechtigtem Stolz gedacht hat, bezeugt sein letzter Wunsch, auf dem Grund und Boden des Botanischen Gartens, seiner Lieblingsschöpfung, ausruhen zu dürfen von aller Mühe und Arbeit seines köstlichen Lebens.

So ideal und großzügig wie der Wunsch ist auch seine Erfüllung geworden. Wer, wie ich, dem Verewigten im Leben nahe gestanden, wird freudigen Dank für die ungewöhnliche Ehrung empfinden, wenn er an der selten schönen Ruhe- und Erinnerungsstätte in treuer Verehrung des edlen Menschen gedenkt, der in seinem Leben soviel Licht und Wärme ausgestrahlt hat.



Neue Aufgaben der öffentlichen Kunstpflege.

Von O. Wulff.

Niemand kann heute noch darüber im Zweifel sein, daß der Kunstpflege an den seit dem Vorjahr einsetzenden Bestrebungen zur Erweiterung und Vertiefung der Volksbildung bedeutsamste Mitarbeit zufällt. Da heißt es für alle dazu Berufenen, sich über ihre Aufgaben Rechenschaft abzulegen. Tauchen doch an jedem Wendepunkte des Kulturfortschritts — und an einem solchen stehen wir heute — neue Ziele vor uns auf und die alten rücken beiseite. So sei hier die Aufmerksamkeit des Lesers für den Gedankengang eines im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht während des Pädagogischen Osterkursus gehaltenen Vortrags in Anspruch genommen, in dem die aufgestellte Frage vom Gesichtspunkt des Kunstunterrichts einerseits und unseres Museumswesens andererseits erörtert wurde.

Das höchste Ideal der Volkserziehung werden wir fortan im Volksgedanken selbst erblicken, wie der Unterstaatssekretär C. H. Becker in seiner wegeweisenden Schrift über „die kulturpolitischen Aufgaben des Reiches" überzeugend ausgeführt hat. Seine politische Tragkraft hat dieser Gedanke bereits bewährt und das Reich, in dem er gewachsen ist, bislang vor dem Zerfall bewahrt. Und doch bedarf das Volksbewußtsein noch der Kräftigung, nicht so sehr gegen die schon verminderte Gefahr der Stammesunterschiede und der konfessionellen Spaltung, als gegen den ungleich bedrohlicheren Zwiespalt, der unser Volk nach seiner Erwerbstätigkeit und gesamten Lebensanschauung in zwei einander fremde große Lager scheidet. Er kann nur durch Überbrückung und besseren Ausgleich der Bildungsgegensätze und nicht allein durch Umgestaltung des Wirtschaftslebens geschlichtet werden. Vor allem gilt es, der von der Scholle und damit von der heimatlichen Überlieferung gelösten großstädtischen Arbeiterschaft den Zugang zu den ihr unbekannten Schätzen unserer Geisteskultur weiter als bisher zu öffnen. Als Leitstern leuchtet uns Schillers Wort wieder auf: „Nur durch das Morgentor des Schönen drangst du in der Erkenntnis Land." Ist es doch die Kunst, die den Höhenflug des menschlichen Geistes am deutlichsten spiegelt und die sittlichen Güter der Vergangenheit in bleibender Gestalt nachkommenden Geschlechtern bewahrt und, solange schöpferische Kräfte in ihr walten, immer neue geistige Werte schafft. Der Kunstpflege erwächst daraus die zwiefache Aufgabe, jene Schätze, die sie hütet, dem ganzen Volke zu erschließen, und die lebendige Kunst der Gegenwart zu fördern und zu leiten, die Doppelaufgabe der **Kunsterziehung** und der **Künstlererziehung**. Hier soll vorwiegend von der ersteren die Rede sein, aber auch die zweite nicht außer acht gelassen werden. Wie uns die heutige Lage auf allen Lebensgebieten zur Zusammenfassung der Kräfte drängt, so werden sich uns vielleicht ein paar fruchtbare Anregungen für ihr Ineinandergreifen und Zusammenarbeiten zu gegenseitiger Förderung ergeben.

1.

In den Brennpunkt der **Kunsterziehung** wird in Zukunft so gut wie im sprachkundlichen Unterricht die Be-



trachtung des eigenen Volkstums treten. Mittelalter, Renaissance und das vorige Jahrhundert haben uns ein überreiches Kunsterbe hinterlassen, das auch die gebildeten Volkskreise noch lange nicht zu vollem innerem Besitz erworben haben. Gleichwohl wäre es verfehlt, den volkstümlichen Kunstunterricht auf die Einführung in die vaterländische Kunst zu beschränken. Denn die Dinge liegen da nicht anders als auf anderen Gebieten des deutschen Geisteslebens der Vergangenheit. So wenig wie in der Dichtung oder in der kirchlichen und weltlichen Prosaliteratur läßt sich das Volkstümliche reinlich von dem fremden Lehngut absondern. Daß ein Wolfram und selbst Walter v. d. Vogelweide vielfach nur welsche Vorlagen in deutschem Geiste nachgedichtet haben, wußten wir längst. Wieviel auch die Mystiker des 14. und die Prosaiker des 15. bis 17. Jahrhunderts ihren griechischen, lateinischen und vor allem italienischen Quellen verdanken, darüber hat uns Konrad Burdachs tiefgründige Würdigung der Renaissancekultur belehrt. Ebenso aber hat die bildende Kunst im Laufe ihrer Entwicklung manches fremde Pfropfreis angesetzt und sich dadurch so reich entfaltet. Deutsche Geistesart mit ihren stärkeren persönlichen Gefühlswerten spricht um so vernehmlicher zu uns aus den Stifterstatuen des Naumburger Domes oder aus den Blättern Albrecht Dürers, wenn sich der vergleichenden Betrachtung Ausblicke auf die vorbildlichen Typen der gotischen Plastik Frankreichs sowie auf die Kupferstiche Mantegnas bieten, unter deren Einfluß die Zeichenkunst des deutschen Meisters ausgereift ist. Aber auch auf die künstlerischen Eigenwerte der Renaissance kann der volkstümliche Kunstunterricht so wenig als auf die der Antike verzichten, wenn er auch Sinn und Freude für die Darstellung des natürlichen Menschen wecken soll.

Kunsterziehung ist Erziehung zum Verständnis aller bildenden Kunst; sie muß also wie bisher das Gesamtgebiet der Kunstgeschichte umfassen. Begriff und Betrieb dieser Bewegung haben seit etwa zwei Jahrzehnten vor allem dank A. Lichtwarks Vorgang in Deutschland die weiteste Verbreitung gewonnen. Auch die Arbeiterschaft ist in den Großstädten, zumal in Berlin, durch die Volkswohlfahrtpflege schon hereingezogen worden. Einen Fortschritt bedeutet nur die Aufnahme dieser Bestrebungen in die neue Volkshochschule. Damit wächst aber die Schwierigkeit der Lehraufgaben, und sie kann nur von Fall zu Fall nach den besonderen Voraussetzungen gelöst werden. Ein allgemeines Bild von diesen Anfängen haben wir noch nicht. In Berlin ist eine sehr zweckmäßige Verbindung zwischen der akademischen Beratungsstelle der Volkshochschule und den Staatsmuseen hergestellt worden, an denen bereits Führungen nach freier Vereinbarung mit einzelnen Arbeiterverbänden veranstaltet worden waren. Das Hauptgewicht wird zunächst mit Recht auf abendliche Lehrgänge von Lichtbildervorträgen gelegt, da die Heranführung einer ganz unvorgebildeten Hörerschaft an die Kunstwerke leicht einen völligen Mißerfolg ergeben kann. Kunstgeschichtliche Belehrung soll jedoch möglichst ausgeschlossen bleiben. Das Gegenständliche mit kulturgeschichtlicher Erläuterung bietet wohl den glücklichsten Ausgangspunkt, z. B. die Vorführung der antiken Götterwelt und die Wandlung der christlichen Idealgestalten. Der griechische Tempel und der mittelalterliche Dom mit ihren Bildwerken sollen geschildert werden. Erzählende Bilder- und Blätterfolgen



der Großmeister der Malerei und Zeichnung mögen sich anschließen. Die ästhetischen Werte sollen vorwiegend durch die Anschauung selbst und nicht durch das Wort vermittelt werden.

Die Volkshochschule kann viel dazu beitragen, den Lebensgenuß der aufsteigenden Volksschichten noch auf der Höhe des Lebensalters durch Hebung des Kunstverständnisses mehr als bisher zu durchgeistigen und ihre Abschließung gegen den gebildeten Mittelstand im Laufe der Jahre zu überwinden. Allein einen befriedigenden Ausgleich werden wir kaum von der unmittelbaren, sondern erst von der mittelbaren, d. h. von der Kunsterziehung des heranwachsenden Geschlechts durch die Schule und die Lehrerschaft erhoffen dürfen. Schon auf der neuen gemeinsamen Grundschule muß damit begonnen und auf der Mittelschule so gut wie auf der höheren fortgefahren werden. Aber weder hier noch dort darf Kunstgeschichte einen besonderen Lehrgegenstand ausmachen. In jener bietet vor allem die Heimatkunde den gegebenen Anknüpfungspunkt zur Belebung der Freude und Liebe am Kunstwerk. Kirchen und andere Baudenkmäler sollten noch fleißiger als bisher besucht werden, wo Sammlungen bestehen, auch diese. Während des Unterrichts wären dann verwandte bedeutendere Kunstschöpfungen im Bilde vorzuzeigen. Zumal in der höheren Schule würde dazu die Geschichtsstunde und die Behandlung der deutschen Dichtung in der Sprachkunde reiche Gelegenheit gewähren, wie Burdach es fordert, der in beiden Fächern die kulturgeschichtliche Betrachtung eifriger gepflegt sehen will. Ist aber der Lehrerstand für diese Aufgaben schon ausreichend vorbereitet? Man wird das im allgemeinen leider wohl verneinen müssen. Wenn in der Schule auch keine Kunstgeschichte vorgetragen werden soll, so bedarf es doch zu solchem Führeramt der Beherrschung ihrer großen Entwicklungszusammenhänge und einer näheren Vertrautheit vor allem mit den vaterländischen Denkmälerschätzen.

Daraus ergeben sich neue Forderungen für die Lehrervorbildung einerseits und für den akademischen Lehrbetrieb andererseits. Neuere Kunstgeschichte muß, wie die der Antike bei den Altphilologen, in den oben genannten Unterrichtszweigen zum pflichtmäßigen Nebenfach bei der Staatsprüfung für das Oberlehreramt erhoben und als solches auch an den die Lehrerseminare ersetzenden Lehrinstituten der Zukunft eingeführt werden, wenngleich hier wohl in engerer, aber nicht strenger Beschränkung auf die deutsche Kunst und vorgeschichtliche Altertumskunde. Ferienkurse, wie sie an unseren Universitäten und Museen schon vor dem Kriege öfters abgehalten wurden, können allein diesen gesteigerten Ansprüchen nicht genügen, vielmehr muß der akademische Lehrbetrieb auch mehr in der Richtung der neuen Aufgaben des Lehrerstandes ausgestaltet werden. Und das kann auf ihn nur befruchtend wirken. Die planmäßige Pflege der zusammenfassenden Betrachtung ganzer Zeitalter und des Stilwandels in allen Künsten wird dadurch zum Haupterfordernis, wie sie vor allem von Wölfflin wieder aufgenommen worden ist, aber mit eindringlicherer Vertiefung in den kulturgeschichtlichen Gehalt. Überwiegen doch im Lehrplan noch immer die auf die fachwissenschaftliche Denkmälerforschung gerichteten Vorlesungen über die einzelnen Künste und Künstler neben öffentlichen schöngeistigen Lichtbildervorträgen. Wie diese dem allgemeinen Bildungsbedürfnis, so dienen



jene der Heranbildung des Nachwuchses von Kunsthistorikern für unsere Hochschulen und Museen, in denen sie dann gründlichere Schulung für Einzelgebiete der Sammlungen finden. Erworben wird dabei in der Regel nur ein Stückwissen, bestenfalls eine gewisse Kennerschaft. Der wachsende Zudrang zum Studium der Kunstgeschichte mußte schon seit einem guten Jahrzehnt Bedenken erwecken, weil er offensichtlich ein Überangebot an solchen Hilfskräften zeitigte, das auch die Neugründungen von städtischen und Provinzialmuseen nicht aufzunehmen vermochten. Immer häufiger wandten sich die frisch gebackenen Doktoren nach ein oder zwei Lehrjahren an den hauptstädtischen Sammlungen nicht nur der Kunstschriftstellerei oder freier Lehrtätigkeit, sondern auch dem Kunsthandel zu. Dieser aber bedient nicht mehr wie im vorigen Jahrhundert die öffentliche Sammelarbeit, ist vielmehr längst ihr gefährlichster Nebenbuhler geworden, der z. B. bei den letzten großen Versteigerungen bedeutender Privatsammlungen in Berlin manchen sehr erwünschten Ankauf durch die ungeheuerliche Preistreiberei vereitelt hat. Heute müssen alle wahren Freunde der Kunst geradezu staatliche Schutzmaßnahmen und Sperrgesetze gegen die bisherige Unterstellung unseres in Privathänden befindlichen Kunstbesitzes unter ein unbeschränktes Warenrecht verlangen. Die Gefahr ist aber um so größer, als der Kunsthandel neuerdings sogar tüchtigere Mitarbeiter unseren Museen durch seine lockenden Gewinstanteile und ungleich höheren Gehaltssätze abwendig macht.

Dieser ungesunden Entwicklung kann außer einer strengen Einschränkung des Kunsthandels zumal mit dem Auslande vor allem eine Umgestaltung des akademischen Unterrichts steuern. Er muß sich fortan mehr an eine auf ideale Aufgaben gerichtete Hörerschaft wenden. Und eine solche wächst ihm durch die oben aufgestellte Forderung im Lehrerstande zu, während die verminderten Anstellungsaussichten von selbst den Zudrang freiwilliger oder gar bezahlter Hilfskräfte zu den Museen und damit auch zum fachwissenschaftlichen Studium der Kunstgeschichte eindämmen müssen. Auch der Wissenschaft kann dafür eine kunstgeschichtliche Schulung der Lehrerschaft nutzbar gemacht werden, wenn dadurch deren Anteilnahme an der heimatlichen Denkmalpflege und Kunstforschung gefördert würde, wie sie in Italien in vorbildlicher Weise von manchem Pfarrer oder Lehrer im Nebenberuf ausgeübt wird.

Zu alledem würde freilich eine rein theoretische Vorbildung nicht ausreichen. Das kunstgeschichtliche Urteil muß auch am Kunstwerk selbst kritisch geschult werden. Daraus ergibt sich dann die zweite im bisherigen akademischen Lehrbetrieb noch nicht genügend erfüllte Forderung. Er muß eine innigere Verbindung mit unseren Museen eingehen, die bis heute auffallend wenig von ihm in Anspruch genommen werden. Die Erklärung dafür wird man zum guten Teil in dem Umstande erblicken dürfen, daß sich ihm gerade während des stetigen Wachstums der öffentlichen Kunstsammlungen das Lichtbild als bequemes Hilfsmittel darbot, um die Anschauung jedes Kunstwerkes unmittelbar mit dem Wort verbinden zu können. Diesem Vorteil steht freilich der weit größere Nachteil gegenüber, daß das Lichtbild die Form nur unzureichend und die Farbe gar nicht wiedergibt.



2.

Aber hier erhebt sich nun auch die schwerwiegende Frage, ob die Museen in ihrer heutigen Zusammensetzung schon ihre Bestimmung als Lehrstätten vollauf zu erfüllen vermögen. Sie haben im letzten Menschenalter in den Haupt- und anderen Großstädten Deutschlands eine unschätzbare Bereicherung erfahren. Und doch wird man sich bei aller Bewunderung für die führenden Persönlichkeiten eingestehen dürfen, daß sie in der angedeuteten Richtung noch ergänzungsbedürftig sind. Mit dem Ausbau gewählter Schausammlungen hat die seinerzeit allgemein verlangte Einrichtung von Lehrsammlungen nicht gleichen Schritt gehalten. Am klarsten, wenngleich noch ziemlich günstig liegen die Dinge für die Plastik, aber auch da sehr ungleich in den verschiedenen Gebieten. Die Gipssammlungen, deren es zur Veranschaulichung der Hauptwerke jedes Zeitalters, zumal der monumentalen, neben der gegebenen Auslese von Urbildern der Stein- und Tonbildnerei sowie der Holzschnitzerei und Kleinplastik bedarf, sind bei der Antike wohl am vollständigsten ergänzt worden, von Bildwerken der Renaissance ist selbst in größeren Provinzialmuseen wie in Köln und Braunschweig nur eine nicht allzu reichliche Auswahl und nicht einmal in Berlin und Dresden der lückenlose Bestand der in der Charlottenburger Formerei vorrätigen, geschweige denn der bei Lelli in Florenz erhältlichen Abgüsse vorhanden. Das Gleiche gilt von der Monumentalplastik des deutschen Mittelalters. Weder das Germanische Museum in Nürnberg noch das Bayrische Nationalmuseum noch das Kaiser-Friedrich-Museum besitzt eine vollständige und wohlgeordnete Abgußsammlung, wenn auch hier neuerdings mehr für ihre baldige Ergänzung geschehen ist. Auch steht hier bereits eine durchgreifende Neuordnung der Sammlung bei ihrer Überführung nach dem in der Entstehung begriffenen Deutschen Museum über Jahr und Tag in erfreulicher Aussicht. Wie in diesem Falle, so müssen wir überhaupt an dem bisher in unseren deutschen Museen befolgten Grundsatz festhalten, daß jeder Abteilung ihre besondere Lehrsammlung von Gipsabgüssen anzugliedern ist. Mit ihrer Vereinigung in einem weiter abgelegenen eigenen Museum wie im Pariser Trocadero wäre dem Lehrzweck wenig gedient. Denn gerade wo einzelne Arbeiten großer Meister wie Donatello oder Michelangelo, Peter Vischer oder Adam Krafft vorhanden sind, muß auch die Anschauung ihrer Hauptwerke im Abguß leicht mit jenen verknüpft werden können. Zur Forderung des planmäßigen Ausbaues der Abgußsammlungen kommt aber eine weitere hinzu, die schon vor Jahren lebhaft erörtert und völlig geklärt worden ist. Die Gipse sollen dem Beschauer nicht in ihrer kreidigen Naturfarbe, sondern in einer den Stoff der Urbilder wiedergebenden oder doch andeutenden Tönung, vor allem Bronzebildwerke in ihrem Metallcharakter, dargeboten werden. Bei der Wiederaufstellung der Renaissanceabgüsse im Kaiser-Friedrich-Museum hat sich dieses Verfahren vor einigen Jahren durchaus bewährt.

Ungleich mehr als bei der Plastik ist für die Lehrsammlungen bei der Malerei nachzuholen, obgleich der Reichtum unserer großstädtischen Gemäldegalerien auf den ersten Blick ausreichenden Lehrstoff darzubieten scheint. Allein gerade der Überfluß hat hier zu einer vom Gesichtspunkt der Kunsterziehung nicht ganz einwand-



freien Ausgestaltung der Schausammlungen geführt. Sie umfassen eine vorzugsweise den verwöhnten Geschmack des Kunstkenners vollauf befriedigende Auslese künstlerischer Höchstleistungen, während geringere Arbeiten weniger bekannter Künstler, und zumal das namenlose Schulgut größtenteils in den unausgestellten Bestand oder als Leihgaben an Provinzialmuseen verwiesen sind. Zur Veranschaulichung einzelner Schulen und Stilphasen, zumal der älteren Malerei, kann der Hochschullehrer vielfach die Belege nur aus diesem Vorrat herausgreifen. Eigentliche Lehrsammlungen sind aber bisher nur an ein paar kleineren Universitäten aus solchen Leihstücken zusammengestellt worden, wo sie jedoch z. T. nur als verstreute Proben, z. T. wieder in überflüssiger Anhäufung gleichartiger Arbeiten ihren Zweck nur mangelhaft erfüllen können. Einen viel höheren Wert als in solcher Verzettelung würden sie als Hilfsmittel des fachwissenschaftlichen und gelegentlich auch des allgemeinen Kunstunterrichts in geschlossener Vereinigung in einer hauptstädtischen Lehrsammlung gewinnen. Die letztere darf keinesfalls um der auswärtigen willen benachteiligt werden, ohne daß jene darum gänzlich der Leihgaben beraubt zu werden brauchen. In den öffentlichen Provinzialmuseen verfehlen sie freilich ihren Zweck nur allzu leicht und führen oft zu falscher Bewertung der älteren Kunst. Da wären sie besser durch hochwertige Kopien hervorragender Meisterwerke zu ersetzen, wie solche z. B. bei der Erwerbung bedeutender Gemälde im Auftrage unserer Museen deren früheren Besitzern wiederholt als Ersatzstücke nach Italien und nach Spanien geliefert worden sind. Auf alle Fälle tut eine baldige Neusichtung der ausgeliehenen Bestände und eine Zusammenfassung des wertvollsten Schulguts in einer hauptstädtischen Lehrsammlung not.

Es bleibt aber noch eine breitere Lücke in unseren Museen zu schließen, wenn man ihre höhere Aufgabe darin erblickt, daß sie ein möglichst umfassendes Bild der allgemeinen Kunstentwicklung geben sollen. Diesen Anspruch müssen wir aber zum mindesten bei den Hauptmuseen Deutschlands erheben. So wenig die Lehrsammsammlungen der Gipsabgüsse für die Plastik, können sie guter farbiger Kopien zur Veranschaulichung der monumentalen Malerei entraten, da wir in manchen Kunstkreisen von ihr die einzigen oder doch die weitaus bedeutendsten malerischen Überreste besitzen. Auf den verschiedenen Forschungsgebieten wird man dabei nicht nach dem gleichen Plan, sondern nach dem Grundsatz vorgehen müssen, daß den Lehrsammlungen eine um so reichlichere Folge von Nachbildungen hinzuzufügen sei, je spärlicher die Zahl der erhaltenen Denkmäler ist oder je schwerer sie uns zugänglich sind. Überall, wo erst die Archäologie diese sozusagen an das Tageslicht zieht, handelt es sich meist zugleich um ein Rettungswerk. In dieser Richtung konnte beispielsweise in der altchristlichen und byzantinischen Abteilung des Kaiser-Friedrich-Museums im Laufe der Jahre dank günstiger Gelegenheit eine lehrreiche Kopienfolge angelegt werden, die ihrer späteren Ausstellung nach Freiwerden der heute noch von den deutschen Bildwerken besetzten Räume harrt. Den Hauptbestand bilden die von zwei wohlbekannten Berliner Künstlern während der Ausgrabungen in Milet unter Th. Wiegands Leitung aufgenommenen Höhlenmalereien griechi-



scher Einsiedler aus dem Latmosgebirge. Ihnen schließen sich einige Aufnahmen jüngerer kirchlicher Wandgemälde an, die bei Gelegenheit des mazedonischen Feldzuges von einem der deutschen Truppe zugeteilten Architekten mit Hilfe eines Malers ausgeführt worden sind. Ausgestellt ist bereits seit kurzem eine Anzahl in der Technik der Vorbilder angefertigter Nachbildungen altchristlicher Wandmosaiken aus Rom und Ravenna. In einem soeben in der Museumskunde erscheinenden Aufsatz wird die Bedeutung dieser Lehrsammlung näher gewürdigt.

Ähnliche, aber umfangreichere Pflichten der Denkmalpflege bleiben noch unseren großen Museen vaterländischer Kunst in Nürnberg, Berlin und München zu erfüllen. Da gilt es, sich gegenseitig ergänzende Sammlungen genauer farbiger Aufnahmen der nicht allzu zahlreichen Überreste deutscher mittelalterlicher Monumentalmalerei anzulegen, wie das für die der Rheinprovinz in Bonn geschehen ist. Sind doch diese unersetzlichen Denkmäler von der Gefahr zufälliger Vernichtung bedroht und z. T. sogar sicherem, wenngleich langsamem Verfall durch äußere Einflüsse geweiht. Photographische Aufnahmen werden ihrer dekorativen Farbenwirkung und meist, ihres viel zu kleinen Maßstabes wegen, nicht einmal der zeichnerischen gerecht. Die Gesamtaufnahmen brauchen zwar keineswegs durchweg in der Größe der Urbilder hergestellt zu werden, aber doch immer noch in einem wirkungsvollen Maßstabe. Die schönsten Bilder aber oder wenigstens Ausschnitte und Hauptgestalten aus diesen sollten auch in dieser Hinsicht in der Lehrsammlung getreue Wiedergabe finden. Bescheidung bei gleichem Verfahren erscheint gegenüber der Wandmalerei des übrigen abendländischen Kunstkreises geboten und zulässig. Kommen doch alle Kulturländer selbst für die Denkmalpflege auf. Dagegen werden wir nicht darauf verzichten dürfen, bei gegebener Gelegenheit Aufnahmen einzelner Hauptwerke des Monumentalstils aus Frankreich, dem Mutterlande der Gotik, und aus Italien zu beschaffen, wo sich nach wiederholten Anleihen bei der griechischen Mosaik- und Freskomalerei im 9., 11. und 13. Jahrhundert aus deren Kreuzung mit der gotischen Kunstströmung die neue nationale Stilbildung vollzieht und wo die Wandmalerei bis in das Cinquecento dem Maler die höchsten Aufgaben stellt. Warum sollten wir nicht beispielsweise von Giottos Tanz der Salome und von Masaccios Zinsgroschen sowie den Schöpfungsszenen der Sixtinischen Decke, der Disputa und Schule von Athen Gesamtaufnahmen etwa in halber Größe und Bildausschnitte im Maßstabe der Urbilder unseren Lehrsammlungen einfügen? Im Southkensington-Museum in London ist das längst geschehen. Nur werden wir heute weit höhere Ansprüche an die stilgetreue Wiedergabe dieser Meisterwerke stellen. Die Vorführung der gesamten Bilderfolgen kann dem Bildwerfer überlassen bleiben. Aber selbst wenn die Farbenphotographie zu größerer Leistungsfähigkeit als vor dem Weltkriege vervollkommnet werden sollte, sind uns solche Nachbildungen zu dauernder Betrachtung zum mindesten sehr erwünscht. Das Hauptgewicht wird dabei immer auf die ältere Kunst zu legen sein. Und vor dem Barock wird man im allgemeinen haltmachen dürfen, nicht nur, weil wir aus diesem Zeitalter selbst auf deutschem Boden noch beträchtliche Kunstschätze bewahren, sondern auch, weil der Monumentalstil dieser Zeit den geschlossenen



und gehaltvollen Bildcharakter der rein dekorativen Wirkung zuliebe mehr und mehr aufgibt.

3.

Gegen diese Vorschläge wird sich ohne Zweifel mancher Widerspruch erheben — auch aus den Kreisen der zu ihrer Verwirklichung Berufenen. Man wird sie vielleicht mit einem heute beliebten Schlagwort als „uferlos“ abtun zu dürfen glauben. Solchen Behauptungen läßt sich die Spitze leicht im voraus abbrechen durch Widerlegung der zu erwartenden beiden Haupteinwände. Es wären erstens dazu beträchtliche Raumerweiterungen erforderlich, und wir litten doch ohnehin an Raummangel in unseren Museen. Allein es wird dessen in den meisten Fällen keineswegs bedürfen. Vielmehr vermögen die schon bestehenden Gipsabteilungen eine Anzahl größerer Kopien von Wandgemälden aufzunehmen, die über den Abgüssen gerade den ihnen zukommenden Platz erhalten und in die Lehrsammlung eine anregende Abwechslung bringen würden, wie sie in den Schausammlungen seit 15 Jahren nach dem Vorbilde des Kaiser-Friedrich-Museums allenthalben erstrebt und erzielt wird. Die kleineren Gesamtaufnahmen aber ließen sich teilweise in den frei bleibenden Zwischenräumen in Augenhöhe des Beschauers, z. T. aber auch in den Studiensälen unterbringen. Daß jede Hauptabteilung des Museums einen solchen Raum besitzen muß, in dem nicht nur den Hilfsarbeitern desselben, sondern auch jedem andern, der einen ernsten Arbeitszweck verfolgt, erlaubt sein soll, seine Beschäftigung mit den Kunstwerken an Ort und Stelle durch literarische Arbeit zu ergänzen, ist aber ebenfalls eine nachdrücklich zu erhebende und nicht allzu schwer erfüllbare Forderung. Es braucht nicht überall ein so geräumiger Saal zu sein, wie ihn das Berliner Museum glücklicherweise schon besitzt. Mit aller Entschiedenheit aber muß der naheliegende Gegenvorschlag abgelehnt werden, die gesamten Lehrsammlungen den Universitäten zu überlassen. Nur an kleineren Universitätsstädten, wo neben diesen keine öffentlichen Kunstmuseen vorhanden sind, wäre ihre Erweiterung auf dem bezeichneten Wege freudig zu begrüßen. In unseren Großstädten hingegen würde sie eine unfruchtbare Trennung der stilverwandten Denkmäler und Nachbildungen und überdies entweder eine Überfüllung der verfügbaren akademischen Räumlichkeiten oder eine unnötige Vermehrung der erforderlichen Gebäude beanspruchen. In Berlin kann nur die äußerste Raumnot und die Nähe der Universität die schon erfolgte Abtrennung der Gipssammlung von den antiken Bildwerken rechtfertigen. Und doch haben schon hier die der ersteren angewiesenen Teile des neuen Flügelgebäudes nur ausgereicht, um die vorhellenistische Kunst in allerdings vorbildlicher Weise aufzustellen, während die jüngere und vollends die römische Zeit schon etwas zu kurz gekommen ist. Der Neubau des Deutschen Museums wird glücklicherweise die Zusammenfassung der Lehr- und Schausammlungen des christlichen Zeitalters in diesen und in den frei werdenden Räumen des Kaiser-Friedrich-Museums ermöglichen. Wer die höchste Aufgabe der Museen nicht nur in der Darbietung der besten Kunstschöpfungen der Vergangenheit für den Kunstgenuß und die Allgemeinbildung des lebenden Geschlechts erblickt, sondern sie als Schatzhäuser der wichtigsten Kulturzeugnisse der Geistesgeschichte ansieht, die ihre Ent-

stehung und ihr Wachstum der fortgesetzten Arbeit der Wissenschaft verdanken und ihr deshalb auch ein ausgiebiges Gastrecht einräumen müssen, wird diese Lösung allein gutheißen können.

Als zweites Bedenken gegen die oben verlangte Ausgestaltung der Lehrsammlungen wird man wohl die schon eingetretene Beschränkung der Geldmittel vor allem der staatlichen Museen geltend machen. Sie müßten in Zukunft erst recht der Vervollständigung der Sammlungen durch Originalwerke vorbehalten bleiben. Daß dies nach wie vor unsere erste Sorge sein muß, soll jedoch durchaus nicht bestritten werden, — aber nicht unsere einzige darf sie sein. Auf Jahre hinaus wird es kaum möglich sein, bei dem Stande unserer Währung und der ungemessenen Preissteigerung bedeutende Ankäufe zumal auf dem ausländischen Kunstmarkt zu bewerkstelligen. Die meisten Abteilungen der öffentlichen Museen werden daher — am besten noch mit Ausnahme der Sammlung deutscher Kunst — wohl in die Lage kommen, einen Teil der ausgeworfenen Jahresbeträge sparen zu können. Diese Ersparnisse aber würden besser zur Erhöhung ihres Lehrwerts angewandt, als für unbestimmte Zwecke aufgespeichert. Dazu kommt, daß der Ausbau der Gipssammlungen der Staatsmuseen nicht viel mehr als die Deckung der Selbstkosten der Charlottenburger Formerei erfordern und zugleich der Förderung ihres Betriebes dienen würde. Kopien von Wandmalereien werden im freien Angebot nicht viele Käufer anlocken und deshalb schwerlich große Opfer benötigen. Auch soll sich die Ergänzung der Lehrsammlungen in dieser Richtung über eine Reihe von Jahren erstrecken. Und dazu eröffnet sich ein Weg, der den Museen die Erwerbung solcher Nachbildungen mit ziemlich geringen Unkosten gestatten würde. Wiegands Vorgehen bei der Aufnahme der Latmosfresken bietet die Anregung, an den Hochschulen für bildende Kunst eine regelmäßige Einrichtung zu schaffen, wie sie besonders in Rußland der Wissenschaft und den Kunstsammlungen schon seit Jahren wertvolle Dienste geleistet hat. Die Erteilung von Reisestipendien an die Zöglinge der Petersburger Kunstakademie nach vollendeter Ausbildung ist dort wiederholt mit dem Auftrage verknüpft worden, stilgetreue Aufnahmen wichtiger Denkmäler des byzantinischen Monumentalstils heimzubringen. Dieses Verfahren erscheint durchaus nachahmenswert, wenn den jungen Künstlern dabei ein gewisser Spielraum in der Auswahl der aufzunehmenden Kunstwerke belassen bliebe. Damit berühren wir einen anderen Zweig der öffentlichen Kunstpflege, dem noch eine kurze Erörterung gewidmet sei.

4.

Für die Künstlererziehung, mit der es diese letzten Ausführungen zu tun haben, scheint der eben ausgesprochene Gedanke vielleicht auf den ersten Blick eine überflüssige Belastung zu bedeuten. Die Malerei der Gegenwart haftet ja fast ausschließlich am Tafelbilde und bewegt sich in einer viel freieren Naturanschauung als aller strenge Monumentalstil der älteren Kunst. Und doch führt eine schärfere Prüfung der Sachlage zur gegenteiligen Erkenntnis. Im Kulturwandel jeder Zeit treffen eben stets gleichartige Bestrebungen zusammen. Die neueste Kunstentwicklung war bereits seit einem Jahrzehnt zu einer gewissen Erschöpfung des malerischen Illusionismus der impressionistischen



Strömung gelangt. Vorbereitet durch die koloristischen Wirkungen des sogenannten Neoimpressionismus, trat um 1910 die neue Richtung des Expressionismus mit ihren gegensätzlichen künstlerischen Absichten geschlossen hervor. Weite Kreise der Kunstfreunde stehen ihr noch heute mit nicht ganz unberechtigtem Mißtrauen gegenüber. Krankt sie doch noch an viel Theorie und gewaltsamem Sichzurückschrauben auf künstlerische Urformen. Trotzdem bezeichnet sie eine Wendung des Kunstwollens zu einer wohlberechtigten künstlerischen Gesinnung, die nach freier Phantasiegestaltung drängt und an Stelle beobachtender Naturnachahmung die Wiedergabe inneren Schauens setzt. Sie unterwirft die Erscheinungswelt einer Stilisierung durch lineare und koloristische Gefühlssymbole, wie es die Kunst früherer Zeitalter wiederholt mehr oder weniger bewußt getan hat, so z. B. auch die altchristliche Mosaikmalerei und der byzantinische Monumentalstil. Gerade die deutsche Kunst neigt von jeher dazu, und zwar nicht nur die mittelalterliche. Altdorfer und Grünewald, Schwind und Böcklin verfolgen und verwirklichen expressionistische Absichten. Die reiche dichterische Bildphantasie unserer jüngeren deutschen Künstler, allen voran Max Klingers, sucht auch mit Vorliebe ihren Ausdruck im Zeichnerischen. Wir erfreuen uns zur Zeit eines Wiederaufblühens der bescheideneren zeichnenden Künste des Holzschnittes unter der Führung der Expressionisten, aber auch der schlichten Silhouettenkunst. Eine Ausstellung im Kupferstichkabinett zeigt uns Arbeiten von jenen, die Schattenbilder Dieffenbachs u. a. begegnen uns oft als beliebter Wandschmuck im Hause des gebildeten Mittelstandes. Alle diese Bestrebungen sind innerlich miteinander, aber auch mit der Monumentalmalerei verwandt, deren Flächenstil der Linie den weitesten Spielraum und die stärksten Wirkungen gewährt. Sie in die Bahnen einer gesunden Entwicklung zu leiten, ist eine Hauptaufgabe der Kunstpflege und, wie das geschehen kann, eine Hauptfrage der Künstlererziehung.

Um die Vorbildung der Künstler ist in den letzten Jahren lebhaft gestritten worden. Gegen einen in der „Woche" 1916 ausgesprochenen Vorschlag W. v. Bodes, daß in Zukunft alle Künstler zuerst auf Kunstgewerbeschulen ausgebildet werden und nur die Meisterateliers der Akademien für die zur hohen Kunst begabten bestehen bleiben sollten, trat A. Kampf ebenda für das Daseinsrecht der Kunstakademien ein. In einer durch W. v. Seidlitz veranstalteten Umfrage vereinigte sich die Mehrzahl der Künstler und Kunstgelehrten auf die Forderung einer gemeinsamen Vorschule, in der neben dem Zeichenunterricht und einer vorwiegend handwerklichen technischen Ausbildung Raum-, Formen- und Farbenlehre vorgetragen werden sollte. Aber mit Recht verlangten einsichtsvolle Künstler, vor allem Gr. Kalckreuth, H. Olde und Bantzer auf der einen und von den Kunstgewerblern R. Meyer und B. Paul auf der anderen Seite, größtmögliche Freiheit der Betätigung der Schüler in dieser Elementarklasse. Und einzelne der ersteren befürworteten auch mit Kampf die Erhaltung der akademischen Fachklassen. Nach Beendigung der Vorschule seien die verschiedenen Begabungen diesen oder einer Kunstgewerbeschule zuzuführen.

In der Tat ist es zwar eine verbreitete, aber durchaus irrige Annahme, daß die Begabung für hohe Kunst nur eine höhere Stufe der Begabung für angewandte, d.h.



dekorative, Kunst sei. Sie beruht auf einer unbegründeten Verallgemeinerung der kunstgeschichtlichen Tatsache, daß die großen Meister der Frührenaissance noch aus den handwerklichen Künstlerzünften des Mittelalters hervorgegansind und daß ein Ghiberti und Verrocchio und vielleicht sogar Dürer sich noch im Kunstgewerbe betätigt haben und daß sie und selbst Michelangelo sowohl gemalt als auch modelliert haben. Allein in seiner Anschauungsweise bleibt doch ein jeder von ihnen entweder Bildhauer oder Maler wie heutigentages ein Klinger. Dem Handwerk verdanken sie nur das technische Können, während ein B. Cellini auch in seinen großen Arbeiten den dekorativen Kleinmeister verrät. Die klassische Malerei und Plastik des Cinquecento und vollends die Kunst des Barock wurzelt bereits in der durch Lionardo und Michelangelo angebahnten unmittelbaren Erziehung zur freien Kunst.

Wenn die Unterschiede der Kunstbegabung von so vielen Künstlern und Kunstgelehrten verkannt werden, so liegt das freilich auch an der mangelhaften Einsicht in die psychologischen Grundlagen des künstlerischen Schaffens, die bei diesen wie bei jenen noch heute herrscht. Hier hat die Pädagogik durch die von der Kunstwissenschaft noch ganz vernachlässigte Beschäftigung mit der Kinderkunst den Vorsprung gewonnen. Den Untersuchungen des Psychologen William Stern und des Pädagogen Georg Kerschensteiner u. a. m. verdanken wir neben anderen wichtigen Aufschlüssen, auf die schon der methodische Zeichenunterricht in den Schulen begründet werden konnte, die Erkenntnis, daß sich bereits auf früher Altersstufe deutlich mehrere Begabungstypen sondern, und zwar eine reine Gedächtnisbegabung von der starken Befähigung zur Auffassung des Naturvorbildes sowie von einer die Erinnerungsbilder frei umgestaltenden Phantasiebegabung. Diesen drei sowohl in der zeichnerischen wie in der bildnerischen Betätigung hervortretenden Richtungen steht wieder eine — beim weiblichen Geschlecht überwiegende — dekorative bzw. ornamentale Sonderbegabung gegenüber. Es kann also schon in der Schule die Berufsberatung für den angehenden Künstler auf der Oberstufe des Zeichenunterrichts stattfinden. Die Scheidung der verschiedenen Begabungsrichtungen in der gemeinsamen Vorschule der Akademien und der Kunstgewerbeschulen erscheint danach keineswegs so schwierig, wie von einzelnen Künstlern in der Umfrage befürchtet wurde, vorausgesetzt, daß ihr Leiter die erforderliche Vertrautheit mit den Ergebnissen der psychologischen und der Kinderkunstforschung besitzt. Die Kunsterziehung muß daher für die Heranbildung solcher Zeichenlehrer durch Lehraufträge für systematische Kunstwissenschaft an den Universitäten und Kunstakademien Sorge tragen. Eine Mißleitung in der Elementarklasse könnte sehr viel Unheil anrichten, denn es wird niemals gelingen, die zur freien Kunst Begabten zu tüchtigen Kunstgewerblern zu erziehen und umgekehrt und so das Kunstproletariat der Unbegabten auszurotten, wie schon Max Klinger ausgesprochen hat.

Besonders wichtig erscheint nun für die nächste Zukunft das Herausfinden und die zielbewußte Ausbildung der schöpferischen Phantasiebegabungen für die Monumentalmalerei. Nur dadurch können die eigenbrötlerischen Verirrungen des Expressionismus überwunden werden. Dazu genügt aber nicht Kompositionslehre und technische Schulung. Sind doch sogar unsere größten Dich-

termaler Böcklin und Thoma wiederholt an der Aufgabe der Wandmalerei gescheitert, während Feuerbachs Gastmahl des Plato seine monumentale Wirkung noch dem Zusammenhang mit der künstlerischen Überlieferung des Kartonstils der Klassiker und Romantiker verdankt. Auch die zeitgenössische Gedankenkunst muß wieder an das Vorbild und die Grundsätze der großen Meisterwerke des Monumentalstils aller Zeitalter anknüpfen, um die fruchtbaren Ansätze zu einem neuen Flächenstil zu entwickeln. Daraus ergibt sich, daß die Aufträge, die unsere öffentliche Kunstpflege den werdenden Künstlern auch zu Nutz und Frommen der Wissenschaft und Kunsterziehung zu stellen hätte, durchaus in der Richtung der jüngsten Kunstentwicklung liegen.

Kunsterziehung und Künstlererziehung reichen einander hier die Hand. Die Pflichten der staatlichen Fürsorge für beide würden in den oben gezogenen Grenzen ihre Erfüllung finden. Allein der schaffenden Kunst der Gegenwart wäre damit noch nicht genügt. Und wozu soll alle Bemühung um den Monumentalstil dienen, wird man zweifelnd fragen, wenn ihm doch keine großen Aufträge zuteil werden können? In der Tat, am rechten Felde der Betätigung hat es der expressionistischen Kunstrichtung bis heute gefehlt. Erst auf großen Wandflächen würden die Liniensprache und die Farbenklänge der Phantasiegebilde und der Ideallandschaften eines Pechstein und Nolde zu ihrer vollen Wirkung kommen. Im Tafelbilde wirken sie nur allzuleicht wie grillenhafte Einfälle. Aber auch die höheren Aufgaben müßten den Künstlern von einem Auftraggeber gestellt werden. Jeder Monumentalstil der Vergangenheit ist auf dieser gesunden Grundlage erwachsen. Hätte der Weltkrieg einen siegreichen Ausgang für uns genommen, so wäre wohl der Kunst mancher schöne Staatsauftrag zugefallen. Der Gewaltfriede hat auch sie um die besten Hoffnungen betrogen. Von einem unterdrückten und verarmten Staat darf sie keine großmütige Förderung beanspruchen. Auch die Kirche kann ihr keine reichere Beschäftigung geben, üben doch ihre Idealgestalten nur in den katholischen Gebieten unseres Vaterlandes auf die Volksseele eine tiefere Wirkung.

Und doch fehlt es uns so wenig an dem gemeinsamen Ideal wie an zeugenden Kräften zu seiner künstlerischen Gestaltung. Aus dem Volkstum entspringen diese, und im Volkstum ist jenes beschlossen. Zu seiner Pflege aber sind an erster Stelle die Gemeinden berufen. Wie Preußen nach dem Zusammenbruch von 1806 durch den Freiherrn v. Stein auf dem Wege ihrer Verselbständigung wiederaufgerichtet wurde, so muß auch heute von ihnen die Gesundung des Wirtschaftslebens und der Gesellschaftsordnung ausgehen. Sie werden durch gerechte steuerliche Erfassung der steigenden Bodenwerte zuerst imstande sein, ihren Haushalt ins Gleichgewicht zu bringen und größere Mittel für die öffentliche Kunstpflege bereitzustellen, die dem Volksgedanken dienen soll. Ihre kräftige Unterstützung verdient vor allem Hand in Hand mit dem Volkshochschulwesen eine schon im letzten Kriegsjahr erwachte, leider aber durch die Not der Zeit heut schwer gehemmte Bewegung. Es ist der Volkshausbund, der den Gemeinden schon das richtige Ziel gewiesen hat, Lehr- und Kunststätten zu schaffen, in denen unserem Volke neben wissenschaftlicher Bildung die Schätze der deutschen Dichtung und Tonkunst geboten und erschlossen wer-



den sollen. Das ist der Platz, an dem auch die bildende Kunst in der schlichten, aber eindrucksvollen Sprache der Wandmalerei am vernehmlichsten zu ihm sprechen kann. Von ihrem Auftraggeber, der Gemeinde, ist damit auch ihre höhere Aufgabe bereits gestellt. Zum Volke sprechen soll sie von ihm selbst, von allem, was es bewegt, von seiner Arbeit und von seinen Freuden. Von allen heimatlichen Erinnerungen und von der Schönheit der deutschen Heimat, auch von seinen Leiden und seinem Heldenkampfe soll sie nicht schweigen, des Blutopfers unserer Jugend auf den Schlachtfeldern Flanderns wollen wir nicht vergessen. Wenn sich die tiefsten Wunden unseres Vaterlandes erst geschlossen haben, wird auch die Wandmalerei von dem Ringen um unsere Selbstbehauptung in höherem Tone sprechen können als auf den Kriegsausstellungen, die so wenig von idealistischer Auffassung des Kampfes ausstrahlten. Vor allem aber soll die Kunst in den Volkshäusern die Gestaltenwelt unserer großen Dichter schildern, deren Worte in denselben Räumen an das Ohr des Volkes schlagen. Aus der „Glocke" und aus „Hermann und Dorothea", aus „Reineke Fuchs" und aus dem deutschen Märchen kann sie noch immer frische Bildgedanken schöpfen, von Siegfried und von Hermann, von Tannhäuser und Lohengrin, von Tells und von Götzens Taten erzählen, von dem Großen Kurfürsten und von Friedrich berichten, die Erinnerung an die Befreiungskriege und an des Reiches Gründung wiederbeleben. Keinen unserer großen Führer soll sie verleugnen, am wenigsten aber der Geisteshelden Luther und Lessing, Kant und Fichte vergessen. In der Verkörperung ihrer Gestalten für die Volkshäuser erwachsen auch der Bildnerei neue Aufgaben. Wenn wir vor dem drohenden Niedergange unserer Geisteskultur bewahrt bleiben wollen, so muß dieser geistige Besitz mit seinen sittlichen Werten Gemeingut aller Berufsklassen werden. In den Volkshäusern soll das Bürgertum und die Arbeiterschaft wieder zusammenwachsen zu einem Volkskörper. Dazu soll uns die Volkshochschule und die Kunst verhelfen. Daß sie es vermag, solche Macht über die Geister der Masse zu gewinnen, dessen mögen uns wiederum Schillers Worte an „die Künstler" getrösten:

„die von dem Ton, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
die schöpferische Kunst umschließt mit stillen Siegen
des Geistes ungemess'nes Reich."

Tragik nach Schopenhauer und von heute.

Von Oskar Walzel.

Dichtung der Ausdruckskunst bedeutet Rückkehr zu Anschauungen Schopenhauers. Mitleid mit dem Menschen, Mitgefühl mit dem Tiere beherrschen einen guten Teil der Dichterbekenntnisse von heute. Aufgegeben ist die Lehre vom Übermenschen. Vor kurzer Zeit konnten deutsche Dramatiker gar nicht oft genug Gewaltnaturen aus der Renaissance, wie Nietzsche sie nahm und anerkannte, in den Mittelpunkt ihrer Stücke stellen. Lieblingsfigur des Tragikers ist jetzt der Mensch, der, bereit sich für andere aufzuopfern, Verzicht auf Ichsucht, Aufgehen des Einzel-Ichs im Ganzen der Menschheit (nicht etwa bloß eines Volks) verkündet. Er tut es zuweilen mit der Gebärde des Bußpredigers.

Paul Claudel leitete seine deutschen Bewunderer auf solche Wege eines Spiritualismus, der den Willen zum Leben und dessen Verwirklichung auf Kosten anderer ablehnt. Aus der großen Schar neuster

Dramen nur einen Beleg für solche Hinwendung zu Schopenhauers Weltbild zu nennen, sei hingewiesen auf Julius Maria Beckers „Letztes Gericht" und auf die Enthüllungen, die hier der „Geist der Menschheit" einem Sucher macht: Wohl haben im Krieg viele ihr karges Ich großmütig preisgegeben und sind im Ich des Volkes zu höherer Bedeutung aufgegangen. Aber dies Völker-Ich blieb Summierung all der barbarischen Wildheiten der einzelnen. Mit grenzenlosen Umrissen erwuchs das Ich des Ganzen, hassenswert nicht minder als jegliches Ich. Ein zweiter Sturm ist nötig, der die Völker mit ihrem Ich aufgehen läßt im Ganzen der Menschheit. Oder Friedrich Wolfs „Das bist du", das Drama der versöhnenden Opfertat, nimmt den Begriff des „Tat twam asi" ausdrücklich auf und in ihm einen der entscheidenden Gedanken von Schopenhauers Sittlichkeit. Wolfs Spiel trifft auch mit Schopenhauers Ansicht vom Tragischen überein, indem es sich mit Schopenhauer zu dem Satz bekennt, das Leben sei der Güter höchstes nicht. Lösung tragischer Gegensätze fand ja Schopenhauer nicht in irgendwelcher Betätigung poetischer Gerechtigkeit, sondern in dem Verzicht auf die Genüsse des Lebens. Der Held büße so die Erbsünde ab: die Schuld des Daseins. Calderons Worte „Pues el delito mayor del hombre es haber nacido" nahm Schopenhauer für solche Bestimmung des Tragischen in Anspruch.

Allein neuste Dichtung und auch neuste Dramatik bleiben nicht immer stehen bei der unbedingten Verneinung dieser Welt. Es ist ein Irrtum, die Ausdruckskunst schlechthin wie Abkehr von aller bejahenden Tat zu fassen. Sie will nicht bloß Bestehendes zerstören, sie will in diesem Leben zugleich Neues aufbauen, eine Welt des Geists an die Stelle einer Welt des Stoffs setzen. Und wenn solches Streben in seiner Verwirklichung den jungen Dichtern auch schon schwere Enttäuschung, sogar Schlimmeres eingetragen hat, so besteht trotzdem nach wie vor im Kreise der Ausdruckskunst neben weltflüchtiger auch eine wenn nicht unbedingt weltbejahende, doch weltgestaltende Richtung.

Von Schopenhauer geht das ab. Oder mindestens bedürfte es neuer Erfassung und Deutung vereinzelter Gedanken Schopenhauers, die nicht völlig im Zuge seiner Grundüberzeugungen sich bewegen, wenn von dieser Stelle jüngster dichterischer Betätigung ein Weg zu Schopenhauer aufgetan werden soll. Ich aber möchte überhaupt nicht bei den großen Linien stehen bleiben, an denen so Übereinstimmung der unmittelbaren Gegenwart mit Schopenhauer wie Gegensatz beider sich bemerklich machen. Auch ein Vergleich der ganzen neuen tragischen Dichtung mit Schopenhauers Ansicht vom Tragischen ist nicht meine Absicht. Sondern nur ein Punkt sei näher beleuchtet, an dem sich unzweideutig die Tragik unserer Zeit von Schopenhauer abkehrt.

In § 51 des vierten Buchs seines Hauptwerks scheidet Schopenhauer drei Möglichkeiten des Tragischen. Die beiden ersten sind leicht zu erfassen. Entweder wird tragisches Leid wachgerufen von außerordentlicher Bosheit des Charakters oder durch blindes Schicksal, also durch Irrtum oder Zufall. Die erste Art findet Schopenhauer wieder in der „Antigone" und zwar in der Betätigung Kreons, bei Shakespeare in Richard III., in Jago, auch in Shylock, ferner in Franz Moor. Noch die Phädra des Euripides holt er heran. Die zweite Art verkörpern ihm der „König Ödipus" des Sophokles, dann überhaupt die Mehrzahl der antiken Tragödien, ferner „Romeo und Julie", Voltaires „Tankred" und die „Braut von Messina". Wieweit er mit solcher Einreihung das Rechte trifft oder nicht, ist hier gleichgültig.

Schwieriger wird ihm die Umschreibung der dritten tragischen Möglichkeit. Sie gründet das Unglück bloß auf die Stellung der Personen zueinander, auf die Verhältnisse. Weder bedarf es eines ungeheuern Irrtums noch eines unerhörten Zufalls noch eines Bösewichts. Sondern Charaktere, wie sie in sittlicher Hinsicht gewöhnlich sind, werden unter Umständen, wie sie häufig eintreten, so gegeneinander gestellt, daß ihre Lage sie zwingt, sich gegenseitig, wissend und sehend, das größte Unheil zu bereiten. Unrecht besteht nicht bloß auf der einen Seite.

Schopenhauer reicht dieser dritten Art der Tragik die Palme. Denn sie zeige das größte Unglück nicht wie eine Ausnahme, sondern lasse es, ohne seltener Umstände oder ungewöhnlicher Menschen zu bedürfen, leicht und von selbst fast wie etwas Wesentliches hervorgehen aus dem Tun und aus den Charakteren der Menschen. Ungeheures Schicksal und entsetzliche Bos-

heit empfinden wir als schreckliche, aber nur aus großer Ferne drohende Mächte. Aber die Tragik der dritten Art zeigt, wie Glück und Leben zerstört werden auf Wegen, die jeden Augenblick zu uns führen können. Die wesentlichen Züge solcher Verflechtungen kann auch unser Schicksal annehmen. Solche Handlungen zu begehen, wären auch wir fähig. Diese Tragik empfiehlt eindringlicher als jede andere, zur Entsagung zu flüchten.

Von Grundüberzeugungen aus gelangt Schopenhauer zu seiner Wertung. Wie ihm um seiner Weltverleugnung willen die Tragödie zum Kunstwerk der Lebensverneinung wird, so schätzt er die eine tragische Abart am höchsten, die unbedingt und ohne Möglichkeit einer Ausflucht die Gefahren des Lebens aufdeckt.

Schopenhauer weiß, daß dergleichen Tragik nicht leicht zu erbringen ist. Mit dem geringsten Aufwand von Mitteln, bloß durch Stellung und Verteilung soll sie die größte Wirkung erzielen. Daher sei selbst in den besten Trauerspielen die Schwierigkeit nur umgangen. Wirklich hat Schopenhauer bloß ein einziges vollkommenes Muster zu nennen: Goethes „Clavigo". Er führt noch „Hamlet" an, meint aber nur Hamlets Beziehungen zu Laertes und Ophelia. Ebenso hebt er aus dem „Faust" (der ihm bei der Abfassung seines Hauptwerks nur mit dem ersten Teil vorlag) bloß die sogenannte Gretchentragödie heraus. Wenn er endlich neben Corneilles „Cid" noch „Wallenstein" heranholt, so hat er natürlich auch nur Max und Thekla im Sinn.

Im 15. Buch von „Dichtung und Wahrheit" sagt an oftangerufener Stelle Goethe, wie sein „Clavigo" gemeint war. Der Bösewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegensetzen und sie zugrunde richten, wollte er in Carlos reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängnis wirken lassen. Das erhärtet die Richtigkeit von Schopenhauers Deutung.

Goethes „Clavigo" tut einen wichtigen Schritt hinaus über die nur wenig ältere „Emilia Galotti", die des Bösewichts Marinelli bedarf, um Tragik in die Wege zu leiten. „Clavigo" ist der Ausgangspunkt einer langen Reihe von Dramen, die auf den Bösewicht verzichten. Sie gehören allerdings zum großen Teil einer Zeit an, die jünger ist als Schopenhauers Hauptwerk. Heute stünden viel mehr Belege für Schopenhauers dritte Art des Tragischen zur Verfügung als am Schluß des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts.

Gegen das Ende des Jahrhunderts hin erreichte die Tragik, die ohne Bösewicht und nicht durch Zufall oder Irrtum tragische Gegensätze erzielen will, immer mehr eine beherrschende Stellung. Wie in allem andern, kehrt sich jüngste Kunst auch hier ab von den Bräuchen, die sie vorfindet. Der böse Mensch lebt im Trauerspiel wieder auf. Scharf und groß wird wieder der Gegensatz zwischen den Persönlichkeiten, für die der Dichter sich einsetzt und die er als gut empfindet, und ihren Gegenspielern, die als Verkörperungen des Bösen gefaßt werden. Walter Hasenclevers Drama „Der Sohn" von 1914 dürfte einer der ersten deutschen Versuche sein, dem Bösewicht seine alte Stellung in der tragischen Verwicklung zurückzugeben, ihn auch ausdrücklich als einen Bösewicht hinzustellen. Im ersten Auftritt des fünften Aufzugs ist der Vater empört, daß in einer Versammlung einer gegen die Väter gesprochen hat. Ein Polizeikommissar sucht ihn zu beruhigen mit der Bemerkung, der ‚Vortrag sei nur gegen die unmoralischen Väter gerichtet gewesen. Der Vater antwortet höhnisch (so verlangt es ausdrücklich die Bühnenanweisung), fordert äußerste Strenge gegen ein Vorgehen, das er als einen Verrat an der eigenen Familie empfindet, und kennzeichnet sich selbst damit als einen der unmoralischen Väter. Der Schluß des Stücks macht kein Hehl daraus, daß der Dichter den Untergang dieses Vaters wie einen Sieg der guten Sache empfindet. Den Weg von Hasenclevers „Sohn" begingen inzwischen viele Vertreter der Ausdruckskunst.

Schopenhauer aber wurde, im Sinn seiner Rangordnung der tragischen Möglichkeiten fortschreitend, immer unduldsamer gegen Dramatiker, die zwischen ihre Gestalten weite Abstände sittlichen Verhaltens legen. Schon im 37. Kapitel des zweiten Bands der „Welt als Wille und Vorstellung" kehrt er sich gegen Dramen, die ihren Menschen zu viel Edelmut einimpfen. Er nennt Lessings „Minna von Barnhelm". Er versichert ironisch, so viel Edelmut wie der einzige Marquis Posa darbiete, sei in Goethes sämtlichen Werken zusammengenommen nicht aufzutreiben. Die „Parerga und Paralipo-



mena“ steigern das zu dem Vorwurf, der seitdem ihnen immer wieder nachgesprochen worden ist: Schiller scheide seine Personen ziemlich scharf in schwarze und weiße, in Engel und Teufel. Shakespeare hingegen zeige Menschen im Spiegel der Dichtkunst, nicht moralische Karikaturen. Er habe in die Welt hineingesehen, Schiller hingegen in die „Kritik der praktischen Vernunft“. An anderer Stelle verdenken die „Parerga und Paralipomena“ es Schiller, daß er den Teufel gern schwarz male, und daß seine sittliche Billigung oder Mißbilligung der von ihm dargestellten Charaktere durch ihre Worte durchklinge. Bei Shakespeare habe jeder, während er dasteht und redet, vollkommen recht, und wäre er der Teufel selbst. Auch bei Goethe; Schopenhauer empfiehlt, den Herzog Alba von Goethes „Egmont“ mit dem Herzog Alba des „Don Carlos“ zu vergleichen. Dabei ist Schopenhauer sich wohlbewußt, daß Shakespeares Menschen, besonders in den Historien, durch Eigennutz und Bosheit geleitet werden, mit wenigen und nicht zu grell abstechenden Ausnahmen. Ihn stört nur der Bösewicht, der von vornherein wie etwas Verwerfliches in ein Drama hinein- und dem guten Menschen entgegengesetzt wird. Von Jago und von Richard III. sagt er freilich hier kein Wort, auch nicht von Shylock, den er doch bei der Scheidung der drei Arten des Tragischen zu den Bösewichten des Trauerspiels zählt.

Schopenhauer war nicht der erste, der in Deutschland gegen den Bösewicht im tragischen Spiel Bedenken hatte. Lessing, der Schöpfer Marinellis, kommt in der „Hamburgischen Dramaturgie“ mehrfach auf den Bösewicht zu sprechen, weist ihn zwar nicht völlig aus der Tragödie hinaus, hat indes eine Fülle von Bedenken gegen die Bösen bei Corneille, auch gegen die Gestalt, die sein Jugendfreund Christian Felix Weiße in einer Umstilisierung von Shakespeares Stück dem dritten Richard gab. Besonders fordert er, daß der Bösewicht sein lasterhaftes Tun für unvermeidlich und notwendig halte. Da kündigt sich leise an, was durch „Clavigo“ zum Durchbruch kam: die Neigung, vom Bösewicht im Trauerspiel abzusehen oder mindestens dem Bösewicht engere Grenzen zu ziehen und ihm seine einseitigsten Züge zu nehmen. Zu voller Ausprägung gelangte das bald nach Schopenhauers Hauptwerk durch Hebbel.

In einer späten Äußerung, in der Besprechung von G. G. Gervinus' „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“, schrieb 1862 Hebbel den Satz hin, von dem dramatischen Dichter sei es bekannt, daß er um so weniger tauge, je mehr Bösewichte er brauche. „Wie schwarz ist der Teufel bei den kleinen Talenten, wie oft wird er zitiert, und wie weiß Shakespeare selbst seine furchtbarsten Charaktere auf Naturbedingungen zurückzuführen, die ihnen die Existenzberechtigung sichern!“ Das stimmt genau zu Schopenhauers Ansicht. Lange ehe Hebbel einen Blick in Schopenhauers Schriften geworfen hatte, war er zu solcher Überzeugung gelangt. Er hatte auch schon wichtige Bekenntnisse über seine Auffassung des Tragischen veröffentlicht, als er im März 1844 zu Paris entdeckte, daß Hegels tragischer Schuldbegriff und Hegels Bestimmung echtester Tragik mit seinen eigenen Annahmen übereinträfen.

Der § 140 von Hegels Rechtsphilosophie, der von Hebbel angeführt wird, berührt sich an entscheidender Stelle mit Schopenhauer. Auch Hegel verficht eine Tragik, in der auf keiner Seite volles Unrecht besteht. Er fordert gleichberechtigte sittliche Mächte, die sich Sittlichem entgegensetzen, also beide recht und unrecht haben. Die wahre Sittlichkeit gehe dann zuletzt als Siegerin über Einseitigkeit, versöhnt mit uns, hervor. Wir erheben uns an dem Triumph des Wahren und müssen nicht den Untergang des Besten miterleben. Das ist nach Hegel das wahrhafte reinsittliche Interesse der antiken Tragödie.

Diese Ansicht wurzelt so tief in Hegels Überzeugung, daß sie schon in der „Phänomenologie des Geistes“ von 1807 sich ankündigt; nur zu greifbarerer Darlegung gelangt sie in den „Grundlinien der Philosophie des Rechts“, die 1821 zum erstenmal, dann in der Gesamtausgabe seiner Schriften als achter Band, herausgegeben von Ed. Gans, in erster Auflage 1833, in zweiter 1840 veröffentlicht wurden. Unnötig ist, noch besonders hervorzuheben, daß Hegel dank seinem Weltbild auch hier von ganz andern Voraussetzungen ausgeht als Schopenhauer. Durchaus stimmen sie überein in der Wertschätzung einer Tragik, die gleichmäßig Recht und Unrecht auf Spieler und Gegenspieler verteilt.

Wie enge Hebbels Ansicht vom Tragischen mit Hegels Auffassung zusammen-



hängt, gesteht Hebbel, sonst geneigt, Hegel zu befehden und Hegels Worte abzulehnen, im Tagebuch vom 25. März 1844 unzweideutig genug ein. Seinen Fingerzeig hat die Forschung schon längst sich zu Herzen genommen. Wir wissen heute, daß Hebbel in seinen Dramen des Bösewichts entraten konnte, weil er wie Hegel ein dialektisch geordnetes Aufsteigen der Sittlichkeit in der Entwicklung der Menschheit erblickte. Die Gegensätze des dialektischen Ablaufs verteilte Hebbel auf die Menschen, die sich in seinen Dramen gegensätzlich gegenüberstehen. Der eine vertritt eine ältere, der andere eine jüngere Stufe sittlicher Entwicklung der Menschheit. Und da solches Zusammentreffen zweier Entwicklungsschichten der Menschheit für Hebbel unentbehrlich ist, holt er seine tragischen Stoffe aus den Zeiten, in denen sich das Rad der Welt zu einer neuen Drehung anschickt, also aus Übergangszeiten. Einseitiges trifft auf Einseitiges; beide aber sind bedingt durch die Zeit, nicht durch persönliche Böswilligkeit. Wer dann wie Kandaules im Widerstreit erliegt, im Bewußtsein, trotz allem Unrecht, das er begangen hat, doch einen Vorstoß im Sinn kommender Sittlichkeit gewagt zu haben, darf sich trösten mit dem Bewußtsein: „Die Zeit wird einmal kommen, wo alles denkt wie ich." Sein Tun war nicht absolut, aber relativ berechtigt. Allein wer wie Hebbel und wie Hegel Sittlichkeit als etwas Entwicklungsfähiges faßt, für den ist jede irdische Stufe des Sittlichen bloß etwas Relativberechtigtes. Absolute Sittlichkeit liegt als fernes Ziel unerreichbar vor uns, ein Ideal, dem man sich nähern, das man nie völlig verwirklichen kann.

Ein Schritt zur Anerkennung des sittlichen Relativismus, aber noch lange nicht der sittliche Relativismus, der im weitern Ablauf des 19. Jahrhunderts auch auf dem Feld dramatischer Dichtung sich durchsetzen sollte. Immerhin trennt sich Hebbel mit Hegel schon fühlbar von Schillers kantisch gedachtem absolutem sittlichem Wertmaßstab. Undenkbar wäre zwischen Wallenstein und Max die Erörterung der Frage, ob Wallensteins Verrat an Oesterreich morgen oder übermorgen ein anderes sittliches Urteil zu gewärtigen hätte als heute. Schillers Wallenstein könnte nie mit irgendeinem Anschein des Rechts behaupten, die Zeit werde einmal kommen, wo alles denke wie er. Don Cesar gibt freiwillig sein Leben hin, um schwere Schuld zu büßen. Doch nicht von ferne denkt er an die Möglichkeit, nur unter dem Druck einer Sittlichkeit zu stehen, die durch die Zeit bedingt ist und mit der Zeit sich wandeln, einer künftigen besseren Sittlichkeit Raum geben müsse. Etwa der Sittlichkeit des Machtmenschen, für den sich, was von Kant verneint wird, in Bejahtes umsetzt.

Es fragt sich, ob Ibsen auf dem Weg relativistischer Sittlichkeit weiter vorgedrungen ist als Hebbel, mit dem er die Überzeugung teilt, daß Sittlichkeit im Lauf der Zeiten sich verändere. Des Bösewichts entriet er sicherlich immer mehr und mehr. Rektor Kroll in „Rosmersholm" vertritt zwar als Gegenspieler eine sittliche Macht, die das Recht für sich in Anspruch nimmt, die überdies — wie Hegel es meint — der Sittlichkeit Rosmers und Rebekkas gleichberechtigt ist. Doch Pastor Rosmer und Rebekka kommen nahe an Schillers Don Cesar heran, wenn sie freiwillig ihr Leben hingeben, um für begangene Schuld zu büßen. Sie begründen ihren letzten Schritt freilich nicht durch den Hinweis auf den kategorischen Imperativ. Bestehen aber bleibt etwas von dem großen gigantischen Schicksal, das den Menschen erhebt, wenn es ihn zermalmt. Wie Schiller, getragen von Kants Sittenlehre, es für die Tragödie forderte, erwirkt sich am Ende der Eindruck des Tragisch-erhabenen durch einen Entschluß, der aus freier Selbstbestimmung gefaßt wird. Am wenigsten ist Ibsen geneigt, die sittliche Schuld, die in dem Vorgehen Rebekkas liegt, schlechthin zu vergeben. Er läßt diese Schuld durch Worte Rebekkas begreiflicher werden. Er macht sie entschuldbarer, als vielleicht Schiller es getan hätte. Er lauscht der Seele des Menschen und ihrem Unterbewußtsein Geheimnisse ab, um die sich Schiller kaum kümmert. Allein Erklärung, die aus der vertieften Kenntnis der Seele schöpft, erhebt hier nicht den Anspruch, von den sittlichen Pflichten zu entbinden, die dem Menschen auferlegt sind in seinem Verhalten zum Mitmenschen.

Den Eindruck relativistischer Sittlichkeit, einer Sittlichkeit, die gleichmäßig zwei völlig entgegengesetzten Richtungen des Wollens und Handelns gerecht wird, gewinnt weit weniger der Betrachter eines einzelnen Dramas von Ibsen, als wer eine Reihe zeitlich aufeinander folgender Stücke Ibsens vornimmt. Längst habe ich versucht, das Eigene



des Nacheinanders von Ibsens Schöpfungen als ein Fortschreiten in dialektischen Gegensätzen zu bezeichnen. Seine sittliche Selbstbesinnung stellte immer wieder neue Ziele auf und erkannte immer wieder, wieviel Täuschung dabei unterlief. Wenn er ein Werk beendete, hatte er sich meist entschlossen, den Gedanken, zu dessen künstlerischer Verklärung das Werk dienen sollte, abzulehnen und nur noch wie eine Quelle tragischen Leids zu fassen. Im ganzen Zusammenhang seines Schaffens bedingte dies Verfahren, daß ein neues Werk wirken konnte wie Absage an das unmittelbar vorangehende. „Puppenheim" und „Gespenster" oder „Volksfeind" und „Wildente" können als solche gegensätzliche Paare gefaßt werden. Es ist, als nähme in jedem dieser Paare das zweite Stück zurück, was im ersten zum Ausdruck gelangt ist. Doch nicht das Bedürfnis, sittliche Gegensätze zu begreifen und verständlich zu machen, sondern ruhelose und stets unbefriedigte Selbstprüfung, ein rastloser sittlicher Drang lebte sich in Ibsens Schaffen aus.

Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen" greifen mit neuen Mitteln und von neuem Standpunkt die Tragik von „Rosmersholm" auf. Das Ende zeigt nicht einen Menschen, der, sein eigener Richter, aus freiem Entschluß in den Tod geht, sondern ein weicher und widerstandsloser Mensch, der unter dem Druck eines schweren Erlebens sich selbst mit fester Hand zu führen verlernt hat, dessen sittliche Selbstbestimmung vernichtet ist, taumelt in den Selbstmord hinein. Von Ibsens Bedürfnis, Gerichtstag über sein eigenes Ich zu halten, ist so wenig zu verspüren wie gleich darauf am Schlusse der „Versunkenen Glocke". Und wie auf dem Wege von Ibsen zu Hauptmann Sittliches sich erweicht, so verlieren auch die tragischen Gegensätze an Schärfe und Wucht. Folge ist ein noch unbedingteres Bekenntnis zu der tragischen Art, die als dritte von Schopenhauer bezeichnet und als beste bewertet wird, zu der Tragik des „Clavigo", zu Hegels und Hebbels Anschauung, daß gleichwertige Mächte von ebenbürtiger Sittlichkeit zusammentreffen sollen im Trauerspiel. Könnte in Rebekka West noch etwas von bösem Wollen entdeckt werden, ist sie in jungen Jahren von der Verbrechernatur ihres Vaters zu unsittlicher Lebensführung erzogen worden, so hat Anna Mahr bloß alle Kennzeichen eines guten Menschen. Gütig sind auch ihre Gegenspieler. Ganz wie Schopenhauer es wünscht, wird Unglück in den „Einsamen Menschen" nicht herbeigeführt durch einen ungewöhnlichen Charakter, sondern leicht und von selbst, fast wesentlich notwendig geht aus dem Tun und aus der Beschaffenheit von Menschen, die so gut wie nichts Ungemeines an sich haben, tragische Verwicklung hervor.

Tragik, die aus kleinsten Gegensätzen keimt, zwischen deren Trägern keinerlei unvereinbare sittliche Widersprüche bestehen, wurde durch Hauptmann auf viele Jahre hinaus Lieblingsaufgabe deutscher Dramatiker. Vielleicht noch weiter als Hauptmann gelangte auf dessen Spuren der Wiener Arthur Schnitzler. In den „Einsamen Menschen" treffen immer noch hebbelisch alte und neue Zeit aufeinander. Im „Zwischenspiel" Schnitzlers kommt es zu tragischer Entfremdung zweier Menschen, die beide gleichmäßig neue vorurteilslose Sittlichkeit und Verzicht auf alte, scheinbar entwertete und abgenutzte sittliche Bedenken anstreben. Möglichkeit gleicher tragischer Entzweiung tut sich — wie Schopenhauer verlangt — hier auf, vielleicht nicht für jeden andern, aber gewiß für die vielen, die so frei über die Sitte der Vergangenheit wegblicken wie Mann und Frau im „Zwischenspiel", Naturen von hoher seelischer Bildung, Menschen, die sich bewußt sind, das Beste ihrer Zeit in sich zu verkörpern.

Und wie Schnitzler aus kleinsten Gegensätzen Tragik ableitet, so denkt er auch nicht daran, über seine Menschen zu richten. Er will sie verstehen. Er möchte relativistisch Handlungen begreifen, die vor strengerem Gericht schlechthin als unrecht, wohl gar als unsittlich befunden werden könnten. Nicht wesentlich anders hatte Hauptmann es gemeint.

Ihm aber ergab sich noch eine Steigerung sittlich relativistischer Tragik: eine Tragik, deren Leid es ist, Menschen und ihr Handeln nicht begreifen zu können, sie für unsittlich halten zu müssen. Wenn endlich Verständnis sich ermöglicht, wenn das Schwerbegreifliche endlich begriffen ist, dann ist auch das tragische Leid überwunden. Versöhnlich klingt das Stück aus.

Hauptmanns „Michael Kramer" stattet in den beiden ersten Aufzügen, also in der ersten Hälfte des Dramas, den Sohn Kramers

aus mit Merkmalen, wie sie der junge Schiller kaum ausgiebiger seinen Bösewichten geliehen hätte. Im ersten Aufzug, wenn Arnold Kramer mit seiner Mutter spricht, vollends im zweiten, wenn der Sohn den Vater unbedenklich belügt. Michael Kramer schreit qualvoll auf: „Du bist nicht mein Sohn! — Du kannst nicht mein Sohn sein! Geh! Geh! Mich ekelt's! Du ekelst mich an!!"

Bloß ganz leise ist in den beiden ersten Aufzügen angedeutet, daß Arnold Kramer ein hochbegabter, aber tiefunglücklicher Mensch ist, ein echter Künstler, der schwer an den Hemmungen seiner Seele leidet. Beinahe ist dem Darsteller überlassen, die gewinnenden Züge stärker zu betonen, damit die Wendung begreiflicher werde, die sich in der zweiten Hälfte des Stücks vollzieht. Schon im dritten Aufzuge gewinnt Arnold das Mitgefühl des Zuschauers, sobald er zu zotigen Philistern in Widerstreit gelangt. Wenn im vierten Aufzug Michael Kramer vor dem toten Sohn steht, ist alles wie weggelöscht, was jemals zwischen beiden eine unübersteigliche Mauer errichtet hatte. Endlich meint Kramer den Sohn recht zu verstehen, den nicht begreifen zu können, den verurteilen zu müssen das Leid seines Lebens gewesen war. Er beugt sich vor ihm. Er bekennt: „Ich war die Hülse, dort liegt der Kern." Es klagt sich selbst an, den Sohn gequält, diese Pflanze vielleicht erstickt zu haben. „Und nun ist er mir so ins Erhabne gewachsen."

Was Kramer über seinen toten Sohn zu sagen hat, nimmt so viel Raum in Anspruch innerhalb des wenig umfangreichen Stücks, daß der Schwerpunkt noch unverkennbarer hinrückt zu der Frage des Begreifens. Der sittliche Zusammenprall löst sich auf in einem Licht, das die verwerflichen Züge eines Menschen wegleuchtet und die Hindernisse tilgt, die vollem Verstehen im Wege sind. Dies Licht strahlt der Tod aus.

Fast gleich im Ausgang und in der Bedeutung, die auf tragischer Bühne dem Begreifen zugemessen wird, ist dem Spiel von Arnold Kramer das Legendenspiel „Kaiser Karls Geisel". Wie Michael an seinem Sohn, leidet der alternde Kaiser an dem Dirnlein Gersuind, das aussieht wie eine Heilige und unheiliges Wort im Munde führt, unheilige Tat begeht. Den blonden Irrwisch, das sehr aberwitzige Ding möchte der Kaiser veredeln. Sowenig sie geneigt ist, von diesem Mann anderes zu verlangen als von allen übrigen, Kaiser Karl kann doch noch am Ende des zweiten Aufzugs sie entlassen mit dem Wunsche: „Eile! deine Seele entsühne, bade sie von Flecken rein!" Im nächsten Aufzug eröffnen sich ihm freilich Blicke in Gersuinds Treiben, die ihn zwingen, sie mit ähnlicher Gebärde von sich zu weisen wie Michael Kramer den lügnerischen Sohn: „Stehst du noch immer da? Die Peitsche denn . . ." Des Spielzeugs ist er müde. Wie Michael Kramer leidet er minder an dem sittlichen Gegensatz, der zwischen ihm und einem andern Menschen klafft, als an der Unfähigkeit, die Stelle zu finden, von der aus ihm eine unverständliche Seele begreiflich wird. Und wie dort ersteht auch hier die Möglichkeit des Begreifens, sänftigend und erlösend, wenn diese unbegreifliche Seele dahingegangen ist.

Ein Vergleich mit Grillparzers „Jüdin von Toledo" läßt das Wesentliche von „Kaiser Karls Geisel", läßt überhaupt die Eigenart solcher Tragik des Nichtverstehenkönnens noch fester erfassen. Die beiden Stücke sind miteinander engverwandt, aber an entscheidender Stelle grundverschieden. Da wie dort ist ein König, das eine Mal ein alternder, das andere Mal ein junger, umstrickt von dem Liebreiz eines leichtherzigen, sinnlich bezaubernden Geschöpfs. Da wie dort fühlt der Mann in dem Mädchen etwas sittlich Minderwertiges. Der junge Fürst leert die Schale, die der alte nicht an die Lippen zu setzen wagt. Doch auch dem Kaiser Karl drängt sich in dem Erlebnis etwas so Übermächtiges auf, daß er wie König Alfons seines Reiches vergißt und Fürstenpflicht versäumt. Daher schaffen die Würdenträger des Landes das Hindernis beiseite. Sie töten das Mädchen. Wenn jedoch Kaiser Karl angesichts der Ermordeten zum erstenmal ihr Wesen ganz zu fassen meint, so erwirkt in König Alfons der Anblick der Getöteten genau das Gegenteil. Das Böse, das in ihr steckte, offenbart sich ihm. Er streift von sich ab, was er wie eine Befleckung empfindet. Er entscheidet sich sittlich gegen sie. Und während Kaiser Karl gerade durch das Bewußtsein, jetzt endlich ganz begriffen und verziehen zu haben, Mut zu frischem Aufschwung und zu neuer Herrscher- und Heldentat gewinnt, ersteht gleiches in Alfons dank der entgegengesetzten Erkenntnis; er



wirft das Erlebte von sich, um in sittlicher Selbstbescheidung sein ganzes künftiges Leben dienstbar zu machen tatkräftiger Buße für das Begangene.

Sittliche Entscheidung und bloßes Begreifenwollen stehen da einander gegenüber. Grillparzer trifft die Wahl zwischen Gut und Böse. Hauptmann läßt in einem Menschenkind, das fast allen für böse gilt, zuletzt noch etwas Gutes erkennen. Hart wirkt der Wiener Grillparzer neben Hauptmann. Man hat dem Dichter der „Jüdin von Toledo“ verdacht, daß er seinem König es so leicht mache, die Pflichten gegen die Tote loszuwerden. War das nicht auch schon das Urteil einer Zeit, die in sittlichen Dingen immer mehr einer relativistischen Wertung zuneigte? Sicherlich übersah sie, auf welcher Seite in dem Zusammenstoß von Pflichten, den der König Grillparzers in sich erlebt, die ernstere und heiligere Verpflichtung liegt.

Hauptmann jedoch setzt sich durch die weiche Empfänglichkeit, die er wie seinem Michael Kramer so auch seinem Kaiser Karl leiht, der Mißdeutung aus. Könnte nicht ein williger Zweifler einwenden, beide fühlten sich versöhnt mit dem Menschen, der ihnen seelisches Leid wegen seines sittlichen Verhaltens bereitet hat, sobald der Tod diesem Menschen unmöglich macht, von neuem den Gegensatz zu bewähren, der zwischen ihm und anspruchsvollern sittlichen Forderern besteht? Empfinden vielleicht Michael Kramer und Kaiser Karl wirklich nur deshalb in sich keinen Widerspruch mehr zu den Toten, weil die Toten ihnen nicht mehr widersprechen können? Besonders aus den Worten Kaiser Karls geht wenig klar hervor, was ihn eigentlich ermächtigt, Gersuind zuletzt wie eine Verklärte zu sehen. Wie immer, wenn Hauptmann in letzter tiefaufgewühlter Rede einen Menschen aussprechen läßt, was wie ein schwer deutbares Geheimnis endlich sich enthüllt hat, versagen ihm die Worte. „Gott zerschellte an dem Engel, den er schuf — von Menschenmacht ganz zu geschweigen und von mir!“ Vernehmlicher als eine endlich erzielte Deutung des Rätsels Gersuind klingt aus Kaiser Karl das Geständnis: „Was ich ihr streng verschwieg, das sag ich euch: ich liebte sie!“ Tritt da an die Stelle relativistischen sittlichen Wertens nicht vollends bloß allesverzeihende, alle Bedenken wegschwemmende Liebe?

Die Gefahr, die einer relativistisch wertenden Tragik droht, erfüllt sich in beiden Stücken Hauptmanns: der sittliche Konflikt verliert den Boden unter den Füßen. Diese Gefahr wurde schon vor dem Erscheinen „Michael Kramers“, also lange vor „Kaiser Karls Geisel“ gekennzeichnet durch Hauptmanns Gegenfüßler Paul Ernst. Sein Aufsatz „Das Drama und die moderne Weltanschauung“ von 1898 ist inzwischen übergegangen in das Buch „Der Weg zur Form“. Er bezeichnet als die schlimmste Gefahr des Tragischen die Ansicht von der Relativität aller Sittlichkeit. Wenn es keine objektiven, allgemeinen und unter allen Umständen gültigen Regeln der Sittlichkeit gebe, dann gebe es nur noch ein Verstehen, sagte Ernst. Er nahm mit dieser Behauptung Stücke von der Art der beiden Dramen Hauptmanns im Gedanken vorweg. Er war sich bewußt, daß naturalistisches Drama auf dieses Ziel losgehe. Er beschuldigte Euripides, durch den sittlich relativistisch gedachten Satz, dieselbe Handlung könne je nach Person und Umständen gut und böse sein, der griechischen Tragödie das Ende bereitet zu haben. Er führte den sittlichen Relativismus des Euripides zurück auf die Sophisten des Altertums und nannte sie die Zerstörer des antiken Dramas. Er stellte fest, daß der soziologische Positivismus des 19. Jahrhunderts, in dem die relativistische Sittlichkeit des naturalistischen Zeitalters und des naturalistischen Dramas wurzelt, übereinstimme mit der alten Sophistik. Er stützte die Behauptung auf den Versuch des Positivisten Ernst Laas, den Sophisten Protagoras vom Standpunkt des Positivismus zu rechtfertigen.

Ernst eröffnete einer Tragödie wieder die Bahn, die nicht bloß auf Verstehen, sondern auf sittliches Werten ausgeht. Wie in anderm wurde auch in dieser Wendung Ernst Wegweiser einer neuen Kunst, Wegbereiter des sogenannten Expressionismus. Als einer der ersten kündigte er die Umkehr an, die sich seitdem wie auf dem Feld der Dichtung auf dem Feld philosophischer Selbstbesinnung vollzogen hat. Das ist ja das Große des Augenblicks, daß sich Kunst gemeinsam und einhellig mit Weltanschauungslehre zu Neuem durchringt. Beide wollen zurückkehren zu einem Bekenntnis, das dem Weltbild jüngster Vergangenheit widerspricht und ältere Überzeugungen neu belebt.



Die große Wandlung spiegelt sich in einem Denker, der vor kurzem dahinging, in sich aber noch die Umkehr erlebte, die über philosophisches Denken gekommen ist. Georg Simmel war vor einem Menschenalter der unbedingteste Vorkämpfer relativistischer Sittlichkeit. Als er starb, war er auf dem Wege zu dem entgegengesetzten Ende.

Als Simmel vor etwa einem Menschenalter seine „Einleitung in die Moralwissenschaft" schrieb, lehnte er ausdrücklich ab, der Wissenschaft die Aufgabe einer Festsetzung sittlicher Vorschriften zuzuweisen. Nicht sie habe Ideale aufzustellen. Vielmehr bescheide sie sich, das vorhandene sittliche Leben zu beschreiben, ohne zu ihm eine wertende Stellung einzunehmen. Wissenschaft blieb damals für Simmel die Erforschung sittlicher Tatsachen nur so lange, wie sie die Begriffe Altruismus, Egoismus, sittliches Verdienst, sittliche Schuld, Glückseligkeit, kategorischer Imperativ, Zweck, Freiheit und Verwandtes vom Standpunkt der Ergründung des Seelenlebens zergliederte. Simmel nannte daher jeden Versuch, sittliche Normen aufzustellen, unwissenschaftlich.

Die letzte Folgerung aus den Grundsätzen relativistischer Auffassung des Lebens war mit dieser Entscheidung für die Lehre von der Sittlichkeit gezogen. Doch wie Philosophie um 1900 überhaupt vom Relativismus sich abzuwenden begann, so war auch bei Simmel Abkehr von den Ansichten zu verspüren, die er zu Beginn der neunziger Jahre vertreten hatte. Gleichgültig ist hier, die Männer zu nennen, die ihn zu einer Sinnesänderung bewogen haben mögen. Wichtig bleibt nur, daß er eines Tages der Wissenschaft das Recht, Sittliches zu werten, wieder zuerkannte.

Die Bedeutung, die für Simmel selbst wie für seine Zeit solche Wandlung hatte, ist erfolgreich herausgestellt in dem Nachruf, den im 24. Band der „Kantstudien" ihm Max Frischeisen-Köhler stiftete. Simmel, für die Welt einst schlechthin ausgeprägter Verfechter des Relativismus, scheinbar bestrebt, den Relativismus zur äußersten Subjektivität der Moderne zu steigern, drang zuletzt zu einem neuen Absolutismus durch. Frischeisen-Köhler nennt es einen Gewinn, der einer kommenden systematischen Epoche unserer Philosophie nicht verloren gehen kann, daß Simmel schließlich zu allgemeinsten metaphysischen Überlegungen gelangte, die unmittelbar in die deutsche Spekulation und in die Fragestellungen unserer Zeit einmündeten. In einem der geistig Beweglichsten setzte sich das Bedürfnis des Gemüts nach absolutem Halt durch. So wurde für Simmel der Relativismus, der das letzte Wort aller Kritik zu sein schien, zu einer bloß vorletzten Ansicht.

In Simmels Verhalten spiegelt sich, was gleichzeitig der deutschen geistigen Welt zum Erlebnis geworden ist. Ein eindrucksvoller Redner, ein vielgelesener Schriftsteller, hat Simmel die Wandlung mitbestimmt, die sich in den jüngstvergangenen Jahren auch außerhalb philosophischer Kreise ergab. Wenn er einst deutsche Dichter zum Relativismus erzog und seinen starken Anteil hatte an einer Kunst, die begreifen und nicht werten wollte, wo es sich um Fragen sittlichen Lebens drehte: so wurde er auch zum Wegweiser einer neuen Jugend, die an die Stelle des bloßen Begreifens das Werten wieder einsetzte und vor allem der Tragödie sittliche Entscheidung, zugleich erneute Trennung von Gut und Böse zuführte.

Wie sich seit Hasenclevers „Sohn" Absolutismus der Sittlichkeit in deutscher dramatischer Dichtung immer mehr durchsetzt, will meine „Deutsche Dichtung seit Goethes Tod" erweisen. In dem Sammelwerk „Zur Einführung in die Kunst der Gegenwart", das zuerst im Sommer 1919 hervortrat, suchte ich einen Teil der Zusammenhänge, die hier erwogen werden, schon (S. 33 ff.) anzudeuten. Füglich darf jetzt darauf verzichtet werden, weitere Belege für die Stellung heranzuholen, die zu relativistischem Begreifen und zu absolutem Werten Strebungen und Taten neuster Dichtung einnehmen.

Wenn indes hier von Anfang an der Gegensatz zwischen jüngster deutscher Dichtung und Schopenhauer ins Auge gefaßt worden ist, so muß nunmehr zugestanden werden, daß solcher Gegensatz nicht besteht, soweit es wieder zurückgeht zu nichtrelativistischer Sittlichkeit. Zwar nimmt man und nahm man besonders auf der Dresdner Schopenhauertagung in den Pfingsttagen dieses Jahres Schopenhauer für alles Mögliche in Anspruch, was um 1900 sich im deutschen Denken ergeben hat. Allein wer wagte wohl, Schopenhauer zum sittlichen Relativisten zu machen? Der Gegensatz



zwischen Schopenhauer und der Tragödie von heute besteht bloß, soweit Schopenhauer für seine dritte Art des Tragischen eintritt und in ihr die höchste Leistung tragischer Kunst erkennt. Die Kräfte, die heute in der Tragödie zusammenprallen, bedeuten nicht ein gleiches Maß von Recht und Unrecht. Wieder liebt man es, das Unrecht auf einer der beiden Seiten mindestens beträchtlich überwiegen zu lassen. Wieder nimmt der Dichter Partei für die eine und gegen die andre seiner Gestalten.

Strindberg allerdings, in dem mit Recht ein wichtiger Anreger unserer Neusten erblickt wird, soll nach Hans Taubs Schrift von 1918 über das „Traumspiel" (S. 53 f.) in diesem Bekenntnis den Standpunkt durchaus wahren, den die dritte Art des Tragischen nach Schopenhauer einnimmt. Wieweit Taub zuzustimmen ist, sei nicht weiter erwogen. Daß Strindberg sonst auch mit ungleichmäßigerer Verteilung von Recht und Unrecht arbeitet, ist wohl genug bekannt. Und gerade diesem Strindberg, der wieder zu bösen Menschen auf der Bühne gelangte, leistete das neue deutsche Drama Gefolgschaft. In Strindbergs Dramen ist überdies viel, was nicht bloß von der schopenhauerisch gemeinten Tragik des „Clavigo" oder Hebbels abgeht, auch von deren relativistischer Übersteigerung, die sich in der Tragik des bloßen Begreifens bei Hauptmann oder bei Schnitzler ergab.

Denn nur eine Übersteigerung der Ansicht, die hier auf ihrem Wege von Goethe über Hegel, Schopenhauer und Hebbel zu Ibsen verfolgt wurde, ist und nicht auf Schopenhauer berufen darf sich eine Tragik, die nicht mehr zwischen Gut und Böse scheiden, sondern nur noch verstehen will; eine Tragik, der tragisches Leid nicht so sehr aus sittlichen Gegensätzen als aus der Unfähigkeit des Begreifens ersteht. Eine Übersteigerung, doch auch eine letzte Folgerung. Ein geschlossenes Ganzes bedeutet sicherlich tragische Dichtung von „Clavigo" bis zu „Kaiser Karls Geisel"; ja noch etwas über „Clavigo" zurück und etwas über Hauptmanns Drama von Gersuind hinaus reicht dieser Zusammenhang. Das ergibt sich dem Betrachter von heute, wenn er feststellen muß, wie in entschiedener Abkehr von diesem geschlossenen Ganzen, das durch ungefähr zwei Jahrhunderte die Führung auf der Bühne für sich in Anspruch nahm, es heute zurückgeht zu einer Tragik, die vor dem Entstehen dieses Ganzen ihre Geltung in der Weltliteratur hatte.

Als eine Einheit von eigenen Gesetzen enthüllte sich dies Ganze schon vor Jahren, und ehe noch von Ausdruckskunst, also auch von einem Abschluß und von Ansätzen zu einer gegensätzlichen Entwicklung die Rede war, dem ungarischen Denker Georg von Lukács. Er hatte in seiner Muttersprache am Ende des ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts ein Werk über die Entwicklungsgeschichte des neuern Dramas niedergeschrieben. Aus den einleitenden Kapiteln des Buchs geschöpft ist der Aufsatz „Zur Soziologie des modernen Dramas", der 1914 im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" (38, 303 ff. 662 ff.) erschien. Er müßte hier erwähnt werden, weil er sich ausdrücklich auf Schopenhauers Worte über dessen dritte Art der Tragik bezieht, auch wenn die lichtvolle Darlegung von Lukács nicht überdies eine vertiefte Erfassung der hier betrachteten Zusammenhänge ermöglichte.

Lukács stellt in den jüngsten zwei Jahrhunderten eine Verbürgerlichung des Dramas fest. Durch das bürgerliche Drama des Engländers George Lillo, das von Diderot in die französische, von Lessings „Miß Sara Sampson" in die deutsche Dichtung übertragen wurde, kam in fast alle neuere Dramatik, auch in Stücke aus nichtbürgerlicher Schicht und aus ferner Vergangenheit ein bürgerlicher Zug. Ihn weisen ebenso „Iphigenie auf Tauris" und „Torquato Tasso" wie Hebbels „Gyges". Am vollsten entfaltete er sich in der Zeit der Eindruckskunst.

Ihn bezeichnet fortschreitende Intellektualisierung. Unreligiös war der Ursprung dieses verbürgerlichten Dramas, im Gegensatz zu dem Drama älterer Weltliteratur. Begriffsbestimmung und Zergliederung traten an die Stelle von Symbolen. Nicht Leidenschaften prallten fortan zusammen, sondern Ansichten. Nicht Menschen schlechtweg, sondern Vertreter bestimmter Schichten der Gesellschaft trafen in der Tragödie aufeinander, und zwar mit Vorliebe Vertreter gegensätzlicher Schichten. Abhängiger als je zuvor wurden die tragischen Gestalten von ihrer Umwelt, zugleich aber immer individualistischer. Das ging bis zum Krankhaften schon bei Goethes Orest oder Tasso.

Eine der bedeutsamsten Wendungen, die durch die Intellektualisierung erbracht wur-



de, war eine Objektivität, die sich in mannigfachster Form durchsetzte. Die Menschen gingen nicht mehr in ihren eigenen Taten auf, sondern erlebten sie aus einer gewissen Entfernung. Aller Gegensatz wurde ins Begriffliche gewandelt. Der Kampf näherte sich dem Streitgespräch, das ja von vornherein Ausgleichung, Überzeugung des andern, Einsicht in die relative Richtigkeit von dessen Wahrheiten nicht ausschaltet.

Lukács' schlagendstes Beispiel ist Hebbels Herzog Ernst; er macht den eigenen Sohn zum Richter in einem Streit, der zwischen ihm und diesem Sohn waltet. So sehr ist der Herzog überzeugt von seinem Recht und von der Möglichkeit, daß auch sein Sohn und Gegner zu gleicher Überzeugung gelangen müsse. Er vertraut dem Verstande und hofft, daß dieser Verstand über Leidenschaft siegen werde. Er behält recht.

Selbstverständlich gedenkt Lukács der Worte, mit denen Hebbel den Bösewicht aus dem Trauerspiel hinausweist. Dann aber auch der Ansicht Schopenhauers, die Tragödie ersteige ihre höchste Stufe, wenn Menschen in unausweichlicher Folgerung aus ihrer gegenseitigen Lage einander zugrunde richten. Er hat die Stelle des Hauptwerks im Auge, von der hier ausgegangen worden ist.

Schopenhauer also ein Anwalt der verbürgerlichten Tragik der jüngsten zwei Jahrhunderte. Sein Eintreten für eine Tragik, die nicht vom Bösewicht und nicht vom Schicksal erweckt wird, nur der Ausfluß einer Wandlung des Dramas, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts einsetzt und auf die Verbürgerlichung der Welt zurückgeht. Einer Wandlung, die für Lukács, den Gesinnungsgenossen und Freund Paul Ernsts, gleichkommt einer Zerstörung des eigentlich Tragischen.

Widerspricht dieser Einstellung nicht der Einwand, der von Schopenhauers Hauptwerk im 37. Kapitel des zweiten Bandes gegen das bürgerliche Drama erhoben wird? Nicht im ersten Anlauf, nur in zweiter Bearbeitung fand Schopenhauer für diesen Einwand das Wort: den bürgerlichen Personen fehlt es an Fallhöhe.

Es wäre zu bequem, diesen Widerspruch beseitigen zu wollen durch den Hinweis, Lukács denke ja nicht bloß an das bürgerliche Drama im geläufigen und strengen Sinn des Worts, sondern an das ganze neuere Drama, das er verbürgerlicht findet. Das bürgerliche Schauspiel bleibt gewiß die ausgeprägteste Gestalt des verbürgerlichten Dramas. Vielmehr besteht Widerspruch nicht zwischen Schopenhauer und Lukács, sondern zwischen den beiden Äußerungen des Hauptwerks.

Schopenhauer findet im bürgerlichen Drama zu wenig Fallhöhe, weil nur das Unglück der Menschen von großer Macht und von großem Ansehen genug Größe habe, um furchtbar zu erscheinen. Er tritt also ein für eine gewisse Entfernung zwischen den Bühnengestalten und den Zuschauern. Dort indes, wo er für seine dritte Art des Tragischen ficht, legt er alles Gewicht auf die Möglichkeit, daß der Zuschauer das Leid der Bühnengestalten seinen eigenen Lebensmöglichkeiten recht nahverwandt empfindet. Um erleichterte Einfühlung ist ihm zu tun. Das Wort von der ungenügenden Fallhöhe legt hingegen das Gewicht auf die überwältigende Wirkung eines ungeheuern Erlebnisses, das durch seine Wucht auch dann erschüttert, wenn der Zuschauer das Leid der Bühnengestalten nicht als sein eigenes empfindet. Es ist der Gegensatz, den man in die Begriffe Einfühlung und Abstraktion zu fassen versucht.

Zwei Pole des Tragischen erblicke ich in diesem Gegensatz. Die eine Tragik bleibt dem Leben nahe, sie ist mit Willen bürgerlich, sie bringt Erlebnisse, wie der Alltag sie bietet, sie wirkt durch die Entdeckung tragischer Möglichkeit in dem Gewohnten, in dem Leben, wie es jeder führt. Die andere geht hinaus über das Alltägliche, ihre Spannungen sind stärker als die des gewohnten Daseins, sie erweckt die Schauer eines fernen und fremden Erhabenen.

Die erste Art, die Einfühlungstragik, waltet in der verbürgerlichten Welt, kennzeichnet sich am stärksten im Drama der Eindruckskunst, bei Hauptmann und bei Schnitzler; aber auch Lessing, dann Goethe nähert sich ihr, ja schon Euripides. Die andere Art heißt Aischylos und Sophokles, auch Shakespeare, heißt sogar Schiller, mag Schiller immerhin Sohn der verbürgerlichten Zeit sein. Sie muß wieder erwachen, wenn nicht Rembrandts gedämpfte, dem Leben verwandte Kunst, sondern die ekstatische Gotik Matthias Grünewalds dem Gefühl des Zeitalters entspricht. Darum meldet sie sich jetzt wieder an; und zurück



tritt die verbürgerlichte Einfühlungstragik der jüngsten Jahrhunderte.

Wieder ist man darauf aus, Imaginatives in der Dichtung zu verwirklichen. Goethe hingegen ging mit Bewußtsein den entgegengesetzten Weg. Schon Goethes Name bezeugt den hohen Bildungswert, der solcher nichtimaginativen, gedämpften Kunst innewohnt. Mag sie — wie Paul Ernst und Lukács sagen — der Tragik ihre beste Kraft geraubt haben, sie hat im Rahmen der bürgerlichen Kultur Großes geleistet, hat eine Kunst der kleinen Gegensätze und Menschen gezeitigt, die fähig waren, auch das Schwere kleiner Gegensätze zu erfühlen. Jetzt geht es wieder zurück zum dröhnenderen Zusammenprall entgegengesetzterer Kräfte. Schärfere Scheidung setzt sich durch. Allein heißt das nicht, manchen schönen seelischen Gewinn aufgeben? Muß nicht auf Werte verzichtet werden, die aufzugeben Verlust bedeutet?

Doch die Kunst der kleinen Gegensätze hat augenscheinlich ihre letzten und äußersten Möglichkeiten ausgeschöpft. Nachdem sie zuerst den Bösewicht aus der Tragödie hinausgewiesen, war sie noch einen Schritt weitergegangen und hatte ihn wieder aufgenommen, nicht um ihn zu verurteilen, nur um ihn zu begreifen; hatte sie die Tragik bloß noch in dem Menschen gesucht, dem dies Begreifen schwer wird. Umkehr also ist nötig geworden, wie immer, nachdem eine Entwicklung ihre letzten Folgerungen gezogen hat.

Schopenhauer aber bewährt sich als Sohn der verbürgerlichten Zeit, soweit er seine Tragik dritter Art verficht. Er wächst über seine Zeit empor, indem er der Gegenwart seine Mitleidsittlichkeit schenkt. Er nähert sich ebenso der Gegenwart durch den Wunsch, Tragödien von beträchtlicher Fallhöhe auf der Bühne zu sehen. Wie alle Großen ist er nicht bloß Ausdruck seines Zeitalters, auch über seine Zeit hinaus Führer in eine andersgeartete Zukunft.

Nachrichten und Mitteilungen.

August Raps.

In der Nacht vom 19. zum 20. April d. Js. starb im 56. Lebensjahre das langjährige Mitglied des Vorstandes der Siemens & Halske-A.-G., Direktor des Wernerwerkes, Prof. Dr. August Raps. Mit ihm ist einer der bedeutenden Führer der deutschen Elektrotechnik dahingegangen, ein vornehmer Kämpfer der alten Schule für Deutschlands Ruhm und Ehre, der die neuen Verhältnisse, in denen jeder einzelne nur noch egoistische Ansprüche kennt, nicht begreifen und die Selbstvernichtung des deutschen Volkes nicht ertragen konnte.

August Raps war der Sohn eines Malers, von dem er den Sinn für Kunst und guten Geschmack geerbt hatte. Er verlor den Vater bereits in seinem 9. Lebensjahre, so daß die Mutter, an der er mit großer Innigkeit hing, in der Hauptsache für die Ausbildung seines Charakters maßgebend geworden ist. Seiner Vaterstadt Cöln verdankte er die Veranlagung zu einem gesunden Humor. Gern kehrte er, wenn Dienstreisen nach dem Westen es ihm gestatteten, für kurze Zeit in das gastliche Haus der Mutter ein, in dem sich die gesamte jugendliche Verwandtschaft ein Stelldichein gab. Da saß er mit Behagen am Fenster, betrachtete wie einst in den Jugendjahren den Straßenverkehr und stellte mit Befriedigung fest, daß es noch das gleiche cölnsche Leben sei, wenn er auch die Personen nicht mehr kannte.

Bereits in der Schule kam das Interesse für das Praktische bei Raps zum Ausdruck. Schon damals wußte er die Mutter zu bewegen, ihm eine Drehbank zu kaufen — sie blieb ihm sein Leben lang ein teurer Gegenstand — und ihm bei einem Mechaniker gründlichen Unterricht erteilen zu lassen. Diese frühzeitige Bekanntschaft mit der Präzisionsarbeit hat ihm ein sicheres Urteil für technische Leistungen anderer und für die Ansprüche, die man stellen kann, gegeben. Studiert hat Raps in Bonn und Berlin. Auf der Berliner Universität hörte er bei Helmholtz und Kundt; bei dem letzteren war er Assistent, ihm ist er besonders nahegetreten. Das ist nicht wunderbar, weil Kundt, der ausgesprochene Experimentator, die praktische Veranlagung von Raps besonders zu schätzen und zu fördern vermochte. Ein jeder, der das Glück gehabt hat, einem bedeutenden Manne in der Studienzeit als Lehrer oder überhaupt im Leben näherzutreten, weiß, welch ungeheuren Einfluß das auf den Charakter und das Wesen des Schülers ausübt. Raps' Arbeiten aus seiner Universitätszeit behan-

deln zwar auch rein wissenschaftliche Probleme, besonders aus der Optik und Akustik, aber auch sie weisen auf die praktische Anwendung hin; aus dieser Zeit stammt auch die Erfindung der Rapsschen Expansionsluftpumpe, die die Anerkennung der Technik gefunden hat.

Raps ist eine ganze Reihe von Jahren Dozent an der Berliner Universität gewesen und hat hier auch den Professortitel erhalten; einen Ruf als Professor an die Technische Hochschule in Dresden, als Zweiunddreißigjähriger, lehnte er ab, weil er sein Lebensziel in der reinen Technik sah. Den Weg dahin eröffnete ihm Wilhelm von Siemens, der ihm eine Beschäftigung im Berliner Werk des Hauses Siemens & Halske anbot. Mit dem Entschluß, diesem Ruf zu folgen, begründete Raps seine Lebensaufgabe; es war im Jahre 1893. Schon wenige Jahre danach übernahm er zunächst vertretungsweise für den erkrankten Direktor des Werkes Hermann Siemens und nach dessen Tode endgültig die Leitung dieses Werkes, die er zunächst allein und vom Jahre 1898 ab gemeinsam mit Adolf Franke geführt hat. Als das Haus Siemens & Halske dem Zuge der Zeit folgend aus finanziellen Gründen Aktiengesellschaft wurde, erhielt das Werk den Namen Wernerwerk, dem Begründer des Hauses Werner v. Siemens zu Ehren; denn im Wernerwerk wurden und werden diejenigen Arbeiten und Probleme gefördert, mit denen Werner v. Siemens den Grund für den Ruf des Hauses gelegt hatte, darunter diejenigen der Telegraphie; im allgemeinen bezeichnen wir diese Teile der Elektrotechnik als Schwachstromtechnik.

Als Raps die Leitung des Berliner Werkes übernahm, waren etwa 1000 Angestellte und Arbeiter dort tätig, bei seinem Tode etwa 12000; ein großer Teil der Beschäftigten waren und sind gut durchgebildete und tüchtige Mechaniker. Sehr vielseitig waren stets die Aufgaben und dementsprechend die Aufträge, die im Wernerwerk zu erledigen sind. Raps erklärte eines Tages auf die Frage eines Wißbegierigen, wieviel verschiedenartige Apparate im Wernerwerk hergestellt würden, es sei unmöglich, diese Anzahl zu bestimmen, da täglich neue Apparate hergestellt würden, jedenfalls seien es viele Tausende. Und doch war diese Vielseitigkeit keine Verzettelung; das verhinderte Raps' praktische Veranlagung und sein glänzendes Organisationstalent. Die Technik löst nicht nur Aufgaben, sondern sie sucht auch selber diejenigen heraus, die das praktische Leben in vielen Exemplaren braucht; für diese hat sie besondere Herstellungsmethoden und Maschinen nötig, und hier wußte Raps stets mit klarem Blick die richtigen Wege zu weisen.

Er hatte die schöne Eigenschaft, seine Mitarbeiter mit großer Selbständigkeit und Freiheit ihre Aufgaben entwickeln zu lassen, wodurch er die Freude an der Arbeit und damit die Sache selbst förderte. Es seien hier einige der Arbeiten genannt, bei denen Raps persönlich auch um Einzelheiten sich gekümmert hat. Er war sich vollkommen bewußt, daß seine Kräfte nicht ausreichten, sich um alles zu kümmern; er bedauerte oft lebhaft, wie traurig es für ihn sei, daß er sich an manchen wissenschaftlich hoch interessanten Problemen, Überlegungen, Messungen, Konstruktionen nicht selbst beteiligen könne. Das geht natürlich einem jeden, der in seiner Stellung wächst, ebenso, und das ist ein Glück; denn nur dadurch ist die Erzielung eines guten Nachwuchses möglich. Hierher gehört die Entwickelung der technischen elektrischen Meßinstrumente, der Minenzündapparate, des Lautsprechers, der Schiffskommandoapparate — mit der deutschen Flotte ist ein wichtiges Lebenswerk von Raps zugrunde gegangen —, der Fernsprechzentralen, der Trinkwassersterilisation mittels Ozon, der Herstellung des als Düngemittel wichtig gewordenen Kalkstickstoffes.

Ganz allgemein kann man von Raps sagen, daß er mit jugendlicher Begeisterung stets die Errungenschaften und Leistungen des Wernerwerks zu schildern verstand, ob dies in öffentlicher Sitzung oder im kleinen Kreise im Werk geschah; er hielt es für die Pflicht eines jeden Beamten, die Resultate würdiger Arbeiten auch in entsprechender Form zu schildern. Der Ausstellungsraum des Wernerwerks ist eine Bestätigung hierfür; dieser wurde von Raps zu einem Museum der lebenden modernsten Schwachstromtechnik ausgestaltet.

Daß Raps auch allgemeine Interessen der Technik stets im Auge gehabt hat, zeigen seine langjährigen Bemühungen um die Vereinheitlichung in der Fabrikation, die im Wernerwerk gründlich durchgebildet für die Allgemeinheit wertvolle Anhaltspunkte geben konnten. Dahin zu rechnen ist auch

seine Bemühung, eine gediegene Pflanzstätte für die Ausbildung von Mechanikern zu schaffen; diese mit dem Wernerwerk eng verbundene Lehrlingswerkstatt kann als ein Muster einer derartigen Schule angesehen werden.

An äußeren Anerkennungen hat es Raps nicht gefehlt. Von der Technischen Hochschule zu Danzig wurde er zum Dr. ing. e. h. ernannt; er war Mitglied des Kuratoriums der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt und Mitglied der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft; außer anderen Orden und Ehrenzeichen wurde ihm das Eiserne Kreuz 2. Kl. am weiß-schwarzen Bande für seine wohlverdienten Bemühungen um die Kaiserliche Marine zuteil. Wenn er solche Anerkennungen auch mit einem gewissen Stolz entgegennahm, so war das in der Hauptsache lediglich die Freude, daß seine Leistungen und Bemühungen auch von der Öffentlichkeit anerkannt wurden; er war in seinem innersten Wesen außerordentlich bescheiden.

Wenn man nun fragt, warum kann Raps zu den Führern der deutschen Elektrotechnik und damit auch der deutschen Technik im allgemeinen gerechnet werden, so soll darunter nicht verstanden werden, daß er einer der Direktoren eines großen Hauses gewesen ist, sondern daß er zu den Männern gehört hat, die mit gediegenem Wissen ausgerüstet als typische Charaktere deutscher Art ihrem Wirkungskreis den Stempel der Persönlichkeit aufgedrückt und den Ruf der deutschen Arbeit und der deutschen Gründlichkeit gefördert haben.

Charlottenburg. Dr. A. Ebeling.

Lic. Dr. Wilhelm Erbt: **Die deutsche Erziehung.** Eine Geschichte der Lebenswerte unseres Volkes und ihrer Verwirklichung an seiner Jugend. Frankfurt a. M. 1920, Moritz Diesterweg. Geh. 7,70 M., geb. 9,50 M.

Bis auf den heutigen Tag hat die Pädagogik um ihre Anerkennung als Wissenschaft zu kämpfen. Sie gilt vielen als eine bloße Theorie der Erziehungstechnik, die allenfalls durch ihre Beziehung zur Psychologie und Ethik eine gewisse wissenschaftliche Färbung gewinne, der man aber sonst gern einen Platz außerhalb der echten Wissenschaften anzuweisen geneigt ist. Und doch hat, wenn die Pädagogik bisher in der Entwicklung zurückgeblieben ist, dies nicht darin seinen Grund, daß sie zu geringe, sondern umgekehrt darin, daß sie sehr große Ansprüche an Wissenschaftlichkeit und Methode stellt. Denn die Pädagogik ist nicht ein isolierbares Spezialfach, sondern ein Lebensgebiet, das seine Probleme durch die mannigfaltigsten Beziehungen zu den verschiedensten Gebieten empfängt. So hat namentlich Eduard Spranger die Erziehung gedeutet: als einen Kulturvorgang, der in den Zusammenhang des ganzen geistigen Lebens eingebettet ist, und danach die Pädagogik als eine Wissenschaft, die in ihrem historischen, beschreibenden und normativen Teil mit allen übrigen Kulturgebieten eng verwoben ist.

An dieser Schwierigkeit sind bisher so gut wie alle für den pädagogischen Schulgebrauch bestimmten Darstellungen der Geschichte des Erziehungs- und Bildungswesens gescheitert. Es sind fast durchweg Biographien der großen Erzieher, die zu persönlicher Leistung verengen, was ganz nur durch die Gesamtbewegung des nationalen Lebens erklärbar wird. Über diesen engen Standpunkt erhebt sich die neue Geschichte der Pädagogik, die Wilhelm Erbt, wesentlich zur Verwendung in Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, uns jetzt geschenkt hat. In diesem Buche ist die soeben gekennzeichnete Auffassung von den Aufgaben der Pädagogik für die Darstellung ihres geschichtlichen Entwicklungsganges verwirklicht. Denn der Verfasser stellt die Geschichte der deutschen Erziehung und Bildung in den innigsten Zusammenhang mit den treibenden Kräften, durch die die Entwicklung der deutschen Kultur getragen ist. Er verfügt über die weitreichende geistige Ausrüstung, die erforderlich ist, um die vielfältigen Beziehungen aufzudecken, die Wirtschaft, Verfassung und Gesellschaft, Philosophie und Religion, Literatur, Kunst und Technik mit der Erziehung und Bildung des deutschen Volkes verbinden. Muß über dem Nachweis, daß diese Lebensgebiete mit den inneren Wandlungen des deutschen Erziehungs- und Bildungswesens verflochten sind, auch manche pädagogische Einzelleistung zurücktreten, so bietet diese großzügige Betrachtung dafür ein um so eindrucksvolleres Bild der wechselnden Daseinsbedingungen und der beständigen Ergänzung und Berichtigung der Lebenswerte, um deren Verwirklichung jedes neue Geschlecht, geführt von den großen Männern seiner Zeit, sich immer

wieder müht. Diese Zusammenschau der inneren Beziehungen unseres nationalen Lebens erhöht ihre Wirkung vor allem auch durch das Gewand, in das sie gehüllt ist: eine in reinstem Deutsch sich bewegende Darstellungskunst. Wir stehen nicht an, das Buch Erbts dem Werke Paulsens: „Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung" (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 100, Leipzig, B. G. Teubner) an die Seite zu stellen, mit der Unterscheidung, daß Erbt als schulmäßige Darstellung geleistet hat, was Paulsen unter Annahme höherer Voraussetzungen schuf. H. R.

J. Lepsius, **Der Todesgang des armenischen Volkes.** Bericht über das Schicksal des armenischen Volkes in der Türkei während des Weltkrieges. Potsdam 1919 Tempelverlag. XXIX, 309 S.

Der Sammlung diplomatischer Aktenstücke über die Armenierverfolgungen (vgl. I. M. 1919, Sp. 831 f.) läßt Lepsius jetzt noch einen auf verschiedenen mündlichen und schriftlichen Informationen beruhenden Bericht folgen, den er nach seiner Rückkehr aus Konstantinopel 1916 verfaßt hat. In den wesentlichen Punkten stimmt dieser ältere Bericht mit der späteren Dokumentenpublikation überein, liefert also weitere wichtige Beiträge zur neuesten Geschichte der durch den Zusammenbruch der Türkei keineswegs gelösten armenischen Frage. Das Buch enthält auch einen Abschnitt über das Verhalten der deutschen Presse, der sich jedoch in der Hauptsache auf eine kritische Auseinandersetzung mit Bratters Kriegsbroschüre beschränkt. J. H.

Hans von Kiesling: **Damaskus.** Altes und Neues aus Syrien. 126 S. mit Bildern und einer Kartenskizze. Leipzig 1919, Dieterich.

Deutsche Kriegsleute in den Straßen von Damaskus! Wie der Traum einer überhitzten Phantasie könnte uns heute diese Vorstellung anmuten und war doch fast gestern noch Wirklichkeit. Jene Landsleute, deren ganzes Leben sich auf engstem Raum abspielte, können das Gefühl der Wehmut kaum verstehen, mit dem wir alten Auslandsdeutschen, denen da draußen eine zweite Heimat versank, solche Bücher wie die vorliegende Schrift über Damaskus zur Hand nehmen. Für den Erdkundigen bedeuten Damaskus und der in den gelben Rahmen der Wüste gefaßte Topas der Ghuta unendlich viel, aber bei dem Kulturhistoriker ist die alte Hauptstadt Syriens fast noch größerer Teilnahme sicher. Neben Babylon und Athen, Rom und Byzanz zählt sie zu den Stätten der Erde, über die sich jeder Gebildete immer wieder gern unterrichtet, namentlich dann, wenn ihm die Belehrung in so angenehmer Form geboten wird wie von diesem deutschen Kriegsmann. Ich weiß nicht, wie alt an Jahren der Verfasser ist. Jedenfalls schaute er mit dem großen, staunenden Auge der Jugend — in so märchenhafter Fremde wird auch der reife Mann wieder jung — in die ihm neue Welt, aber dennoch gibt er uns viel mehr als lebensvolle Stimmungsbilder. Um sich darauf zu beschränken, war der Generalstabsoffizier eines Colmar v. d. Goltz viel zu sehr an Methodik und Gründlichkeit gewöhnt. Während wir mit ihm von einem Baudenkmal der Stadt zum andern pilgern, ziehen die einzelnen Abschnitte ihrer Geschichte an uns vorüber, und der Leser empfindet es nur angenehm, daß überall persönliche Erlebnisse den sachlichen Mitteilungen Frische und Wärme verleihen. Schon als ich die nachdenkliche Einleitung über die Geschichte der Paulusstadt gelesen hatte, wußte ich, daß das schmale Bändchen einen reichen Inhalt berge. Von dem feinen Empfinden des Verfassers zeugen auch die hübschen Bilder, unter denen wir das wundervolle Türkenbild auf S. 71 besonders hervorheben möchten. Gebe Gott, daß bald Zeiten wiederkehren, da diese deutsche Art, schönheits- und wissensdurstig, freie Bahn findet, um die weite Welt zu durchgeistigen und zu adeln.

Deutsch-Eylau. Fritz Braun.

Zeitschriftenschau.

Aus englischen Zeitschriften 1919.

Wer aus englischen Zeitschriften berichten will, muß von vornherein um Nachsicht bitten. Sind die Beschränkungen, die der Krieg mit sich brachte, endlich gefallen, so hat das Valutaelend der folgenden Zeit die Bibliotheken gezwungen, unter ihren ausländischen Zeitschriften fürchterliche Musterung zu halten. Für 1919 traf beides zusammen; die Folge ist, daß die hier gebotene Übersicht auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann: nicht jede Zeit-



schrift lag vollständig vor, manche, obwohl dem Namen nach noch gehalten, war nicht zugänglich.

Im ganzen kann immerhin gesagt werden, daß die Literatur augenblicklich in den englischen Zeitschriften nur einen schmalen Raum einnimmt: Politik, wirtschaftliche Fragen, der Krieg und was mit ihm zusammenhängt, all das steht im Vordergrunde, und auch die Angelegenheiten der Kunst und Dichtung werden gelegentlich von einem Standpunkte betrachtet, der außerhalb ihres engeren Bereiches liegt. Dahin gehört ein anonymer, „*A Playgoer*" gezeichneter Artikel des Novemberheftes der *Contemporary Review*, dessen Erörterungen übrigens auch Sorgen berühren, die unsere Theaterzustände wachzurufen nur zu geeignet sind. Der Verfasser stellt der idealen Bühne des Altertums und Mittelalters die moderne Spekulationsbühne gegenüber; die Zeit rufe nach einer „reineren, sittlicheren, freudenbringenderen" Verwendung der weltbedeutenden Bretter; dazu solle die in Amerika entstandene „Kleintheaterbewegung" helfen, die überall, nicht zuletzt auch auf dem Lande, kleine Bühnen für 60—600 Besucher schaffen wolle. Sie sollen den Spieltrieb in der Bevölkerung wecken und so dazu helfen, daß die dramatische Kunst lebendiger Besitz der breiten Schichten werde; in London werde man demnächst den ersten derartigen Versuch mit „*The Everyman Theatre*" machen: ein Haus, das allen modernen technischen Anforderungen genüge, sei vorhanden, die Truppe werde sich aus für die Sache begeisterten Berufsschauspielern, erprobten Dilettanten und Theaterschülern zusammensetzen. Es ist natürlich klar, daß von diesem Anfang, dessen Art wohl durch die Londoner Verhältnisse bedingt ist, bis zum vorschwebenden Ziel noch ein weiter Weg ist, mag der Verfasser schon von eifriger Nachfolge über ganz England, von einem endlich gefundenen Mittel gegen die Flucht vom Lande und aus den kleinen Städten träumen. Jedenfalls darf man begierig auf die Erfolge so schöner Pläne sein.

Auch der im selben Heft abgedruckte Vortrag, den Edith J. Morley vor der Ortsgruppe Newcastle der *English association* gehalten hat, trägt einen kulturpolitischen Anstrich; sein Thema „die Stellung des Studiums des Englischen im Leben der Nation" erinnert an den bei uns erhobenen Ruf nach dem „deutschen Gymnasium". Keine fruchtbringendere Einführung in die Anschauung des Menschen als Mitglied der menschlichen Gesellschaft könne es für Englischsprechende geben als wirkliches Verständnis ihrer großen Sprache und Literatur. Wahre Vaterlandsliebe müsse gegründet sein auf dem Wissen, wofür England in der Vergangenheit eingestanden sei und wofür es jetzt stehe, und diese Kenntnis vermittle nichts besser als das Studium der großen Sprecher des englischen Volkes seit Jahrhunderten. Gewiß sei der künstlerische Genuß Hauptzweck der Dichtung, aber daneben sei sie doch der Mund der Geschichte, sie erhalte die Vergangenheit und gerade den Alltag der Vergangenheit im wachen Bewußtsein und sei so das einigende Band zwischen den Geschlechtern eines Volkes. Denselben Zweck erfülle das Sprachstudium, indem es die Sprache als einen durch die Jahrhunderte sich lebendig entwickelnden Organismus erkennen lehre — der englische Unterricht sei also nicht Sache der Lehrer, sondern eines jeden und einer jeden.

Es ist anziehend zu sehen, in welcher Weise die Zeitschriften der Aufgabe dienen, den geistigen Besitz der Vergangenheit in der Gegenwart lebendig zu erhalten. Der größte Dichter des englischen Volkes hat derartige Bemühungen wohl am wenigsten nötig, wenn vielleicht auch Lessings bekanntes Klopstockepigramm das Verhältnis des Durchschnittsengländers zu ihm ganz gut bezeichnet: jedenfalls gilt ihm nur ein Aufsatz aus der Feder seines Biographen Sidney Lee (*Quarterly Rev.* Juli). Er wendet sich gegen einen von dem Franzosen Abel Lefranc in einem zweibändigen Buche auf Grund eines schon 1891 veröffentlichten Briefes von neuem präsentierten „wahren Shakespeare", diesmal ist es William Stanley, sechster Graf von Derby; nach Lee hält Lefranc bei seiner geringen Kenntnis der elisabethinischen Literatur ein paar zufällige Übereinstimmungen für bezeichnend, während sie in Wirklichkeit alltäglich sind. Sicher haben in Ausgaben, Anthologien, Literaturgeschichten, Essais die Engländer viel dafür getan, die Zeit der Elisabeth jedem nahezubringen, der den guten Willen hat, sie kennen zu lernen; dagegen birgt das 17. Jahrhundert noch manchen zu Unrecht halbvergessenen Dichter: im Augustheft der *Contemporary Rev.* findet sich ein Aufsatz von C. Spender über Richard Crashaw (1613—48), einen

mystisch-visionären Dichter mit der Gabe eindringlicher und deutlicher Rede, dessen Verse oft genug gar modern anmuten und für die müden, kriegssatten Menschen unserer Zeit manche Botschaft haben.

Wer England verstehen will, wird nicht zuletzt darauf achten, welche Schriftsteller der Vergangenheit dort noch heute nicht nur als klassisch gelten, sondern auch gelesen werden, und wird damit die Schätzung im eigenen Lande vergleichen. Wahrlich, wir haben genug englische Romanliteratur bei uns aufgenommen, aber wer kannte, wer kennt bei uns Jane Austen (1775—1817)? Dem Engländer gilt sie als eine der ersten Meisterinnen der Gattung und darüber hinaus als große Persönlichkeit: eine französische Doktoratsthese von Leonce Villard gibt einer entfernten Verwandten der Schriftstellerin, Mary A. Austen Leigh, Veranlassung, in der *Quarterly Rev.* (Oktober) von ihr „*A personal aspect*" zu geben. Leider sei Jane Austens Briefwechsel in seinen wichtigsten Teilen unwiederbringlich verloren, aber ihre Romane seien als Dokumente ihrer Persönlichkeit zu verwenden, und durch sie ziehe sich eine bezeichnende Gedankenreihe: stets verwebe sie mit der Handlung die Geschichte eines begangenen Fehltritts, darauf folgender Einsicht und auf ihr beruhender Besserung, mit einem Worte, sie sei die Dichterin der ethischen Bedeutung der Reue. Darauf beruhe der Austen tief sittlicher, ja religiöser Wert, und diese Seite ihrer Persönlichkeit habe die Französin gerade verkannt — worin sie denn übrigens mit einem sehr verbreiteten deutschen Urteil zusammentrifft: in Engels Englischer Literaturgeschichte heißt es (7. Aufl. S. 381) von der Austen: „sie hat das Höchste erreicht, was ohne weiten Blick und ohne Herzenswärme geleistet werden kann." Im Gegensatz zu Jane Austen ist George Eliot bei uns wohlbekannt und gilt noch heute als Englands größte Romanschriftstellerin, mag die Zahl ihrer Leser auch kaum mehr sehr groß sein; in ihrem Heimatland scheint sie jetzt hinter der Austen und der Brontë zu stehen: ein Säkulartikel im Dezemberheft der *Contemporary Rev.* von Th. Seccombe berichtet wenigstens von dem seltsamen Zusammenbruch ihres einst überragenden Ruhmes; seit den neunziger Jahren seien ihr Name und Ruf verdunkelt, der Absatz ihrer Bücher zurückgegangen. Den Grund dafür sieht der Verfasser in einer Überschätzung durch die Zeitgenossen und in ihrem allzu bewußten, tendenziösen Schaffen; nur diejenigen ihrer Werke würden sich auf die Dauer als unabhängig von allen Zeitströmungen erweisen, die aus dem Erleben ihrer Jugend schöpften, die sich nährten aus dem Mutterboden des Eliotlandes, jener Gegend Mittelenglands, in der die Dichterin wie einige ihrer Hauptgestalten zu Hause sind.

Einem in England umstrittenen Dichter huldigt O. Burdett in der *Dublin Review* (Oktober/Dezember) in schier überschwenglicher Weise, nämlich Coventry Patmore (1823—96), von dessen Hauptwerk *The Angel in the House*, einem Epos von 24 Gesängen, Leon Kellner, wohl der einzige, der bei uns diesem Dichter etwas eingehendere Betrachtung geschenkt hat, sagt: „Noch nie ist auf einen so nichtigen Stoff soviel Arbeit verwendet worden wie in diesem Gedichte" (Die englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria S. 476). Aus Burdetts Aufsatz geht hervor, daß solche Urteile auch in England gefällt werden; Burdett aber spricht für die zahlreiche Patmoregemeinde, für die ihr Dichter der einzige Epiker großen Stils in unserer Zeit ist, ein Mann, den man ohne Umstände mit Homer und Dante in einem Atem nennen kann. Er sei Fortsetzer und Vollender der großen epischen Überlieferung, Gipfel einer Kultur, im Gegensatz zu Milton, dem Sohn des Zusammenbruchs, der aus jener Überlieferung herausfalle. Der Schöpfer des *Angel in the House* sei der Dichter der Liebe unserer Zeit, der rechtmäßigen Liebe, die ihr Glück in der Ehe finde. „Mit voller Absicht zog er die Dinge in den Bereich der Dichtung, die andere sorgfältig ausschlossen. Da gibt es eine prächtige Rhapsodie über die Kleidung, nach dem Essen kreist der Portwein, der Heiratsvertrag wird in den Einzelheiten erörtert ... Die Handlung beruht gänzlich auf dem Verlauf einer durchschnittlichen Liebeswerbung, und darum müssen die Vorfälle so alltäglich wie möglich sein." Die Gegner sprächen von der Prosa des Familienglückes der mittleren Schichten, aber sei solche Prosa nicht Ziel jedes einzelnen und sollen denn nicht Leben und Dichtung eins sein? Homer verkläre seine Gegenwart, Patmore die unsrige! Die irdische Liebe sei die unserm Erleben zugängliche Offenbarung der göttlichen Liebe, deren Sänger derselbe Patmore in seinen Oden sei: so biete sein Schaffen eine

windung der protestantisch-puritanischen Naturfeindschaft im christlichen Geist.

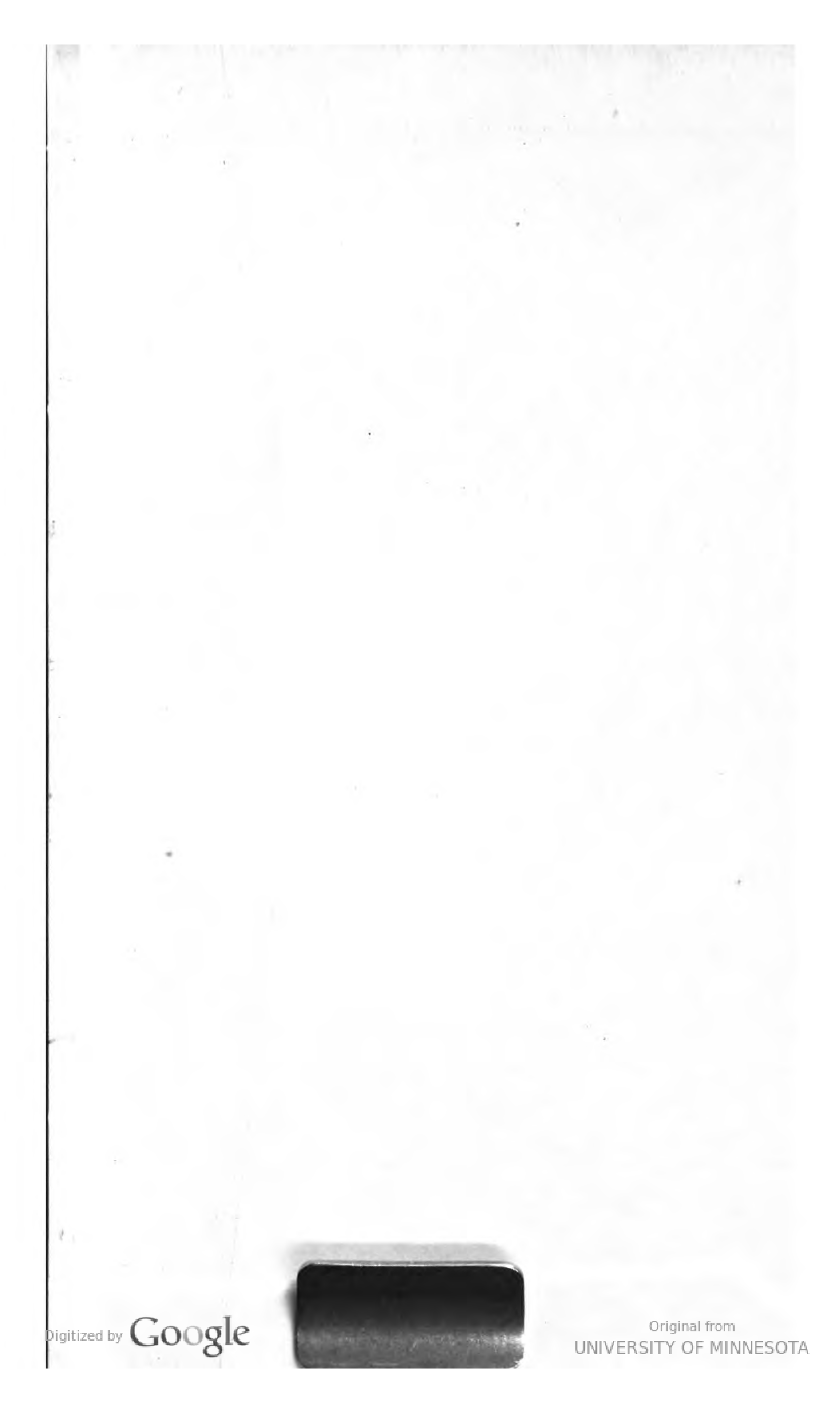
Noch geringer ist der Raum, der für die nichtenglische Literatur übrigbleibt. Gottfried Kellers hundertster Geburtstag ist nicht unbemerkt vorübergegangen: Alec W. G. Randall berichtet den Lesern der *Contemporary Review* (November) kurz über sein Leben und stellt von seinen Werken den Grünen Heinrich und die Leute von Seldwyla in den Vordergrund. Sehr tief gehen seine Bemerkungen nicht, natürlich vergißt er nicht zu betonen, daß Keller Schweizer ist und daß die deutsche Literatur eine Reihe ihrer bezeichnendsten Werke der erzählenden Dichtung Landsleuten von ihm verdankt. Nicht uninteressant ist, daß eine Übersetzung von Romeo und Julia auf dem Dorfe während des Krieges erschien (1915 von Edith Wharton). Weiter und tiefer greift ein Aufsatz von Arthur Mc. Dowall (*Quarterly Review*, Oktober) über den französischen Roman, den ein Buch von Saintsbury über denselben Gegenstand angeregt hat. Der Verfasser bemüht sich zu zeigen, welche Züge die französische Erzählungskunst gegenüber der englischen charakterisieren: das natürliche Gefühl für eine den Bericht lohnende Geschichte, die gewandte Leichtigkeit der Darbietung, die sorgfältige Behandlung der Technik seien hervorstechende Züge, im übrigen sei die Neigung der Franzosen dahin gegangen, ihre Gestalten lieber als Geschöpfe der Gesellschaft zu zeichnen und zu erklären, statt den Einzelmenschen seinem Geschick gegenüberzustellen und „jene letzten Fragen heraufzubeschwören, an die englische und russische Romanschriftsteller beständig erinnern". Freilich sei es nicht unwahrscheinlich, daß sich das ändern werde: für die Zukunft des französischen Romans scheine Ch. L. Philippes Wort *maintenant il faut des barbares* maßgebend zu sein, die neuen Schriftsteller erstrebten statt psychologischer Zergliederung der Beweggründe die Ergründung des Bewußtseinsinhalts von innen heraus — das heißt also, der Expressionismus steht vor der Tür.

Die altehrwürdige *Westminster Review* bringt einen Aufsatz zur klassischen Literatur „Höhere Homerkritik" von A. J. B. Wace, der sich gegen den immer noch andauernden Einfluß von Wolfs Lehren in [...] beginnt wie so vieles andere, das rein einreißend ist, in Deutschland", bemerkt der Verf. liebenswürdig. Jedenfalls seien nun die Dinge durch die Ergebnisse der Ausgrabungen in Troja, Mykene, auf Kreta in ein neues — oder altes — Licht gerückt; mit Wolfs Voraussetzung, daß die Griechen zur Zeit der Entstehung der homerischen Gedichte noch nicht geschrieben hätten, falle auch die Wichtigkeit der berühmten Textherstellung unter Pisistratus; Homer sei kein Zeitgenosse seiner Helden gewesen, sondern ein Dichter, der seinen Stoff mit bewußtem Streben nach dichterischer Einheit behandelte, und Ilias und Odyssee stammen, so wie sie sind, von Homer. Die Homerkritik kehre also zum Standpunkt des alten Aristarch zurück, nur daß wir ein sicheres Wissen von der Wirklichkeit dieser Städte und dieser Kultur haben, während Aristarch nur daran glaubte.

Dem Gebiet der Literatur nahe steht endlich noch ein gutgeschriebener, mit zahlreichen Belegen versehener Aufsatz im Oktoberheft der *Contemporary Review* von Malcolm Letts über Reisen in der Vergangenheit und die Entwicklung des Schönheitsgefühls. Er zeigt, wie wesentlich die Möglichkeit, bequem und gefahrlos zu reisen, für die Empfindung landschaftlicher Schönheit im Hochgebirge war. Bis ins 15. Jahrhundert dachte der Reisende vor allem an die glückliche Heimkehr, dann begann er zu sehen, zuerst allerdings nach dem, was nützlich war, und Nutzen wurde ihm ein wesentlicher Bestandteil der Schönheit; erst ganz zuletzt erscheint der vollkommene Reisende, der schlechthin glücklich ist, wenn seine Augen Schönheit trinken. Diese Reihenfolge ist an sich nicht neu; nur sind wir in erster Linie gewohnt, die Entwicklung des Gefühls für landschaftliche Schönheit an literarische Einflüsse (Rousseaus Neue Heloïse, Goethes Werther) zu knüpfen; daneben sind zweifellos aber auch, vor allem für die allgemeine Empfänglichkeit gegenüber solchen Eindrücken, die äußeren Bedingungen nicht zu vergessen, auf die Letts aufmerksam macht — bei den Schwierigkeiten des Reisens in unserer Zeit wird man ja vielleicht, wenn die Dinge sich nicht ändern, Gelegenheit haben, eine Art von Probe aufs Exempel zu machen.

Berlin, Mai 1920. Albert Ludwig.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.




UNIVERSITY OF MINNESOTA
walt,cls bd.14
Internationale Monatsschrift f ur Wissen
3 1951 000 924 903 C


VERSITY OF MINNESOTA
Monatsschrift f ur Wissen
1 000 924 903 C